Die nieder

I.

Seite 535

Fig. 20.

Fig. 12

Fig. 1

7. Seite 425

Fig. 2.

Fig. 9.

Fig. 6. Seite 512.

Die

Nieder-Jagd

in

allen ihren Verzweigungen

zu

Holz, Feld und Wasser.

Nebst

vollständiger Anleitung zur Behandlung und Dressur der Hunde, einem Wörterbuch der Jagdsprache 2c.

Ein Handbuch

für

Jäger und Jagdfreunde.

Bearbeitet

von einem Jäger-Verein und redigirt

von

J. K. v. Train,

K. B. quittirt. Hauptmann.

Erster Band.

Mit Abbildungen.

Ulm, 1845.

In der J. Ebner'schen Verlagsbuchhandlung.

Einleitung

in die

Naturgeschichte.

Mit dem Worte **Natur** bezeichnen wir das All, was da ist — Alles, was im Reiche der Dinge vorhanden ist; zugleich auch alle sinnlichen Erscheinungen nach ihrem ursachlichen Zusammenhange, mit allen ihren zu Grunde liegenden Naturkräften. — Die einzelnen Theile der Natur nennt man **Naturproducte.**

Die **Naturforschung** (Naturkunde) bezweckt die Ausmittlung der Gesetze, nach denen Alles entstanden ist und fortbesteht; sie zerfällt in die **Naturlehre** (Physik) und in die **Naturbeschreibung** (Physiographie).

Alle Naturkörper lassen sich a. in **leblose** — b. in **lebendgie** (oder belebte) eintheilen und zerfallen in drei **Naturreiche**: in das **Thierreich** — **Pflanzenreich** — und **Mineralreich.** — Mit dem ersten beschäftigt sich die **Thierkunde** (Zoologie), mit dem zweiten die **Pflanzenkunde** (Botanik), mit dem dritten die **Mineralkunde** (Mineralogie).

Die Thiere sind belebte Wesen, welche einer willkührlichen Bewegung fähig sind, Empfindung besitzen und ihre Nahrung durch einen Mund in sich aufnehmen.

Alle Verrichtungen, die wir bei den Thieren bemerken, lassen sich in **pflanzliche** (vegetative) und in **thierische** (animalische) eintheilen. — Zu den ersteren rechnen wir diejenigen, welche das Thier mit der Pflanze gemein hat: —

Ernährung — **Vermehrung**; zu den letztern jene, welche den Thieren eigentlich zukommen: **Bewegung** — **Empfindung**. Für jede dieser Verrichtungen sind bestimmte Organe vorhanden, die zusammen vier organische Systeme bilden, nämlich die Systeme der **Ernährungs-**, **Vermehrungs-**, **Bewegungs-** und **Empfindungs-Organe**.

Die **Ernährung** hat zum Zweck aus den aufgenommenen Speisen die Stoffe zu bereiten, welche entweder die Masse des Körpers vermehren oder verlorene Stoffe desselben ersetzen sollen, und die so bereiteten Nahrungssäfte darin an jene Orte hinzuführen, wo sie gerade nothwendig sind. — Dieses wird vermittelt durch die **Verdauung**, durch die innere **Saftbewegung** (oder den Kreislauf) und durch das mit letztern in Verbindung stehende **Athmen**.

Die dazu gehörigen Organe sind das **Herz**, die **Arterien**, die **Venen** und die **lymphathischen Gefäße**.

So wie durch die **Ernährung** das Leben des einzelnen Thieres gefristet wird, so wird durch die **Vermehrung** die **Art** erhalten und das Aussterben der einzelnen Thiergeschlechter verhindert. Die Vermehrung erfolgt entweder durch bloße **Theilung**, oder durch **Eierlegen**, oder durch **Lebendiggebären**.

Die äußere **Bewegung**, vermöge welcher das Thier willkührlich den Ort, auf dem es sich befindet, verändern kann, wird vorzüglich durch die **Knochen** und **Muskeln** vermittelt.

Das **Skelett** (Knochengrundlage) des **Säugethier-**, wie des **Vogel-Körpers** hat folgende **Hauptabtheilungen** — nämlich: den **Kopf**, den **Hals**, den **Rumpf**, die **Gliedmaßen**. Jede derselben enthält **äußere** und **innere** Theile.

Die Organe der **Empfindung**, vermittelst welcher das Thier äußere Eindrücke in sich aufzunehmen und denselben eine innere Thätigkeit entgegenzusetzen vermag, sind das **Gehirn**, das **Rückenmark** und die mit denselben in Verbindung stehenden **Nerven**.

Jene Theile des Körpers, an welchen die Sinnesnerven am meisten nach außen treten oder im Vereine mit andern Gebilden eine bestimmte Form der Wahrnehmung hervorbringen, heißen **Sinnesorgane**. — Man unterscheidet den **Tastsinn** (das Gefühl), den **Geschmack**, den **Geruch**, das **Gehör** und das **Gesicht**.

Das Thier regelt seine Lebensweise entweder nach den **Eindrücken**, die es **von außen** empfängt, und für welche es Vorstellungskraft und Gedächtniß besitzt, oder nach einem **Instinkte**.

Der ganze Körper des Thiers ist äußerlich mit einer **Haut** umgeben. Diese besteht aus drei Schachten: der **Lederhaut**, dem **Schleimnetze** und der **Oberhaut**.

Alle Thiere zerfallen nach dem großen Naturforscher Cuvier in vier **Hauptgruppen:** in **Wirbelthiere** (Rückgraththiere), in **Gliederthiere**, in **Weichthiere** (Mollusken), und in **Strahlthiere**.

Die Wirbelthiere theilen sich in vier streng gesonderte Klassen; in **Säugethiere**, **Vögel**, **Amphibien** und **Fische**.

Die **waidmännische Zoologie** beschäftigt sich mit sämmtlichen in Deutschland, nebst den angränzenden Ländern vorkommenden Wildarten (Haar- und Federwild), wie auch mit den zum Jagdbetriebe mittelbar anwendbaren Thieren.

Da in diesem Lehr- und Handbuche nur die Niederjagd behandelt wird, so sind darin auch nur die in den Bereich der Niederjagd gehörenden Wildarten aufgeführt.

Nach Behlen's klassischem Werke: „Lehrbuch der Forst- und Jagdthiergeschichte" ist die in diesem Werke beibehaltene systematische Uebersicht und Eintheilung des zur Niederjagd gehörigen Haar- und Federwildes folgende:

Jagd- und Wald-Säugethiere.

Erste Ordnung. *Ungulata.* Hufthiere.

Erste Unterordnung.

Zweite Unterordnung. Bisulca. Zweihufer, Spaltklauer.

I. Gattung. Hirsch. Cervus.

Art c. Rehwild. C. capreolus.

II. Gattung.

III. Gattung.

Dritte Unterordnung.

Zweite Ordnung. Digitata. Thiere mit Zehen und Nägeln.

Erste Unterordnung. Plantigrada. Mit der ganzen Fußsohle beim Gehen auftretend.

I. Gattung.

II. Gattung.

III. Gattung. Dachs. Taxus. (Ursus Meles Linn.)

Art. Gemeiner Dachs. Taxus (Meles) vulgaris.

Zweite Unterordnung. Digitigrada. Mit den Zehen auftretend.

A. Raubthiere, Ferae.

I. Gattung. Hund, Canis.

Art c. Fuchs. C. Vulpes.

II. Gattung. Katze, Felis.

Art b. Wilde Katze. F. catus ferus.

III. Gattung. Wiesel, Mustela.

Art a. Steinmarder, M. Foina.

" b. Baummarder. M. Martes.

" c. Iltiß. M. Putorius.

" d. Großes Wiesel. M. Erminea.

IV. Gattung. Otter, Lutra.

Art a. Flußotter. L. vulgaris.
„ b. Sumpfotter. L. minor.

B. Nagethiere, Glires.

I. Gattung. Hase, Lepus.
Art a. Gemeiner Hase, L. timidus.
„ b. Veränderlicher Hase, L. variabilis.
„ c. Kaninchen, L. cuniculus.
II. Gattung. Eichhorn, Sciurus.
Art. Gemeines Eichhorn, S. vulgaris.
III. Gattung.
IV. Gattung.
V. Gattung.
IV. Gattung. Biber, Castor.
Art. Gemeiner Biber. C. Fiber.

Jagd- und Waldvögel.

Ihre Eintheilung finden wir in der II. Abtheilung, die das Federwild enthält.

Als bei der Niederjagd zum Jagdbetriebe mittelbar anwendbare Thiere.

Zweite Unterordnung. Digitigrada. Mit den Zehen auftretend.

A. Raubthiere, Ferae.

I. Gattung. Hund, Canis.
Art a. Geselliger Hund, C. familiaris.
Abart 2. Schweißhund. C. scoticus.
„ 4. Gemeiner Jagdhund. C. sagax.
„ 5. Dachshund. C. vertagus.
„ 6. Stoberhund. C. irritans.
„ 7. Wasserhund. C. aquaticus.
„ 8. Hühnerhund. C. avicularius.
„ 12. Gemeiner Windhund. C. grajus.

III. Gattung. Wiesel, Mustela.
Art d. Kaninchenwiesel (Frette) M. Furo.

Ehe wir zur Naturgeschichte des einzelnen Niederjagd-Haarwildes schreiten, sagen wir das Nöthige über die

Säugethiere.

Die Organisation der innern und äußern Theile des Säugethierkörpers ist bei weitem vollkommener, als der Körper der übrigen Thierklassen. — Nie fehlt ein Sinnorgan; durchgängig sind die Geschlechtstheile an beide Geschlechter vertheilt; nirgends ist ein Eierstock vorhanden, sondern überall zwei Geilen, beim männlichen Geschlecht zwei Hoden und eine wahre Ruthe, wenn auch bei einigen Säugethierarten der Samenkanal an der Wurzel der Ruthe sich öffnet; durchgängig finden sich beim weiblichen Geschlecht Zitzen, und zwar mindestens ein Paar.

(Okens Zool. Th. III. Abth. II. S. 651.)

Die Säugethiere, begabt mit warmem rothem Blute, bringen lebendige Junge zur Welt, die die Weibchen Anfangs aus Zitzen mit Milch ernähren, haben Lungenathmung und meist einen borstigen, stachligen, nie befiederten Körper, dem ein Gerippe (Skelett) zur Grundlage dient. Die Gestalt ist sehr verschieden, gewöhnlich der Rumpf in's Längliche gestreckt, meist horizontal auf vier Füßen ruhend und in einen dünnen Schwanz sich endigend. — Auf dem gerade ausgestreckten oder emporgehobenen Halse befindet sich der ziemlich große Kopf mit sehr verschiedener Kieferbildung, und öfters mit Hörnern versehen. — Bei manchen hieher gehörigen Thierarten mangeln die zwei Hinterfüße und sind die vordern in flossenartige Ruder verwandelt, oft auch eben so alle vier. — Die Füße sind bald mit freien, bald mit verschiedentlich verbundenen, meist in Nägel oder Klauen sich endigenden Zehen oder Fingern versehen, und zum Gehen, Laufen, Hüpfen, Klettern, Wühlen, Zerreißen, Schwimmen ꝛc. ꝛc. eingerichtet.

Von den Säugethieren kennt man bis jetzt ungefähr 1100 Arten, welche sich über die ganze Erde verbreiten. Ihr Wohnort ist sehr verschieden, bald die ebene trockene Erde, bald Bäume, Höhlen; eine kleine Anzahl der Säugethiere lebt stets im Wasser, wieder eine andere nur zeitweise bald im Wasser oder im Sumpfe.

Die meisten Säugethiere werden 7—30 Jahre, einige 100, ja der Wallfisch vielleicht 1000 Jahre alt.

Ihre **Nahrung** ist sehr verschieden und besteht theils in dem Fangen anderer Thiere, theils in Pflanzen, oder auch gemischt aus beiden Reichen. — Hiernach ist auch der Bau ihrer **Zähne** sehr verschieden, und gibt derselbe stets ein **charakteristisches** Merkmal.

Das **Naturell** der **Säugethiere** ist sehr verschieden. Einige sind sehr rasch und lebhaft, andere träge und langsam, manche muthvoll, kühn, wild, andere wieder das Gegentheil. — Sie besitzen die meiste **Gelehrigkeit** und haben verschiedene **Instinkte**. — Sie lieben in der Regel ihre Jungen, pflegen sie mit Sorgfalt und vertheidigen sie bis zum Aeußersten.

Fast alle **Säugethiere** haben eine **Stimme**, die aber weder zum Gesang, noch zum Wörteraussprechen tauglich ist.

Die **Säugethiere**, namentlich die Hausthiere, gewähren dem Menschen den ausgebreitetsten Nutzen, einige schaden ihm aber auch durch ihre Gefrässigkeit, Raubsucht und Wilde.

Eigentlich **giftig** ist kein **Säugethier**.

(Aug. Schmidts Handbuch d. Naturgeschichte. Abschn. II. S. 12.)

Die **Klasse** der **Säugethiere** steht in ihrer ganzen leiblichen Bildung und Entwicklung dem Menschen, der ja seinem Leibe nach selber zu ihr gehört, am nächsten. Denn obgleich bei den Säugethieren sich selten etwas zeigt, was den unwillkührlichen und ganz bewußtlosen, aber desto bewunderungswürdiger in die Augen fallenden **Kunsttrieben** der **Insekten**, ja selbst denen der Vögel entspreche, so zeigt sich dafür desto öfter in den Säugethieren eine Spur oder gleichsam Vorbildung der höhern **Seelenfähigkeiten**, die der Mensch hat. Man kann z. B. vom Elephanten sagen, daß er wirklich mit Ueberlegung handelt.

Die **Säugethiere** haben warmes rothes Blut; ihr **Blutumlauf** ist wie jener bei den Vögeln. Sie gebären lebendige Junge und säugen diese an den Brüsten. Ein Theil von ihnen ernährt sich aus dem **Pflanzenreich**, ein anderer frißt **thierisches Fleisch**. — Der Mensch findet in dieser Klasse seine vorzüglichsten, wichtigsten Hausthiere.

Bei der **Eintheilung** der **Säugethiere** sieht man auf das Vorhandenseyn und die Bildung der 3 Arten von **Zähnen** (Schneidezähne, Eckzähne, Backenzähne) und auf die Beschaffenheit der Füße.

(Dr. G. H. v. Schuberts Lehrbuch der Naturgeschichte. S. 335.)

I. Ordnung.

Mit Hufen, Ungulata.

I. **Unterordnung.**

II. „ „ mit **gespaltenen Klauen** und zwei **Hufen**, **Zwei-** oder **Spalthufer**, **Wiederkäuer**, Bisulca.

Die Hufthiere sind vierfüßig, meist sehr groß. Die Füße endigen sich in Hufen oder Klauen. Landthiere nur wenige in Sümpfen, andere sogar im Wasser sich gern aufhaltend. Gesellig, meist von Gras und Laub sich nährend. Unfähig, irgend einen Gegenstand mit den Füßen festzuhalten.

Die Zweihufer oder Wiederkäuer, meist merkwürdige und nützliche Thiere von ziemlicher Größe, sind theils ziemlich plump, theils schlank und leicht mit hohen, meist dünnen Füßen mit 2 Klauen, die einen gespaltenen Huf darstellen. Schwanz kurz oder mittelmäßig mit einer Haarquaste. Augen groß, Mund mit beweglicher Oberlippe und weicher Zunge. Magen vierfach: 1. der Wanst, ein großer, mit platten Zäpfchen versehener Sack; 2. der Netzmagen, zellig wie Bienenwaben; 3. der Blättermagen, mit blättrigen Längsfalten; 4. der Fettmagen, runzlich.

Die Wiederkäuer, über die ganze Erde verbreitet, leben heerdenweise, nähren sich aus dem Pflanzenreiche, sind meist sanft, schüchtern, dumm, können schnell laufen. — Viele sind Hausthiere, machen oft den Reichthum ganzer Völker aus, und sind für den Ackerbau unentbehrlich.

Naturgeschichte des Rehwilds.

I. Gattung. Hirsch, Cervus.

Gattungscharakter.

Ein ästiges Geweih, meist nur bei dem Männchen, welches in jedem Jahre abgeworfen und regelmäßig wieder aufgesetzt wird. Meist Thränenhöhlen. Blume kurz oder äußerlich gar nicht wahrnehmbar. Läufe hoch und (meistens) auffallend dünn. Gallenblase fehlt. Spinne mit 4 Zitzen. Das Haar der Thiere dieser Gattung trocken und brüchig. Männchen stärker und höher als Weibchen; kampflustig mit Seinesgleichen; gereizt die stärkeren Arten; bösartig, in der Brunftzeit mehr oder weniger. Bei mehreren Arten imponirt edler, leichter Anstand, andere haben ein gemeines, plumpes Ansehen. — Wiederkäuer, alle wild, die meisten jedoch zähmbar; Wild- und Hausthier zugleich nur eine Art (das Rennthier). Alle leben von Vegetabilien, andere Nahrungsmittel sind unnatürlich und werden von gezähmten Individuen aus Naschhaftigkeit oder im wilden Zustande nur in höchster Noth angenommen.

Vierte Art. Rehwild. Cervus capreoleus.

Art-Kennzeichen.

Schneidezähne 6 oben und 6 unten; keine Gräne; Backzähne 6 oben und 6 unten; keine Thränenhöhle; Gehörn kurz, aufrecht, mit wenigen, selten mehr als 6 Enden, ohne Augensprossen; Blume von außen kaum sichtbar; ums Waidloch bis zu den Schlegeln die Scheibe; an den Geschlechtstheilen ein Haarbüschel.

Männchen.

Bockkitze bis zum nächsten Martinitag. Von da oder eigentlich nach Vollendung des ersten Jahres, und wenn das erste Gehörn aufgesetzt ist, Spießbock; nach geschehenem Aufsetzen einer Gabel mit 2 Enden auf jeder Stange, gewöhnlich im folgenden Jahre, Gabelbock; nach dem Abwerfen des Gabelgehörns Bock, geringer oder starker Sechser; mit dem Zunehmen an Jahren und Stärke des Leibes und Gehörnes Kreuzbock oder Kapitalbock.

Weibchen.

Geißkitz bis zum nächsten Martinitag; von da bis zur nächsten (rechten) Brunft Schmalreh; nach dem ersten Satz Geiß oder Reh; nach dem folgenden alte Geiß, Altreh. — Die Benennungen: Hille oder Ricke sind nicht ganz waidmännisch.

Weibliches Rehwild, das nie gesetzt hat, oder, sey es aus hohem Alter, sey es in Folge irgend eines Kümmerns, nicht mehr hoch beschlagen wird, nennt man Gell- oder Geltreh.

Vaterland.

Das Rehwild ist einheimisch in ganz Europa, bis nach Norwegen und Schweden hinauf, und abwärts bis nach Griechenland; in Asien bis Indien, Ceylon und Java; in Sibirien. — Nach Dietrich aus dem Winkell gibt es in England kein Rehwild im Freien, nur in Thiergärten, und da selten, trifft man es an; auch verträgt es nicht die ganz kalte und ganz heiße Zone.

A. Der Rehbock.

Gestalt.

Grind mit kurzbehaarter Haut bedeckt, oben merklich breiter als bei der Geiß, doch mit der Stärke des Körpers im richtigen Verhältniß stehend. — Lichter groß mit ovalem bläulichem Augapfel. — Lufer eiförmig, zugespitzt, von 3—6 Zoll Länge, oben weiter auseinander stehend, als an der Wurzel, stets aufgereckt, einzeln wie beide zugleich sehr beweglich, und zwar nach allen Richtungen hin; auswendig nach Farbe und Länge behaart wie am obern Theil des Grindes, mit schwarzer Einfassung am Rande, und inwendig völlig

weißgelb und dicht behaart, zum Schutz gegen Nässe und Ungeziefer. — Windfange schwarz und glatt, immer naß und kalt, an der Wurzel mit einem sehr kurzhaarigen schwarzen Rande umgeben. — Geäs spitzig, mit eben so stehenden, eben so geformten vom 2. bis zum 4. Jahre ausfallenden und sich wieder ersetzenden Schneidezähnen und eben so scharf gespitzten Backzähnen wie beim Schafe. — Das Untergeäs hell weißgrau, schmutzig gelb. — Hals genügend lang, um ohne Beschwerlichkeit dicht vom Boden weg äßen zu können, auf- und abwärts nur in gerader, nach den Seiten hin in jeder beliebigen krummen Richtung sich biegend. — Stich gehörig proportionirt, und nur so breit als nöthig ist, um die Schnelligkeit in den Bewegungen nicht zu hindern. — Läufe, die Vorderläufe vom Blatt, die Hinterläufe vom Schlegel ausgehend, kurz behaart, trotz ihrer Dünne stark genug im Verhältniß zum Körper und von bewunderungswürdiger Kraft und Elasticität der Sehnen, — mit schwarzen glänzenden Schalen; unter dem Kniegelenke der Hinterläufe an der inwendigen Seite mit der Sprungfeder, hinten an dem Fesselgelenke mit den Afterklauen versehen.

Im Jahre 1813 wurde in der Gegend von Karlsruhe eine alte Rehgeiß geschossen, welche anstatt mit 2, mit 4 aus 2 gemeinschaftlichen Schlegeln herausgewachsenen Hinterläufen einherstelzte.

Leib, schlank, schön geformt, mit geradem Rücken.

Der vollkommen ausgewachsene, in fruchtbarer, gesunder Gegend stehende, starke Rehbock ist in der Regel 4 Fuß 4 Zoll lang, 2 F. 8 Z. — 3 F. hoch und hat 45 — 50 — 60 Pf. inständig.

Das Verhältniß der Länge eines alten, starken Rehbocks und seiner Stärke kann zu der einer alten, starken Rehgeiß in der Regel als solches angenommen werden:

Länge, gemessen vom Geäs bis zum Waidloch: Bock 4 Fuß, 2 Zoll. — Geiß 3 Fuß 5 Zoll.
Vordergestell: Bock 2 F. 6 Z. — Geiß 2 F. 3 Z.
Hintergestell: Bock 2 F. 11 Z. — Geiß 2 F. 8 Z.
Gewicht: Bock 52 — 36 Pf. — Geiß 38 — 42 Pf.

Es versteht sich ohnehin, daß dieses Maß und Gewicht nur bei Bock und Geiß gelten, die einen sehr gesunden Stand, reichliche kräftige Aeßung, in ihrem Reviere ächt waidmännisch behandelt, d. h. im Winter gefüttert, nicht durch Hetzen mit Hunden, durch vieles Beschießen und häufiges Treibjagen, durch langefort anhaltendes Pecheln, Holzklauben, Streurechen ꝛc. immer beunruhigt, daher im Zunehmen, an Auflegen an Feist und Wildpret gehindert, und daß sie in der Zeit, wo sie am besten am Leibe sind, geschossen werden.

Beim Zusammentreffen dieser wesentlich erforderlichen Umstände wird das vollkommen ausgewachsene, im Alter vorgeschrittene Rehwild die angegebene Stärke in Beziehung auf Körpergröße und Körpergewicht haben.

Man kann annehmen, daß im Eichsfelde das stärkste Rehwild steht. Böcke von 70 bis 80 Pf. inständig, sind da sehr häufig zu finden.

Farbe.

Vom Monat April an, wo in der Regel die Färbezeit ist, erscheint der Rehbock im Sommerschmucke, der am Halse, auf dem Rücken und an den Flanken von schön braunrother Farbe ist, die sich an den Läufen ins Braungelbliche verliert, am Unterleibe aber noch heller wird. Mit Eintritt des Herbstes kleidet sich der Bock in sein längerhaariges und dunkles Wintergewand. Zwar am Grind und an den Läufen verlängert er die Haare fast unmerklich, behält auch an diesen Theilen fast gänzlich die Sommerfarbe bei, nur daß ihre Färbung weniger lebhaft und glänzend ist. Dagegen verlängern und verdichten sich am Halse, auf dem Rücken, am Leibe, am Blatt und Schlegel, wie auch am Pinsel die Haare sehr bedeutend, und nehmen vorn von dem Luser an über den Hals und auf dem Rücken eine schwarzbraune, ins Graue spielende, an den Seiten fast graugrünliche Farbe an. Bei alten starken Böcken findet man am Halse einen gelblich-weißen Fleck.

Merkwürdig ist es, welchen bedeutenden Einfluß Stand, Aeßung, Klima und Witterung auf das frühere oder spätere Verfärben haben. Ein in fruchtbarer, eines milden Klima's genießender Gegend stehender, kerngesunder Rehbock fängt an, sich mit Eintritt April's, wenn die Witterung gut ist, zu färben, und hat in 2—3 Wochen gänzlich abgefärbt; während ein anderer, der magere Aeßung, dabei einen rauh-kalten, brüchetigen Stand hat, um 3—4 Wochen später verfärbt. — Am spätesten (oft gar nicht oder äußerst wenig) geschieht dieß beim Rehbock, der aus Altersschwäche oder andern Nachwehen eines bedeutenden nur schlecht verharschten Anschusses oder sonst gefährlichen Verletzung, z. B. beim Ueberfallen über eine spitzig auslaufende Einzäunung ꝛc., kümmert. An einem solchen Bocke gewahrt man oft noch bis zum Eintritt der neuen Winterhaare stellenweise von den alten dichte, handbreite Büschel, deren schmutziges Schwarzbraun widerlich absticht gegen das hellschimmernde Braunroth der übrigen Sommerbekleidung.

Auch der im Thiergarten oder sonst in einer bezäunten Strecke eingeschlossene Rehbock verfärbt in der Regel später, als der im unbeschränkten Raume.

Als Farbenvarietäten haben wir in Deutschland nach Dietrich aus dem Winkell

a) im Sommer gelb-rothes, im Winter röthlich-graues, am Grinde und an den Läufen aber eben so wie die sonstigen gefärbtes Rehwild;

b) das ganze Jahr hindurch dem Damwild ähnliches weißgeflecktes, das aber höchst selten ist. Ein solches Stück wurde 1790

in dem zum Rittergut Morst gehörigen, an der anhalt-dessauischen Gränze gelegenen Walde vom Bruder des Referenten geschossen;

c) ganz weißes, mit röthlichen Lichtern.

Nach Behlen und Wildungen

a) tuschfarbenschwarzes in der Luzin, einem zur Grafschaft Dannenberg gehörigen Forst, und rabenschwarzes mit schwarzem Spiegel und gelben Gewichteln, in der Grafschaft Schaumburg, vorzüglich im Ottenser Forste;

b) bleifarbige, in den gräflich Erbach'schen Forsten.

Nach Büffon und Heppe

dunkelbraunes mit gelbem Spiegel.

Im K. Württemberg. Oberforste Urach stand noch im Jahre 1802 ein Sprung ganz weißen Rehwildes. Eingefangen und dann in einem sehr geräumigen Rehpark, nahe bei Ludwigsburg, ausgesetzt, giengen die Glieder dieser interessanten Familie sehr bald ein. Ausgebalgt sind sie im K. Naturalienkabinet zu Stuttgart aufbewahrt.

Ein Spießbock von blendend weißer Farbe, mit rothen Lichtern, daher in die Klasse der Kakerlacken gehörig, feiner, länger behaart, als das gewöhnliche Rehwild, und, was das Merkwürdigste ist, mit rein-weißen Scholen, wurde 1808 im Forste Frammersbach am Spessart geschossen.

In eben diesem Jahre wechselte ein dunkelbrauner Rehbock im Forstrevier Dallau, einige Stunden vom Neckar, zur fürstl. Leiningen'schen Oberforstei Mosbach gehörig, mit Anfang der falschen Rehbrunst ein. Der Fürst ließ ihn zur Bereicherung seines Naturalienkabinets erlegen.

Während der ganzen Frühlingszeit des Jahres 1831 nahm ein weiß- und gelbfleckiger Rehbock im Schulenberger Revier immer dieselbe Wiese an, bis er dem Bleie des Försters Rohnrey verfiel.

Im ehemaligen Neustädter Bogen (gegenwärtig Forstwartei Mühlhausen bei Neustadt a. d. Donau) wurde 1794 im Monate März von einem Pächter eine ungewöhnlich starke Rehgeiß geschossen, die blendend-weiß, aber auf der linken Seite am ganzen Blatte und zur Hälfte des Schlegels feurig-braunroth war. Auf die Anzeige des Pächters wurde nun vom Neustädter Jäger und seinem Gehülfen alles aufgeboten, dieser seltenen Geiß mittelst Pürsche und Anstand habhaft zu werden. Sie wurde öfters gesehen, besonders an einer Waldwiese mit einer Quelle, wo sie sich selbst am Tage äßete. Der Gehülfe, ein tüchtiger Schütze, konnte nie zu Schusse kommen, sein Prinzipal aber hatte ein entschiedenes Unglück, denn bald brannte es ihm ab oder nach, bald führte er gerade die Flinte, als er die Büchse gebraucht hätte, bald befeindete ihn das Fatum, das tückische, in Gestalt eines ungeheuern Rausches, der ihm Rehgeiß und Bäume im heftigsten Wirbeltanze erscheinen machte.

So kam die Zeit der Treibjagd heran, und schon in der ersten schoß die in wildester Flucht vor drei scharfen Jagdhunden durch dichtes Stangenholz daher fahrende Rehgeiß der Wirthssohn von Geibenstätten, ein winzinges Studentlein, das in seinem Leben noch kein Thierchen erlegt hatte, als einige Meisen auf dem väterlichen Düngerhaufen. Das Forstamt Geißenfeld scheute nicht Mühe und nicht Unkosten, den früheren Stand dieses Rehes, es war nach Stärke und Spinne eine Geltgeiß, auszuforschen; aber alle, in einem Umkreise von mehr denn 10 Meilen eifrigst gepflogenen Nachforschungen blieben fruchtlos.

„An manchen Orten," sagt Behlen, „ist eine schwarze Spielart unter den Rehen (Rehwild) nicht selten. Schon vor langen (vielen) Jahren haben sich in der Gegend von Brockeloch, Amts Wölpe, schwarze Rehe gezeigt. Ich erinnere mich, daß an der Krähe, unweit Neunburg, schwarze Rehe waren, aber von den Wilddieben vertilgt wurden. In dem Leeser-Bruche habe ich sehr dunkel gefärbte Rehe gesehen, und es haben sich nach glaubhafter Versicherung auch ganz schwarze gezeigt. Ich selbst sah mehrere schwarze Rehe in dem Jagdreviere des Klosters Loccum und schoß davon einen starken Bock. In dem Schaumburger Walde (man sagt, daß der bekannte Graf von der Lippe-Bückeburg die ersten schwarzen Rehe aus Portugal mitgebracht, und sie hier ausgesetzt habe, von wo sie sich dann in dieser Gegend weiter verbreitet hätten) nicht aber in den übrigen Bückeburgischen bergigen Revieren befinden sie sich noch jetzt in größerer Anzahl. Ihre Farbe ist jedoch nicht vollkommen und gleichmäßig schwarz; sondern etwa nur am Kopfe (Grinde), an den Läufen und auf dem ganzen Rücken hinunter nimmt man die schwarze Farbe ausschließend wahr, am Bauche dagegen wird die Farbe, obgleich sie noch sehr dunkel bleibt, heller und grau melirt. Auch findet man die dunkelste Farbe gewöhnlich nur in den ersten beiden Lebensjahren, und im Alter werden die schwarzen Rehe gewöhnlich heller. Uebrigens findet keine strenge Grenzlinie zwischen schwarzen und gewöhnlichen Rehen in den erwähnten Gegenden Statt, sondern man findet sie in allen Uebergangs-Farben, die zwischen der gewöhnlichen und der ganz schwarzen liegen."

So wie das Edelwild, so ist auch das Rehwild in der Farbe an vielen Orten verschieden. Das in der Gegend von Northeim stehende Rehwild z. B. ist bedeutend heller gefärbt zu jeder Jahreszeit, als das, welches auf dem Harze seinen Stand hat. Die Haare des Gebirg-Rehwildes sind immer dunkler gefärbt und glänzender, als die des Land-Rehwildes, während das in sumpfigen Gegenden stehende sowohl im Sommer wie im Winter eine glanzlose fast schmutzige Tinte hat.

Zu Mülheim, im Jagdbezirke des Obersten Baron v. Enzberg, wurde im Jahre 1823 ein weißer Rehbock mit rothgelben Läufen und aschgrauem Windfang, und zu Königsberg, 3 Stunden nord-östlich von Köln, eine braune rothgefleckte Rehgeiß auf

einer Treibjagd, und im nämlichen Jahre ein Bläßreh mit weißen Läufen bei St. Blasien auf dem Schwarzwalde erlegt; die ausgebalgte Büste des Letztern mit den weißen Extremitäten ist der markgräflichen Sammlung zu Zwingenberg einverleibt.

Vor mehreren Jahren wurde in einer der gräflich Lindenau'schen Waldungen in Sachsen ein Altreh eingefangen, das ein Geißkitz von gewöhnlicher Farbe und ein schneeweißes Bockkitz an der Spinne führte. Die röthlichen glasigen Lichter dieses so rein weißen Kitzes, welches sich im Thiergarten zu Machern in Gesellschaft von Mama und Demoiselle Schwester sehr wohl befindet, beweisen, daß es zu den wahren, unter dem Rehwild jedoch sehr seltenen, Kakerlacken gehört.

Ueber die in der Grafschaft Schaumburg ihren Stand habende, höchst seltene und merkwürdige schwarze Varietät von Rehwild schreibt der, durch seine wärmste Liebe für die Naturgeschichte und seinen so eifrig-thätigen Beobachtungsgeist rühmlichst ausgezeichnete Pfarrer Paulus zu Mollenbeck bei Rinteln:

„Schwarze Rehe stehen in der Grafschaft Schaumburg hauptsächlich nur im Ottenser Forst. Einige haben sich in die angrenzenden hessischen und bückeburgischen Waldungen wahrscheinlich nur verirrt. *) Im Jahre 1771 war nur noch ein einziger schwarzer Bock bei 3 rothen (soll heißen von gewöhnlicher Farbe) Geißen im Ottenser Forst. Er beschlug rüstig seine rothen Gattinnen, und nun besteht der dortige sehr ansehnliche (starke) Rehstand vielleicht zum dritten Theil aus schwarzen Rehen. **) Sie sind glänzend-rabenschwarz und haben schwarze Spiegel. An Größe (soll heißen: Stärke) sind die erwähnten ganz schwarzen Rehe von den gewöhnlichen gar nicht verschieden, und außer Zweifel ist es, daß sie auch mit den letzteren sich begatten (brunften); denn wie hätten sonst so viele, jetzt (dort) vorhandene schwarze Rehe von dem einzigen noch übrig gebliebenen Bock entstehen können? †) Auch hat der dortige Re-

---

*) Meinen Erfahrungen nach verirrt sich das Rehwild nicht. Es wechselt entweder gänzlich aus, oder ab und zu, oder durchzieht, wenn auch oft mit mehrtägigem Aufenthalt darin, einige Reviere, um sich einen ganz neuen Stand zu wählen, oder nach einer, manchmal lange währenden Wanderung wieder in den alten zurückzukehren Anmerk. d. Redakt.

**) Ob dieses gegenwärtig noch der Fall ist, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben, da meine deßwegen nach Schaumburg adressirten Anfragen bisher unbeantwortet blieben.
Anmerk. d. Redakt.

†) Daß die Rehwild-Varietäten mit den gewöhnlichen brunften, ist eine uralt-allgemein bekannte Sache. Uebrigens wurde ja so eben vom Herrn Paulus selbst gesagt: daß der einzig übrig gebliebene schwarze Rehbock seine drei rothen Gattinnen rüstig beschlagen hat. Anm. d. Red.

vierförster sehr oft rothe Geißen mit 2 schwarzen, und schwarze Geißen mit 2 rothen Kitzen; auch rothe sowohl als schwarze (Mutterrehe) mit einem rothen und einem schwarzen Kitz gesehen. Selbst Schecken, halb roth und halb schwarz, sind nichts Seltenes."

„Ueber den eigentlichen Ursprung dieser merkwürdigen Abart habe ich, alles Nachforschens ungeachtet, nichts erfahren können. Wer weiß, ob nicht etwa ein schwarzer Dambock (Damhirsch) oder wohl gar ein solcher Ziegenbock der Stammvater dieser Negerart gewesen ist? Seitdem ich in einem Thiergarten einen Rehbock sich alle Mühe geben sah, ein Damthier zu beschlagen, so daß er sogar einen starken Schaufler, der ihm ins Gehäge kam, mit seinen spitzen Stangen tödtlich verwundete (forstelte); seitdem ich Hündinnen, aus der Vermischung eines Hundes mit einer Füchsin erzeugt, sich wieder mit andern Hunden vermischen und Junge zur Welt bringen sah, seitdem werde ich sehr in dieser Meinung bestärkt."

Die dunkelbraunen, weißen, ganz schwarzen, bleifarbenen, gescheckten ꝛc. Rehe, verfärben nie, sondern verlieren nur im April und Mai die längern, dichtern Winterhaare; mit fortrückendem Alter werden die tiefdunkelbraunen und die ganz schwarzen Rehe merklich heller.

Die Haare des Rehwildes sind sehr electrisch; von den vielen Fällen, die diese Behauptung geltend machen, will ich hier die Erzählung des K. S. Oberförsters Günther mittheilen:

„Als ich im Monat Dezember einen Rehbock geschossen, solchen bis zum Monat Januar in der Haut hängen gelassen hatte, dann aber, um ihn wegen des Zerwirkens vom Froste freizubringen, in die Küche am Ofen bringen lassen mußte, gewahrte einer meiner jüngeren Söhne, als er in der Abenddämmerung mit der Hand an der Seite des Rehbocks hinwärts gestrichen, um zu erforschen, ob er aufgethaut sey, daß sich feurige Funken zeigten. — Durch eigenen Versuch fand ich diese Angabe bestätigt, nämlich als ich mit der Hand von der Keule nach dem Bugblatte zu die Haare rückwärts strich, sah ich viele electrische Funken abspringen. Nachdem dieser Rehbock vom Eise frei geworden und zerwirkt werden konnte, ließ ich die Haut trocknen, und nachdem solches Alles geordnet, versuchte ich, ob mit dieser Haut bei einer Zündmaschine, wo bekanntlich der Kuchen, um Electricität zu bekommen, mit einer Fuchsruthe oder einem Katzenbalg geschlagen werden muß, gleiche Wirkungen bezweckt werden können. Der Erfolg war ganz entsprechend, denn als ich mit einem Theil dieser Rehhaut den Kuchen leise geschlagen und ihn wieder in die Zündmaschine eingeschoben hatte, griff ich an das Zündhähnchen, drehte, und ein viel stärkerer Feuerstrahl, als sonst der Fall gewesen ist, kam zum Vorschein. Diese electrische Eigenschaft habe ich auch noch von andern Rehhäuten, zu

diesem Behuf angewendet, gefunden. Alle hiezu verwendeten Rehhäute waren jedoch ungegerbt."

c. Aufsetzen, Abwerfen.

Was unser Altmeister Dietrich aus dem Winkell über Entstehung und Vollendung, über das Abwerfen und Wiederaufsetzen der regelmäßigen Rehbock-Gehörne sagt, wie auch über deren mannigfache Abweichungen von der Regel und die difformen Auswüchse an denselben, ist so begründet und interessant, daß die wörtliche Ueberlieferung seiner Angaben allen Freunden in Diana sehr willkommen seyn wird:

"Schon zu Ende des vierten Monates, nachdem das männliche Rehkalb (Bockkitz) gesetzt ward, bekömmt dessen Stirnbein eine etwas höhere Wölbung. In den folgenden vier Wochen bilden sich auf derselben kleine, immer höher werdende Kolben (Erhabenheiten), aus welchen die Rosen und nach und nach während der nächsten Wintermonate dünne, spitzzulaufende, mit Bast überzogene, 3—4" lange Spieße hervorgehen."

"Im März, oder zu Anfange Aprils des folgenden Jahres, wenn dieß erste Gehörn völlig vereckt ist*), schlägt oder fegt der Bock an jungen Baumstämmchen, vorzüglich von weichen Holzarten, am liebsten an Lerchen (Pinus Larix) und an andern Nadelhölzern, mit Wollust und wahrem Uebermuthe."

"Wenn das Gehörn ganz vom Bast entblößt ist, hat es an den jetzt fast ½ Zoll hoch vom Stirnbein abstehenden, einzeln mit kleinen Perlen besetzten Rosen, und bis gegen die Ecken hinauf, welche immer weiß und glänzend bleiben, eine hellbraune Farbe; die Spieße selbst aber sind nirgends geperlet, sondern gleich über den Rosen ziemlich tief, weiter hinaufwärts weniger gefurcht, die weißen oft sehr scharfen Ecken glatt."

"Der Spießbock wirft dieß erste Gehörn im nächsten Dezember ab, und setzt binnen drei Monaten ein zweites auf, dessen etwas stärkere Rosen dichter am Kopfe (Grinde) stehen. Auch die Stangen nehmen an Stärke und Länge zu, bekommen am untern Theile Perlen und gehen oben gewöhnlich in Gabeln aus. Nach dem Fegen wird die Farbe des ganzen Gehörns, die weißen Spitzen ausgenommen, dunkler braun."

"Etwas früher als im vorigen Herbste wird auch dieß Gehörn

*) Bei ganz gesunden Rehböcken beginnt das Wachsen des neuen Gehörnes so schnell, und macht so rasche Fortschritte, daß schon am 5—6. Tage nach dem Abwerfen der Bock geschoben und binnen 10—14 Wochen, je nachdem der Bock gute und reichliche Aeßung, dabei einen gesunden Stand genießt, vollkommen vereckt hat.

abgeworfen und durch ein neues ersetzt, an dessen Stangen da, wo sich im vergangenen Jahre die Gabeln theilten, drei fast immer gerade hinter einander stehende, aber doch verschiedentlich gerichtete Enden erscheinen, und es entsteht auf diese Weise ein sogenanntes Handgehörn."

„Gemeiniglich nimmt von nun an die Zahl der Enden nicht mehr zu; doch findet man bisweilen Gehörne mit acht, höchst selten aber mit zehn und mehr Enden."

„Bei alten Böcken erfolgt das Abwerfen oft schon im November. Von Jahr zu Jahr wird die Wölbung des Stirnbeins flächer; die Rosen stehen immer näher an demselben, bekommen eine dichtere Perlbesetzung und nehmen an Stärke fortwährend zu. So auch die Stangen, welche sich (jedoch) nicht immer verlängern."

„Referent hatte oft Gelegenheit, zu bemerken, daß bei Böcken von gleichem Alter, die in gleich guter Aeßung standen, ein Gehörn die Länge von 10, 12 bis 13" erreichte, während das andere 7 maß. Doch waren die kürzeren Stangen allemal verhältnißmäßig stärker."

„Der größern Anzahl meiner Leser (fährt Dietrich a. d. Winkell fort) wird es hoffentlich nicht unangenehm seyn, wenn sie hier einige sonderbare Erscheinungen an nicht regelmäßig gestalteten Gehörnen (abnormen Gewichteln), welche ich selbst genau zu beobachten Gelegenheit hatte, angezeigt finden."

„1. Mein älterer Bruder verwahrt die Abbildung eines Rehbockes, welcher auf dem sonst der Winkell'schen Familie zuständigen Gute Morst vor ungefähr 60 bis 70 Jahren zahm erzogen, ohne am Kurzwildpret verletzt worden zu seyn, folgendes höchst merkwürdige Gehörn trug:

„Ueber den ganzen Vorderkopf (Vordergrind) bis an die Augen (Lichter), dann an den Seiten, bis 2½" über die Kinnbacken herab, fallen lockenförmige, an einander hangende, überall mit Bast bedeckte Auswüchse in Gestalt einer Perücke herab, durch welche das Gehör (die Luser) dicht an den Hinterkopf angedrückt ward."

„Oben auf diesem Gewächse erheben sich 4 gerade aufgerichtet stehende; 3½ bis 4" lange Stangen in einem ziemlich regulären Viereck. Sie stehen vorn und hinten 1¾ Zoll, an den Seiten aber 1¼" von einander, und sind um und um mit erbsengroßen Perlen besetzt. Die Schwere des Gehörns nebst dem Gewächse ist auf dem Bilde zu 10 Pfund angegeben. Nachstehende Knittelverse stehen daneben:

Klein kam ich her und ward Kupido stets genannt,
War wegen meiner Zier und Schönheit wohl bekannt;
Daß auch ein großer Herr *) zu sehen mich begehrt.
Er ward durch meinen Tod des Wunsches nicht gewährt."

*) Der Herzog von Weimar.

„2. Ich selbst schoß im Monate August 1788 einen Bock, dessen völlig gefegtes Gehörn folgendermaßen sich darstellt:

„Die Farbe desselben ist bis an die weißen Spitzen der Enden dunkel schwarzbraun; die Perlenbesetzung dicht und stark."

„Die Rosen stehen sehr dicht an einander, und jede hält 4½ Zoll im Umfange. Auf der rechten 9 Zoll langen, unten 3½ Zoll im Umfange starken Stange stehen 4 Enden. Das unterste, vorwärts sich erhebende, geht 3½ Zoll über der Rose aus derselben hervor, und ist 3 Zoll lang. 2 Zoll höher hinauf breitet sich die Stange schaufelförmig und geht in 3 Enden aus, wovon das vorderste, 2½ Zoll lange, schräg oberwärts, aber fast geradlinig, das hinterste 2½" haltende, ebenfalls schräg nach oben gerichtet ist; mitten zwischen diesen erscheint das kürzeste, nur ½ Zoll messende, gerade aufwärts stehende."

„An der linken Stange zeigt sich auf der innern Seite, 2 Zoll über der Rose, eine ½ Zoll haltende Erhabenheit, welche ich für ein gültiges Ende anspreche; dicht daneben eine andere, die zwar auf ein Ende zeichnet, aber doch nicht dafür gerechnet werden kann."

„1½ Zoll höher hinauf bildet sich zwischen 3 im Dreieck aufrecht stehenden Enden, wovon das längste 1 Zoll hält, die beiden andern aber nur ½ Zoll Länge haben, eine kelchähnliche Vertiefung. Auf der äußern Seite dieser Stange schlägt sich dicht über der Rose, zwischen dem Licht und Gehör, ein dem Umfange nach 3 Zoll stärker und eben so langer, völlig gefegter und beperlter, stangenförmiger Auswuchs über den Kinnbacken herab, welcher in 2 nicht ganz vereckten, mit Bast belegten Enden ausgeht. An demselben sieht man auswärts noch 2 kleine, nicht für Enden zu rechnende, aber doch augenscheinlich darauf hindeutende Erhabenheiten."

„Man würde das Gehörn als ungerade zwölf Enden haltend ansprechen können. Form und Stärke desselben sind so einzig in ihrer Art, daß ich wegen der fast etwas mehr als genauen Beschreibung auf Nachsicht rechne."

„3. Mein oben erwähnter Bruder besitzt noch ein nicht minder merkwürdiges Gehörn, dessen Farbe so wie die nicht gar starken, nur mit kleinen Perlen nicht dicht besetzten Rosen, ob sie gleich ziemlich nahe am Stirnbeine stehen — vorzüglich bei der noch starken Wölbung desselben — auf kein hohes Alter des Bockes, welcher es trug, der aber bei guter Aeßung doch nicht stark am Leibe war, schließen lassen."

„1 Zoll hoch über der Rose der rechten Stange legt sich ein 5 Zoll langer, nicht völlig gefegter, kolbiger Auswuchs, auf dessen oberm Theile ein ½ Zoll langes, hinterwärts stehendes Ende sichtbar ist, vor dem Gehör nach dem Kinnbacken herunter. Oben von der Biegung des Auswuchses an geht die Stange in einem auswärts gebogenen 3½ Zoll langen Spieße aus.

„An der linken Stange befindet sich, ½ Zoll über der Rose, ein dem an der andern beschriebenen völlig ähnlicher, ½ Zoll kürzerer

Auswuchs. Da, wo auf jenem das kurze Ende ruht, erhebt sich auf diesem 1¼ Zoll hoher, hinwärts gebogener Spieß; oben auf der Stange stehen 2 Enden gerade hinter einander, deren vorderes 2, das andere 1¼ Zoll lang. Am letzten erblickt man noch kleine, auf ein Ende deutende Erhabenheiten."

„Auch habe ich verschiedene brave, alte Böcke mit sehr langen und dünnen, oder mit kurzen aber starken, dicht mit Perlen bis zur Spitze besetzten Spießen, und ein Gehörn gesehen, an welchem der eine Spieß schneckenförmig gewunden erschien. Endlich ereignet sich je zuweilen der Fall, daß ein Bock drei und vier Stangen aufsetzt; ob aber solche ausserordentliche Gehörne in den folgenden Jahren sich in gleicher Gestalt wieder erneuern, dieß ist ein Problem, welches ich aus Mangel an Erfahrung nicht zu lösen vermag."

Ueber die Unregelmäßigkeit der Rehbockgehörne sagt der frei-standesherrliche Oberförster Schottky zu Militsch in Schlesien:

„Wie jedem Jäger schon bekannt ist, verkümmert ein Rehbock am Gehörne, wenn derselbe zur Zeit, als solches noch nicht seine Ausbildung erreicht hat, Schaden am Kurzwildpret leidet; so wie derselbe nicht mehr aufsetzt, wenn er abgeworfen und in diesem Zustande an dem erwähnten Theile bedeutenden Verlust hat."

„Aber auch in jedem andern Krankheitsfalle setzt der Rehbock nur ein verkümmertes Gehörn auf, so wie dasselbe bei dessen guter Gesundheit und vorzüglich guter Aeßung die höchste Vollkommenheit erreicht."

„Im Sommer 1826 war auffallend, daß fast sämmtliche Rehböcke, die in mehreren Revieren des Harzes erlegt oder lebendig gesehen wurden, besondere Disformitäten an ihren Gehörnen hatten. Gleiche Bemerkungen wurden 1826 in hiesiger Gegend gemacht. Ich selbst schoß vier starke Rehböcke mit auffallend verkümmerten Gehörnen und hatte Gelegenheit, durch die ganze Jagdzeit einige 20 erlegte Rehböcke zu sehen und zu untersuchen, von denen über zwei Dritttheile Kümmerer und doch am Kurzwildpret vollkommen gesund waren. — Muthmaßliche und wohlgegründete Ursache zu jener fast allgemeinen Verkümmerung in hiesiger Gegend war die vorhergegangene Klauenseuche des Rehwilds; nur selten bekam man ein Stück zu Gesichte, was nicht erlahmt war und eine große Zahl wurde ein Raub dieser Krankheit."

Wahrscheinlich hatte zu jener Zeit das Rehwild im Harz auch an dieser oder irgend einer andern Krankheit gelitten."

Gehörne von ungewöhnlicher Beschaffenheit sind bei den Rehböcken weit häufiger, als solche Geweihe bei den Hirschen. Die merkwürdigsten und seltensten waren die Sammlung des Fürsten von Witgenstein-Berlenburg. Es sind deren von 2 Fuß Länge und besonderer Dicke, mit 14 und mehr Enden, auch mit 4—7 Stangen darunter. Manche dürfte man aus einiger Entfer-

nung für ganz stattliche 6—8endige Hirschgeweihe aus magern Gegenden ansehen, wie sie gewöhnlich die Mooshirsche, auch Moospumser genannt, tragen. Die meisten dieser riesigen Rehgehörne stammen aus Ungarn her.

Dem Freiherrn von Linsingen zu Gengelrode bei Heiligenstadt im Eichsfelde verdanken wir die Abbildung eines bei Wildeck im Rothenburgischen erlegten Rehbocks, dessen Gehörn, wenn es nach Enden angesprochen werden dürfte, als ein 14endiges anzusehen ist.

Im Jahre 1793 ward dem Bischof von Milaßin zu Stuhlweißenburg ein frisch gesetztes Bockkitz gebracht, welches er aufzuziehen befahl. Statt der ersten Spieße erschien ein schwammiges und so stark behaartes Gehörn, daß es der gepuderten Frisur einer Dame ähnlich sah, und daß die über die Lichter herabhängenden Haare, die das Thierchen am Aeugen hinderten, abgeschnitten werden mußten. In den folgenden Jahren nahm dieses Schwamm- und Haargehörne, das der Bock nie abwarf, an Stärke und Umfang immer zu. Vom Bischof dem Kaiser zum Geschenk gemacht, wurde dieser, durch so seltene Abnormität des Gehörnes ausgezeichnete Rehbock mit Extrapost von Stuhlweißenburg in die Menagerie nach Schönbrunn gebracht, wo er, bis an sein seliges Ende, seine abenteuerliche Fontange vergrößerte, daß sie ein wirkliches Monstrum wurde.

Ein Rehbock mit einem geperlten, auf dem Grinde platt aufliegenden, ächten Widdergehörne wurde 1813 bei einem Treibjagen in einem Reviere des Oberforstamts Karlsruhe erlegt. Der Oberforstmeister, Freiherr v. Wallbrunn, veröffentlichte eine ganz treue Abbildung dieses äußerst merkwürdigen Gehörnes.

In einem Thiergarten des Fürsten von Schwarzenberg, in Teutschböhmen, nicht ferne von Schleun, standen zwei Rehböcke von außerordentlicher Stärke, die jährlich nur eine, ganz regelmäßig gebildete, die gewöhnliche Stärke der Stangen eines Kreuzbockes weit übertreffende Stange auf der rechten Grindseite aufsetzten, während die linke auch nicht eine Spur eines Rosenstockes zeigte und so glatt war als die eines Altrehes. Da diese Böcke mehrere Jahre lang gebrunftet und den Hochbeschlag gemacht hatten (ohne jedoch denen von ihnen erzeugten männlichen Rehen diese Seltenheit mitzutheilen), so ist daraus zu ersehen, daß erwähnte Gehörn-Abnormität nicht durch irgend eine Krankheit oder durch Verletzung des mit der Gehörne- und Geweih-Bildung, wie auch mit dem Nichtmehraufsetzen oder Nichtmehrabwerfen in der engsten Verbindung stehenden Kurzwildprets erzeugt wurde.

Im August des Jahres 1805 rißen Wilddiebe, die in der an dem Thiergarten nahe liegenden Waldung ihr Wesen trieben, die nach jener Seite auslaufende Parkeinfriedigung nieder und benützten die zufällige Abwesenheit des Parkjägers, eine bedeutende Anzahl von Dam-, Edel- und Rehwild mit Hunden durch die geräumige Oeffnung in den angränzenden Forst zu sprengen. Unter dem ausgesetzten Wild

reisenden sich auch diese beiden Rehböcke, für deren Einbringung der Fürst eine Belohnung von 150 Dukaten aussprach; aber die Verheißung solch bedeutender Prämie, wie auch die regeste Bemühung der angrenzenden Revierjäger, blieben fruchtlos; weder in naher noch ferner Umgebung des fürstlichen Thiergartens wurde weder der eine noch der andere der so merkwürdig behörnten Rehböcke gesehen.

Unsers berühmten Dietrichs a. d. Winckell interessanten Mittheilungen über merkwürdige Erscheinungen an nicht regelmäßig gestalteten Rehbockgehörnen will ich noch Einige anfügen, die der Jäger mit Vergnügen aufnehmen wird.

„In meiner kleinen Sammlung merkwürdiger Rehbocksgehörne, sagt Hartig, befindet sich eines, das nicht allein wegen seiner außerordentlichen Stärke, sondern auch wegen seiner ungewöhnlichen Form besonders merkwürdig ist. Beide Stangen sind vollkommen gleich gebildet und wie bei einem starken Edelhirsch ausgelegt. Jede Stange ist 12 Normal-Zoll hoch und theilt sich in drei etwas gekrümmte Enden, wovon jedes 4 Zoll lang und ⅜ Zoll im Durchmesser dick ist. — Jede Rose hat 1⅞ Zoll und jede der mit sehr starken Perlen besetzten Stangen hat 1¼ Zoll im Durchmesser. — 5 Zoll über den Rosen stehen die ersten Enden, deren Spitzen, ob sie sich gleich gegen einander neigen, doch 7⅞ Zoll von einander abstehen. — Die mittelsten Enden beider Stangen sind 11¼ Zoll von einander entfernt, und die beiden letzten Enden, die nach hinten stark gekrümmt sind, stehen mit ihren Spitzen doch 4¼ Zoll von einander ab. — Das ganze Gehörne wiegt 1¼ Pfund, also zweimal so schwer, als ein sehr starkes Gehörne von der jetzt lebenden Rehbocks-Generation.“

Auch ein Rehbocksgehörn von 18 Enden findet sich in Hartig's erwähnter Sammlung vor.

Am 7. November 1677 wurde im Bambergischen ein Rehbock geschossen, der ein so vielästiges und so vielzackiges Gehörn auf hatte, daß man an selbem dreiundvierzig Enden deutlich zählen konnte. Riedingers Abbildung dieses Riesengehörnes führt die Unterschrift:

„Im Stift Bamberg sprich ich ist wahr
Des Rehbocks Gestalt also im Jahr
Siebenzig sieben,*) der weniger Zahl
Mit sammt andern gefangen zmahl. —
Christoph von Krailshaimb den ich meldt
Zu Waldsdorff die erlegt im Feldt.
Den simten November ist es geschehn
Welches viel vom Adel han angesehn.
Von seinem Gehörn für wahr ich meldt.
Drei und Vierzig Endt daran warn gezehlt.
Deshalben ein Wundergewächs der Weldt.“

---

*) 1677. —

Ist es auch nicht in der Regel, eines Hirschgeweihes zu erwähnen in einem blos der Niederjagd gewidmeten Buche, so hoffe ich doch auf freundliche Nachsicht der wackern Grünröcke, daß ich, da nun einmal Vielendiges zur Sprache gekommen ist, Einiges über das weltberühmte Geweih jenes Sechs- und Sechzigers sage, der im Jahr 1696 Friedrich I. König von Preußen im Jagdrevier des Amtes Fürstenwald geschossen hat. — Unter der Rubrik: „Von unterschiedenen Stücken der Natur in der Gegend von Frankfurt a. d. Oder.“ — hat eine alte, jetzt sehr seltene Chronik über diesen Wunderhirsch und noch einige Vielender Folgendes mitgetheilt: „Von dem hohen Wildpret ist bekannt, daß der Hoch. Sel. Churfürst Friederich Wilhelm vor dem, und jetzt Sr. Königl. Maj. sich jährlich in der Herbstzeit mit der Jagd unsern der hiesigen Gegend ergötzen, auch zu dem Ende einige Jagdhäuser anlegen lassen. Eine merkwürdige Begebenheit ist, daß sich Anno 1696 ein Hirsch mit einem Geweihe von 66 Enden in der großen Heide in dem Ampt Biegen präsentiret, von dem Haide-Reuter Andreas Siebenbürger eine Zeit lang, beobachtet und nachdem S. König. Maj. Dero Herbstlust in der Gegend genommen, den 18. September von derselben mit eigener Hohen Handt gefället worden. — Das Geweihe ist auf Sr. K. Maj. Befehl abgezeichnet und in Kupfer gebracht. — Wobei der fürstlich Anhaltsche Rath, Friedrich Galenus, nebst etlichen hierauf gemachten Versen einige Anmerkungen aus den Naturkundigern, so von den Hirschen und andern vierfüßigen Thieren geschrieben, zusammengetragen, daß nehmlich Herzog Wilhelm zu Bayern unter seinen führnehmsten Stücken ein Geweih von 42 Endten gehabt und selbiges der Königin Marien von Hungarn geschenkt, auch daß ein Herzog in Pommern in der Haide bei Tanne eine Meile von Galnov einen Hirsch von 3[illegible] Endten gefället und zu dessen Andenken daselbst eine steinerne Tafel aufrichten lassen: Ingleichen daß auf dem Saal des sogenannten Junkerhofs zu Danzig ein Geweih von 32 Endten vorhanden gewesen, wofür der Herzog in Preußen damals 500 fl. geben wollen. — Ergenannter Galenus, gedenket auch aus dem französischen Itinerario des großen Hirschgeweihes zu Amboise in Frankreich, so 40 Pf. schwer gewesen, und besingt die Erlegung des in den Geschichtsbüchern der Natur und Jagd immer prangenden Sechs- und Sechzigers in mehreren Carmen, wovon das erste sagt

„Sexaginta apicum et sex altum cornua Cervum
Friderici Terti Martia Dextra ferit:
Vix tot habent alii tres Cervi et sic velut uno
Jctu tres Cervos perculit una manus.
Auguro hinc: Vincet tres hostes unus et unum
Ac tres aetates vivet in orbe hominis.
Sic triplo faciens plus, quam Heros fecerit unus-
Ternus vel Triplex Tertius ille dicet.“ —

Hier Wildungens Uebersetzung:

Sechszig Enden und Sechs trug er der stärkste der Hirsche,
Den mit herrischer Hand Friedrich der Dritte*) hier schoß;
Mehr als drei and're sonst schmückt — so erlegt er gleichsam mit Einem
Dreifach glücklichen Schuß drei edle Hirsche zugleich.
Drum prophezeih' ich: Er wird drei Feinde besiegen wie einen
Leben auch dreimal so lang, als nur ein Sterblicher lebt; —
Was ein Held je gethan, das hat er dreifach geleistet;
Dreimal und dreifach berühmt wird dieser Dritte nun seyn.

Ein verunglückter Prophet, dieser Herr Galenus — ein würdiger Genosse der ehrlosen Schmeichler, die in jedem Werke des Zufalls, von einem Fürsten ausgehend, den reichhaltigsten Stoff zu ihren kriechenden Huldigungen, pausbackigen Lobhudeleien und sklavischen Anbetungen finden. — Wie sich Wildungen, der als Waidmann jede Kriecherei verabscheuen sollte, so weit vergessen konnte, solche knechtische Erniederung ins Teutsche zu übertragen, mag er vor dem Richterstuhle der Würde des Menschen verantworten. —

Von sonderbaren und merkwürdigen Erscheinungen an Rehbocks-Gehörnen haben wir bereits gesprochen und einige interessante Daten angeführt.

Gewiß vielen meiner sehr geachteten Leser wird es interessant seyn, von Rehgehörnen zu hören, die in Baumstämmen verwachsen sind.

Man hat schon öfters mitten in Baumstämmen verschiedene Geräthschaften, Waffenstücke, Schlüssel, Hufeisen 2c. gefunden, und Niemand wird zweifeln, daß solche Gegenstände nur zufällig und durch äußere Gewalt an erwähnte Orte gekommen sind; darauf aber bald mehr, bald weniger von dem fortwachsenden Baume umgeben und eng eingeschlossen wurden. — So wissen wir von einer Rehbocksstange, die in einer uralten, knotigen Buche fest verwachsen gefunden wurde. — In einer alten botanischen Dissertation erzählt J. D. Major von einem, in der Gottorp'schen Kunst- und Naturaliensammlung aufbewahrten Rehbocks-Gehörne, welches von einem Erlenstamme umwachsen ist. Die Stelle ist folgende:

Habet illustris camera Gottorpiensis, artificalium et naturalium selectissimorum cumulo ad miraculum usque instructissima frustum a stirpite Alni excisum, quod tenerum adhuc terebra perfossum eique Cornu capreoli juvenis intrusum est. Quo facto arbor non exaruit, sed augmenta in dies nihilominus sumendo, usque adeo impune acceptum vulnus tulit ut coaluerit integro cor-

*) Unter Preußens Regenten war der dritte Friedrich — als König der Erste.

nuque sibi intrusum longo tempore servarit, cujus effigies paginis his est adjuncta." — Neben der, dieser Stelle angefügten Abbildung des Stammes mit dem Rehgehörne ist noch die von der Unterkinnlade eines Pferdes, welche in einem Eichstamme fest umwachsen davon, gefunden wurde. Sie ist auch in Ol. Wormii Museo Wormiano Amstelod. 1655. p. 342. beschrieben und abgebildet. — Auch in: Olig. Iacobaei Museum regium s. catalogus rerum tam naturalium etc. etc. Hafn. 1696 Fol. Tab. IV. Fig. 3 et 4 p. 5. findet man die Beschreibung und Abbildung von in Holz verwachsenen Hirschgeweihen. Besonders interessant ist die Fig. 3, welche das Ende der linken Stange eines 14Enders in einem Holzstamme verwachsen zeigt. — Beide Geweihe sind noch mit dem Schädel verbunden.

Hier noch einige, auf vielseitige und vieljährige Erfahrung sich gründende Bemerkungen, die eben sowohl für den Hirsch (Dam-, Edel- und Elennhirsch), als auch für den Rehbock gelten.

a) Es giebt Hirsche und Rehböcke, die, bei unverletztem Kurzwildpret, auf den Rosenstöcken nichts, als nur Rosen (keine weiteren Stangen) aufsetzen, ja sogar solche, die gar keine Geweihe, selbst nicht einmal Rosenstöcke, sondern nur kleine Epostosen (buckliche Erhabenheiten) der Hirnschale haben. — Eine so sich fortpflanzende Race solcher Hirsche finden wir im Thiergarten des Grafen von Erbach-Erbach, und eine Race solcher Rehböcke bestand seit vielen Decenien bis zum Jahre 1782 in einer Waldung (der Bockstall genannt) des bei Temeswar begüterten Grafen Sternin.

Der Freiherr von Ströben, Guts- und Jagdbesitzer zu Hohenburg bei Gewenmünde stand am 30. August 1839 auf einen Rehbock an. Er hatte eine kleine, von Bodendickicht und Stangenholz umschlossene Wiese vor sich, welche das Rehwild dieser Waldung gar gerne annahm. Plötzlich sah er im Bodendickicht ein einzelnes Reh stehen. Ungeachtet er, der Höhe des Dickichts wegen, vom Rehe nichts erschauen konnte, als Grind und Hals, so war er doch gleich durch dessen auffallende Stärke überzeugt, in diesem Stücke Rehwild eine Geltgeiß vor sich zu haben, die seit Jahren da herum ihren Stand hatte, und nach welcher Ströben schon lange eifrig strebte. Das Stück stürzte im Feuer. Ströben pfiff seinen nicht ferne anstehenden Jäger ab. Aber wie überrascht war Ströben, als er statt der vermeintlichen Geltgeiß einen Bock verendet liegen sah, der nach Schale und Stärke für einen Kapitalbock anzusprechen, an dessen Kurzwildpret auch nicht die geringste Spur einer Verletzung oder sonst ein Fehler zu finden, und der ganz ohne Gehörne war. Selbst beim Zerlegen fand sich an der Grundstelle, wo der Rosenstock sich beim Bock erhebt, nicht die geringste Erhöhung.

b) Beschädigungen des Rosenstocks bald nach dem Abwurf haben immer eine sichtbare Verkrüppelung der Geweihe zur Folge gehabt, indem diese krumm oder sonst unförmlich, wenigstens kurz, dick und knüppelartig geworden sind. Würde man Versuche an-

stellen, bei zahmen Hirschen oder Rehböcken den Rosenstock vorsätzlich zu beschädigen, z. B. durch Einschnitte, sehr festes Anlegen eines Metalldraths um den Rosenstock, Anwendung von Laps. infern., Seiden, Cal. caustic 2c., so ließen sich sehr lehrreiche Resultate erwarten.

c) Im Falle durch irgend eine äußere Einwirkung, sey sie zufällig oder absichtlich geschehen, nur Ein Rosenstock verletzt würde, so setzt der Hirsch oder Rehbock auf dem unverletzten Rosenstock eine ganz regelmäßige, dagegen auf dem verletzten eine unförmliche, die andere an Stärke weit übertreffende Stange auf, die er aber auch, wie die auf dem unverletzten Rosenstocke, jährlich abwirft, jedoch immer mit Zunahme an Stärke in widersinniger Gestaltung aufsetzt.

d) Ein Rosenstock, der einmal wesentlich beschädigt worden ist, bildet nie wieder eine regelmäßige Stange, und obgleich die Unregelmäßigkeit sich im Allgemeinen ähnlich bleibt, so entstehen doch in jedem Jahr kleine Veränderungen in der Hauptbildung des difformen (unförmlichen) Gewächses.

e) Die Unregelmäßigkeit des Geweihes, sey es die der einen oder der beiden Stangen, hat auf den Hirsch und Rehbock, in Beziehung auf das Schlecht- oder Gutseyn am Leibe, auf den Charakter, auf das Beschlagvermögen, auf die Beschlaglust, auf Mehrung oder Minderung des Verlangens nach Aeßung, auf das Feistwerden 2c. nicht den geringsten, einen Unterschied erzeugenden Einfluß.

f) Mangelt es auch noch an genügenden und übereinstimmenden Erfahrungen: ob das Wachsthum der Geweihe, wenn das verletzte Kurzwildpret wieder hergestellt ist, auch wieder in der vorigen Ordnung vor sich gehe, so läßt sich doch mit allem Rechte vermuthen, daß die vollständige Heilung des Kurzwildprets das Wachsthum der Geweihe wieder in die vorige Ordnung zurückführe, wenn durch die Verletzung keine Hauptgefässe zerstört sind.

g) Mit Hinweisung auf die, allen Jägern bekannte Thatsache, daß jeder gesunde Hirsch und Rehbock das abgeworfene Geweih in eben der Form und Stellung wieder aufsetzt, welche es im vergangenen Jahre gehabt, mache ich auf die schon seit mehreren Jahren im königl. preußischen Gehege zur Göhrde stehenden Edelhirsche aufmerksam, welche nur Eine Stange tragen. Die dortigen Jäger behaupten, daß dieselben Individuen, welche diese Eigenheit haben, zu gehöriger Zeit ihre einzelne Stange abwerfen, und gehöriger Zeit die wieder aufgesetzte Eine Stange verecken und fegen. Mehrere Hirsche dieser Art wurden geschossen und ihre anatomische Untersuchung ergab, daß sie keine Fehler in der innern Organisation und an dem Kurzwildpret gehabt hätten. Referent hat 2 solcher Schädel mit aufsitzendem Geweih gesehen;

an dem einen fehlte die linke, an dem andern die rechte Stange. Auf der mangelhaften Seite war der Rosenstock auffallend schwächer, als der der völlig ausgereckten Stange, und konnte deßhalb augenscheinlich keine gleiche Stange tragen. Auf diesen geringeren Rosenstöcken fand sich jedoch eine Rose im verkleinerten Maßstabe, und eine kleine glattgefegte Spitze von der Masse des Geweihes, welche die Form von dem obern Ende einer Geweihsprosse, jedoch nicht über ½ Zoll Länge hatte. Die vollkommenen Stangen hatten 3 und 4 Enden. Eben so gab es, wie Dietrich a. d. Winkell sagt, im Dessauischen eine Hirschrace, bei welcher sich durchgängig ein Ende an der Krone hinterwärts in einem stumpfen Winkel herunterbiegte, und der Freiherr von Schönprunn, Gutsbesitzer zu Miltach im bayer'schen Walde hat einen sehr umfangreichen, hochbewaldeten Berg, genannt der Roßberg, worin eine Rehbockrace stand, bei welcher die rechte Stange sehr kurz, unförmlich stark und etwas nach vorne gebogen, die linke aber die eines geringen Gablers war. Den letzten Bock dieser Race, die, nach den Miltach'schen Forst- und Jagdacten, seit unfürdenklichen Zeiten auf dem Roßberg existirt hatte, schoß im Sommer des Jahres 1764 der Freiherr Wenzel von Schönprunn. Mehrere Gehörne dieser Race sind noch im Schlosse zu Miltach aufbewahrt.

h) Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß unter tausend Edelhirschen und Rehböcken nicht zwei vorkommen, welche ein ganz gleich gebautes und ganz gleich gestelltes Geweih tragen.

Zur Ergötzung meiner theuern Grünröcke muß ich hier noch mittheilen, was de Selincourt, ein französischer Schriftsteller, in seinem 1683 zu Paris erschienenen Werke: „Le parfait Chasseur" (der vollkommene Jäger) über das Abwerfen und Aufsetzen sagt: „Die Hirsche und Rehböcke werfen alle Jahre ihre Geweihe ab. Dieses wird durch große weiße Würmer verursacht, welche die Wurzeln der Geweihe im Kopfe abnagen. Sind sie abgefallen (nämlich die Geweihe), so erzeugt sich aus einem dieser Würmer eine dicke Fleischmasse, welche man das Wiederkommen (le revenu) nennt. Diese verlängert sich nach und nach, bis das daraus endlich gebildete vollkommene neue Geweih mit einer Haut sich bedeckt, welche die Hirsche und Rehböcke an den Bäumen abfegen und jenes (das Geweih), wenn es ganz geschält ist, in schwarzer oder röthlicher Erde, oder in den Kohlenstätten braun färben."

Dieses Werk galt zu jener Zeit — Hört, Hört! — für ein klassisches"

B. Die Rehgeiß.

An Gestalt, Farbe und (besonders im höhern Alter, bei guter Aeßung und gutem Stande) auch an Gewicht dem vollkommen ausgewachsenen starken Rehbocke gleich, unterscheidet sie sich nur von ihm:

a) durch die mindere Breite des Obertheils des Grindes;

b) durch mindere Stärke des Grindes in allen seinen Theilen und des Halses;

c) durch mehr schlanken Körperbau;

d) durch die stärkere Scheibe;

e) durch die Schürze;

f) durch die Fährte;

g) durch den Mangel an Pinsel und

h) durch den Mangel an Gehörn.

Jedoch haben wir als Naturspiele auch gehörnte Rehgeißen; wovon ich nur einige, aber authentische Beispiele anführen will:

Im Winter des Jahres 1828 wurde bei einer Treibjagd im fürstl. Isenburg'schen Forste Kirchbrächter im Vogelsberge ein Altreh, welches sich an einem Baume abgenickte, der anwesenden Schützengesellschaft gebracht, von selber untersucht und gefunden, daß dieses Reh auf dem Grinde zwei 1½ Zoll hohe, 5½ Zoll im Umfange starke, einem Rosenstock eines Rehbockgehörnes ähnliche Auswüchse trug. Diese waren gerade so vom Schädel ausgereckt, wie bei einem Rosenstock im natürlichen Zustande, und die einem Rosenstock gleiche Verlängerung erschien auch eben so verknöchert und war mit dichtem Bast überzogen. Bei näherer Untersuchung sah man deutlich, daß dieses Reh in diesem Jahre gesetzt hatte: denn die Spinne war noch mit Milch angefüllt; die übrige Beschaffenheit des Rehes war sonst ganz natürlich.

Im Fürstenthum Dillenburg, nach Bericht des Oberförsters Genth, wurde 1806 bei Tonigenstein eine Rehgeiß geschossen, die ein 9 Zoll langes, vollkommen ausgerecktes und gefegtes Gabelgehörn auf hatte; dieser Geiß fehlte die Tracht; es war aber auch bei ihr nicht die mindeste Spur eines Pinsels oder einer Brunstruthe zu finden. Das Gehörn dieses Mann-Weibes unter dem Rehwild befindet sich gegenwärtig im königl. Naturalienkabinet zu Stuttgart.

Dr. Mehlis zu Klausthal besitzt zwei sehr wohl erhaltene Schädel von Rehgeißen, welche Spieße auf haben. An dem einen Schädel sind keine wirklich hornartige, sondern 2 Knochen-Auswüchse vorhanden, welche noch unter der Haut gelegen zu haben scheinen. An dem andern Schädel befinden sich 2 vollkommene Spieße, von denen der eine länger als der andere ist. Sie unterscheiden sich dadurch von den Gewichteln der Rehböcke, daß sie keinen abgesonderten Rosenstock und keine Rose haben.

Döbel sagt: „Die Ricke trägt in der Regel kein Gehörn, doch ist es als Merkwürdigkeit hier wohl der Anführung werth, daß mein Bruder zu Güntersberge am Harz, dem Fürstenthum Anhalt-Bärenburg gehörig, eine alte Ricke geschossen hat, die er für einen Bock hielt, weil sie ein Gehörn, wie das eines Spießbocks, aufgesetzt hatte. Es war damals im Februar, das Gehörn noch mit rauhem Baste umgeben und nicht völlig vereckt. Ich habe diese Ricke selbst aufgebrochen und in ihr zwei Embryonen gefunden, die schon gegliedert und einer Wallnuß groß waren."

Am 8. August 1833 wurde im k. baier'schen Reviere Hofolding, Forstamts München, eine Rehgeiß geschossen, welche ein vollkommen ausgebildetes, jedoch noch bebastetes Gabelgehörn von seltener Stärke auf hatte. Der Grind dieser gehörnten Rehgeiß befindet sich in der interessanten Geweih-Sammlung der Gesellschaft im Albert-Garten zu München.

Im Reußischen wurde ein Schmalreh geschossen, welches ein schwammiges Gehörn auf hatte, und worüber ein förmliches, hier beigefügtes, Attest zur Bestätigung der Wirklichkeit seiner Existenz auf dem Grinde eines Schmalrehes ausgefertigt und selbem die Abbildung des Gehörnes beigegeben wurde:

Actum. Schlaiz den 9. August 1794.

„Daß durch den Jäger Fischer zu Lohna am abgewichenen 5. August auf den Kirschkauer Hölzern in dem sogenannten alten Hof ein Schmalreh, so gegenwärtiges Gewächs auf dem Grinde gehabt, weßwegen er solches für einen Rehbock angesehen, geschossen worden, wird hierdurch zu Jedermanns Wissenschaft von Forstamts wegen attestirt." C. F. v. Brandenstein.

Im großherzogl. badischen Forstrevier Bischofsheim am Rhein wurden 1813 zu Winterszeit in drei abgesonderten Distrikten drei Altrehe geschossen, die starke Gehörne trugen; aber jedes der drei Gehörne war ein widersinniges.

Döbel erwähnt in seiner Jägerpractica Th. I. K. 7. einer im Bernburgischen erlegten Rehgeiß, welche zwei kolbenartige Spieße trug, und mit zwei Kitzen beschlagen gieng.

Im August 1792 wurde im Rodaer Forste, 4 Stunden von Marburg, ein Altreh geschossen, das zwei kleine ungleiche, noch mit Bast bekleidete Spieße auf hatte.

Ridinger hat die Abbildung einer 1689 in gräflich Pappenheim'scher Waldung geschossenen, ganz sonderbar gehörnten Rehgeiß geliefert.

Herr von Zigesar, herzogl. S. Meinungen'scher Hofjägermeister, hat im Jahre 1767 eine, mit 2 Spießen gezierte Rehgeiß geschossen.

Ein wichtiger Gegenstand der Beachtung sey dem Jäger die

Geltgeiß.

Der seines Reviers und Wildstandes vollkommen kundige Jäger kennt genau die Gegend, wo eine Geltgeiß steht, und zwar daraus, daß, wenn auch der Wildstand noch so groß ist, die Waldstrecke, wo ein geltes Reh seinen Stand hat, vom andern Wild seines Gleichen vermieden wird, indem die Geltgeiß sich nie zu einem Sprung schlägt, vielmehr für sich allein einen Distrikt zu behaupten sucht, welches sie dadurch bezweckt, daß sie alles ihr zu nahe stehende Wild ihres Gleichen durch stetes Beunruhigen zum Fortziehen oder gar zum Auswechseln zwingt. Einer meiner Jagdgrenznachbarn hatte in Mitte seines Reviers eine bergige Waldstrecke und darin einen ziemlich starken Rehstand. So oft seit einiger Zeit da getrieben wurde, fand man immer weniger Rehwild. Mein Nachbar konnte diese Verminderung des Rehstandes sich um so weniger erklären, als diese Waldstrecke die herrlichste Lage, reiche gute Aeßung und keinen Abbruch durch Wildschützen oder Raubthiere hatte. Er klagte mir seine waidmännischen Leiden, und ich theilte ihm meine Vermuthung mit, daß dort eine Geltgeiß stehe. Schon am andern Tage hielt er ein Treiben. Der, vier Triebe enthaltende Berg, wo wir jährlich 3—4 starke Böcke geschossen hatten, war — nach dem Ausdrucke alter Jäger — wie ausgekehrt. Im letzten Triebe, er gieng schon beinahe zu Ende, lief mir ein Reh an, von einer Stärke, wie ich noch keines gesehen. „Diese, und keine andere ist die alte Schachtel," dachte ich bei mir, und das Reh stürzte im Feuer. Es war die Geltgeiß. Seit dieser Zeit ist auf dem Oberflug, so heißt dieser Berg, wieder ein guter Rehstand.

C. Das Kitz.

Bock- wie Geißkitz sind beim Satz kurzhaarig, braunröthlich, am ganzen Körper mit kleinen weißen Tupfen strichweise geschmückt, die diesen niedlichen Thieren ein ungemein liebliches Ansehen geben; leider verschwinden sie von Woche zu Woche immer mehr, und ungefähr nach Verlauf zweier Monate tragen sie die nämliche Haarfarbe an allen Körpertheilen wie ihre Eltern.

Das Rehwild ist eine der schönsten Haarwildarten. In allen seinen Körpertheilen durch ein vollkommenes Ebenmaß ansprechend, an Gestalt dem Edelwild höchst ähnlich, nur weniger ausdruckvoll und kräftig gebaut, vereint es mit zierlich-schlankem Wuchse, mit lebhaft-angenehmer Raschheit, mit der gefälligsten Leichtigkeit in allen seinen Bewegungen eine außerordentliche Schärfe des Auges, das feinste Vernehmen und Wittern.

Bei nachfolgendem Vortrage über Stand, Aeßung, Fortpflanzung 2c. sind Bock und Geiß unter dem Worte Rehwild begriffen und tritt nur die einzelne Scheidung der beiden Geschlechter bei den sie individuell betreffenden Benennungen und Daten ein.

Stand.

Das Rehwild liebt niedrige Waldungen und Feldhölzer, Laubwälder mehr als Nadelholzwälder, ist auch in bruchigen Gegenden zu finden und hat seinen Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterstand.

a. Frühlingsstand. Vorhölzer, besonders solche, worin es warme Quellen mit frühsproßenden, saftigen Kräutern und grasreiche Wiesenflecke giebt. Je abgelegener die Vorhölzer sind, desto lieber steht das Rehwild darin.

b. Sommerstand. Vor- und Feldhölzer, welche von Winter- und Sommer-, besonders Haberfeldern besämt sind. Um der unerträglichen Plage des Ungeziefers möglichst zu entgehen, verwechseln sie von Zeit zu Zeit ihren Waldstand mit dem Ruhen im hohen Getreide, jedoch nur am Tage, und da gewöhnlich von Morgens 9 Uhr bis gegen Sonnenuntergang.

c. Herbststand. Geschlossene Vorhölzer mit starken Dickichten; bruchige Gegenden, die keinen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, und worin Erlen- und Aspenbestände mit Nadelholz abwechseln, und Feldköpfe, die von bestellten Aeckern umgeben sind.

d. Winterstand. Geschlossene Waldung mit jungen oder neu angelegten Holzschlägen. Fällt tiefer Schnee und tritt starke Kälte ein, so zieht sich das Rehwild in das mehr warme Innere zusammenhängender Waldung zurück, am liebsten dahin, wo es starke Dickungen in gegen Süden gelegenen Berghängen findet, die nördlich durch dichten Hochwald geschützt sind und gegen Süden wie gegen Morgen eine etwas lichte Abdachung haben; verläßt aber diesen Stand an schönen gelinden Tagen, um ihn gegen den in kleinen Dickichten einer lichteren, von Wiesen durchschnittenen Waldstrecke zu vertauschen.

Im Allgemeinen liebt das Rehwild mehr das lichte Stangenholz oder einen mit Rasenplätzen abwechselnden Poschenbestand, als dichtes Gehölz, wo es nur dann seinen Stand nimmt, wenn man es öfters nach einander vergrämt hat; bleibt jedoch nicht lange von diesem seinem Lieblingsstande hinweg, besonders wenn neuangelegte Holzschläge dicht daran sind, auf welchem es sich oft halbe Tage niederthut, zum Ruhen und zum Wiederkauen.

Der Rehbock theilt nicht das ganze Jahr hindurch den Stand mit dem Reh und Schmalreh; er schlägt sich zu gewisser Zeit davon ab, wie wir bei dem Artikel Sprung ersehen.

Sprung — Rudel.

In Gegenden, wo ein starker Rehwildstand ist, sieht man oft zur Zeit, wo sich das Rehwild äßet, auf den Feldern ein sehr starkes Rudel, so daß man glauben möchte, alle diese, männlich und weiblich, jung und alt, die da so traulich und wohlgemuth ihr grünes Mahl halten, seyen Glieder einer und der nämlichen Familie oder Gesellschaft. Das ist keineswegs der Fall. Das Rehwild ist sehr verträglich; es kennt nicht den feindseligen Neid, und auf demselben Acker, derselben Wiese äßet es, ohne Unterschied des Geschlechtes, des Alters, im bunten Gemenge ganz friedlich neben einander fort, wenn auch nicht zu einander gehörend; denn es lebt nicht im Rudel, sondern nur im Sprunge zusammen, zu welchem es sich gleich wieder vereint, wie es vom Aeßungsplatze weg, zu Holze zieht. Da thut sich dann jeder Sprung für sich ab, um, wohlerfüllt, im kleinen Familienzirkel der Ruhe und des Wiederkauens zu pflegen.

Auch bei Treibjagen, wo, wie es seyn soll, nicht mit einem höllischen Charivari, sondern mit wenigem Geräusche, mit gleichsam militärischer Ordnung im Einhalten der Treiblinie, im langsamen Vorrücken zweckmäßig getrieben wird, sieht man oft — wohlgemerkt wo es brav Rehe giebt — ein Rudel von 18—24 Stück über einen Schlag ziehen oder trollen, aber das ist nicht ein immer für sich bestehendes, sondern nur ein zusammengestandenes Rudel, für den Augenblick gebildet aus einigen rege gemachten Sprüngen und sich dann wieder in selbe auflösend.

Wie beim Sprunge, so auch beim Rudel ist immer ein Altreh an der Spitze, gleichsam die Vorhut bildend, und den Zug beschließt in der Regel der stärkste Bock dieser Gesellschaft. Das Altreh giebt das Bild der Wachsamkeit, der warnenden Vorsicht, indem es jedesmal, so oft es zur Aeßung aus dem Holze tritt, sichert*), eben so, wenn es sein Gefolge aus einer Dickung führt und an die Blöße kommt. Der Bock dagegen, den Zug beschließend, soll als Nachhut den Schützer vorstellen, um jeder Gefahr, die im Rücken des Rudels herankommt, das wohlbewaffnete Haupt entgegen zu strecken und so den Uebrigen Zeit zu verschaffen, sich vor der Hand durch ihre bekannte Schnelligkeit zu salviren. Allein dazu ist dieses gekrönte Haupt

---

*) Es behaupten Einige, daß, wenn ein Sprung oder ein, aus einigen Sprüngen zur Annahme eines und desselben Weideplatzes zusammengestandenes Rudel Rehwild aus dem Holze tritt, so ist der älteste und stärkste Bock an der Spitze, den Anführer machend. Ich kann diese Meinung nicht anders theilen, als daß ich Ausnahmen von der Regel gelten lasse, denn nach dieser zieht das Altreh und nicht der Bock voran, wie ich nach vieljähriger und reichhaltiger Erfahrung sagen kann. Anmerk. d. Red.

viel zu feig; der Bock ist der erste beim ganzen Rudel oder Sprung, der, nur im Geringsten etwas Unheimliches vermerkend, das Hasenpanier ergreift, flüchtig oder ganz sachte sich abstehlend, sich dann irgendwo steckt und erst dann wieder mit furchtsam-lauerndem Geschleiche aus seinem Schlupfwinkel hervorkommt, wenn er glauben darf, für diesen Augenblick nichts befürchten zu dürfen.

Der Bock steht aber nicht immer beim Sprung. Er verläßt ihn mit Eintritt der Färbezeit, bleibt für sich in einer, zu seinem Stand eigens gewählten Waldstrecke bis zum Anfang der Blattzeit, sucht sich ein Schmalreh und bleibt bei dem Sprung, welchem dieses Schmalreh angehört, bis, wie gesagt, zur Färbezeit.

Aeßung.

Mit Eintritt der Abenddämmerung, beim Regenwetter, beim Thauen, wenn der Schnee von den Bäumen träuft, wie auch bei starkem Froste schon bedeutend früher, thut sich das Rehwild aus dem Bette auf, schlenzt noch einige Zeit auf Schlägen, Waldwiesen ꝛc. umher, wo es nur von besonders leckern Pflanzen oder Knospen gleichsam nascht, und zieht dann nach Aeßung, die es, wie seinen Stand, mit den Jahreszeiten wechselt.

Frühlings-Aeßung. Bibernelle, ächte und unächte, Esparcette, Frühlingswicke, Luzerne-, Stein- und gemeiner Klee, Vogelwicke; die zarten Samen, Blätter der Buchecken, des gemeinen und des Spitz-Ahorns, die jungen Triebe der Besenpfrieme, der Heidelbeer-, Himbeer- und Brombeer-Sträucher, der Eberwurzel, der gemeinen Heide, der Esche, Lerche, Roth- und Weißtanne, des gemeinen Sauerdorns, Berberis, Wachholders, rothen Hollunders und des gemeinen Geisblattes, wie auch die jungen Pflanzen von Korn, Weizen, Gerste, Haber und Dinkel.

Sommer-Aeßung. Wicke, Pferdebohne, Erbse nebst Kraut, Blüthe und Schoten, Wicke mit Blüthen und jungen Schoten, Linse, Waldangelika, Liebstöckel, Schafgarbe, Löwenzahn, Wiesen-Sauerampfer, Wasserdosten, Meisterwurz, Fallkraut, Him- und Brombeeren, die jungen Triebe und die mit großen Honigblättern versehenen Blüthen der Wiesensalbei, die reifen Körner des Habers, alle Kohlarten, die gemeinen Champignons nebst mehreren Arten von Schwämmen.

Herbst-Aeßung. Brunnenkresse, die Früchte der wilden Aepfel- und Birnbäume, der Eichen und Buchen, des Els- und Mehlbeerbaums, des Kastanien-, Zwetschgen- und Pflaumen-, wie auch des Vogelbeer- und Sperberbaums, des Weinstocks, wenn sie vollkommen reif sind, die noch milchigten Kolben des türkischen Weizens, und Kraut und Wurzeln der weißen Rübe.

Winter-Aeßung. Die Knospen von Eichen, Buchen, Pappeln, des rothen Hollunders, auch die Nadelholzknospen, besonders die der Fichte; die zarten Triebe des Stockausschlages und des Auflages

von Eichen, Hainbuchen, Ahornen, Aspen, Sommerbirken, Saalweiden, der gelben Weide, der Brombeerblätter und Mistel, auch reife Wachholderbeeren, bei nicht zu tiefem Schnee die grüne Saat, besonders Oelsaat, in der Hungersnoth altes dürres Gras, Heidekraut, und die weichen Rindentheile des gefällten Holzes.

Folgendes ist über die Aeßung des Rehwildes zu bemerken:

a. Das Rehwild ist in der Auswahl der Kräuter und Gräser, wie auch sonstiger Aeßung leckerer und sorgfältiger als das Dam-, Edel- und Elennwild, nimmt auch im Frühling öfters und früher als dieses die Wiesen an.

b. Es verschmäht Leinknoten, Kartoffeln und alle reifen Getreidekörner, mit Ausnahme der des Habers.

c. Es äßet das grüne Getreide nur so lange, bis dieses Halmen treibt.

Das Rehwild äßet äußerst selten bei Tage, aber es erfüllt sich tüchtig bei Nacht bis etwas nach Tagesanbruch, wo es wieder zu Holze zieht, sich gleich niederthut, und nun in bequemer Ruhe mit Wiederkauen und Schlafen abwechselt, aber oft das Opfer seiner Gemächlichkeit wird, denn es läßt sich leicht im Bette beschleichen, wie die Erfahrung lehrt, daß rasche kräftige Jagdhunde schon manches Stück Rehwild im Bette gedeckt und gewürgt, oder daß beim Zutreiben von Edelwild durch einen einzelnen Jäger oder Treibmann dieser sich einem ganzen Sprung auf ein Paar Schritte genähert hat, bis es geradezu aus dem Bette flüchtig geworden ist.

d. Wenn das Rehwild nach Aeßung zieht, so ist das älteste Reh des Sprunges an dessen Spitze, dagegen der stärkste Bock dieser Rehgesellschaft das letzte Stück des Sprunges, wenn dieser von der Weide zu Holze zieht.

e. Das Rehwild ist ein Leckermaul. Um zarte, üppige, ihm sehr wohl schmeckende Aeßung zu finden, zieht es Meilen weit, läßt sich nicht durch Flüsse, durch Bäche, die es mit Sicherheit rasch durchschwimmt, von der gastronomischen Wanderung abschrecken, und nimmt die neuen, zur Zufriedenheit gereichenden Weidplätze von Zeit zu Zeit an, wenn diese auch von seinem Stande ziemlich weit entfernt liegen.

f. Bei einer Winterfütterung von aufgestellten, unausgedroschenen Habergarben, von den Knospen der auf den Fütterungen gefällten Eichen und Aspen und von Mistel gedeiht das Rehwild vortrefflich, und wird dadurch so kräftig, daß es weder durch langanhaltende, wenn auch noch so strenge Kälte, noch durch eine, sonst dem Rehwild so nachtheilige, naßkalte Witterung kümmernd wird.

Feistzeit.

In den ersten Wochen nach der Blattzeit und nach der wahren Brunft, wie auch während der Behaftung mit Engerlingen,

vorzüglich gegen Winters Ende und bis in den April tief hinein ist der Rehbock am schlechtesten am Leibe, aber sehr gut im Juni und Juli, wo auch keine Spur von Engerlingsflecken sich mehr vorfindet. Aber die wahre Feistzeit hat der Rehbock im November, einige Zeit vor der Brunft, besonders in Mastjahren und wenn es nicht an grüner Saat gebricht. Was zu dieser Zeit dem Aeußern des Wildprets an Feist abgeht, das wird durch Fülle und durch die saftige Substanz des Wildprets ersetzt, während Netz und Nieren mit Feist gleichsam umwickelt sind.

„Das Altreh und das Reh legen im Spätherbst das meiste Feist auf und liefern auch zu dieser Zeit das saftreichste und schmackhafteste Wildpret.

Das Schmalreh hat keine bestimmte Feistzeit, da sie eigentlich kein Feist auflegt, ist aber das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der Engerlingszeit, sehr gut am Leibe. Dagegen hat

das Geltreh, wenn es nicht mit Engerlingen behaftet ist, bei gutem Stand eine ununterbrochene Feistzeit; selbst zur Zeit, wo das Rehwild überhaupt nicht vorzüglich gut am Leibe ist, finden wir das Geltreh feister und wildpretreicher, als Bock und Geiß in ihrer besten Feistzeit.

Brunften.

Das Rehwild hat eine falsche und eine wahre Brunft; jene fällt in die Monate Juli und August *), diese hat Statt im November und Dezember.

Gott und unserm Dietrich aus dem Winkell hat die Jägerei zu danken, daß die Tintenfehde über die wahre Zeit der Rehbrunft, welche unter dem Schilde unbegründeter Hypothesen und unverbürgter Erzählungen von so manchem Sclaven seiner Vormirung oder Rechthaberei gegen einen Blumenbach, Bechstein und Oken geführt wurde, geschlichtet ist. Sollte es, was ich zur Ehre des menschlichen Verstandes nicht glaube, noch Zweifel oder gar Opponenten geben, so möchte an diesen wohl alle Mühe verloren seyn, wie sie jener verschwendet hatte, der den Mohren weiß waschen wollte.

Was der königl. hannov. Forstrath Wächter über die „falsche Brunft der Rehe" sagt, ist so anziehend, daß ich nicht umhin kann, seine Worte darüber auch wörtlich mitzutheilen:

„Nicht blos beim Forst- und Jagdwesen, auch bei der Naturgeschichte und Naturlehre, ja mehr oder weniger bei allen Wissen-

---

*) Im Jahre 1803 liefen, nach aus verschiedenen Ländern übereinstimmend eingegangenen Nachrichten, die Rehböcke schon im Juni auf's Blatt.

schaften giebt es „stehende Artikel," die eine Zeit lang hindurch zum Gegenstande der Unterhaltung, der Lückenausfüllung und auch der ernstern Nachforschung benützt werden, je nachdem Ort, Zeit und Gelegenheit es mit sich bringt. Abgenutzt oder abgemacht werden sie bei Seite gelegt, um andern Gegenständen der Art, die das wissenschaftliche und unwissenschaftliche Treiben aus dem unermeßlichen Meere der Erkenntniß, gleich Luftblasen aus kochendem Wasser, aufsteigen läßt, Platz zu machen."

„Dahin gehörte zur Zeit der Kindheit der Forstwissenschaft (ob sie nunmehr die Kinderschuhe vertreten habe, lasse ich dahingestellt seyn) die Frage: Ob mehr Holz am Berge, wie auf der Ebene wachse? Wie unzählige Perpendikel sind nicht von der Hypothenuse eines Dreiecks auf seine Basis herabgefällt worden, um dem ehrlichen Praktiker begreiflich zu machen, er möge noch so viel auf seine Erfahrung sich berufen, jeder Baum am Berge finde auch Platz auf der unten liegenden Ebene. Der Fall der Perpendickel ließe sich nicht abweisen."

„Dasselbe in der Naturgeschichte und Naturlehre. Um nur ein paar ähnliche Beispiele anzuführen, erinnere ich an die Streitfragen über das „Wegziehen der Vögel" und über den „Ursprung des Heer- oder Höhen-Rauchs.""

„Was treibt die Vögel im Herbste mit ihrer Brut so eilend durch die Lüfte bei Nacht und Nebel, oder in bewunderungswürdigen, regelmäßigen Zügen ohne Kompas? Und was läßt sie still und geräuschlos, das Weibchen voran, zum heimischen Neste wiederkehren? Ist es Nahrungs-, Schutz- oder Fortpflanzungs-Bedürfniß? Warum bleiben sie nicht, wo sie waren und Alles fanden, was sie bedurften?"

„Umsonst! aus dem Höhen- oder Heerrauch kann man nicht herauskommen. Der „westphälische Anzeiger" riecht davon unaufhörlich; die guten Menschen holen ihn bald vom Himmel, bald von der Erde; einmal entwickelt er sich aus einem zersetzten Gewitter (wie wohl ein Gewitter zerlegt wird?), gleichsam wie aus einem chemischen Schmelztiegel; dann lassen ihn die Flammen aus den unermeßlichen Torfmooren Norddeutschlands, wenn sie zur Buchweizensaat bearbeitet werden, aufsteigen und nun mit Flügeln des Windes weit und breit über die Fluren verbreiten, die Sonne verdunkeln und die Nasen angreifen."

„Das Jagdwesen, ohnehin ein wenig anrüchig von wunderbaren Begebenheiten, ist auch nicht frei von diesen Logiks."

„Wann tritt der muntere Rehbock auf die Brunst, wann ist sein Weibchen für seine Liebkosungen empfänglich und wie lange trägt sie ihre süße Bürde unter dem Herzen? Alle Fragen, die nicht allein Vater Doebel, sondern auch viele wackere Waidmänner vor und nach ihm eifrig verhandelt haben, und die am Ende auf das Gebiet der Naturforscher übergegangen sind, weil man wohl einsah, sie ließen sich mit dem Waidspruche, daß den treuen Verehrern Dianen's zur

Zeit, nach vollbrachtem Opfer, wohl ein Geschichtchen entschlüpfe, wobei selbst die strenge Göttin lächeln dürfte, nicht abfertigen."

„Wie viel ist über diese Fragen nicht geschrieben, im Ernste und Scherze, wie viele Beobachtungen und Versuche sind darüber nicht angestellt worden, und doch ist man noch nicht zum Aktenschlusse gekommen, immer werden noch Nova vorgebracht, die den Streit und den Zweifel von Neuem erregen, den Sieg zweifelhaft, die Wahrheit aber gewisser machen, daß die Natur studiert, aber nicht abgeurtheilt sein will."

„Hier abermals einen Beleg zu der Meinung derer, welche die wahre Brunstzeit der Rehe in die heißen Monate des Sommers verlegen. Für die Wahrheit der Begebenheit und die Treue der Erzählung kann ich bürgen; sie schreibt sich von einem unserer ausgezeichnetsten Forst- und Waidmänner, von einem höheren Forstbeamten her, der die größte Glaubwürdigkeit verdient und genießt; ihr Schauplatz ist das Amt Rotenburg im Herzogthum Bremen."

„Am 23. Juli d. J. ging ich gegen Abend aus, um einen Rehbock zu pürschen, um den mich der . . . . . „behufs bevorstehender Küchenvisitation des . . . . ." dringend hatte ersuchen lassen. Ich schlich an einer Hecke auf einer Wiese herunter (die Sonne war gerade im Untergehen begriffen), als ich einige hundert Schritte vor mir ein einzelnes Reh ruhig auf der Wiese, nahe vor einem Ellernbusche, äßend gewahrte. In der Hoffnung, es sey ein Bock, schlich ich näher, erkannte es aber sehr bald für eine Ricke. Als ich bis etwa 40 Schritte unbemerkt herangekommen war, an einem Punkte, wo wegen einer Ausbiegung der dichten Hecke ich die Wiese rechts hin nicht übersehen konnte, kam ich vorsichtig durch ein Heckenloch und gewahrte nun rechts neben mir (das zuerst gesehene Reh stand links), etwa 45 Schritte vor mir, einen guten Bock und eine Ricke mit einem Kitz. Gerade als ich die Büchse an den Kopf zog, um den breit vor mir stehenden Rehbock zu schießen, warf er auf und zog das Geäße auf, in der Art, wie wohl ein Hengst zu thun pflegt, wenn er eine Stute wittert, und fieng an, die Ricke zu verfolgen. Jetzt wollte ich natürlich nicht schießen, sondern beobachten. Die Ricke lief, ganz nahe vor mir, auf der freien Wiese, in einem sehr kleinen Bogen, zweimal im kurzen Trabe herum, der Bock hinten drein, noch zwei- oder dreimal das Geäße so ziehend, wie ich erst erwähnte."

„Da blieb die Ricke stehen, der Bock sprang in selbigem Moment auf und beschlug ganz gehörig; das Kitz saß nebenbei. Sehr füglich hätte ich den Bock, indem er beschlug, von der Ricke herunter schießen können, aber ich mochte ihn doch nicht in seinem Vergnügen stören. Nach vollbrachtem Akt traten Bock und Ricke einige Schritte fort und thaten sich beide nieder, als wollten sie beide nach der Arbeit ruhen. Sie standen jedoch nach einer Minute wieder auf und ich ließ sie weg treten, ohne nach dem Bocke zu schießen. Daß ich die buchstäbliche Wahrheit des hier Gesagten verbürge, versteht sich. Weil mir diese

selbst begegnete, glaube ich nun auch die Richtigkeit eines ähnlichen Vorganges, den ich bis dahin etwas in Zweifel zog. Es war nämlich in den ersten Tagen des Augusts 1830, als mir ein Freund, bei dem ich in Hamburg zu Mittag aß, erzählte: am nämlichen Morgen habe sein Jäger einen Rehbock gebracht, den er vor Sonnenaufgang geschossen habe, indem er im Akte des Beschlagens einer Ricke gewesen sey. Auf geäußerten Zweifel an der Wahrheit hatte der Jäger erklärt, die Wahrheit eidlich erhärten zu wollen."

„So weit die Erzählung meines Freundes; nun die Nutzanwendung, die derselbe mir ganz nach meinem Gutdünken überlassen hat."

„Ich argumentire daher diese eben so schön als lebendig geschilderte Begebenheit. Weit entfernt, die wahre Brunstzeit der Rehe in den Sommer zu versetzen, ist es nur ein Beleg mehr zu der alten Meinung, daß der Rehbock ein lustiger Geselle sey, der sich gar kein Gewissen daraus mache, seinem Weibe auch außer der Zeit den Hof zu machen und von ihr Gunsterzeugungen zu erpressen, da er sie freiwillig nicht geschenkt bekommt. Unfruchtbarkeit ist die Strafe der Natur, welche von ihr auf diese Lüsternheit des Mannes und Hingebung des Weibes gesetzt ist."

„Denn, ohne wiederholen zu wollen, was die Verfechter der wahren Brunstzeit der Rehe, mit sieghaften Gründen aus der Erfahrung, aus der allgemeinen Naturgeschichte, insbesondere aus der Trächtigkeitszeit verschiedener Thiere und aus Zergliederungen beschlagener Rehe im Sommer und Winter rc. zur Unterstützung ihrer Meinung beigebracht haben, will ich hier nur anführen, daß mir der Umstand, daß die beschlagene Ricke Mutter eines gegenwärtigen, nur 2 Monate alten Kalbes war, von besonderem naturhistorischem Gewichte zu seyn scheint."

„Denn weislich hat die Natur im Allgemeinen es so eingerichtet, daß das Mutterthier, so lange es sich noch dem Schutze und der Ernährung des Jungen widmen muß, sich keiner andern Sorge, keiner andern Empfindung rc. hingiebt; Alles wird entfernt und abgewehrt, was dem Pflegempfohlenen schaden oder hinderlich seyn könnte; erst, wenn dieser selber zu seiner Ernährung und Erhaltung hinlänglich erstarkt ist, wenn die Art gesichert ist, dann mag es an eine neue Progenies denken."

„Beim Menschen ist dieß freilich öfters anders; dafür läßt aber auch der Instinkt der Thiere die Vernunft der Menschen — nicht selten — weit hinter sich zurück."

„Dieserhalb, und damit der Instinkt die Thiere richtig leiten möge, hat die Natur auch die Brunst eigentlich in die Weiber, nicht in die Männer gelegt, und es ist ein ganz falscher Ausdruck: „der Hirsch tritt auf die Brunst;" man müßte sagen: „das Thier tritt auf die Brunst."" *)

---

*) Die alten Jäger sagen: „Wenn die Geiß (in ihrem Stand) keinen Bock hat, so holt sie sich einen." Ich kann

„Das Weib ist nämlich von der Natur mit Empfängniß, der Mann mit Begierde ausgesteuert; diese ist immer bereit, jene an Zeitbedingungen geknüpft, daher periodisch, und bevor diese Periode nicht eintritt, die Natur zur Bildung eines neuen Wesens im Weibe nicht stark genug ist, bemüht der Mann sich vergebens, Willfährigkeit bei seinem Weibe zu erringen, oder, wenn er sie bezwingt, Fruchtbarkeit zu bewirken. Sehen wir nicht, wie der Hengst die rössige Stute, der Ochse die brünstige Kuh, der Hund die läufige Hündin ꝛc. unaufhaltsam und wüthend verfolgt, nicht weil er brünstig wird, sondern weil sie es wird, weil die Natur laut und durch alle Sinne den Mann herbeiruft, ein Wesen ihrer Art neu zu schaffen. Kein Wunder, daß nun die Begierde auch beim Manne auf das Höchste erregt wird, daß Zeichen der höchsten Anspannung (Brunst) bei ihm eintreten, daß er wüthend und kämpfend sein Ziel verfolgt."

„So nun auch bei unserm Rehbocke; er, immer bereit und geneigt, seinem Weibe aufzuwarten, findet bei ihr kein Gehör, weil sie noch mit der Sorge des zarten Sprößlings beschäftigt und die Natur noch nicht wieder im Stande ist, abermals eine neue Schöpfung zu beginnen. Von Ort und Zeit und Wohlgenährtheit hingerissen, wendet er Zwang an; sie giebt endlich nach, straft aber ihren Verführer mit Unfruchtbarkeit. Diese ist dem Bescheidenen, wenn Muttersorgen nicht mehr entgegenstehen, im Winter, wenn Beider Kräfte gestärkt sind, vorbehalten."

Verzeih, verehrter Waidmann, den etwas poetischen Vortrag. Es handelte sich ja von einer poetischen Licenz des muntern Rehbocks.

Wie die starken Böcke früher abwerfen, als die geringen, wie die starken Böcke und Geißen früher verfärben, als die geringen, so verhält es sich auch mit dem Brunften. Starkes Rehwild, das einen recht guten Stand und recht nahrhafte Aeßung hat, brunftet immer um 8—12 Tage früher, als geringes, wel-

---

weder diese, noch Wächter's Meinung vom: „Treten des weiblichen Wildes auf die Brunft" unbedingt theilen, denn jeder erfahrene Jäger wird wissen, daß der Hirsch, der gute, starke, mit Anfang der Brunft, schon gegen Ende August's, seinen vom weiblichen Wild ganz isolirten Stand verläßt und unaufhörlich mit zu Boden gesenktem Windfang umhertrollt, um zu wittern, wo das Thier gezogen ist, wo es steht; und jeder erfahrene Jäger hat sich zur Genüge überzeugt, daß der starke Bock, der sich schon zu Anfang der Färbezeit vom Sprung getrennt und für sich gelebt hat, beim Anfang der Blattzeit, wo bei ihm (wie beim Hirsch im August) die Triebe zur fleischlichen Vermischung erwachen, ebenfalls wie jener unruhig umhertrollt, um Schmalrehe aufzusuchen. Aus diesem Benehmen schließe ich gewiß ganz gegründet: „daß nicht die Geiß den Bock holt, sondern daß er sich zu ihr gesellt, und daß nicht das Thier, sondern daß der Hirsch auf die Brunft tritt."

Anmerk. d. Redakt.

ches oft, besonders wenn es seinen Stand in einem wenig fruchtbaren, rauhen Distrikte hat, erst im Januar auf die Brunft tritt.

Nur Jäger, die als Freunde der Naturforschung die Jagdthiere zu allen Zeiten beobachten, um sich mit ihrer Oekonomie, ihrem oft so interessanten Treiben und Walten vertraut zu machen, und aus diesem Zwecke das Rehwild auf den Brunftplätzen belauern, genießen den sehr unterhaltenden Anblick des merkwürdigen Benehmens der, wenn ich mich so ausdrücken darf, koketirenden Rehgeiß gegen den zärtlichen, oft in Brutalität ausartenden, Rehbock. Die Spröde spielend, entflieht sie, aber nur auf kurze Strecken, und läßt sich vom Bock einholen, der ihr mit dem zur Seite geneigten Grind sanft über den Rücken streicht, sie mit dem Geäß in die Flanken kneift, und durch verschiedene Bezeugungen seiner Neigung willfährig machen will. Dieses Spiel wird öfters wiederholt, wo jederzeit das Weibchen einen fiependen Laut ausgiebt, bis der Bock, entweder erhört, oder der affectirten Sprödigkeit überdrüssig, durch rasches und gewaltsames Anfallen sein Verlangen befriedigt.

Der Beschlag selbst ist nur das Werk eines Augenblicks, aber er wird oft und bald nach einander erneuert. Nach jedem Beschlage näßet das Reh, und der Bock thut sich nieder, wo er eine nicht lange währende Erholung genießt, dabei aber, welches mich oft köstlich belustigte, mit halbgeschlossenen Lichtern gleichsam duselt und ein erzdummes Schafgesicht macht.

Selbst die ältesten Geißen lassen sich vom Bocke jagen, der sie in einem fort verfolgt, bis er sie ereilt, und thun scheu, zimperlich und spröde, doch ergeben sie sich viel früher, als die Schmalrehe, die sich wirklich so ängstlich benehmen, daß man glauben möchte, sie fürchten sich vor dem Beschlage; auch ist ihr Fiepen viel stöhnender und gepreßter, als das der Altrehe, welche es frisch und gellend und in rasch sich folgenden Tönen hören lassen, daher ich das der Schmalrehe nur für Angstlaute, dagegen das der Altrehe für Locktöne erklären möchte.

Daß der Rehbock es nicht verschmäht, selbst Ziegen und Schafmüttern seine inbrünstige Neigung werkthätig zu bekräftigen, ersehen wir aus nachstehenden, auf strenge Wahrheit basirten Daten:

Professor Leonhardi berichtet im Leipziger Forst- und Jagdkalender für 1795: „er habe im Junius des Jahres 1774 auf der zum Rittergut Oelse in der Oberlausitz gehörigen Haide ein verwaistes Bockkitz gefunden, nach Hause getragen und an die Zitzen einer Ziege gebracht. Zum Spießbock herangewachsen, beschlug er im September des zweiten Jahres seine Pflegemutter, wie auch zwei andere Ziegen, wovon eine nicht aufnahm, während die andere ein Bockkitz, die Pflegemutter aber ein Bock- und 2 Geißkitz brachte, wovon das eine ganz weiß, die beiden andern nach einem halben Jahre fast ganz von der Farbe eines Rehes waren, demselben nur an den Füßen und an dem, aber erst im dritten und vierten Jahre mit Rehgewichteln

ähnlichem Gehörne besetzten Kopfe glichen, aber Hals, Körper und Schweif ganz ziegenartig hatten. Bemerkenswürdig ist, daß die Mütter dieser Rehbastarde sie nur 3 Wochen saugen ließen, dann so feindlich verfolgten, daß Leonhardi sich nach einigen Wochen gezwungen sah, diese Bastarde tödten zu lassen."

Im Jahre 1790 besaß Göze, wie er in seiner europäischen Fauna B. 3. S. 72. erzählt, ein von einer Schafmutter zur Welt gebrachtes, an Körperbau, Läufen, Grind, Geäß und Lusern vollkommenes Reh, das aber einen mehr als gewöhnlich langen Schafschweif hatte; das Mutterschaf hatte im Flankenburger Thiergarten geweidet und war dort von dem einzigen, darin noch übrigen Rehbock beschlagen worden.

Die neuen Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1790 sagen uns im 11. Bd. S. 269, daß L. N. Hellenius eine aus Cagliari erhaltene Rehgeiß mit einem Widder von schonischer Race vereint, diese von ihm aufgenommen und ein Geißkitz gesetzt habe, welches an Farbe und Körpertheilen vollkommen ein Reh gewesen, mit der kleinen Ausnahme des Haares, das, ein Erbtheil vom Vater, kraus und wollig war.

In der falschen Brunft tritt beim Rehbock das

Springen auf's Blatt

ein; auch das Mutterreh springt auf's Blatt.

Das Nähere darüber ist bei Jagd auf Rehwild unter dem Artikel: „Schießen auf's Blatten" gesagt.

Wo ein recht starker Rehwildstand und dieser besonders reich an Schmalrehen ist, springen die Böcke selten auf's Blatt, und fast gar nicht an kühlen Morgen und wenn es regnet. Man hat genug Beispiele, daß in der vollsten Blattzeit oft Wochen lang kein Bock sprang, weil es immer Regen gab, oder die Witterung naßkalt war, dagegen beim ersten warmen Sonnenblick auf den ersten Blattstoß 2—3 Böcke in voller Flucht anrannten.

Hier aber muß noch die Eifersucht der Rehböcke während der Brunft und das aus selber entstehende

Kämpfen

zur Sprache kommen.

Das Schmalreh, zu welchem der Rehbock während der falschen Brunft gestanden ist und welches er auch in der rechten zuerst beschlägt, bewacht er mit der Eifersucht des wachsamsten Türken. So lange er es zu seiner Geliebten erwählt hat — denn diese sehr radizirte Liebe währt nur, bis es hoch beschlagen ist, wornach er sich eine andere Gefährtin für eben so lange Zeit beilegt — läßt er dieses keinen Augenblick von sich, und einen sich nahe oder ferne zeigenden Nebenbuhler begehrt er auf der Stelle mit ungemeiner Heftigkeit.

Alle Jäger, die den Rehbock in der falschen und in der rechten, eigentlich wahren, Brunft beobachtet haben, werden mit mir die Behauptung theilen, daß der Rehbock in der rechten Brunft viel ruhiger, und in seiner Beschlaglust viel mäßiger ist, als in der falschen; eben so verhält es sich auch mit seiner Eifersucht und Kampfgierde.

Während der falschen Brunft nimmt sehr häufig seine Wuth gegen den ihm in's Gehege gehenden Nebenbuhler solch einen gefährlichen Charakter an, daß er nicht vom Kampfe abläßt, bis entweder er selbst zu dessen Fortsetzung unfähig, oder sein Gegner, wo nicht tödtlich, doch immer auf's Gefährlichste geforkelt ist.

Hier nur ein Paar solcher Fälle, die verbürgt sind. Im Monat August des Jahres 1807 fand der Revierförster Müller zu Schönbrun im württembergischen Schwarzwalde einen sehr starken Rehbock, der durch viele, im Kampfe mit einem Nebenbuhler erhaltene Wunden verendet war. Erstaunt darüber, daß ein so starker Bock hatte besiegt werden können, untersuchte ihn der Revierförster genauer, und konnte kaum seinen Augen trauen, als er in einem Schlegel die der Länge nach gespaltene und über der Rose abgerissene rechte Stange des siegenden Kämpfers stecken sah. Wahrscheinlich wurde während des hartnäckigen Gefechtes um die Geliebte die Stange schon zerrissen und beim Forkeln in den Schenkel erst abgerissen.

„Wäre Herr Müller kein sehr glaubwürdiger Mann, sagt Hartig, Erzähler dieses, in seinem Journal für Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, so würde ich mich kaum verstehen, die Möglichkeit einzuräumen, daß eine Stange eines Sechser-Bockes sich im Kampfe spalten könne. Hr. Müller versichert aber auf seine Ehre, daß die Sache so sey."

„Das Gehörn von dem im Kampfe umgekommenen Rehbock ist eins der stärksten, die man von der gegenwärtigen Rehwild-Generation sehen kann, doch ist die Stange monströs, oder, wie wir Jäger sagen, widersinnig."

„Daß der Sieger geringer war, als der Besiegte, beweist der von der Stange abgebrochene Theil."

Ein Spießbock hatte, wie von Rochow in den Schriften der berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde Bd. II. S. 400 erzählt, einem starken Bock zur Brunftzeit im Kampf einen seiner Spieße über dem rechten Licht durch die Hirnschale gestoßen, und zwar mit solcher Gewalt, daß der Spieß tief unter der Rose abbrach und im Grinde des Geforkelten stecken blieb, wo er so bewunderungswürdig einheilte und nicht die mindesten Nachwehen hinterließ, denn dieser Rehbock war im folgenden Herbste, wo er geschossen wurde, ausgezeichnet gut am Leibe. Der skelettirte Grind, mit dem eingewachsenen Spieße ging an den Dombechant von Spiegel in Halberstadt über, und ist nicht nur eine Zierde seiner auserlesenen Sammlung seltener Hirschgeweihe und Rehbocksgehörne, als auch ein gültiger Bürge der Hef-

tigkeit, mit welcher die *eifersüchtigen* Rehböcke unter einander *kämpfen*.

Im sogenannten Bisthum, einer noch immer rehwildreichen Gegend unterhalb Regensburg am linken Donauufer, wurde vor ungefähr 13 Jahren in den letzten Tagen des Juli von einem Holzaufseher ein Kapital-Rehbock gerade in dem Augenblicke, wo er, wie die alten Jäger scherzweise sagen, sein Testament machen, d. h. verenden wollte, gefunden, der nicht nur im Stich auf dem rechten Blatt und an der Flanke dieser Seite tiefe Forkelwunden hatte, sondern dem, eine höchst merkwürdige Erscheinung, die linke Stange mit einem Theil der Hirnschale abgerissen war und an der Grindhaut hieng.

Unzählig sind die Fälle von sehr schwer, von tödtlich *geforkelten*, von an den *Forkelwunden eingegangenen Rehböcken*, und jeder Revierjäger, der einen starken Rehstand hat, wird gewiß, wenn er solches Revier mehrere Jahre begangen hat, auch mehrere Fälle dieser Art erlebt haben, aber auch in Folge der von ihm gemachten Erfahrungen mich nicht einer Unrichtigkeit bezüchtigen, wenn ich behaupte, daß *Spießböcke* im Kampfe mit *Gabelböcken* oder mit geringern *Sechsern* fast immer Sieger bleiben, so wie der Spießhirsch häufiger den Gabelhirsch oder den Sechs- oder den Achtender *abkämpft*, als er von diesem abgekämpft wird.

Noch ein Beispiel von der Wuth eines verliebten *Rehbocks* während der *falschen Brunft* gegen den, seine Rechte gefährdenden Nebenbuhler, die ihn blind und taub gemacht. Am 6. August 1818 traf der herzogl. meinungen'sche Forstgehülfe *Senf* in einem Waldtheile, der große Hirschberg genannt, zwei *kämpfende Rehböcke* an. Er *pürschte* sich *schußmäßig an* und schoß den stärksten im Rauche hin. Doch der andere, statt durch den Knall *vergrämt* und *flüchtig zu werden*, *forkelte* noch immer mit solcher Wuth in den bereits *verendeten* Bock hinein, daß Senf, der seine Büchse weggeworfen, den Wüthenden bei den Hinterläufen ergreifen und einige Heumäher aus der Nähe herbeirufen konnte, die ihm zu Hülfe kamen. Mit Gewalt wurde der Rehbock hinweggerissen und dann *abgeknickt*.

„Als ich mich einst", so erzählt *Quensel*, reitender Förster des Forstreviers Kupferhütte im Lautenbacher Oberforste des kön. hannöv. Harzes, „an einer Buchendickung vorstellen wollte, während meine beiden Jagdgefährten auf der entgegengesetzten Seite mit dem Schweißhunde der Fährte eines angeschossenen Hirsches nachzogen, sah ich kaum 50 Schritte vor mir zwei Rehböcke auf's Heftigste mit einander kämpfen."

„Ob ich nun gleich nicht die Absicht hatte, einen davon zu schießen, so konnte ich doch der Versuchung nicht widerstehen, einige Augenblicke zu verweilen, um Zeuge dieses interessanten Schauspiels zu seyn, und, wo möglich, abzuwarten, wer als Sieger den Kampfplatz behaupte."

„Der Kampf war wüthend. Zum Versuche, ob ich nicht einen

der beiden Kämpfer abfangen könne, schlich ich mich hinter einer alten Buche, an welcher sie sich schon mehrmals hin- und hergeschoben hatten, in die Nähe des Kampfplatzes, und kaum hatte ich den Baum erreicht, als schon der eine Bock von seinem Gegner ziemlich nahe zu mir hingedrängt wurde."

„Eben wollte ich aus meinem Hinterhalte hervorbrechen, als der zurückweichende Bock wieder Meister wurde, und, den andern fest im Gehörne fassend, ihn hastig von mir abwärts schob. Aus Besorgniß, ein so günstiger Augenblick möge vielleicht nicht wieder kommen, sprang ich, das Waidmesser in der Hand, den Kämpfenden einige Schritte weit nach und hatte das, gewiß seltene Vergnügen, den mir zunächst stehenden Bock hinter dem Blatte abzufangen, während der andere ausriß."

„Bei der nähern Besichtigung des erlegten Rehbocks fand sich, daß derselbe in dem hartnäckigen Kampf mit seinem Nebenbuhler bereits ein Licht verloren hatte, auch am Halse sehr bedeutend geforkelt war."

Nach der Versicherung ganz glaubwürdiger Jäger ist es schon öfters geschehen, daß sich Rehböcke in der Brunst verkämpft haben.

Hier mag eine Stelle die Erwähnung von zwei verkämpften Edelhirschen finden, deren Geweihe, noch zur Zeit so fest in einander verschlungen, daß sie ohne bedeutende Beschädigung nicht aus einander gebracht werden könnten, in dem Haupteingange des darmstädtischen Jagdschlosses Kranichstein zu sehen sind, wo sie unter den vielen, sehr seltenen und für den Waidmann sehr interessanten Hirschgeweihen älterer Zeit die merkwürdigsten sind.

Unter den verfangenen Geweihen steht folgender, im Geiste jener Zeit verfaßte Kraftreim:

„Schau, Leser, einen Hirsch-Duell,
Wo beide blieben auf der Stell',
Als sie aus Eifersucht gerungen
Und mit Gewichtern sich verschlungen.
Ihr Fleisch, das sonst dem Mensch' gehört,
Ward schimpflich von dem Wurm verzehrt.
Da sie entgangen Ludwig's*) Waffen,
So mußten sie sich selber strafen.

In der Bückebacher Tann, am Tabaks-Aker todt gefunden. Den 21. Nov. 1756.

---

*) Ludwig VIII., Landgraf von Hessen-Darmstadt, ein fermer Jäger und großer Verehrer des edlen Waidwerks im vorigen Jahrhundert.

Setzen.

Schon 8—10 Tage vor Eintritt des Setzens schlagt sich die Mutter werdende Rehgeiß vom Sprung ab und wählt sich in dem einsamsten, verstecktesten Theile der Waldung, worin sie ihren Stand hat, ein geschlossenes, möglichst dicht verwachsenes, jedoch von Waldgrasplätzen und einem jungen Gehaue, auch, wenn es seyn kann, von einer Quelle nicht zu ferne liegendes Dickicht, um da ihr Wochenbett zu halten.

Nachdem sie 20—21 Wochen hochbeschlagen gegangen ist, setzt sie im Mai oder Juni (man hat auch Beispiele, daß dieses schon im Anfang, wie auch in Mitte April's geschah) 1 oder 2 Kitze. Es ist keine Seltenheit, daß manche Rehgeiß auch schon 3 Kitze gesetzt hat; aber es gehört unter die Naturmerkwürdigkeiten, daß es Rehgeißen giebt, bei denen sich diese seltene Fruchtbarkeit nicht auf ein einziges Jahr beschränkt. So z. B. hatte Dietrich a. d. Winkell in seinem Reviere eine Rehgeiß, die drei Jahre nach einander in jedem Jahre 3 Kitze setzte, und eine, 3 Jahre nach einander eben so fruchtbare Geiß stand im Jagdbezirke seines Bruders. Jedoch ist dieses nur der Fall bei Rehen, die noch im besten Alter und bei voller Kraft sind.

Interessant ist, was Bechstein über die Geburtshülfe mittheilt, welche die Rehgeiß beim Akte des Setzens sich selbst leistet: „Die Rehgeiß legt sich, sobald die Wehen eintreten, auf eine Seite, und so wie sich der Grind des Kitzes mit den Läufen nur etwas zeigt, wendet sie sich herum, faßt den einen Lauf mit dem Geäß und zieht bei der nächsten Wehe so stark, daß der Grind bis zur Hälfte vorrückt; bei der darauf folgenden Wehe faßt sie den zweiten Lauf in das Geäß und zieht mit langsamem, aber ununterbrochenem Zuge das Kitz heraus. Folgt diesem ein zweites, so legt sie sich auf die andere Seite und verfährt eben so. Kömmt hierauf die Afterbürde zum Vorschein, so greift sie gleich darnach, zieht sie heraus und äßet sie (besser gesagt: frißt sie, da das Wort Aeßen nur den Genuß von Vegetabilien bezeichnet) unverzüglich mit großer Gierde auf. Dann leckt sie stehend das Kitz ab."

In den ersten Tagen nach dem Satze entfernt sich die Mutter fast gar nicht von dem Kitze, verbirgt es, bei jedem Anscheine von Gefahr, sorgfältig, und entfernt sie sich ja von ihm eine kleine Strecke, um zu äßen oder zu schöpfen, so giebt sie dem Kitze, sobald sie nur das geringste Unheimliche zu eräugen, zu vermerken oder zu verwinden glaubt, ein Warnungszeichen durch ein öfteres, rasch sich folgendes Aufstampfen mit einem Vorderlaufe oder durch einen kurzgestoßenen Fieplaut, worauf sich das Kitz gleich drückt.

Das Mutterreh bethätigt ihrem Kitze, so lange dieses nicht die genügenden Kräfte hat, sich durch die Flucht vor irgend einer

drohenden Gefahr zu retten, eine Aufmerksamkeit, eine List, einen Muth, der wirklich bewunderungswürdig ist.

Wir haben bereits gesagt, daß sich die Rehgeiß in der ersten Periode, wo das Kitz noch nicht im Stande ist, der Mutter zu folgen, oder einer Gefahr zu entrinnen, nur im höchsten Nothfalle, wenn Hunger oder Durst sie zwingen, und nur auf ganz kurze Zeit, sich von demselben entfernt. Wird sie selbst vergrämt, so flieht sie nur so weit, als nöthig ist, um durch verstellte Flucht die wirkliche oder eingebildete Gefahr vom Kitze abzuwenden. Bei diesem Fliehen vor einem Hunde, einem Raubhaarwild, benimmt sie sich eben so listig, als, ungeachtet ihrer sonstigen Scheue vor vier- und zweifüßigen Feinden, muthig. Sie läßt das Raubthier, den Hund, so nahe an sich heran, daß dieser sie in's Auge fassen kann und in ihr allein den Gegenstand seiner Verfolgung und Habgierde vor sich zu haben glaubt. Nun wird sie flüchtig, aber nicht mehr, als sie nöthig hat, um dem Feinde zu entkommen, zugleich immer seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und ihn vom Platze, wo sich das Kitz gedrückt hat, abzubringen. Ist dieses weit genug geschehen, so macht sie nach einer wieder entgegengesetzten Seite ein Paar Absprünge, eine weite Flucht, und eilt dann zum Kitz zurück.

Gebraucht das Mutterreh gegen Hunde und Raubhaarwild, das dem Kitze in dessen Zustande von Unvermögen eigener Rettung gefährlich werden könnte, ein Verfahren von List und Schlauheit, so steigert sich ihre Mutterliebe zum wahren Heldenmuth, man darf sagen, zur wüthenden Heftigkeit gegen Menschen, die ihr das Kitz rauben wollen oder wirklich rauben. Sie flieht den Räuber an, sie schnellt ihn mit einer Kraft, die man diesem Thiere nicht zutrauen möchte. Ich kannte einen Jagdgehülfen, einen baumstarken Menschen, der von einem alten starken Reh, dem er das geraubte Kitz nicht ablassen wollte, einige Mal auf die Brust geschnellt und dadurch so leidend wurde, daß er in der Folge oft Monate lang, wegen Brustschmerzen, seinem Dienste nicht vorstehen konnte.

Wird aber die Geiß durch Hunde oder sonst am Anfliehen und Schnellen gehindert, ist es ihr nicht möglich, den Raub des so zärtlich geliebten Kitzes zu verhindern, so folgt sie den ganzen Wald hindurch, oft noch ins freie Feld, selbst in die Nähe von mehreren Menschen dem Räuber ihres Lieblings; sie äußert ihren Schmerz durch Hin- und Herlaufen, durch ein ängstliches Fiepen. — „Mich hat", sagt unser Altmeister eben so schön als wahr, „diese mütterliche Zärtlichkeit mehr als einmal dahin vermocht, das Kitz, welches ich schon mit mir genommen hatte, wieder in Freiheit zu setzen, und reichlich belohnte mich dafür die Sorgsamkeit, welche die Mutter bei der Untersuchung, ob ihrem Kinde ein Unfall zugestoßen sey, blicken ließ. Freudig sprang sie um das unbeschädigt gesundene Kleine herum und schien es mit Liebkosungen zu überhäufen, indem sie ihm zugleich die Spinne zur Nahrung bot."

Vom Satze an bis zum August, oft noch in den September hinein, führt die Geiß das Kitz an der Spinne, lehrt es aber schon im zweiten Monate nach dem Satze seines, ganz frisches Grün, die zartesten Waldpflanzen ꝛc. auszuwählen und zu äßen.

In der nächsten Setzzeit schlägt sich die Rehmutter von den Jungen ab, überläßt sie ihrer eigenen Oekonomie und nimmt keine Rücksicht mehr auf sie, höchstens die, daß sie mit dem eigenen Kinde, sobald dieses zum brunftfähigen Bocke herangewachsen ist, in ein ganz vertrautes Verhältniß tritt.

Am 25. Mai des Jahres 1825 setzte zu Eichstädt eine zahme Rehgeiß, welche im Dezember vorher von einem zahmen Gemsbock im dortigen Thiergarten 2 Bastardkitze gesetzt hatte, welche sich gut erhielten, und zu nämlicher Zeit schoß in einem damaligen Jagdrevier des für das Waidwerk leider viel zu früh verstorbenen Herrn Herzogs Heinrich von Württemberg zu Altheim bei Ulm der dortige Communwaldschütz Stegmaier eine Rehgeiß, welche vier ausgetragene Kitzböcke im Leibe hatte.

Professor Leonhardi sagt im: Forst- und Jagdkalender vom Jahre 1795:

„Daß sich die Rehgeiß, wenn sie die Annäherung der Setzzeit fühlt, vom Bocke entfernt, geschieht deßwegen, weil der Naturtrieb ihr sagt, daß der Rehbock die frischgesetzten Kitze auffressen würde, und daß letzteres bisweilen wirklich zu geschehen pflegt."

Risum teneatis, amici! — oder noch besser — laßt Euch nicht vom Lachkitzel ergreifen, denn solch ein Unsinn steht selbst unter allem Belächeln des Mitleidens mit seinem Erzeuger.

Wechsel. — Auswechseln. — Einwechseln. — Ab- und Zuwechseln.

Gleich dem Edelwild hält auch das Rehwild seinen Wechsel genau ein, wenn es auf selbem nicht zu sehr beunruhigt wird. Es läßt sich auf selbem 3—4 Mal beschießen, ohne seinen Wechsel zu verändern; geschieht es aber öfters, oder wird es eher auf dieser Stelle mit Hunden angehetzt, oder werden auf dem Wechsel Stäbchen eingesteckt, an welche Papierstreifen, in Teufelsdreck, in Pulverschmiere getaucht, mittelst Bindfaden befestigt sind, so nimmt es diesen Wechsel nicht wieder an, sondern sucht sich einen neuen.

Das Behetzen des Rehwilds, oder das Aufstecken solcher Vergrämungsmittel auf dem Wechsel geschieht von Revierjägern, deren Stand-Rehwild nach Aeßung auf Felder oder Wiesen zieht, die jenseits der Jagdgrenze liegen, und wo zu befürchten ist, daß vom Jagdnachbar oder von Wildfrevlern Abbruch gethan wird.

Hat das Rehwild einen Stand, wo er eine gute, gesunde Lage, reichliche und mitunter diesem Leckermaul behagende Aeßung, wenig

Beunruhigung zur Setzzeit durch Schwammsucher, Pechler, Feuerholzsammler ꝛc. hat, nicht mit Hunden gehetzt, nicht aasjägermäßig behandelt wird, so denkt es nicht ans Auswechseln; ja diese Cervus-Art hat solch eine Anhänglichkeit an die Scholle, worauf sie das Licht der Welt erblickt, daß man ihm schon ein wenig übel mitspielen darf, bis es auswechselt. Und selbst da kehrt es gerne wieder in den alten Stand zurück, hat es nicht in dem Bezirke, wo es eingewechselt ist, besonders anfesselnde Gegenstände gefunden, nämlich Salzlecken, die immer rein gehalten und aufgefrischt werden, zarte leckere Kräuter und Gräser, reichliche Winterfütterung, darunter besonders Misteln, und eine vorzügliche Hege und Schonung.

Es giebt Menschen, die so gerne ihren Aufenthalt verändern; man sagt im gemeinen Leben von ihnen „sie haben nirgends ein Bleiben", auch solches Rehwild giebt es, das so zu sagen gar keinen Stand hat, indem es bald nach Verschiedenheit der Jahreszeiten, bald nach Laune jetzt in diesem, dann in jenem, dann in einem dritten, vierten ꝛc. Revier ab- und zuwechselt. Solches Rehwild ist fast immer die Nachkommenschaft eines Altrehes, oder eines Sprunges, den das Loos traf, sowohl in einem Revier gesetzt worden zu seyn, wo das Hetzen gang und gäbe war, als auch in andern Revieren, wohin es der unwaidmännischen Behandlung wegen auswechselte, gleiches Schicksal zu finden. Dadurch an das Nomadenleben gewohnt, fesselt es sich nicht mehr an einen und denselben Stand, wechselt ab und zu, wie es ihm gerade beliebt, wird aber von den revierkundigen Jägern bald als vagabundirend erkannt und von den Revierbesitzern, bei denen es von Zeit zu Zeit zuspricht, für vogelfrei erklärt.

Fiepen. — Klagen. — Mahnen. — Melden. — Schallen. — Schelten. — Schmälen. — Schrecken.

Das ganz junge Bock- und Geißkitz fiept, wenn es die, während des Aeßens im Walde unweit von ihm abgekommene Mutter zu sich rufen will, um Hülfe und Schutz zu haben gegen irgend eine drohende Gefahr, die es eräuget, vernommen oder verwindet hat. Es ist der Ausdruck der Sehnsucht nach der Mutter, des Schreckens, der Angst, welcher in diesem Fiepen liegt.

Das Schmalreh fiept auch, aber im tiefern Tone, wenn es in der falschen Brunft vom Bock gejagt wird. Es bezeichnet damit seine Furcht, vom Bock zu seinem Willen gezwungen zu werden.

Alles weibliche Rehwid, das Bockkitz, der Spießbock, der Gabelbock klagt, wenn er angeschweißt oder im gesunden Zustande von Hunden, von Raubthieren gepackt und niedergezogen wird. Dieses Klagen ist rauhkreischendes, langgezogenes Blöcken, ein eigentliches Plärren, welches nach und nach in ein ängstlich kreischendes Geschrei übergeht.

Das Reh mahnt, sowohl während der wahren Brunftzeit, wie auch so lange, als das Kitz noch zu schwach ist, um der Mutter nach der Aeßung zu folgen. Jenes Mahnen bezeichnet dem Bock das Verlangen nach seiner Annährung, dieses ist ein Wahrungsruf für das Junge, als auch ein Andeuten, daß die Mutter nicht ferne von ihm ist.

Der Bock — wir wissen bereits, daß man mit diesem Worte geradezu den Sechserbock, den guten starken Bock bezeichnet — klagt nie, wenn er auch vom Raubthiere gerissen, vom Hunde gedeckt wird; er giebt auch in der Brunft keinen andern Laut aus, als daß er in der falschen beim Jagen des Schmalrehes aus Eifer, Anstrengung und Begierde röchelt. Dagegen schreckt er, wenn er, vertraulich fortäßend, beim Aufwerfen des Grindes einen Menschen, oder sonst einen ihm gefährlich drückenden Gegenstand plötzlich eräuget. Mit dem Schrecken ist aber fast jederzeit das Umwerfen und Ausreißen, zugleich das Schallen (vom Jäger auch Melden, Schelten, Schmälen genannt) verbunden. Aber auch ohne zu schrecken fängt der Bock gewöhnlich zu schallen an, wenn er, auf einem Schlage, im Stangenholz stehend oder niedergethan etwas eräuget oder verwindet, was ihm unheimlich dünkt und ein Beweggrund zum Fliehen ist. Für den pürschenden Jäger ist dieses plötzlich in seiner Nähe ertönende Schallen ein wahrer Schreckensruf, ein Geschrei, das ihn, ich möchte sagen, zur Verzweiflung bringen kann, denn dieses Schallen des dahin fliehenden Bockes hört man in der Waldstille auf sehr große Entfernung nach allen Richtungen hin, und alles Edel- und Rehwild, welches diese gellend warnende Stimme vernimmt, reißt auf der Stelle aus und geht weit fort, so daß der Jäger überzeugt seyn darf, auf dieser Morgen- oder Abendpürsch im Umkreise von wenigstens einer Meile kein Haar-, Edel- oder Rehwild mehr zu sehen. Für dieses wie jenes ist der schallende Bock ein untrüglicher Verkündiger sehr naher Gefahr, und dieses verrätherische Plärrmaul begnügt sich nicht, für seine nächste Umgebung den warnenden Herold zu spielen, sondern er rennt fort und fort, als käme der wilde Jager hinter ihm daher, und schallt dabei ununterbrochen aus allen Leibeskräften. Wie oft, besonders im Forste Dürnbuch, und am Untersperg bei Salzburg, hatte ich mich an einen guten Hirsch, der ganz vertraut und arglos auf einer Waldwiese sich äßend, über einen Schlag dahin schlenzte, so herrlich angepürscht, daß ich mit dem besten Winde unter dem verbergenden Schutz von Gesträuchen, Windfallen, Scheiterschichten 2c. 20—30 Schritte zu schleichen hatte, um meinen Kapitalhirsch in der herrlichsten Schußweite auf's Korn zu nehmen, da erschallt plötzlich die ganze Strecke vom eifrigen Schmälen eines entsetzlich vorlauten Rehbocks, dessen gefährliche Nähe ich gar nicht geahnet hatte, und mein Hirsch, den ich schon in Gedanken auswirkte und zerlegte, war mit der Schnelle des abgeschossenen Pfeiles im nächsten Dickicht verschwunden,

und mit ihm und dem plärrenden Schreihals auch alle Hoffnung, auf heutiger Pürsche noch anzuzünden.

Uebrigens lehrt die Erfahrung, daß kein Bock schreckt oder schallt, der nicht gut am Leibe ist; ein kümmernder schallt gar nie, und auch der beste und stärkste Bock im Winter äußerst selten.

Ansprechen. — Fährte.

Im Tritte des Rehbocks sind alle die Zeichen zum Ansprechen enthalten, wie in dem des Edelhirschen, aber, hätten wir auch eine ganze reine Fährte, so bedürfte man zur Erkennung derselben ein gutes Vergrößerungsglas, da in der doch ungleich stärkern Hirschfährte die verlässigsten Zeichen schon mühesam genug erforscht werden, daher dieses Erforschen in der Rehbockfährte um so mehr unmöglich werden möchte, als sie sich, der Leichtigkeit des Thieres wegen, ohnehin höchst selten ganz sichtbar abdrücken können, wenn der Abdruck nicht im frisch-wunden, im schlammig-zähen Wald-, im ganz feuchten Lehm- oder Flußsand-Boden geschieht; und die Nothwendigkeit des Ansprechens ist nicht vorhanden, da kein Bestätigungsjagen auf Rehwild gehalten wird.

Aber es liegt im Bereiche des waidmännischen Wissens, da, wo es möglich ist, den Bock von der Geiß unterscheiden zu können. Die Möglichkeit ergiebt sich nur im frisch-wunden Boden, bei einer Hauptneue, im gut-feuchten Sande ꝛc., kurz da, wo sich die Fährte als vollkommen ausgedrückt darstellt. Wollen wir auch unbeachtet lassen, daß sich hier dem sehr aufmerksamen Beobachter der Bürgstall, der Schrank, das Nässen und noch manche andere Zeichen als gerechte darstellen, so darf nur der Tritt genau beschaut und untersucht werden, um sich zu überzeugen, daß beim Bock die Schalen stumpfer, die Ballen breiter und länger sind, daß die Afterklauen weiter aus einander stehen, und daß die Fährte selbst fast eine Linie breiter ist, als bei der Geiß, wenn auch diese und der Bock von gleichem Alter und gleicher Stärke sind. Ueberdieß wird unter einem Sprunge oder Rudel Rehwild, das über wunden Boden oder eine feuchte Sandstrecke flüchtig gewesen ist, der Bock sehr kennbar durch die mehr geschlossenen Schalen, da die der flüchtigen Geiß immer auseinander stehen. Ich muß nur noch bemerken, daß dieses Ansprechen nur bei starken Böcken stattfindet.

Hier kommt noch Folgendes zu bemerken:

Das Rehwild hat

1. eine geschlossene Fährte, wenn die beiden Schalen so dicht an einander stehen, daß aus der Mitte derselben, d. h. aus dem die beiden Schalen trennenden Zwischenraume im Tritt fast keine Erde, fast kein Schnee, kein Schlamm, kein feuchter Sand in die

Höhe steht. Je langsamer das Rehwild zieht, je vertrauter es umherschlenzt, desto geschlossener ist die Fährte. Aber auch bei diesen langsamen Fortbewegungen ist die Fährte des Bocks immer geschlossener, als die des Rehes. Das Rehwild hat

2. eine flüchtige Fährte, die so benannt wird, wenn die beiden Schalen, d. h. deren Spitzen, auseinander stehen, von einander abstehen. In dieser Stellung zeigt sich die Fährte des flüchtigen Rehwildes, und je weiter die Schalen auseinander gesperrt sind, desto flüchtiger ist das Stück gewesen. Das Rehwild hat

3. eine kalte Fährte, auch übernächtige von den alten Jägern genannt, wenn diese nicht frisch genug ist, um vom Jagdhunde angefallen zu werden, nämlich wenn sie schon so alt, schon so lange vom ziehenden, trollenden oder flüchtigen Rehwild gemacht ist, daß der Hund keine Witterung mehr davon hat. Das Rehwild hat

4. eine verwaschene Fährte, welche der Regen so ausgeschwemmt hat, daß sie nicht mehr recht kenntlich ist, um sie für die Fährte eines Rehes oder Bockes, für die eines starken oder geringen, alten oder jungen Stückes Rehwild anzusprechen; es hat auch eine verwaschene Fährte, wenn diese zur Winterszeit im weichen, schneelosen Boden gemacht worden ist, wenn es in selbe gefroren hat, und dann Thauwetter eingetreten ist, dessen auflösende Wärme sie verwaschen hat. Das Rehwild hat

5. eine verronnene Fährte, nämlich eine solche, die das Rehwild im körnigen (griesigen) Schnee, im mehr trockenen als feuchten Sand zurückgelassen und der einrieselnde Schnee oder Sand den Tritt mehr oder minder bedeckt hat, so daß der Trittabdruck nicht mehr gut kenntlich ist, um nach selbem mit Verlässigkeit ansprechen zu können. Das Rehwild hat

6. eine reine Fährte, die, im feuchten oder wunden Boden, im zähen Schlamm, im feinen, sehr feuchten Sand, im feuchten Lehmboden gemacht, so vollkommen ausgedrückt ist, daß man alle ihre Theile rein ausgebildet vor sich hat.

Da dieses Werk die Tendenz hat, das Unterhaltende mit dem Belehrenden zu einen, und da meine befreundeten Grünröcke nicht zürnen werden, wenn ich, obige Tendenz im Auge, mich auch in höhere Regionen, nämlich in die der Hochjagd, versteige, so erzähle ich hier, welch' eine Gründlichkeit und welch' einen Scharfblick im Ansprechen der Piqueur Zimmermann auf einer der letzten Parforcejagden im Waldeck'schen bethätigt hat. Bald nach der Anjagd gebot Zimmermann, die Hunde zu stopfen, weil er aus der Fährte, die sie angefallen hatten, erkannte, daß sie an einem Alt-Edelthier jagten. Sein Gebot wurde nicht gehört, da mehrere Jäger den Edelhirsch flüchtig vor den Hunden gesehen hatten.

Das gejagte Stück nahm einen Teich an und stellte sich darin. Es wurde die Wasserfanfare geblasen und Zimmermann von den Jägern unter spöttischem Lachen auf das stattliche Geweih hingewiesen, welches nun schon von weiter Ferne zu sehen war. Zimmermann, der geübteste und scharfsichtigste Fährtenkenner, Meister in seiner Sache, ließ sich selbst durch den schlagenden Beweis, welcher in der Existenz des Geweihes gegen seine Behauptung lag, nicht irre machen, sondern sprach die Fährte des gejagten Stücks noch immer für die eines Alt-Edelthiers an. Nochmal betrachtete er mit seinem geschärften Jägerblicke die Fährte, erhob sich dann in zürnender Haltung und schrie dem gekrönten Haupte zu: „Und wenn du eine Kaiserkrone auf dem Grinde trägst, so bist du doch nur eine alte Schachtel."

Zimmermann hatte Recht. Es war ein Alt-Edelthier, das, unter dem Edelwild ein Naturspiel, wie die gehörnten Geißen unter dem Rehwild, ein Geweih mit 8 Enden auf dem Grinde trug.

Zeichnen. *)

Das angeschossene Rehwild zeichnet sowohl durch eigene Körperbewegungen im Augenblicke, wo es getroffen ist, als auch durch den Schweiß, den es auf dem Anschusse oder später verliert.

Es zeichnet

A. durch körperliche Bewegung

a) beim Blattschuß, indem es, gleichsam im Feuer zusammenstürzend, mit dem Windfang einige Schritte auf dem Boden hinrutscht, dann plötzlich auffährt, und in vollster Flucht davon rennt, oft so vom Schrecken und Schmerz betäubt, daß es an Bäume rc. anprallt; beim

b) Durchschuß, durch ein heftiges Zusammenfahren im Augenblicke des empfangenen Anschusses, durch ein ganz starres Stehenbleiben einige Augenblicke lang, und hierauf durch ein äußerst flüchtiges Ausreißen; beim

c) Halsschuß, indem es, wenn der Knochen nicht zu sehr verletzt ist, welches ein Zusammenbrechen im Feuer zur Folge hat, ein Paar rasche Fluchten macht, und dann mit hochgehobenem Grinde flüchtig wird, selten in gerader Richtung, meistens im Bogen fortrennend; beim

d) Herz-, Leber- und Lungenschuß wie beim Blattschuß; beim

e) Krellschuß durch ein Zusammenstürzen im Feuer, wo es gleich auf den Rücken zu liegen kommt, die 4 Läufe in die Höhe streckt und mehrere Augenblicke verendet scheint; beim

*) Das Zeichnen ist bedeutend ausdrucksvoller und verlässiger, wenn Rehwild mit der Kugel, als wenn es mit Posten oder Schrot-Grobzeug angeschossen wird.

f) Vorderlaufschuß, wo es, ist der Vorderlauf entzwei geschossen, wie beim Blattschuß zeichnet, aber nicht nach vorn hin stürzt, sondern nach der Seite des zerschmetterten Laufes; und beim

g) Hinterlaufschuß stürzt es nach der Seite des entzwei geschossenen Laufes nach hinten nieder; beim

h) Schlegelschuß, gleich mit dem Hinterlaufschuß, wenn der Knochen zerschmettert ist; sonst zeichnet es nur durch eine weite Flucht und ein äußerst schnelles Ausreißen; beim

i) Schuß auf den Stich (Stichschuß) bäumt es sich wie ein Pferd, wenn das Herz oder die Lunge verletzt ist, und überschlägt sich beim tödtlichen Anschuß; minder bedeutend angeschweißt, läßt es sich langsam auf die Vorderläufe nieder und wird flüchtig; beim

k) Spitzschuß

a. von hinten schlägt es mit den Hinterläufen kräftig aus, oder macht eine starke Flucht mit hocherhobenem Hintertheil;

b. von vorn entweder wie beim Blattschuß, oder wie beim Schuß auf den Stich; beim

l) Waidwundschuß wie beim Durchschuß, nur wird es weniger flüchtig.

Das Alt- und Schmalreh, wie auch der Spieß-, Gabel- und sonst geringe Bock fliehen nach einem Fehlschuß, ohne irgend eine besondere Bewegung zu machen; alte, starke Böcke aber haben das Eigenthümliche, daß sie, nach dem Fehlschuß eben so schnell, wie das übrige Rehwild fliehend, nach einer durchrannten Strecke von ein Paar hundert Schritten weniger flüchtig werden und dabei mit dem Hintertheile so hoch springen, als wollten sie, einem Pferde gleich, jeden Augenblick ausschlagen.

Hier kann ich nicht unterlassen, einer besondern Eigenheit des Damwildes zu erwähnen, welche darin besteht, daß jedes Stück Damwild, jung wie alt, männlich wie weiblich, nach einem Fehlschuß mit dem Wedel so kräftig auf das Waidloch schlägt, daß dieser klatschende Schlag selbst in ziemlich großer Entfernung zu hören ist.

Das Rehwild zeichnet

B. durch den Schweiß, und zwar beim:

1. Blattschuß. Hat die Kugel blos das Wildpret getroffen, (blos eine Fleischwunde gemacht), so ist der reichlich fließende Schweiß von gewöhnlicher Farbe, und lauft am Halse ꝛc. herab; sind aber Hals-Schlagadern verletzt, so findet man den weit seithalben spritzenden Schweiß mehr hell- als dunkelroth; dagegen ist er mehr dunkel- als hellroth gefärbt und fällt in schwarzen Tropfen, wenn die Kugel die Blutadern (Venen) zerreißt. Beim

2. Herzschuß. Der Schweiß ist sehr dunkelroth. Beim

3. Herzkammerschuß. Der Schweiß hat die gewöhnliche

blutrothe Farbe, keinen Schaum, fällt dicht hinter oder auch seitwärts
halben der Vorderlauffährte, und zwar sehr reichlich beim Ziehen
und Trollen klumpenweise auf der Flucht umherspritzend, wie beim
Lungenschuß. Beim

4. Laufschuß. Der mehr hell- als blutrothe Schweiß lauft
beim Herzschuß in die Fährte, beim tiefen Schuß (Zerschmetterung
der Knochenröhre) spritzt er in der Nähe der Fährte umher. Beim

5. Leber-, Milz- und Nierenschuß. Der ausgezeichnet
dunkelrothe, eigentlich schwarzbraunrothe Schweiß fließt anhaltend
und ziemlich häufig an der Seite der Fährte. Beim

6. Lungenschuß. Der Schweiß ist sehr hellroth, eigentlich
gelb-roth, schaumig, und liegt, wenn das wunde Stück gehalten
hat (stille gestanden ist), in großer Menge vor der Fährte, weil es
ihn ausgehustet hat. Beim

7. Schlegelschuß. Der Schweiß hat die gewöhnliche
blutrothe Farbe und fällt sparsam nahe an der Fährte des Hinterlaufes,
oder in selbe. Beim

8. Schuß auf den Stich. Hat die Kugel in die rechte Brusthöhle
eingeschlagen, so ist der Schweiß hellroth und schaumig;
sitzt sie in der linken, so hat er die gewöhnliche blutrothe Farbe
und keinen Schaum. Beim

9. Spitzschuß;

a. von hinten; der Schweiß ist gefärbt wie beim Schlegelschuß,
nur findet er sich klumpenweise hinter der Fährte;

b. von vorn; aus der (oben bezeichneten) Farbe des
Schweißes erkennt der Jäger, ob die Kugel in den
Hals, oder in die Herzkammer gefahren ist. Beim

10. Stichschuß, gleichbedeutend mit Schuß auf den Stich.
Und beim

12. Waidwundschuß. Der Schweiß hat eine etwas mehr
dunkel- als hellrothe Farbe, fällt weder häufig noch anhaltend,
besonders an der Feistzeit des angeschossenen Stücks, in einzelnen
großen Tropfen zur Seite und im Mittel der Fährte, oder mehr
nach hinten zu, wenn das Stück hält, oder zieht; spritzt aber in kleinen
Tröpfchen umher, wenn es flüchtig ist, und hat, da durch den Waidwundschuß
das kleine oder große Gescheide zerrissen wird, einen
griesigen Beisatz von mehr oder weniger grünlichenr, oder gelblich gefärbtem
Geäße.

Ueberdieß zeichnet das Rehwild auch durch die

Gerechten Pürschzeichen

von welchen, wie vom vorgehenden Zeichnen eigentlich beim
Jagdbetrieb auf Rehwild die Sprache seyn sollte, welches
jedoch auch hier seinen guten Platz einnimmt, da es hauptsächlich in's
Gebiet des Naturhistorischen gehört.

Dieses Zeichnen durch gerechte Pürschzeichen (wozu auch der Schweiß gehört) stellt sich auf folgende Art dar:

1. Sind die auf dem Anschuß oder beim Ausriß sich vorfindenden Haare zerschossen, so ist derjenige Theil des Leibes, wo die Kugel, die Posten, das Schrot-Grobzeug eingefahren ist, bedeutend verletzt (der Jäger sagt: das Stück ist gut angeschossen); sind aber die Haare nicht zerschossen (d. h. vom Bleie nicht zerrissen), sondern liegen mit ihren Wurzeln und in ihrer vollen Länge auf dem Anschuß, so sind sie nur von dem Bleie von der Haut losgerissen, und dieses ist geschehen durch einen Streifschuß, der den Jäger der Mühe des Nachsuchens überhebt.

Viel zuverlässiger zeichnet das wunde Rehwild durch die auf dem Anschusse, dem Ausrisse oder einige Schritte weiter sehr nahe an der Fährte liegenden

2 Knochenstücke, welche vollkommen anzeigen

a. einen Blattschuß, wenn die Knochenstücke ganz flach und scherbenartig geformt, dabei bräunlich gefärbt sind;
b. einen Laufschuß hoch oben, wenn sie flachrundlich an der Außenseite gestaltet sind und eine weiße Farbe haben;
c. einen kurzen Laufschuß, wenn sie, gewöhnlich in der Fährte oder ganz dicht daneben liegend, stark abgerundet, lang gesplittert und weiß gefärbt sind.

„Alles Haarwild, wenn es nicht von vorne oder von hinten geschossen wird, fällt beim Anschießen auf diejenige Seite, auf der es überhaupt nur, oder doch am tödtlichsten getroffen wurde."

Diese Behauptung ist durch seit undenklichen Zeiten gemachte und durch unzählige Beobachtungen bethätigte Erfahrungen begründet.

Vertraut seyn.

Im Freien minder scheu als das Edelwild läßt jedoch das Rehwild, wenn es schon einigemal beschossen oder mit Hunden gejagt worden ist, den Menschen schwerer nahe an sich kommen, als das Dam- und Edelwild. Selbst in solchen Revieren, wo es das ganze Jahr hindurch gehegt und nur nach langen Zwischenräumen ein Bock auf dem Anstande oder der Pürsche geschossen wird, ist es so weit vertraut, daß es, auf einem Schlage oder einer Waldwiese sich äßend, auf 50—60 Schritte (gewiß nie auf 20—30 Schritte, wie Einige behaupten) Jemand vorüber gehen läßt, ohne auszureißen. Wenn auch auf derselben Stelle stehen bleibend, wo es gerade äßet, verwendet es doch bei hochaufgeworfenem Grinde und scharf gereckten Lusern keinen Blick von dem Vorbeigehenden, bis er nicht mehr sichtbar ist. Nur Eine verdächtige Bewegung des Vor

übergehenden, ein Stehenbleiben desselben und Herüberblicken, wenn auch schon ferne davon, und es reißt mit unglaublicher Schnelligkeit aus, wobei der Bock fast immer schallt.

Zähmbarkeit.

Je jünger das Rehwild ist, wenn es, der Mutter geraubt, im Hause mit frischer warmer Kuhmilch aufgezogen oder von einer Ziege gesäugt wird, desto leichter wird es vertraut gemacht und gezähmt; aber ein schon als erwachsen eingefangenes Stück Rehwild, Geiß oder Bock, ist äußerst schwer so weit zu zähmen, daß man in einem unverschlossenen Hofraume oder Garten es sich selbst überlassen darf, ohne dessen Entweichen, früher oder später, befürchten zu müssen.

Vom Satz weg der Mutter geraubte und einer Ziege zur Ernährung und Aufsicht übergebene Rehkitze lassen sich so heimisch und vertraut machen, daß sie mit den Hunden spielen, sich von Kindern necken lassen, im ganzen Hause bis zum Dachboden umherspazieren, fast immer unter Menschen sind, diejenige Person aus dem Hause, die sie am liebsten haben, auf weiten Spaziergängen begleiten, für sich selbst im Freien, selbst im nächsten Gehölze umhertrollen ꝛc. Man hat Beispiele (ein sehr interessantes erzählt Dietrich a. d. Winkell), daß seit ihrer frühesten Jugend unter den Menschen eingebürgerte Rehe im November und Anfangs Dezember den nächsten Wald, wo Rehwild seinen Stand hatte, angenommen, dort längere Zeit, nämlich bis zum Ende der Brunft zugebracht, als hochbeschlagen wieder ihren Aufenthalt im Hause genommen und zur gehörigen Zeit gesetzt haben.

Man sollte glauben, daß solch vertrautes und, wenn ich mich so ausdrücken darf, gleichsam zum Familienglied gewordenes Rehwild auch alle Scheue und alle Furcht vor Menschen und Thieren gänzlich verloren habe. Keineswegs; es behält Beides ungeachtet seines freundlichen und zuthunlichen Wesens immer in so hohem Grade, daß es, durch Zufall oder aus Absicht nur etwas in Schrecken oder Angst versetzt, Monate lang unvertraut und geschüchtert bleibt.

So ist das weibliche, eben so auch das männliche Rehwild, dieses aber nach dem Uebergang vom Spieß- zum Gabelbock nicht mehr geschüchtert, sondern boshaft und durch seine heftigen Angriffe auf Menschen und Hunde, vorzüglich auf Frauenzimmer, sehr gefährlich. Das Absägen des Gewichtels, bis zum Rosenstock, vermindert das Gefährliche nicht, denn, tückisch und grausam, giebt der Bock, mit zunehmendem Alter auch immer an Tücke und feindlichem Sinne zunehmend, dem Gegenstande seines boshaften Hasses mit dem Stirnbeine so gewaltige Stöße und mit so anhaltender Bösartigkeit, daß nur die vollste Manneskraft es vermag, ihn so lange zu bändigen, bis Hülfe kommt oder das Entweichen

gelingt. Doch verliert auch der bösartigste Rehbock alle seine gefährliche Wildheit, wenn man ihn zum Castraten macht, welches immer geschehen soll, wenn er vollkommen ausgereckt und gefegt hat, um selbst als der friedlichste Eunuche im Schmucke des stattlichen Rehwildmannes umherzustolziren.

Die Nothwendigkeit des Castrirens eines Rehbocks, den man als Hausgefährten um sich haben will, wird folgende Begebenheit zur Genüge bestätigen, die ich selbst im August des Jahres 1793 erlebte.

Der Reit- und Revierjäger zu Siegenburg, Forstamts Geißenfeld, Franz Hieringer, besaß einen Rehbock, den er von der Spinne der Mutter hinweg, die ein Wilddieb tödtlich angeschossen, aber, vom Hieringer auf der That überrascht, nicht mehr fortbringen konnte, aufgezogen, immer selbst gefüttert und so an sich gewöhnt hatte, daß der Bock dem Pflegevater im Hause stets zur Seite war, ihn selbst ganze Tage bei Forstgeschäften in die fernsten Waldstrecken begleitete und mit Gewalt eingesperrt werden mußte, wenn Hieringer die Begleitung seines Lieblings nicht annehmen konnte. So ward das Bockkitz zum Kapitalbock geworden, ohne auch nur die geringste Wildheit oder Bösartigkeit zu verrathen, als er im August des oben erwähnten Jahres, nicht allmählig, sondern plötzlich, unbeschreiblich wild und feindlich wurde, Menschen und Hunde, selbst auf Rinder und Schafe mit einer zur Wuth gesteigerten Heftigkeit einlegte, und den Hausgenossen und Fremden so gefährlich ward, daß sich Hieringer gezwungen sah, den Wildfang im Pferdestalle an Stricke zu legen.

Eine merkwürdige Erscheinung war, daß Hans) unter diesem Namen war dieser Rehbock allgemein bekannt) seine frühere Vertraulichkeit, womit er seinen Herrn auf Spatziergängen in fröhlichen Sprüngen umkreiste, an ihm hinaufsprang, um ihm Gesicht und Hände zu lecken, eben so plötzlich in eine angstvolle Furcht und Scheu verwandelte, sich von ihm ferne hielt, zwar auf dessen Ruf herankam, aber gleichsam schleichend, mit Blicken, worin sich sklavische Furcht und ein mühsam unterdrückter Haß auf's Klarste aussprachen. Aber selbst in den Momenten der heftigsten Wildheit wurde er ruhig und unterwürfig, wenn Hieringer sich ihm nahte, und von ihm allein ließ er sich füttern.

Dicht unter dem Fenster seines Schlafzimmers ließ Hieringer eine kleine Gartenstrecke hoch umzäunen, eine Wildhütte mit Heuraufe und Krippe erbauen, und brachte selbst den nur mittelst Zwang folgenden Hans dahin, wo er ihn täglich besuchte, mit eigener Hand fütterte, aber sich auch immer mehr überzeugte, daß aus dem heitern, gehorsamen, kindlich-zuthunlichen Hänschen ein boshafter, scheuer, tückischer, gefährlicher Hans geworden war.

In einer Nacht hörte Hieringer ein furchtbar gellendes Angst- und Hülfegeschrei, das ihm aus der Rehbocks-Einfriedigung entgegen

schell. Hieringer riß das Fenster auf und sah beim Vollmondlicht mit Entsetzen einen zur Erde auf den Rücken hingestreckten Menschen, den Hans mit der allerheftigsten Wuth forkelte und der, immer schwächer gegen den furchtbaren Gegner sich wehrend, und allmählig mehr röchelnd als schreiend, unrettbar verloren schien, wenn ihm nicht die schleunigste Hülfe würde. Im blanken Hemd sprang Hieringer, an die Thüre der Schlafkammer des Reviergehülfen donnernd, in die Einfriedigung; muthvoll und baumstark packte er den Rehbock bei den Gewichteln und warf ihn zu Boden; aber er selbst, der riesenkräftige Mann, wäre ein Opfer der rasenden Wuth des Rehbocks geworden, würde ihm nicht der Reviergehülfe und sein Knecht zu Hülfe gekommen seyn, die alle Mühe hatten, den Rehbock zu bemeistern, bis Hieringer mit Stricken kam und den tüchtig zusammengeschnürten in den Stall werfen ließ.

Der Verwundete, die Augen geschlossen, nur mehr stöhnend, aus unzähligen Wunden im Kopfe, auf der Brust, an den Händen, an den Schenkeln blutend, und im Gesichte bis zur Unkenntlichkeit zerfleischt, wurde schnell in die Gesindestube auf ein Bett gebracht und nach dem Chirurg geschickt. Wie erstaunte Hieringer, in dem allmählig vom Blut Gereinigten seinen frühern, wegen Trunkenheit und Dienstnachlässigkeit von ihm entlassenen Jagdgehülfen Kirschberger zu erkennen. Dieser gestand mit kaum vernehmbarer Stimme und unter längern Absätzen, daß er den Entschluß gefaßt habe, den Hans zu tödten, um sich für seine schmachvolle Entlassung auf's Empfindlichste zu rächen, da er wisse, daß Hieringer mit der größten Zuneigung an seinem Hans hänge, welches sich auch wirklich so verhielt, indem Hieringer, als ihm sein Reitpferd, ein vortreffliches, sehr theures Pferd, von einem Wildschützen unterm Leibe erschossen wurde, sich öfters geäußert hatte: Lieber verliere er zwei solche Pferde, als seinen Hans. Kirschberger sey, nach seinem Geständnisse, in aller Stille über die Verzäunung gestiegen, um sich an den Rehbock zu schleichen und ihm die Klinge seines eigens dazu geschärften Hirschfängers in den Leib zu stoßen; der Rehbock aber habe ihn mit solcher Raschheit angenommen und mit solcher Kraft und Gewandtheit in den rechten Arm geforkelt, daß ihm der Hirschfänger entfallen, er selbst in Folge eines gewaltigen Stoßes auf die Brust rückwärts niedergestürzt und aller Gegenwehr unfähig gewesen sey.

Am andern Morgen war Kirschberger verschieden; er hatte 57 Forkelwunden, darunter fünf tödtliche. Hieringer ließ den Rehbock erschießen und schenkte das Wildpret den Armen von Siegenburg.

Rehwild, in der Regel aber nur weibliches, läßt sich so gut zähmen, daß es zu verschiedenen Kunststücken abgerichtet werden kann. Man schießt darauf, es stürzt im Feuer, es schlegelt mit den Läufen, es ahmt alle die zuckenden Bewegungen nach, die beim Ver-

enden eintreten, und auf ein Zeichen springt es auf, feuert eine Pistole, eine kleine Kanone ab, zeigt mittelst Scharren oder Stampfen mit einem Vorderlaufe die Stunden einer ihm vorgehaltenen Uhr an, und macht so manches Kunststück, das uns dieses schöne, zierlich gebaute, gefällig-schlanke Thier noch mehr zu lieben veranlaßt.

Nutzen. — Schaden.

„Wo Lust und Nutz' sich finden ein,
Da wird das Ziel getroffen seyn."

Altes Jagdbuch.

Von dem bei uns theils einheimischen, theils von Zeit zu Zeit in unsern Waldungen und Fluren einwechselnden und einpassirenden Haarwild beziehen wir mannigfaltigen und unserer Hauswirthschaft verschiedenartig zufließenden Nutzen. So liefert uns das Rehwild ein Wildpret, welches jedes andere der vierfüßigen Jagdthiere in Saftfülle, Zartheit und Wohlgeschmack weit übertrifft. Das Kurzwildpret, wenn es von sachverständiger Hand bereitet ist, giebt für die feinen Leckermäuler ein non plus ultra-Gericht. Auch die Kolben und das Geäß liefern ein delikates Essen, so wie das Gehörn eine Gallerte, die sehr kräftig und in auszehrenden Krankheiten von wesentlichem Nutzen ist. Gleich dem Hirschtalg wird das Unschlitt zur Heilung leichter Wunden benutzt und die rauch gearbeitete Haut, im Winter größtentheils unbrauchbar, der durch Engerlinge geschehenen Durchlöcherungen wegen, giebt vom Mai bis Dezember, rauch gearbeitet, Ueberwürfe von Waidtaschen, Futter zu Pferdgeschirr ꝛc. und unbehaart gargemacht Handschuhe, Unterbeinkleider, Bettlacken, Kofferüberzüge.

Aus Weck's Beschreibung der Residenz und Hauptvestung Dresden, Nürnberg 1680. S. 37, ersehen wir den bedeutenden Nutzen welchen der Hirsch, gleichsam als eine wandelnde Apotheke, dem Haushalte bereitet. Zur Ergötzung meiner lieben Leser mache ich hier einnen Absprung von der vorgezeichneten Bahn und theile wörtlich mit, was Weck zu Nutz und Frommen aller Derer, die hievon Gebrauch machen wollen, kund gemacht hat: „Im siebenten schönen großen Gemache oder Saale (der berühmten Kunst- und Naturalienkammer zu Dresden) seynd auch zween Hirsche in Lebensgröße, einer so ganz weiß und mit präparirtem Hirschhorn reichlich überstrichen und dergleichen Geweihe hat; der andere aber ist mit der Haut überzogen und in der Seite ein Apothekerkästlein befindlich, da der Churfürstliche Sächsische damalige Hofapotheker Joh. Wechinger darthun wollen, mit was großem Nutzen dieses Thier in den Arzneyen zu gebrauchen, wie aus folgendem Verzeichnüsse zu lesen:

1. Ein ganz Hirschgeweihe, so weiß, mürbe und ohne Feüerglut also präparirt und gebrennt, welches auf des Hirsches Kopf steht.

2. Eine Stange vom Schweißhirsch, gleichergestalt also gebrennt,

so mit auro potabili oder wahrem Gold=Oel durch und durch impraegnirt ist, hänget in des Hirsches Munde.

3. Die Esentia aus dem Hirschgehirn.

4. Die Lacrymae oder der Bisam des Hirschen, so in allen beiden Augen zu finden.

5. Ein Ringlein aus des Hirsches Klauen gemacht, so wider den Krampff dienet, hänget in des Hirsches Ohr.

6. Ein Rieme, so aus des Hirsches Haut zu rechter Zeit geschnitten und an des Hirsches Hals zu finden.

7. Bezoar aus dem Hirsche, so in die Arznei sehr nutzbar und rar ist.

8. Magisterium aus dem Hirschhorn.
9. Tinctura aus dem Hirschhorn.
10. Spiritus sanguis Cervi.
11. Oleum Cornu Cervi.
12. Liquor Cornu Cervi.
13. Salz aus dem Hirschhorn.
14. Die Solutio aus des Hirsches Herzbeinen.
15. Gelatina Cornu Cervi (Hirschhorn=Gallerte).
16. Hirsch=Herzwasser.
17. Hirschkolbenwasser.
18. Paraletti Cervi. (??)
19. Rasura Cornu Cervi (Geraspeltes Hirschhorn.)
20. Rasura Cranii Cervi (Geraspelter Hirnschädel.)
21. Mumia Cervi.
22. Hirsch=Brunst.
23. Gebranntes Hirschhorn.
24. Präparirt Hirschhorn.
25. Hirsch=Kreuz.
26. Hirschkugeln.
27. Pulvis Cordis Cervi (Pulver vom Herzen des Hirschs).
28. Pulvis Pulmonum Cervi (von der Lunge).
29. Pulvis Hepatis Cervi (von der Leber).
30. Pulvis Renum Cervi (von den Nieren).
31. Pulvis testiculorum Cervi (vom Kurzwildpret).
32. Hirsch=Unschlitt.
33. Sanguis Cervi (Schweiß).
34. Feist aus des Hirsches rechtem Auge.
35. Feist aus des Hirsches linkem Auge.
36. Nervi Cervi.
37. Hirsch=Mark.
38. Priapus Cervi.
39. Hirschzähne.
40. Hirschhaare.
41. Hirschzunge."

So nützlich das Rehwild für den Haushalt und sonst in vielseitiger Beziehung ist, so manchen Schaden verursacht es aber auch dem Landmanne und dem Waldbesitzer.

Wir haben bereits gesagt, daß zur heißen Sommerzeit, wenn die Stechfliegen und anderes Ungeziefer dem Rehwild auf's Heftigste zusetzen, das Rehwild Schutz gegen diese Quäler im hohen Getreide sucht. Da es sich nur da, am Tage hindurch, niederthut, wo das Getreide am dichtesten steht, und sich nicht mit einer und der nämlichen Ruhe begnügt, sondern täglich eine neue sich bereitet, so werden dadurch die nicht ferne von der Waldung liegenden Getreidefelder sehr beschädigt, besonders wenn der Rehstand zu stark ist; eben so schädlich ist ein zu starker Rehstand für den Forst, besonders in jungen Anpflanzungen von Lerchen und andern Nadelholzarten, sowohl durch das Verbeitzen der zarten Triebe, als durch das Fegen der Böcke an schwachen Stangen. Auch jungen und mittelwüchsigen Eichen ist das Rehwild sehr gefährlich, daher Eichen- und Lerchen-Anlagen in Waldungen, worin Rehe stehen, mit einer Einzäunung, in der Jägersprache Einfang genannt, umgeben werden sollen, die hoch genug seyn muß, um das Rehwild am Ueberfallen zu hindern.

Besondere Eigenheiten.

Unter diese gehört die mit den Jahreszeiten abwechselnde Scheue und Furchtsamkeit. Vom Mai bis zum Oktober ist das Rehwild auffallend dreist und furchtlos, wohlgemerkt da, wo es seinen immerwährenden Stand hat. Mann kann sich zu dieser Zeit leicht von dieser, sonst dem Rehwild eben nicht eignen, Furchtlosigkeit überzeugen, wenn man die Holzschläge, Waldwiesen ꝛc. kennt, welche es Abends zur sogenannten Voräßung annimmt. Wer da ruhig fortgeht, keine besonders auffallenden Gesticulationen macht, singt und pfeift, wenig oder gar nicht stehen bleibt und das auf solchen Plätzen sitzende oder schlenzende Rehwild nicht zu sehen scheint, der kann es so umkreisen und sich ihm allmählig so annähern, daß er auf 20—30 Gänge daran ist, ohne daß es flüchtig wird. Dagegen wird das Rehwild vom Oktober bis zum Mai täglich mehr geschüchtert, und dieses ist es am meisten im Winter, wenn der Schnee sehr weich ist; ohne Zweifel, weil ihm die Erfahrung, durch welche die Thiere eine gewisse Kenntniß der Dinge erlangen, nach welcher sie ihr Benehmen nach der Voraussetzung der Folgen einrichten, sagt, daß die weiche Schneedecke das Knistern des Laubes, der Dürrästchen unter den Füßen des Gehenden unhörbar macht, mithin es leicht beschlichen werden kann. Eräuget in solchem Falle ein einzelnes Stück Rehwild, oder ein ganzer Sprung schon in weiter Ferne einen Reiter, einen Gehenden, einen Hund, so trollt es, den Hals vorgestreckt, gleichsam einen Katzenbuckel machend, auf der Stelle fort, bleibt nach einer Weile stehen, äuget furchtsam auf den beäng-

ftigenden Gegenstand zurück, trollt wieder fort, wird plötzlich flüchtig und steckt sich im nächsten Dickicht, wenn es von diesem Gegenstande weit genug entfernt zu seyn glaubt.

Eine merkwürdige und nicht selten vorkommende Eigenheit des Rehwildes, in der Regel aber nur des weiblichen, ist die, daß es, von Angst oder Schmerz getrieben, bei Menschen Zuflucht sucht. Der Revierjäger Schüllermann zu Gräfendorf in Franken sah in der Setzzeit der Rehe auf einem alten Waldwege eine Rehgeiß stehen. Er mußte diesen Weg gehen, kam immer näher und traute kaum seinen Augen, wie die Rehgeiß, statt auszureißen, sich langsam gegen ihn heranbewegte, und dann stehen blieb, daß er sie anfassen konnte, ohne daß sie nur einen Lauf bewegt hätte. Schüllermann's erste Vermuthung war, daß die Geiß tödtlich angeschweißt sey, doch es ergab sich keine Spur davon; er untersuchte sie daher ganz genau, fand aber weiter nichts, als daß die Spinne steinhart war. Er kam nun auf den Einfall, die Geiß auszumelken. Kaum war die Milch heraus, so machte das Reh zur Seite eine Flucht und trollte dem nächsten Gebüsche zu, wo es verschwand. Wahrscheinlich war das Kitz von einem Raubthiere geraubt oder sonst zu Grunde gegangen, und das arme Thier würde Zweifels ohne am Milchbrand eingegangen seyn, hätte es nicht Hülfe bei Menschen gesucht und erhalten.

Die Fälle, daß Rehe angeschossen und von scharfen Hunden verfolgt, bei Schützen, bei Treibern, oder, über ein Feld fliehend, bei darauf beschäftigten Menschen Hülfe und Schutz suchen, indem sie sich dicht vor ihnen niederthun, sind nicht seltene Erscheinungen.

Kein Haarwild ist so schlau und geschickt, sich beim Treibjagen auf unbemerkte Weise aus dem Staube zu machen (der Jäger bezeichnet dieses mit: „Sich abstehlen, sich abschrauben"), als der Rehbock.*) Dicht vor den Treibern, nach einer oft unglaublich weiten Seitenflucht steckt er sich entweder im nächsten Dickicht, wo ihn Niemand mehr vermuthen möchte, da man ihn nun schon in großer Ferne glaubt, oder er schleicht, sachte und vorsichtig und listig wie ein Fuchs, mit vorgestrecktem Grinde, sich gleichsam duckend, vor den Treibern umher, bis er entweder eine unbesetzte Lücke findet, wo er dann in voller Flucht ausbricht, oder, was am häufigsten geschieht, an dem Dickicht, worin er sich gesteckt, die Treiber an sich vorübergehen läßt, und erst dieses verläßt, wenn der Trieb schon lange beendigt ist.

Alles Rehwild plätzt, ehe es sich niederthut, um da ein bequemes Ausruhen und ein süßes Schläfchen zu genießen. Der Bock

*) Der Fuchs ist es im noch höhern Grade. Anmerk. d. Red.

aber hat das Eigenthümliche, daß er vom März bis zum Dezember dort und da plätzt, ohne sich auf dieser Stelle niederzuthun. Da dieses Plätzen, nach vielfachen Beobachtungen, nie von einem Kümmernden, sondern nur vom ganz gesunden Bock geschieht, so kann es für ein Anzeigen seiner Laune, seines Kraftgefühles, des Muthwillens oder des Zürnens gelten.

Dem Rehwild ist nach einem starken Regen, oder wenn Thauwetter den Schneeanhang von den Bäumen fallen oder träufeln macht, dieses wie jenes so unerträglich, daß es das Dickicht oder das Stangenholz, worin es gesessen, zu dieser Zeit verläßt und nach Lichtungen, Gehauen, Waldwiesen rc. zieht, sich da einige Mal schüttert, und von da wieder fortschlenzt, bis die Zeit des Ziehens nach Aeßung auf die Felder eintrit.

Ungeachtet das Rehwild eine Cervus-Art ist, so sullt es sich doch niemals (das Damwild auch nicht), wie das Edel- und Elennwild.

Das Rehwild ist die einzige Cervus-Art, die keine Blume hat. An der Stelle, wo bei den Gattungsverwandten, dem Dam-, Edel- und Elennwild, die Blume eingewachsen ist, besteht eine kleine, ganz dünne Erhabenheit, die nicht von außen, sondern nur am ausgewirkten Stück sichtbar ist.

Vom Hauptschweine an bis zum Wieselchen herab liegt das Haarwild, wenn es schläft oder sonst einer angenehmen Faulheit sich erfreut, nur nicht das Rehwild (wie auch nicht das Edel-, Dam- und Elennwild); es sitzt, wie der Jäger sich ausdrückt, und zwar mit angezogenen Hinterläufen, mit ausgestreckten, am Fesselgelenke eingebogenen Vorderläufen, auf dem Bauch und der Brusthöhle, den Grind erhoben, und gewährt beim Schlafen durch Kopfnicken, wie die alten Leute naffzen, einen komischen Anblick.

Das Rehwild, männlich wie weiblich, tritt nie aus dem Holze auf Aeßung, ohne zu sichern. Bei diesem zeigen Bock und Geiß recht deutlich ihre individuelle Verschiedenheit in dieser Eigenheit. Der Bock tritt aus dem die Waldung säumenden Dickicht oder Stangenholz bis über die Hälfte des Leibes vor, wirft ganz stolz den Grind auf, bewegt ihn dreist zur Rechten, zur Linken, und zieht, wenn er keinen ihm unheimlichen Gegenstand eräuget, vermerkt oder verwindet, schon nach wenigen Augenblicken dahin. Scheint es ihm nicht geheuer, so wirft er sachte um, trollt mehr oder minder flüchtig nach dem nächsten Gebüsche, steckt sich da, kommt nach einer Weile wieder zum Vorschein, jedoch bedachtsamer und vorsichtiger, als beim ersten Austreten, sichert auf der näm-

lichen Stelle und wiederholt sich so oft im Umwerfen, im neuen Erscheinen zum Sichern, bis er Alles ruhig und gefahrlos findet, wo er dann in einer ganz vornehmen Haltung seinen Weg nach dem bestimmten Ziele fortsetzt. (Hier ist die Sprache vom Rehbock, der allein für sich nach Aeßung zieht; ist er beim Sprung, so thut er, der letzte der promenirenden Gesellschaft, was die übrigen Familienglieder thun, die sich nach den Bewegungen des Kopfrehes richten.) Mit viel größerer Vorsicht und Behutsamkeit als der Bock, sichert die den Sprung anführende Geiß, auch Kopfreh genannt. Nur den Grind aus dem Saumgebüsche oder Saumstangenholz des Waldes vorstreckend, windet, luset und äuget sie nach allen Richtungen hin, wirft beim Vermerken irgend einer Gefahr pfeilschnell um, flieht eine gute Strecke waldeinwärts, und kommt weit von der Stelle, wo sie zuerst gesichert, wieder in der aufmerksamsten und vorsichtigsten Recognoscirung des Terrains zum Vorschein. Auch nicht stolz und vornehm, den Grind hochtragend, und festen Schrittes oder gewandt-leichten Trollens, wie der Bock thut, verfügt sich die Geiß nach dem zur Weide erwählten Feld, sondern in einer, so zu sagen, schleichend-hüpfenden Bewegung, immer mißtrauisch, lauernd und spähend, welche fast ängstliche Scheue sie auch während des Aeßens nicht ablegt.

Gleich dem Damwild ist das Rehwild ein großer Freund musikalischer Töne, besonders der des Blaseinstruments. Schon oft ist bemerkt worden, daß am hellen Tage ein ganzer Sprung sich aus dem Bette aufgethan und einen in dessen Nähe Vorübergehenden, der auf einem Birkenblatte ein lustiges, weit tönendes Stückchen geblasen hat, in mäßiger Entfernung eine bedeutende Strecke gefolgt ist. Ich selbst war Augenzeuge, wie hinter zwei Dorfmusikanten, die durch das Ebenstorfer Gehölz zur Kirchweihe nach Settlitz bei Rottenbuch giengen und sich auf dem Wege mit ihren Klarinetten unterhielten, in einer Distanz von höchstens 200 Schritten ein Altreh mit seinem Kitze ganz fröhlich nachtrollte. In unserer Forstei Appersdorf hatten wir einen Jagdgehülfen, Simon Pfretschner, der jährlich 80—90 gute Böcke schoß, während in diesem Zeitraume sein Vorgänger, ein ausgezeichneter Schütze, ein fleißiger, treuer Waidmann, kaum die Hälfte eingeliefert hatte. Erst nach Pfretschner's Versetzung in eine andere Forstei kamen wir hinter sein Geheimniß, nämlich, daß er die meisten dieser Böcke nicht auf der Pürsche, nicht auf dem Anstand, sondern durch Hülfe seines ausgezeichnet schönen Blasens auf Birkenblättern erlegt hatte. Das Birkenblatt im Munde, ein fröhliches Stückchen darauf spielen, die Büchse angelegt und so das mit hochgereckten Lusern nach dem Musiker freudig hinlauschende Rehwild immer enger umkreisend, kam er diesem, das ganz vertraut aushielt, ganz bequem und sicher so nahe, daß ihm der Bock, dem die Leichen-Melodie galt, aufs herrlichste schußgerecht war. Nach Entdeckung dieses

Pfretschner'schen Geheimnißes fiengen wir alle an, das Blasen auf Birkenblättern zu probiren und einzuüben. Ich brachte es so weit, daß alles Rehwild ausriß, sobald ich meine quicksenden Töne erschallen ließ.

Kümmern. — Eingehen. — Verenden.

Das Rehwild würde ein Alter von 14—16 Jahren erreichen, wäre es nicht so vielen Verfolgungen und Krankheiten ausgesetzt. Als Kitz die Beute des größern, ja selbst des kleinern Raubhaarwildes, der größeren Raubvögel, im erwachsenen Zustande den Waffen und Fängen des Luchses und der Wildkatze verfallend, kümmert es durch Behaftung von Insekten in der Haut, besonders von Engerlingen, von Würmern in der Stirnhöhle, im Magen, und gehet häufig ein an der Leberfäule, Knotenkrankheit und am Durchfall, wie auch an den Folgen der Verwundungen des Fesselgelenkes durch die scharf-schneidende Kante des durchbrochenen, eisigen Schneeharstes.

Der Großh. Bad. Oberforstrath, Graf von Sponek, bemerkte am 29. April 1803 zwischen Neuenburg nnd Hofstetten eine Rehgeiße, welche mit ausgestreckten Vorder- und Hinterläufen und mit etwas zurückgesenktem Grinde unbeweglich, nur die Lichter verdrehend, quer über einen Waldfahrweg stand. Er schoß; die Rehgeiße stürzte im Feuer, aber ganz steif; sie zuckte mit keinem Theile des Körpers. Der Graf fand bei ihrer Besichtigung, daß sie voller Knoten, an den Rippen und Schlegeln mit Eiter gefüllt, dabei bis zum Skelett verkümmert war. Die sonderbare Stellung der Geiße, dieses Opfers der Knotenkrankheit, erklärt sich Graf Sponek so, daß sie gerade am Verenden war, als er sie erblickte und daß das Ausstrecken der Läufe, das Zurückbiegen des Grindes, wie auch das Verdrehen der Lichter die Ergebnisse des Kampfes mit dem Tode waren. Auch ohne Anschuß würde sie wahrscheinlich einige Augenblicke später verendet gehabt haben.

Daß aber ein Schmalreh an der Tollwuth, wenn auch nicht apodictisch hergestellt, gekümmert, doch die sprechendsten Symptome dieser Krankheit an sich gehabt hat, wird meinen Freunden in Diana eine ganz neue und sehr überraschende Erscheinung seyn, die interessant genug ist, mich zu bewegen, aus der beglaubigten Urschrift das Factum wörtlich an meine geehrten Leser zu überliefern:

„Die Erlegung eines vermuthlich wüthend gewesenen Rehes im Kirschfurter Walde betreffend." Am Mittwoch den 2. Januar l. J. hüteten zwei Schwestern (15 und 19 Jahre alt) zunächst am Kirschfurterwalde die Kirschhöfer-Schweine. Als sie dieselben nach Hause trieben, sprang plötzlich ein Schmalreh aus dem Walde von einem Raine herab unter die Schweine und hüpfte unter denselben herum, ohne ihnen jedoch etwas zu Leide zu thun, oder eines zu beschädigen. Das ältere Mädchen, das etwas blödsinnig ist, erschrack sehr und trieb das Reh mit einer Peitsche davon.

in einen nahen Hohlweg. Das Reh sprang weder gegen die Mädchen, noch that es ihnen sonst etwas.

Am andern Tage (Donnerstag den 3.) trieben beide Mädchen die Schweine wieder in dieselbe Gegend, da kam das Reh wieder, sprang gegen das jüngere Mädchen, ohne ihm jedoch etwas zu thun. Das Mädchen warf es nun mit seiner Peitsche, indem es solche wie eine Schlange um den Hals des Rehes warf, zu Boden, darauf streichelte das Mädchen das Reh auf dem Rücken, wobei es ganz ruhig liegen blieb. Inzwischen war das ältere Mädchen, das sich fürchtete, zum Stationsgehilfen Weiß auf den Kirchhof gelaufen, um ihm die Anzeige zu machen. Dieser ging nun auch in der Meinung, es sey die Rehgeiß, welche 8 Tage zuvor auf einer Jagd angeschossen wurde, mit dem Mädchen und seinem Hündchen, das er an einer Leine führte, an die bezeichnete Stelle. Als sie daselbst ankamen, gab das Hündchen Laut, und als der Jäger etwa noch 8 Schritte vom Rehe entfernt war, sprang es auf, stampfte mit den vordern Läufen und sprang mit dem Kopfe stoßend erst gegen den Jäger, dann gegen das Hündchen, welches dem Rehe ebenfalls entgegenfuhr und es ins rechte Schulterblatt biß, und ihm eine Hautwunde beibrachte, wobei das Reh wie ein ganz gesundes schmälte. Das Reh drehte sich wieder und sprang noch einigemal mit dem Kopfe stoßend (also mit der Stirne vor) auf den Jäger los, dieser lenkte es aber immer mittelst seines Stockes abseits. Bei diesen Stoßversuchen will der Jäger deutlich bemerkt haben, wie das Reh seine Aufmerksamkeit mehr auf das Hündchen als gegen ihn gerichtet habe. Zwischen diesen Angriffen ging das Reh jedesmal, wenn sich der Jäger mit dem Hündchen zurückzog, auch zurück, und legte sich im Hohlwege wieder nieder, und zwar jedesmal, wie ein ganz gesundes Reh, zuerst mit den Vorderläufen ꝛc. Bei dem Abwehren mit dem Stocke suchte der Jäger immer zu vermeiden, daß er den Geifer, der am Maule des Rehes in nicht großer Menge hing, berührte. Dessen ungeachtet machte der Jäger den Versuch, das Thierchen zu fangen, um nachzusehen, ob es keinen Schuß habe. Bei diesem Versuche bekam er mit dem Laufe des Rehes einen Schlag auf den Rücken der einen Hand, wodurch die Haut an einzelnen Stellen verletzt wurde, stark blutete und ein blauer Fleck entstand, der die Hälfte des Handrückens einnahm. Dem Jäger schien dieß bedenklich, weßwegen er sich etwas zurückzog, um seine Hand sorgfältig auszuwaschen. Das Reh ging nun auch wieder zurück und legte sich in eine Pfütze des Hohlweges. Nach ausgewaschener Wunde ging der Jäger nach Hause. Vorher waren auch noch 2 Knechte aus dem Kirchhofe dazugekommen. Auf diese wollte das Reh auch zugehen, ließ sich aber leicht abweisen. Abends ging der Jäger Weiß, dem die Sache immer bedenklicher vorkam, wieder an die Stelle, wo er das Reh verlassen hatte, und fand auch das Reh noch zunächst der oberwähnten Pfütze liegen, aber nicht mehr zum Aufsprunge, sondern auf der Seite. Der Jäger warf ihm

nun einen großen Stein auf den Kopf, wodurch es augenblicklich getödtet wurde.

Am 2. wurde nun von dem Gemeindevorsteher und dem Wundarzte May zu Reißerhausen die Anzeige gemacht, und man begab sich sogleich an Ort und Stelle, um die Sache zu untersuchen. Man fand nun am Saume des Waldes ein todtes Schmalreh, das ziemlich gut genährt aussah. An der Nase befand sich etwas Blut, der ganze Unterkiefer war bis zum Kehlkopf naß, und am rechten Schulterplatte war eine Bißwunde. Das Maul war fest verschlossen, so daß man nur mit Mühe die Zunge sehen konnte, an welcher durchaus keine marochetischen Wuthbläschen zu finden waren. Wegen einbrechender Nacht mußte die Sektion verschoben werden. Das Thierchen wurde nun bewacht bis zum Montag den 7. und dann nach Reißerhausen getragen.

Obwohl nun nach dem Ausspruche Morgogni's und aller spätern Aerzte, die Sektionen wüthiger Thiere machten, die Sektion kein einziges constantes und entscheidendes Zeichen der Rabies, und nach der Ansicht des Dr. Hensch! in Breßlau keines nachweisen kann, da die Wuth kein einzelnes Leiden, sondern eine spezifische Umänderung der gesammten Lebensform ist, so mußte man in diesem Fall eine Sektion deßwegen vornehmen, um etwa durch Auffindung einer andern Ursache des so auffallenden Betragens des Thieres, den Leuten den Wahn, daß das Thier die Hundswuth gehabt habe, wo möglich zu benehmen.

Das Resultat der Sektion, die man im Beiseyn mehrerer Jäger mit Hilfe des Wasenmeisters selbst vornehmen mußte, weil der Thierarzt große Furcht äußerte, war folgendes:

An der abgestreiften Decke war außer dem Hundsbisse an der rechten Schulter, durchaus keine Verletzung oder Vernarbung, etwa eines Schußes zu finden, ebensowenig an der Oberfläche des Körpers unter der Decke.

Die Hirnschale war eingeschlagen, aber weder Blutunterlaufung noch Entzündungsspur vorhanden (Beweis, daß das Thierchen durch den Wurf augenblicklich getödtet ward). Das Hirn war in allen seinen Theilen, Consistenz und Farbe nach, ganz normal. In dem Sinus kein Wasser. Die Luftwege, so wie alle Theile des Thorax in jeder Beziehung gesund und normal.

Die Eingeweide der Unterleibshöhle waren ebenfalls gesund und namentlich frei von jeder Entzündungsspur. Der Mageninhalt bestand aus einer verhältnißmäßig großen Menge gelbgrüner, schleimiger Flüssigkeit, ohne das geringste Nahrungsmittel, so daß die anwesenden Jäger einstimmig erklärten, das Thier müsse über 8 Tage sich nicht geäßt haben. Der ganze Darmkanal war, wie die Urinblase ganz leer und letztere zusammengezogen, aber von gesundem Aussehen.

Da wir anwesenden Jäger die Vermuthung äußerten, ob nicht etwa das Thierchen in der falschen Brunst aufgenommen haben könne und von Dr. Hertwich, Oberthierarzt in Berlin, nicht befriedigter

Geschlechtstrieb zu den veranlassenden Ursachen der Selbstentstehung bei Hunden gezählt wird, so untersuchten die anwesenden Jäger die Geschlechtstheile ganz genau. Aber es war weder ein Turgar noch sonst eine Abweichung vom regelmäßigen (jungfräulichen) Zustande an irgend einem Theile zu finden. Das Rückenmark war mit seinen Häuten von dem verlängerten Mark bis zur cauda equina herab gesund, ohne Erhebet und ohne Entzündung. Die einzelnen Nerven konnten natürlich nicht untersucht werden.

Gutachten. Nimmt man die Erscheinungen des Thieres, wie es sich lebend betrug, zusammen, so findet man die größte Aehnlichkeit mit dem Betragen eines Rehes, das in einem eingesperrten Raume auferzogen wurde, und plötzlich in die Freiheit kam. Daß nämlich zahme Rehe, die in einem Hofe 2c. eingesperrt sind, beim Annähern von Hunden auf dieselben losgehen, ist eine Beobachtung, die man immer, wo man solche Thiere zu sehen Gelegenheit hat, machen kann. Es ist dieses sogar eine Erscheinung, die sich durch die natürliche Schüchternheit dieser Thiere selbst erklären läßt. Da nämlich das Reh, das im freien Zustande die Flucht ergreift, in einem kleinen Raume eingesperrt nicht entfliehen kann, so setzt es sich aus Verzweiflung zur Wehre; dieses wird nun, da es ihm immer gelingt, den Hund, der ihm nichts thun darf, zu verjagen, zur Gewohnheit. Daher ließe es sich recht gut erklären, daß das fragliche erlegte Reh, wenn die Annahme, daß es kürzlich in die Freiheit kam, richtig ist, auf bekannte oder nicht feindliche Individuen, wozu auch die Schweine gehören können, zuging, und sich sogar fangen und sogar ruhig streicheln ließ, während es auf den Jäger, weil er einen Hund an der Seite hatte, und auf den Hund selbst feindlich oder sich vertheidigend losging und sie so zu verscheuchen suchte. Daher kehrte es auch immer an sein Lager zurück, so oft sich der Jäger mit dem Hunde zurückzog. Das Schäumen läßt sich auch ebenfalls aus dem Umstande, daß es öfter gereizt, sogar gebissen wurde, erklären. Hätte ihm der Jäger Weiß statt des Hundes ein Stückchen Brod entgegengehalten, wer weiß, ob dann das Thier nicht statt der Erscheinungen der Wuth die größte Zahmheit entwickelt hätte. Selbst der Umstand, daß bei der Sektion Magen und Gedärme von aller Nahrung entleert gefunden wurden, widerspricht dieser Annahme noch nicht, wenn man annimmt, daß dieses Thierchen im gefangenen Zustande mit ganz anderer Nahrung aufgezogen wurde, als es im Walde, zumal in der gegenwärtigen Jahreszeit finden konnte. Man muß dann annehmen, daß es sich an die neue Nahrung, oder an das Aufsuchen derselben unter dem Schnee noch nicht gewöhnen konnte. Dem Unterzeichneten ist selbst ein Fall bekannt, wo ein zahmes Reh, nachdem es von seiner frühesten Jugend an 3 Jahre (im Burggraben zu Schwabheim) eingesperrt war, als es in Freiheit gesetzt wurde, nach etwa 14 Tagen vom Jäger im Walde todt gefunden wurde.

So lange übrigens diese Annahme durch Ermittelung seines

frühern Eigenthümers nicht in Gewißheit gebracht ist, darf man auch die allgemeine Annahme, daß das Thier wüthend gewesen sey, nicht unberücksichtigt lassen.

Daß die Aeußerungen des Thieres mit den gewöhnlichen Erscheinungen der Rabies nicht genau übereinstimmen, kann um so weniger als Einwendung gelten, wenn man bedenkt, daß nach allen Erfahrungen, und namentlich nach denen des Oberthierarztes Dr. Hertwich zu Berlin, sogar bei den einzelnen Hunden das Alter, Temperament, die Race 2c. bedeutende Verschiedenheit in den Krankheitserscheinungen hervorbringt. Um wie viel verschiedener und in den wesentlichen Symptomen von einander abweichender müssen nun die Krankheitsbilder bei verschiedenen Thiergattungen seyn? Außerdem sind nach Dr. Hertwich, der so viele Beobachtungen und Versuche anstellte, unter denen sie sich in einzelnen Fällen ausspricht, sehr häufig durch zufällige Erscheinungen so verschieden, daß selten zwei Fälle mit einander übereinstimmen.

Nach Dr. Mayer, Kreisphysikus in Kreuzberg (Kritisches Repertorium für die gesammte Heilkunde von Dr. Rust und Lasger. XXII. Band), fraßen alle drei wüthende Hunde, die er beobachtete, durchaus nichts und verschmähten selbst ihre Lieblingsspeise.

Dr. Hertwich, königl. Oberthierarzt und Lehrer an der Thierarzneischule zu Berlin, setzt (Gräfe und Walther's Journal der Chirurgie und Augenheilkunde. X. Band IV. Heft) den Verlust des Appetites und fast gänzlichen Mangels an Freßlust unter die wesentlichen Kennzeichen der Wuth. Ferner sagt er (in Hufeland's und Osann's Journalder praktischen Heilkunde, Supplement H. 1838): der Verlust des Appetits ist bei dem übrigen scheinbaren Wohlbefinden ein bedeutendes Zeichen der Wuth. Ferner sagt derselbe am angeführten Orte: „Die Sektion wüthender Hunde ergiebt sehr wenig, und man kann annehmen, wenn ein Hund nach einer bedeutenden Krankheit gestorben, und man, wie bei einem Menschen nach einer bedeutenden Nervenkrankheit, nichts Erhebliches findet, derselbe an der Wuthkrankheit gestorben sey. Der Mageninhalt bei einem solchen Hunde besteht aus einer schleimigen, röthlichen, gelben oder grünen Flüssigkeit und höchst selten aus Nahrungsmitteln."

Ferner fand Chaudon (La Clinique 1829, Nro. 30.) bei einem an der Wuth gestorbenen Wolfe eine bedeutende Störung an den Urinwerkzeugen, die er für ein pathognomisches Zeichen bei den Thieren hält. Die Nieren waren dort klein, hart und zusammengeschrumpft, die Blase, nur von der Größe einer Olive, enthielt nicht einen Tropfen Urin.

Bei dem fraglichen Schmalrehe in Reißerhausen war der Magen ganz leer, enthielt blos eine verhältnißmäßig große Menge gelbgrüner schleimiger Flüssigkeit, ohne das geringste Nahrungsmittel, die Gedärme selbst enthielten äußerst wenig Koth, so daß die Jäger einstimmig äußerten, das Thier müsse wenigstens 8 Tage nicht geä

haben. Die Urinblase war ebenfalls ganz leer und zusammengezogen, im Uebrigen aber waren alle Urinwerkzeuge gesund und normal.

Nach den Beobachtungen, die zu Seefeld und Lebra an sehr vielen tollkranken Thieren gemacht wurden (Rust's Magazin für die gesammte Heilkunde, 32. Bandes 3. Heft) gehört Geifer und Schleimausfluß aus dem Maule zu den charakteristischen Symptomen der Krankheit.

Nebst dem naturwidrigen Benehmen des Thiers im Leben sind es sonach noch der Mageninhalt und die gänzliche Abwesenheit aller Nahrung in demselben, die Leere der Urinblase und der Geifer am Maule, welche für die Vermuthung der Wuthkrankheit sprechen. Sie sind aber noch sehr weit entfernt, diese Vermuthung außer Zweifel zu setzen, da sie auch auf andere Weise recht gut erklärt werden können, wie schon oben angeführt ist.

Die vielen negativen Erscheinungen, so wie der Umstand, daß der Ausbruch der Rabies bei einem Rehe in der Geschichte der Wuthkrankheit, so viel mir bekannt, noch einzig da steht, und selbst zu Zeiten und an Orten, wo es angeblich wüthende Füchse gab, noch nicht beobachtet wurde, ferner die Abwesenheit anderer wuthkranker Thiere in der Gegend, können zwar die Annahme einer Wuthkrankheit sehr zweifelhaft machen, sie aber keineswegs gänzlich aufheben, um so mehr, da man nicht weiß, ob sich nicht bei genauer Beobachtung des Thieres im Leben noch mehrere wesentliche Zeichen, z. B. an der Stimme rc., hätten entdecken lassen. Das Reh hat zwar im Augenblicke, wo es gebissen wurde, geschmält, ob aber die Stimme rauh oder heiser war, kann nicht angegeben werden.

Daß Rabies apuris bei Thieren vorkommt, daß die Wuth zu jeder Jahreszeit ausbrechen kann, daß die Schafe und Ziegen toll werden, die dann auf alle Gegenstände stoßen, ohne zu beißen rc., sind nicht seltene Erfahrungen.

Da es nun gegenwärtig noch nicht außer Zweifel gesetzt ist, ob das fragliche Schmalreh an der Wuthkrankheit litt oder nicht, so dürfen Vorsichtsmaßregeln noch nicht unterlassen werden.

Diese sind:

Vergrabung des Rehes mit allen seinen Theilen.

Beobachtung des Hundes, der es gebissen hat.

Beobachtung und kunstgerechte Behandlung des Jägers u. s. w.

Klingenberg, 10. Januar 1839.

Dr. Ringel.

Merkwürdig ist der Unterschied zwischen der Lebenskraft des männlichen und der des weiblichen Rehwildes. Das Schmalreh, die Geiß, von einem einzigen Hühnerschrot an einem edlen Theile verletzt, thut sich sehr bald nach dem Anschusse nieder

und verendet nach kürzerem Zeitraume, als ein mit Nr. 0 oder mit Fuchsschroten stark angeschweißter Bock.

Im Kohlerthale des Scherzfelder Reviers wurde 1831 ein Rehbock auf höchstens 10 Schritte mit der Büchse von vorn mitten zwischen beiden Blättern in den Stich geschossen. Die Kugel war nahe beim Waidloche ausgefahren, hatte also das ganze Innere nach der Länge zerrissen. Ungeachtet dieses tödtlichen Anschusses warf der Bock mit Pfeilschnelle um, versuchte durch die Treiber zurückzugehen, passirte die ganze Schützenwehre so flüchtig und mit so kräftiger Flucht, als wäre er einem Fehlschuß entronnen, und stürzte erst, als er mit einer zweiten Kugel breit durchgeschossen wurde.

Bei einem Herbsttreiben des Jahres 1816, abgehalten im Reviere Appersdorf, Königl. Bayer. Forstamts Geisenfeld, schoß ich auf einen kapitalen Rehbock. Er brach im Feuer zusammen und schlegelte mit den vier Läufen. Während ich hineilte, um seinen Leiden durch einen raschen Genickfang ein rasches Ende zu machen, sprang er auf und war augenblicklich im nächsten Dickicht verschwunden. Hätte ich nicht auf dem Anschusse gerechte Pürschzeichen gefunden, ich würde geglaubt haben, den Bock gekrellt zu haben. Wir suchten nach, fanden eine ziemliche Strecke weit vielen Schweiß, nach dessen Lage und Farbe wir den Anschuß für einen Lungenschuß ansprachen. Plötzlich hatte der Bock zu schweißen aufgehört, und da zugleich ein tüchtiger, fast eine Stunde anhaltender Regen einfiel, so blieb unser Nachsuchen, trotz der Feinheit meines Schweißhundes, fruchtlos. Am dritten Morgen nach dem Anschusse fand der Revierjäger von Ratzenhofen, der auch bei jenem Treibjagen gegenwärtig war und den Rehbock hatte stürzen gesehen, diesen in einem Dickicht seines Jagdbezirks, das wenigstens vom Anschusse 3 starke Stunden entfernt und von ihm durch die Abens getrennt war. Noch lebte der Bock, aber er war im Verenden. Er hatte eine außerordentliche Menge Schweiß ausgehustet, und beim Zerlegen fand sich, daß die Lunge — ich hatte Nr. 0 geladen und meine Flinte deckte auf 70—80 Schritt wie eine andere kaum auf 45—50 — gleichsam zerfetzt war.

Noch zwei merkwürdige Fälle von der Lebenskraft des Rehbocks, welche uns Hartig mit folgenden Worten erzählt:

„Der freiherrl. v. B...sche Revierjäger J. zu G. trug mit einem Kreiser einen von ihm niedergeschossenen und mit einer Winde gebundenen Rehbock wohl eine halbe Stunde weit auf einer Stange, ohne mehr die geringste Lebensspur an ihm zu bemerken, und die Träger legten ihn nieder, um noch einige Vogelschneußen zu visitiren. Bei der Rückkunft des Jägers fand er nichts, als die losgeschnellte Winde auf dem vertummelten Platze, und sowohl die wegziehende Fährte, als der darauf gefundene Schweiß bewiesen, daß der Rehbock sich wieder empfohlen hatte, dessen man auch trotz langem Nachsuchen und Verfolgen mit Hunden nicht mehr habhaft werden konnte."

„Ein anderes Mal ließ der nämliche Revierjäger einen geschossenen Rehbock, ohne ihn vorher geknebelt oder gebunden zu haben, durch einen Kreiser ebenfalls eine weite Strecke tragen, worauf ihn dieser, weil er ihm zu schwer wurde, mit den Worten hinwarf: „Da liegst du, schweres Vieh!“ Das schwere Vieh stand aber flugs auf den vier Läufen, rannte Wald einwärts und lag erst für immer nach einem neuen Schuß.“

Man glaubt nicht, wie schädlich dem Rehwild das Aeßen gefrorener Eicheln ist, wenn dieses nicht sehr mäßig geschieht. Nur ein Beispiel als Beleg dieser Angabe. Das Revier Triestheim im Czaslauer Kreise liegend, hat zwei, nur durch einige Aecker und einen länglichen Wiesenstreif getrennte Waldungen, deren eine bedeutende, mit Eichen bestaudene Strecken, die andere aber nichts als Nadelholz enthält. In beiden Waldungen ist ein bedeutender Rehstand, aber erwiesen, daß in der mit Eichenstrecken vermischten Waldung jährlich, besonders wenn es viele Eicheln giebt, 18—24 eingegangene Stücke Rehwild gefunden werden, während es eine Seltenheit ist, daß in der fast anliegenden Nadelholzwaldung ein Stück eingeht.

Ein Schuß in das Herz, eine Schußzerschmetterung des Halsbeins oder eines Rückenwirbelknochens, wie auch des Schädels führt zum schnellen Verenden; langsamer tritt dieses ein beim Waidwundschuß, wo das Stück am Brande verendet, gewöhnlich aber wird es zum Fallwild, wenn es einen bedeutenden Anschuß im untern Theile des Grindes erhalten hat, wenn die Drossel verletzt ist, sey es auch nur durch ein Paar Schrote geringer Art, wenn das Blatt, oder wenn der Schlegelknochen hoch oben zerschmettert ist, wodurch es nach und nach bis zum Fallen verkümmert.

Rehmütter, denen das Kitz in den ersten Tagen nach dem Satz geraubt wird, gehen gewöhnlich am Milchbrand ein.

Hat es viele Mast gegeben und folgt ein lauer, nasser Winter darauf, so geht viel Rehwild dadurch ein, daß es innerlich faul wird, wie es oft bei Schafen geschieht.

Die in harten Wintern genossene unverdauliche Aeßung von Zweigen, Baumrinden rc. bildet im Magen des Rehwildes leimartige Bollen, welche sich festsetzen und größtentheils eine Art von Auszehrung erzeugen, so wie der Durchfall eintritt und tödtlich ist, wenn das Rehwild nach lange erlittenem Hunger zu viel junges Laub äßet.

Hier möchte wohl die rechte Stelle seyn, dem Jäger, wie auch dem Jagdbesitzer in gedrängter Kürze die Mittel anzudeuten, wie

A. ein vom Rehwild gänzlich entblößtes Revier wieder zu Stand-Rehwild gelangt; wie

B. ein geringer Rehstand verbessert, und wie

C. der zu starken Vermehrung eines an sich schon

sehr starken Rehwildstandes und dem daraus hervorgehenden Wildschaden vorgebeugt wird.

Das Erste, A, geschieht durch Einsetzen; das Zweite, B, durch Jagdschutz; das Dritte, C, durch Abschuß.

Es giebt Reviere, welche früherer Zeit nicht blos Wechsel-Rehwild, sondern Stand-Rehwild in solcher Menge hatten, daß kein Mensch es für möglich gehalten haben würde, nach so und so langer Zeit in diesen Revieren keine Rehschale mehr zu spüren. Eine sich folgende Reihe strenger Winter und in ohnehin nicht sehr fruchtbaren Gegenden das Unterlassen der so nothwendigen Fütterung, lange anhaltendes und oft eintretendes Glatteis mit Schneeharst, wo sich das Rehwild beim Durchbrechen durch die scharfkantige Eisrinde auf's Aeußerste abmattet und dabei durch das Reiben der Läufe an der Eisrinde sich so verwundet, daß es an den Folgen dieser Verwundungen verkümmert oder ein Raub der durch das Wittern des Schweißes herangelockten Füchse wird; Ueberschwemmungen und Krankheiten, Wilddieberei, leidenschaftliches, oft bis zur Aasjägerei ausartendes Beschießen, häufiges Jagen mit scharfen, sehr lange anhaltenden, hochstämmigen Hunden und Vernachlässigung alles Ausrottens des Raubwildes sind die vorzügliche und so nachtheilige Veranlassung der allmählig eintretenden gänzlichen Detruirung eines, wenn auch noch so starken Rehwildstandes, selbst in den für Rehwild ganz besonders günstigen und in den fruchtbarsten Gegenden liegenden Waldungen. Sind die nächsten Gränznachbarn ächte Waidmänner nach altem Schrot und Korn, die ihr Rehwild also auch ächt-waidmännisch behandeln und daher sich immer eines bedeutenden Rehstandes erfreuen, so läßt sich in einem, von solcher Nachbarschaft umgürteten Revier allerdings ein neuer Rehstand begründen und erhalten, wenn man das einwechselnde Rehwild durch Anlegung von Sulzen, durch Vermeidung alles Beschießens für die Dauer von ein paar Jahren, durch zum Grundsatz erhobene Verbannung alles Jagens mit Hunden, durch Fütterungen im Winter nach und nach zum Standwild macht; aber darüber vergehen Jahre, und durch ein oft nur geringes Versehen vergrämt das sich erst neu eingebürgerte und noch nicht ganz heimisch gewordene Wild wieder in den alten Stand zurück, aus welchem es in das nun wieder zum Rehstand aufkommen sollende Revier eingewechselt ist.

Das einzige und beste Mittel, sich einen, dem Flächenraume seines Jagdreviers angemessenen Rehstand zu verschaffen, ist das

A. Aussetzen von Rehwild, welches mit seiner Vorrichtung, Ausführung und seinen Nachanstalten auf folgende, ganz einfache und wenig kostspielige Weise geschieht:

1) In der Mitte der Waldung, aus deren Schooße das künftig Standrehwild hervorgehen und sich über das Revier verbreiten soll legt man mit Eintritt des Frühlings eine Salzlecke an und kultivir in deren Nähe einige kleine Rasen- oder Holzflecke zu Fruchtland

welches mit den Gemeng=Samen von verschiedenen, bei der Rehwild=Aeßung angegebenen Kräutern, besonders mit Oelsaat bestellt wird. Der ersten Pflege dieser Vegetabilien hat man einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Vorzüglich ist darauf zu sehen, daß in der Nähe des Platzes, wo diese Vorrichtungen geschehen sind und das Rehwild eingesetzt werden soll, einige Dichichte seyn müssen; je näher daran eine Quelle, desto besser.

2) Auf 25—30 Normalmorgen Waldung rechnet man 1 Stück Rehwild.

3) Im April verschafft man sich (wie man zu diesem Zwecke das Rehwild einfängt und transportirt, ist bei: Jagdbetrieb auf Rehwild zu ersehen) die zum Besetzen des Waldes nöthigen Stücke und bringt sie in Transportkasten oder auf reichlich mit Stroh ausgefütterten Fuhrwagen und mit Tüchern, ja nicht mit Stricken, an den Läufen gebunden bis an die Stelle, wo sie eingesetzt werden sollen. Sind sie aus dem Transportkasten gelassen, oder, im Falle man sie blos gebunden hatte, von ihren Banden frei gemacht, so entfernt sich alles, beim Einsetzen gegenwärtig gewesene Personal un, verzüglich und mit wenigst möglichem Geräusch.

4) Sehr gut ist es, wenn um den Platz herum, wo das Einsetzen geschieht, besonders in den nächsten Dickichten kurze Zeit vor dem Einsetzen kleine Häufchen von Eicheln, Haberkörnern, Buchnüssen ꝛc. ꝛc. aufgestreut werden.

5) Wer nach geschehener Einsetzung der Erzielung eines Rehstandes gewiß seyn will, der wache mit größter Sorgfalt darüber, daß die ganze Waldung, in welcher eingesetzt wurde, möglichst nicht beunruhigt werde, daß darin kein Jagen mit Treibern, am allerwenigsten mit Hunden gehalten, daß die Füchse nur auf dem Baue, die Hasen nur am Waldsaume auf dem Anstande oder vor einer stillen Treibwehre, in den Vorhölzern aber ja kein Bock des eingesetzten Rehwildes vor der Schießzeit des zweiten Jahres und da nur auf Anstand oder Pürsche geschossen wird.

6) Es versteht sich ohnehin, daß in einer mehrere tausend Morgen großen Waldung auch mehrere Aussätzplätze angeordnet und bereitet, wie auch mehrere Stücke Rehwild ausgesetzt werden müssen, um die Vermehrung des neuen Standrehwildes zu beschleunigen, jedoch soll nie eine größere Anzahl auf einem und dem nämlichen Platz ausgesetzt werden, als oben angegeben ist.

Hartig sagt über das Aussetzen des Rehwildes: „Man legt in der Mitte des zum Rehstande bestimmten Ortes? (soll wohl heißen Waldes) einen kleinen Park von 10—12 Morgen an, der einige Morgen gute Wiesen, Wasser und einige Dickichte enthält. Außerhalb des Zaunes bestellt man im Herbste vor der Besetzung einige Morgen zu Ackerland, das im folgenden Frühjahre mit Hafer, Erbsen und Klee, unter einander gemengt, besäet wird. Zum Besatz des kleinen Parks fängt man im Dezember oder Januar mehrere alte Rehe

und Schmalrehe, nebst einigen Böcken ein, bringt sie in den Park und füttert sie mit gutem, wo möglich Kleeheu, unausgedroschenen Habergarben, Eicheln und Kartoffeln?? (Hartig weiß wohl nicht, daß Kartoffeln keine Aeßung des Rehwildes sind!) Haben die Rehe Kälber? (warum nicht gar Fohlen, das Reh setzt Kitze) gesetzt, so nimmt man den an die besäeten Aecker grenzenden Zaun ohne Geräusch weg und gestattet den Rehen den Wechsel auf die junge Saat. Diese werden sie bald annehmen und in ihrem Park wieder zurückkehren, oder sich doch nahe dabei aufhalten. Im Herbste endlich wird der ganze Zaun ohne Geräusch? (die Einfriedigung eines, wenn auch kleinen Parks läßt sich gewiß so leicht und geräuschlos wie die Umstellung einer Pferche abnehmen?) weggenommen und die Rehe werden den ihnen angewiesenen Stand nicht verlassen, wenn für ihre Ruhe und Sicherheit gehörig gesorgt wird."

Ich erlaube mir gegen diese, etwas sonderbare Belehrung über das Aussetzen des Rehwildes folgende, übrigens ganz unmaßgebliche Bemerkungen:

a) Wir haben in Teutschland ungleich mehr klein- als großbegüterte Jagdbesitzer, die, wenn sie auch ein recht ausgearbeitetes Jagdrecht, doch darin gewiß sehr selten solch' eine große geschlossene Waldung haben, um darin eigene Parke für ausgesetztes Rehwild anlegen zu lassen. Auch lehrt die waidmännische Erfahrung, daß in großen zusammenhängenden Waldungen das Rehwild nie so ausgerottet werden kann (es müßte nur mit unerschütterlichem Willen geschehen), daß keine Standrehe mehr vorhanden seyen. Da braucht es also kein Rehwild-Aussetzen, sondern nur ein Paar Jahre hindurch Schonung und Hege, um bald wieder einen anfangs mittelmäßigen, mit jedem Jahre aber stärker werdenden Rehstand zu haben.

b) Sollte es jedoch Jemand gelüsten — der Geschmack ist ja verschieden — einen Aussetz-Park nach Hartig's Anweisung ins waidmännische Leben treten zu lassen, so wäre darin ein eigenes Häuschen für einen eigenen Aufseher unerläßlich nothwendig, der Tag und Nacht die neue Reh-Kolonie gegen Wilddiebe und Füchse bewachen und beschützen müßte, denn für jene wäre es wohl gar zu lockend, sich in solch einer 12 Morgen großen Pferche, wo man das zusammengepreßte Rehwild fast immer in Augen- und auf Schußweite hat, nach Belieben mit einem Böcklein oder Geißlein zu versehen, und den alten, schlauen Füchsen gäbe die Witterung solch eines Leckerbissens recht bald den klugen Gedanken, sich unter dem Zaune durchzugraben und ein Kitzlein zu schmaußen, noch ehe der Zaun geräuschlos?? weggenommen ist, wenn ihnen nicht schon im schneereichen Winter, sollte es dazu einen Schneeharst gegeben haben, das Fangen des ältern Rehwildes gelungen ist.

c) Es ist durch häufige Erfahrung hergestellt, wie unbehaglich sich das Rehwild in einem beschränkten Raume fühlt und daß es da bei der üppigsten Fütterung viel weniger an Stärke gewinnt,

als im Freien bei karger Aeßung. Es ist daher ein waidmännisch literärisches Curiosum, welches uns Hartig in der ganz treuherzigen Angabe auftischt: „daß die Rehe, ist das Thor des Zwingparks aufgethan und der Wechsel auf die junge Saat gestattet, wieder in ihren Park zurückkehren, ohne Zweifel so pünktlich und gerne wie die Kuh in den gewohnten Stall.

Hartigs später folgende Mittheilung: „daß man die eingefangenen Rehe in einem Walde, wo viele Dickichte sind, in der Mitte desselben ohne Weiteres (also ohne Einkerkerung in so ärmlichkleines Terrain) aussetzen und es ihnen überlassen kann, sich einen beliebigen Stand zu wählen," wäre ganz begründet, hätte er dabei die Anlage einer Salzlecke empfohlen, welche zur Eingewöhnung des ausgesetzten Rehwildes unerläßlich nothwendig ist.

Was über den

B. Jagschutz zu sagen ist, ist bereits in den wenigen Zeilen, die dem: Aussetzen des Rehwildes vorangehen, zur Genüge gesagt und nur noch allen Jagdbesitzern und Revierjägern freundschaftlich dringend zu empfehlen: die a) gehörige, ächt-waidmännische Schonung des Rehwildes, besonders des weiblichen, mit Ausnahme der Geltgeißen, und die Hege während der Setzzeit; b) die Vertilgung des behaarten und befiederten Raubwildes; c) die Sorge für Winterfütterung; d) die Anlage von Salzlecken; e) das möglichste Vermeiden alles Jagens mit Hunden (ganz kleine, nicht flüchtige, kurz anhaltende Dachsel und alte, sogenannte verdorbene Hühnerhunde, die nur eine ganz kurze Strecke das Wild verfolgen, mögen bei besonderer Veranlassung auf Rehwild gebraucht werden); f) die strengste Aufsicht gegen das Herumlaufen der Hunde aus den benachbarten Dörfern oder von Fremden, die den Wald passiren; g) eine immer thätige Wachsamkeit zur Setzzeit, um das Hinwegfangen der Kitze zu verhindern, wie auch vorzüglich zur Blattzeit, und h) eine eben so eifrige als energische Thätigkeit gegen Wilddieberei.

Um aber, im Gegensatze zum Vorigen, der zu starken Vermehrung eines an sich schon sehr starken Rehwildstandes und dem daraus hervorgehenden Wildschaden vorzubeugen, muß waidmännisch-gerecht ausgeübt werden der:

C. Abschuß (d. h. die Erlegung von so viel Rehwild in einem und demselben Reviere, als man erlegen darf und soll, ohne den Rehwildstand herabkommen zu machen und ohne ihn so in der Mehrung anwachsen zu lassen, daß dadurch im Holze und Felde ein bedeutender Wildschaden entstehe). Ein seines Reviers genau kundiger Jäger wird seinen Rehwildstand auch genau kennen, und nach dem angenommenen Prinzip, daß — der zufällige und sich nie gleichbleibende Zuwechsel kann hier nicht in Anrechnung kommen — 1 Stück Rehwild zu seiner Erhaltung einen Flächeninhalt von 25—30 (eher letzteres)

Normalmorgen *) (1 Normalmorgen zu 40,000 □Fuß) bedarf und daß auf 6 Rehe und Schmalrehe ein guter und ein Spießbock zu rechnen sind, darnach seinen Abschuß einrichten, bei welchem er sich besonders des Niederschießens der Geltrehe befleißigen soll.

So eben finde ich in Hellrung's Conversations-Lexicon für Jäger und Jagdfreunde folgende Stelle: „Vater Döbel, und nach ihm Bechstein, giebt für den Abschuß eines Thiergartens oder Geheges, mithin analog einer freien Wildbahn folgendes Verhältniß an:

Rehwild.	Sommerbestand.	Abschuß.	Winterbest.
Alte Böcke	5	5	—
Starke Böcke	5	—	5
Alte Rehe	17	3	14
Tragende Schmalrehe	3	—	3
Spießböcke	15	10	5
Schmalrehe	15	12	3
Bockkitze	15	—	15
Geißkitze	15	—	15
	90	30	60

So sehr ich Döbel und Bechstein als gediegene Jagdschriftsteller verehre, so muß ich doch geradezu erklären, daß diese Reduzirung des Sommerstandes im Verhältniß zur Gestaltung des Winterstandes, mithin dieser Abschuß ganz unrichtig ist.

Mit dem Abschuß von 5 alten Böcken bin ich ganz einverstanden, auch mit dem der starken; doch würde ich von letztern wenigstens 2 abschießen lassen. Wie aber der Grundsatz aufgestellt werden kann, daß man von 17 alten Rehen nur 3, dagegen von 15 Schmalrehen 10 abschießen soll, geht über meine waidmännischen Begriffe. Die Naturgeschichte des Rehwildes sagt uns, daß in der Regel die Rehe höchstens noch in einem Alter von 8—10 Jahren hochbeschlagen gehen. Warum also die Altrehe so unverhältnißmässig schonen, aber die so kräftigen und zu größerer Vermehrung mit jedem Tage heranwachsenden Schmalrehe so sehr vermindern? Wer einen guten Rehstand haben will, der erlege allmählig die

---

*) Sollte dieser Ansatz zu hoch erscheinen, so wolle man nur in einer geschlossenen Waldung den Flächeninhalt der umzäunten Schonungen, der unfruchtbaren Strecken, die mit Hochholz oder Dickungen bewachsen sind, ꝛc. ꝛc. von dem Flächeninhalte jener Strecken abziehen, auf welchen das Rehwild im Walde Aeßung findet, um sich zu überzeugen, auf welche geringe Anzahl sich die Aeßungsplätze reduciren, und daß man für jedes Stück Rehwild zu dessen Erhaltung 40 Morgen Waldfläche annehmen müßte, hätte es nicht Gelegenheit, sich von den, am Walde liegenden Sommer- und Winterfeldern hauptsächlich zu ernähren.

alten Böcke und die alten Rehe, ohne deßwegen den Abschuß zu übertreiben, und schone den männlichen und weiblichen Nachwuchs auf's Sorgfältigste.

Gewiß nicht uninteressant für den denkenden Jäger und Jagdfreund soll die Naturbeschreibung des Rehwilds sich schließen mit einem

Versuche
der Trennung der Art: **Reh** von der Gattung: **Hirsch.**

Dieser, sehr beachtungswürdige Versuch, den wir der so fruchtbaren und so gediegenen Feder unsres klassischen Dietrich's aus dem Winkell verdanken, lautet wörtlich, wie folgt:

„Die Naturforscher neuerer Zeit haben, das Gezwungene der Arten-Zusammenstellung in den Linnéischen Gattungen (genera) erkennend, mehrere getrennt. So z. B. zerfällt jetzt mit Recht die Linnéische Gattung Ursus Bär in zwei, nämlich a) Ursus, Bär, und b) Taxus, s. Meles, Dachs; dann die Gattung Mustela, Wiesel, in drei, nämlich: a) Lutra, Otter, b) Mustela, Wiesel (die wirklichen Wiesel, den Baum- und den Hausmarder umfassend), c) Viverra (Cuvier und Dumeril), Stinkthier, wohin Viverra Putorius, s. mephitis, der Iltiß (Must. put. Linn.) gehört."

„Sollten nicht gleichwichtige Gründe vorhanden seyn, auch die Art (Species) Reh von der Linnéischen Gattung Cervus, Hirsch, zu scheiden?"

„Das Reh hat mit den übrigen Linnéischen Gattungsverwandten wohl kaum mehr Aehnlichkeit, als der Dachs mit dem Bär, als die Fischotter und der Iltiß mit dem Wiesel. Zwar ziert den Rehbock ein Gehörn, und er wirft selbiges ab und reproducirt es alljährlich, wie der Edel- und Damhirsch; aber diese haben Augsprossen, jener nicht; bei diesen nimmt die Zahl der Enden und resp. Damhirsches der endenartigen Fortsätze an den Schaufeln mit den Jahren zufolge örtlicher Verhältnisse mehr oder minder zu, bei jenen ist es eine seltene Anomalie, wenn das Handgehörn mit mehr als acht Enden sich darstellt. Die übrigen Arten der Linnéischen Gattung Hirsch (Cervus) haben Thränenhöhlen, dem Rehe fehlen sie; sowohl das Edel-, als das Damwild hat eine das Waidloch und beim Thiere das Feuchtblatt bedeckende Blume; eine dergleichen sichtbare hat das Reh nicht, dagegen hat die Geiß am Feuchtblatt die Schürze, nicht so das Edel- und Damthier. Wie verschieden ist nicht die große runde Scheibe des Rehes von dem verhältnißmäßig kleinen, herzförmigen Spiegel des Edel- und Damwildes? Wie wesentlich und einzig unterscheidet sich nicht das Reh in Rücksicht der bekannten Ereignisse während der soge-

nannten **Blattzeit** nicht nur von allen übrigen Hirscharten, sondern auch von der ganzen Säugthierwelt?"

„Dieser für die Thierkunde nicht unwichtig mir scheinende Gegenstand sey hiermit der nähern Prüfung der Zoologen unterworfen. Für den Fall, daß meine Ansicht Eingang und Beifall finden sollte, wird sich ja doch eine schickliche lateinische Benennung darbieten, d. h. eine solche, die, weder an Ziege noch an Schaf erinnernd, die neue Gattung (genus) **Reh** von der Gattung **Hirsch** (Cervus) bestimmend unterscheidet."

II. Ordnung.

Mit Zehen und Nägeln, Digitata.

I. Unterordnung, mit der ganzen Fußsohle beim Gehen auftretend. Plantigrada.

Die **Plantigraden**, auch **Sohlenläufer** genannt, haben alle 3 Arten von Zähnen in beiden Kiefern, nämlich mehrere Schneidezähne, lange starke Eckzähne (Fänge) und größtentheils scharfe Backenzähne. An den starken Beinen (Läufen) stehen 4—5 mit eingebogenen spitzigen Nägeln (Waffen, Krallen) besetzte Zehen ohne abgesonderte Daumen. **Sie treten mit der ganzen Fußsohle auf.** Die hervorstehende Schnauze hat stark abgerundete Kinnladen, und die Augen (Seher) liegen halb zur Seite. Die Hals- und Nackenmuskeln sind sehr stark. Die vorn zugespitzte hinten breitere, im Ganzen etwas kegelförmige Brust (Stich) enthält immer mehr als 12 Paar Rippen. Schlüsselbeine finden sich nur bei den an die Nager angränzenden Plantigraden. Der Magen ist klein. Die mit einer Gallenblase versehene Leber theilt sich in mehrere Lappen. Die Verdauung geht bei einigen Arten (beim Vielfraß rc. rc.) schnell, bei andern (Bär, Dachs) langsam von Statten. Ihre Lunge ist lebhaft hellroth und groß. Die Ausdünstung und die Ausleerung (Losung) riechen stark, und einige der Sohlenläufer haben noch Aussonderungen eigenthümlicher Art aus Drüsen in der Nähe des Afters (Waidloch), die dort in einer Spalte der Haut liegen. Unter den Sinnesorganen zeichnet sich das Gehör durch seine Schärfe aus; die Geruchswerkzeuge sind sehr ausgebildet; das Gesicht ist bei Manchen (dem Bären, dem Dachs) blöde und der Geschmackssinn nicht besonders fein zu nennen, denn die Zunge ist keineswegs sehr reich an Nervenwärzchen. Die steifen Barthaare dienen ihnen als Tastwerkzeuge. Einige nähren sich vorzugsweise von Fleisch (der Vielfraß rc.), andere von Fleisch und Vegetabilien (Bär rc.), andere von Würmern, Insekten, Eicheln, Käfern, Schnecken rc. und verschmähen das Fleisch (der Dachs). Man trifft die Plantigraden meistentheils einsam und solirt lebend und nur während der Paarungszeit in Gesellschaft mit dem Weibchen. Der grö-

here Theil geht bei Nacht nach Nahrung aus. Sie wohnen in den Ländern aller Himmelsstriche, und einige, welche Bewohner der gemäßigten und kalten Zone sind, halten einen Winterschlaf.

Naturgeschichte des Dachses.

IV. Gattung. Dachs, Taxus. (Ursus Meles Linn.)

Gattungscharakter.

Schneidezähne oben und unten 6, unten jeder erste länger, der zweite dicker und etwas eingerückt; Eckzähne *) oben und unten Einer an jeder Seite dicht an den Backenzähnen stehend, obere gerade, untere rückwärts gebogen.

Backenzähne oben 5, unten 6 auf jeder Seite. Maul kurz, spitz, in einen Wurf auslaufend; Lauscher kurz; Schwarte auf dem Grunde kurzwollig, borstenartig behaart; Brust- und Bauchgehänge, jenes mit 2, dieses mit 4 Zitzen. Ueber dem Waidloch ein in die Quere geöffnetes Fettloch (Saugloch); Läufe kurz, stark, mit 5 Grabklauen; Aufenthalt im Baue; Weide Vegetabilien, auch Erdmast, Schnecken, Frösche. Träge, schläferige Thiere, ungesellig, im Winter versteckt liegend. Mehr nützlich als schädlich.

Im Talmud wird der Dachs zu den unreinen Thieren gezählt und nach Baal Aruch wird von ihm gesagt: es sey ein kleines Thier von katzenähnlicher Gestalt, unrein, von verschiedener Farbe und hause in Löchern wie Kaninchen. Ziemlich damit übereinstimmend und darauf beziehbar ist eine Stelle im Strabo lib. III. Der arabische Schriftsteller Damir enthält ebenfalls eine Stelle, die auf den Dachs zielt und in der es auch heißt: es seyen die Vorderfüße kürzer als die hintern, er sey beißig und gefürchtet, schwarz und weiß gefleckt, des Nachts gejagt worden und durch Geräusch verscheuchbar. Die Benützung der Dachsschwarte war schon von den Alten gekannt und geschätzt worden.

---

*) Dietrich a. d. Winkell sagt hier: Fänge. Da nur die Eckzähne der Raubthiere die waidmännische Benennung Fänge haben und da man sich an der Schöpfung versündigen würde, wollte man den Dachs unter die Raubthiere rechnen, so gebrauche ich hier das sonst ganz unwaidmännische Wort Eckzähne und darf deßwegen Nachsicht hoffen.

Art. Gemeiner Dachs. Taxus Meles Vulgaris.

auch Dachsbär, Gräving, Greifing, Halbfuchs mit kurzem Schwanz.
Meles vulgaris, Taxus (Ursus Meles Linn.).

Männchen — Dachs.
Weibchen — Dächsin.

Unter der Benennung Dachs sind im Conterte beide Geschlechter begriffen, wenn nicht die besondere Individualität des einen oder des andern berührt wird.

Dachs.

Gestalt.

Kopf breit, fast wie beim Fuchse dreieckig, in einen kurzen, stumpfen Wurf auslaufend, mit kleinen, abgerundeten, seitwärts stehenden Lauschern, mäßig großen Sehern, mit chakrinartig-schwarz behäuteter, stets feuchter und kalter, langer, etwas eingebogener, scharfer, sehr empfindlicher Nase, flacher, weicher, warziger Zunge und äusserst scharfem, aus 38 Zähnen bestehendem Gebiß, wie bei der Hyäne sich schließend, zwar auf- und nieder-, aber nie vorwärts beweglich.

Hals kurz und von der Dicke des Oberkopfes.

Leib lang und breit, besonders dick nach dem Pürzel zu, dabei stark zusammengedrungen, mit ausgedehntem Stich und erhabenem Rücken, sehr kurzen, etwas starken Läufen, in breite, fünfzehige Branten auslaufend, wovon die vorderen mit scharfen, langen, zum Graben vorzüglich geeigneten Klauen bewaffnet sind, besonders starken, sehr abgerundeten Schinken, und 6 Zoll langen, dicken, stumpfen, unten platten, bis an die Ferse reichenden, mit vielen straubigen Haaren besetzten Pürzel, der Bauch fast auf der Erde aufstreifend.

„Der Magen ist dem des Schweines ähnlich, der Blinddarm fehlt; die Harnblase hat die Größe eines Hühnereies; die Muttertrompeten reichen beim Weibchen bis an die Nieren hin; das Herz ist in einem Fettsack, und die Leber sechslappig." So sagt Götze in seiner europ. Fauna.

„Das Merkwürdigste an diesem Thiere ist das Stinkloch (Saugloch, von einigen Jägern auch Schmalzröhre genannt), eine zwischen dem Pürzel und dem Waidloch befindliche, mit kleinen Drüsen besetzte Queröffnung, unter der sich ein 1 Zoll tiefer, inwendig behaarter Beutel bildet, in welchem eine weißliche, klebrige, widrig riechende Feuchtigkeit von dem zwischen der Schwarte und dem Wildpret befindlichen Fett (Schmalz) sich absondert. Mit den innern Theilen steht dieser Beutel nicht in geringster Verbindung."   G. Fr. Dietrich aus dem Winkell.

„Wie sich die fette Feuchtigkeit in seinem (des Dachses) Saugloch erzeugt", sagt Götze in seiner europäischen Fauna, „und was die

Natur dazu für Säfte absondere, habe ich mir aus der innern Beschaffenheit dieses merkwürdigen Thieres nicht erklären können. Nach der Lage desselben scheint sich das Fett (Schmalz) zwischen Fell (Schwarte) und Fleisch (Wildpret) dahin zu ziehen, weil das Loch oder der Fettbeutel äußerlich liegt und mit den innern Theilen nicht die geringste Verbindung hat."

Der Dachs ist 1 Fuß 3—4 Zoll hoch, 2½—3 Fuß lang und hat im Herbste bei reichlicher, guter Weide 25—30 Pfund inständig.

Farbe.

Die Schwarte ist mit borstenartig starren, fett anzufühlenden, aus gelblicher Grundwolle ziemlich dicht hervorwachsenden, hinterwärts sich niederlegenden Haaren bedeckt, die am Kopfe fast weiß, am Leibe oben weißgrau und schwarz-melirt, unten schwarz, am Pürzel und den Schinken gelb-bräunlich, an den Branten schwarz sind. An jeder Seite des Wurfes fängt, hinter der Nase, ein schwarzer Streif an, welcher sich am Anfange etwas nach dem Maule zu einbiegt, alsdann durch Seher und Lauscher fortlauft, und sich am obern Theile des Halses verliert. Lippen, Hals und die Kanten der Lauscher spielen ins Gelbliche; Kinn, Stich und Bauch sind meist schwarz, die Flanken bräunlich und die wollige Umgebung des Waidloches ist gelblich. Die schwarze Melirung des grau- und gelbröthlichen Rückens rührt daher, weil jedes Rückenhaar am Grunde gelblich, in der Mitte schwarz und an der Spitze weißgrau ist; jedoch sticht das Schwarze am meisten vor, wobei sich auf dem Rücken drei weißliche Streifen hinziehen.

Abarten.

Nach Bechstein:

1. Der weiße Dachs. Ein Exemplar wurde vor etwas mehr als fünfzig Jahren in Preußen gegraben, und ist dieser Vorfall von dem damaligen Paulreden'schen Revierjäger verbürgt.

2. Der gefleckte Dachs, weiß, mit gelbröthlichen, dunkelbraunen Flecken. Ein Exemplar wurde 1724 bei St. Hubertsburg in Sachsen gegraben.

Nach Brisson giebt es in Nordamerika auch weiße Dachse.

Am 18. Oktober 1836, so erzählt Wilhelm von Tessin, schoß der Förster des Freiherrn von St. Andreä, Christian Kemler zu Kresbach im Oberamte Tübingen, Abends beim Ansitz auf dem Baue einen Dachs von ganz weißer Farbe. Er war weiblichen Geschlechts und 30 Württemberger Pfund schwer. Der Kopf glich eher einem Marder-, als einem Dachs- oder Fuchskopfe; eben so seine Schnautze und die steifen Haare, so wie die auf der Haut sitzende kürzere, weiche Grundwolle war um ein Merkliches länger, als bei einem gewöhnlichen Dachs. Auch der stark mit Haaren besetzte Pürzel war von auffallender Länge und das viele Fett auf dem Leibe von hellerer Farbe, als sonst.

Dieses schöne (auch gewiß sehr seltene) Exemplar prangt jetzt ausgestopft im Schlosse zu Kresbach.

Dächsin.

Gebaut und gefärbt wie der Dachs, doch minder stark in allen Theilen, auch etwas heller von Farbe, versehen mit 8 Saugwarzen, wovon 4 an der Brust, 4 am Bauche sind. Besonders kenntlich ist sie zur Zeit, wo sie die Jungen säugt, und zwar durch den spitzigen Kopf, den sehr aufgezogenen Leib und die dadurch viel länger scheinenden Branten, Folge des Herunterkommens (Verkümmerns) durch das Säugen und die sorgfältige Pflege der

Jungen.

Diese sind im ersten Lebensjahre fast blaugrau, bis zum Herbst aber am Kopfe sehr kurz behaart und ebenso, wie die Mutter zur Säugezeit, scheinbar spitzer am Kopfe und scheinbar länger an den Branten.

Der Dachs vernimmt und verwindet sehr fein und scharf, aber äuget schlecht. Trifft es sich, daß ein auf der Heimkehr von der Weide vom Tage überraschter Dachs sich im Gehölze irgendwo eingeschoben hat und, von Treibern oder Hunden aufgejagt, sein Heil in der Flucht versucht, so kommt er ganz dicht an den Schützen, der guten Wind hat, ohne ihn zu gewahren. Daß der Dachs so feine und scharfe Gehörs- und Gesichtssinne hat, ist ihm bei seiner Unbehülflichkeit sehr nöthig, denn würde ihm die Fähigkeit mangeln, einen Menschen, einen Hund schon aus weiter Ferne her zu vernehmen und zu verwinden, so wäre er jederzeit verloren, da er zu wenig flüchtig ist, um einem, wenn auch nicht besonders raschen, Läufer zu entkommen, wäre nicht gerade ein Bau in der Nähe.

Seine sich immer gleich bleibende Weise, mit Ausnahme der Rollzeit und der Ausgänge nach Weide, fast immer im Baue zu liegen und sein vielbewegtes, reizvoll-buntes Leben in unterhaltungsreicher Einsamkeit unter den ermüdenden Abwechslungen des Schlafens, Schlummerns, Faulenzens und Verdauens hinzubringen, ist ein sprechender Beweis, wie sehr dieser joviale Patron die Genüsse eines geselligen Lebens und die Annehmlichkeiten einer regen Thätigkeit liebt.

Der Bosheit will ich ihn nicht bezüchtigen, wie Einige gethan, denn dazu ist er viel zu faul und stumpf; er hat auch bei seiner mißtrauischen und murrköpfigen Absperrung von allem Umgange mit seines Gleichen (die kurze Rollzeit ausgenommen) zur Ausübung boshafter Streiche keine Gelegenheit; eben so kann er wohl scheu, aber nicht furchtsam genannt werden, da er, von Hunden angefallen, mit diesen nicht nur sehr muthig streitet, sondern gleich aus der Vertheidigung in den Angriff übergeht und dabei eine bewunderungswürdige Tapferkeit und Ausdauer bethätigt. Erfahrene Jäger wissen recht

wohl, daß der Dachs, wird er gereizt, nicht nur Hunde, sondern auch Menschen begehrt. Daß er selbst im ungereizten Zustande dieses thut, sagt uns Wildungen mit den Worten: „So mußte einst ein Bauer, der einem Dachs begegnete, vor seinem Anfall sich durch die Flucht auf den Wagen retten, und einen Jäger griffen ein andermal zwei Dachse so ernstlich an, daß er Feuer auf sie zu geben sich gezwungen sah." Ferner erzählt Wildungen: „Ein Jäger im Schaumburgischen sah einst einem Kampfe auf Leben und Tod zwischen drei halbwüchsigen Dachsen und vier jungen Füchsen zu, dem nur die Dazwischenkunft der alten Füchsin, welche die Feinde ihrer Kinder in die Flucht trieb, ein Ende machen konnte." Es ist allerdings durch vieljährige Beobachtungen erwiesen, daß der Dachs vor seinem eigenen Schatten erschrickt und dann flüchtig wird, aber nicht aus Furchtsamkeit, sondern aus Scheue, denn an dieser, wie an Mißtrauen und Trägheit übertrifft dieser obscurante Eremit alles Haarwild.

Vaterland.

Die meisten Länder von Europa bis zum 60° n. B., das nördliche Asien bis zum kaspischen Meer, auch China, jedoch nirgends findet sich der Dachs zahlreich vor.

Aufenthalt.

Nicht in Steinschluchten, nicht im Dickichte lebt der Dachs, sondern im Baue, den er selbst ausführt, und zwar an den verborgensten, dunkelsten Waldplätzen, am liebsten in Vorhölzern, von denen die Weide nicht ferne liegt, da ihm seine Trägheit, seine Scheue und Furchtsamkeit kein weit vom Baue ihn entfernendes Ausgehen nach Nahrung erlauben. Am Fuße von kleinen Anhöhen, im festen Sand- oder Lehmboden des platten Landes führt er am liebsten seinen Bau aus, doch thut er auch dieses im steinigen Boden, wenn er nicht einen alten Bau findet, der nicht verunreinigt ist, welchen er dann zu einer recht bequemen Wohnung herstellt. Am liebsten liegt der Dachs im eigenen Baue, das heißt in einem solchen, den er ganz für sich hat, jedoch verschmäht er es auch nicht, einen Hauptbau mit andern seines Gleichen, ja selbst mit seinem neckenden Feinde, dem Fuchse, zu bewohnen; doch nie anders, als daß er seinen ganz abgesonderten Kessel und sein eigenes Geschleife hat. Wie ein Dachsbau ausgeführt und beschaffen ist, habe ich in der Naturgeschichte des Dachses bei dem Art. Bau genau angegeben.

Es gehört wirklich zu den merkwürdigen Erscheinungen in der Oekonomie der Jagdthiere, daß der im Algäu (Oberdonaukreis in Baiern) einheimische Dachs seinen Bau gerne unter die auf Waldwiesen errichteten Heuscheunen macht.

Ausgehen nach Weide.

Zur Zeit, wo die Dächsin die Jungen säugt und für ihre Pflege und Erziehung zu sorgen hat, geht sie mit herabbrechender Nacht auf

die Weide und trabt noch lange vor Tagesanbruch, meistens glei[ch]
nach Mitternacht, dem Baue zu. Sonst aber erfolgt ihr Ausgang
wie der des Dachses, nach Eintritt des tiefen Nachtdunkels, oft er
gegen oder etwas vor Mitternacht.

Das Ausgehen des Dachses, eigentlich seine Vorbereitunge[n]
hierzu, sind wirklich komisch und für den beim Vollmonde ansitzende[n]
Jäger ein so angenehmes Schauspiel, daß Mancher, der nicht blo[s]
das Jagdthier erlegen, sondern zur Mehrung seiner naturhistorische[n]
Erfahrungen es beobachten will, nicht nach der Flinte greift, sonder[n]
mit dem Schauen sich begnügt.

Ehe der ausgehende Dachs an die Einfahrt der Haupt[-]
röhre kommt, denn durch eine dieser nimmt er im ruhigen Zustand[e]
seinen Ausgang, schollert er sich dicht vor selber, jedoch dem lauern[den]
den Jäger noch unsichtbar, so heftig, daß in stiller Nacht diese[s]
Schollern ziemlich weit gehört wird. Nun sichert er, aber so vor[-]
sichtig, daß es lange währt, bis hinter dem fast zollweis erscheinende[n]
Wurf nach und nach die plumpe Figur ganz zum Vorschein komm[t.]
Ein in der Nähe fallendes Dürrästchen, das ferne Anschlagen eine[s]
Haushundes, das Rauschen des Bodenlaubes unter den Tritten eine[s]
Marders, Fuchses ꝛc. macht ihn so geschüchtert, daß er, ohne sich
umzuwenden, mit Blitzesschnelle, viel flüchtiger, als man diesem Fett[-]
sacke zutrauen sollte, in die Röhre zurückfährt und in selber,
dicht vor der Einfahrt, längere Zeit luset, bis er sich wieder hervor
wagt, um neuerdings zu sichern. Herrscht nun am Baue un[d]
dessen mäßig ferner Umgebung eine Gräbesstille und wird von den
licht= und geräuschscheuen Sonderling nichts Unheimliches gewahret
verwindet oder vernommen, so wird die große Reise von Stol[-]
pen nach Danzig angetreten, aber nicht auf eine vernünftige, sonder[n]
auf eine närrische Weise, denn, sich plötzlich ein Herz fassend, renn[t]
der Dachs, so viel seine Schwerfälligkeit erlaubt, aus Leibeskräfte[n]
vom Baue eine Strecke fort, haltet an, sichert nach allen Seite[n,]
schleicht dann hin und her, wobei er sticht, wieder von Zeit zu Zei[t]
sichernd, und erreicht so unter abwechselndem Stechen und Sicher[n]
die Weide von welcher er gewöhnlich etwas vor Tagesanbru[ch]
zu Baue trabt.

Mit Ausnahme der Ruhezeit (in der Regel von der Mitte No[-]
vembers bis zur Mitte Februars) geht er auf diese Weise täglic[h]
aus, Weide zu suchen, welche in Wald= und Gartenobst, Kümmel
und Tormentillwurzeln, weißen, gelben und Runkelrüben, Weinbeeren
Bohnen, Erbsen, Würmern, Insekten und deren Larven, Heuschrecke[n]
Schnecken, Fröschen, Kröten und Eidechsen besteht. Wer unsern gute[n]
Dachs als Mäusefresser deklarirt hat, der mag es vor dem Richte[r-]
stuhle der Zoologie verantworten. Ich habe sehr viele Dachse gefange[n]
und geschossen, aber nie Mäusereste in ihrem Magen gefunden; al[le]
alten Jäger, die ich darüber fragte, wissen auch nichts davon, und di[e]
39, sage dreißig und neun, verschluckten Mäuse mit Haut un[d]

;aat dazu, von deren Auffindung im Magen eines Dachses uns
Bildungen in seinen „Waidmann's Feierabenden" erzählt, ist ge-
nicht das einzige und frappanteste Jäger-Latein im großen
Wörterbuche dieses genialen Humoristen.

Aber: „Wehe! wehe!" rufe ich den Barbaren zu, die den Dachs
Räuber von Vögeln, jungen Hasen, ja sogar von Frischlingen
andmarken. Und wäre es nicht mein hochgefeierter Dietrich a. d.
inkell, der beinahe zugiebt, daß der Dachs im Nothfalle Aas
nimmt, so würde ich mit ihm für meinen Schützling eine Lanze
chen.

Fettzeit.

In Gegenden, wo der Dachs ein recht mildes Klima, reichliche
ber- und Untermast und in der Nähe seines Baues Trüffeln,
Wild- oder Edelobstbäume und Rübenfelder hat, da legt er im
Spätherbst unter der Schwarte gewöhnlich eine etwas über ¼—½ Zoll
Schmalzlage über den ganzen Rücken und die Seiten, und
einem auf selbe folgenden dünnen, sehr zarten, äußerst schmackhaften
ildpretstreif eine zweite oft 1 Zoll starke, sich wie die erste aus-
tende Schmalzlage auf. Dabei ist das Herz gleichsam in einen
beutel eingewickelt und Netz und Gescheide sind so mit Schmalz
egt und einballirt, daß jenes nur eine aus Schmalzstriemen ge-
te Masse zu seyn scheint, und dieses, ohnehin sehr dünn, beim
nehmen mit großer Behutsamkeit behandelt werden muß, da es
st gleich zerreißen würde.

Anmerkung. Wenn der Jäger in seiner Kunstsprache sagen
l, daß diesen Bau ein Dachs zu seinem Aufenthalt hat, so bezeich-
er dieses nicht nur mit: „diesen Bau bewohnt oder schlieft
Dachs, da geht ein Dachs," sondern auch mit: „hier trägt
Dachs ein." Solcher Ausdruck mag wohl von dem Wahne der
n Jäger herrühren, daß der Dachs im Oktober und November Vor-
the und Lebensmittel in den Bau schafft, sie einträgt, um wäh-
d der Zeit, wo er ihn nicht verläßt, keinen Mangel zu leiden.
ch nie hat man in einem Baue, worin ein Dachs während der
hezeit gegraben wurde, den mindesten Vorrath von Früchten ꝛc.
nden, wohl aber eine Quantität trockenen Laubes mit gereinigtem
es, Grashalmen, Pflanzenblättern ꝛc., aus welchen er sich sein
iches Lager bereitet hat.

Rollen.

Der Einrichtung der Natur zu Folge regt sich der Zeugungstrieb
i den Thieren gewöhnlich zu einer solchen Zeit am stärksten, wo sie
tweder durch die in Menge vorfindende Nahrung dazu am meisten
ügt werden, und dieß ist bei einigen Thieren das Frühjahr, oder,
sie, dieß ist bei dem meisten Wilde, vorzüglich bei den Raubthie-
n der Fall, am feistesten sind und die dem Zeugungsgeschäfte ge-
rige körperliche Vollkommenheit haben. Da dieses als Regel anzuneh-

men ist, so wird dadurch die Angabe einiger Schriftsteller: „daß die Roll zeit des Dachses im Februar sey," als eine unrichtige erklärt denn bekanntlich ist der Dachs im Spätherbste am fettesten, und in Februar schlecht am Leibe. Es ist durch die Erfahrung darge than, daß der Dachs im November rollt, ja oft schon gegen End Oktober, denn es traf sich öfters, daß in den letzten Tagen des De zembers, wie auch Waldeck einen solchen Fall vom 21. Dezbr. 182 erzählt, die Hunde beim Ausjagen der Füchse aus Hauptbauen noc fast ganz unbehaarte, kaum 24 Stunden alte Dachse gebracht haben Nie, als zur Rollzeit, steht der Dachs zur Dächsin, so daß si in einem und demselben Kessel liegen, und nie, als mit Aus gang Oktobers, meistens im November, oder in den ersten Tagen de Dezembers hat man beim Dachsgraben Männchen und Weibchen zusammengefunden, wohl verstanden, wie gesagt, in einem und demsel ben Kessel; denn man findet wohl in einem Hauptbaue 2—3—4 Dachse als dessen gemeinschaftliche Bewohner, aber in abgesonderter Kessel. Dietrich a. d. Winkell erklärt auch den Spätherbst als die wahre Rollzeit des Dachses, erinnert sich aber des Falles jedoch des einzigen, im April ganz schwache, junge Dachse gesehen zu haben, will aber nicht in Abrede stellen, daß durch sehr früh eintreten de Winter das Rollen zurückgehalten werde, und daß der Triel dazu, vorzüglich wenn viele Eicheln unter dem Schnee verborgen liegen bleiben, dieser aber Anfangs Februar weggeht, dann erst zuweilen er wachen kann" Mit dieser Erklärung solch späten Rollens bin ich nicht einverstanden, denn es gibt der früh eintretenden Winter ga viele, wie auch der Schneeabgänge im Februar und der sich nun zei genden Eichelvorräthe, daher auch öfters junge Dachse im Apri zum Vorscheine kommen müßten; ich glaube diesen von Dietrich er lebten Fall als eine jener Abweichungen von der natürlichen Begat tungs- oder Gebärzeit erklären zu können, wie uns deren mehrer beim Rothwild bekannt sind.

Wie der isolirte Kapitalhirsch, wie das einsiedlerische Hauptschwein sobald in ihm der Begattungstrieb erwacht, aus seiner Zurückgezogen heit hervortritt, um sich ein Weib zu nehmen, so kommt auch de Dachs beim Eintritt der Rollzeit nächtlicher Weile aus seine Klause hervor, und zwar eiliger und geschäftiger als man von dieser phlegmatischen Patron erwarten möchte, um eine Dächsin zu suchen entweder in deren Bau oder auf der Waide. Vor der Hand begnüg er sich mit dem Auffinden und kehrt wieder ganz ruhig in seine ein same Zelle zurück, aber nach einigen Tagen kann er dem Verlange nach näherer Gemeinschaft nicht mehr widerstehen, er steht nun zu Dächsin und rollt mit ihr bei Nacht vor dem Baue, aber mög lichst nahe an der Einfahrt, um beim Vermerken irgend e ner Gefahr gleich in den Versteck fliehen zu können. Der Beschla wird so still und gelassen betrieben, wie man es bei keiner ander Wildart findet. Das eheliche Zusammenleben dauert nicht lange; b

die Dächsin aufgenommen, so trennen sich die beiden Geschlechter. Ob das Weibchen so unhöflich ist, jetzt dem noch vor kurzem werthen Gaste die Thüre zu weisen, oder ob dieser, seinem entsetzlichen Phlegma in jedem Lebensakte gleich, aus Sehnsucht nach träger Ruhe die künftige Mutter seiner hoffnungsvollen Sprößlinge so bald wieder verläßt, ist noch unentschieden, doch glaube ich für Letzteres stimmen zu dürfen, da die Natur keinem Thiere, mit Ausnahme des Bären, so gemäßigte Begattungstriebe gegeben hat, als dem Dachse, und da mehrere aufmerksame Augenzeugen des Rollens die Gelegenheit hatten, in mondhellen Nächten den auf recht beleuchtetem Platze binnen 2—3 Stunden auch 2—3 mal vorgenommenen Beschlag aufs genaueste zu beobachten, recht wohl bemerken, daß die Dächsin sich dabei mit vieler Lebhaftigkeit benahm und unverkennbare Zeichen einer sehr rege gewordenen Lust und des Verlangens nach deren Befriedigung gab.

Ob es sich trifft, daß 2 oder mehrere Dachse beim Eintritt der Rollzeit nach einem Weibchen suchend bei einer und derselben Dächsin zusammenkommen und um deren Besitz kämpfen, kann ich nicht angeben, da ich nie diesen Fall erlebte, da alle Jagdschriftsteller darüber schweigen, und da alle darunter sehr alte und vielerfahrene Jäger, bei denen ich Belehrung darüber erholen wollte, mir keine Auskunft zu geben wußten. Kein Thier lebt, wie Behlen am richtigsten sagt, in unbestrittener Monogamie, also auch nicht der Dachs, daher es höchst unwahrscheinlich ist, daß in der Dachsrollzeit nicht auch Kämpfe statt haben sollen, die noch dazu sehr blutig sein möchten, da der Dachs zur Wuth gebracht sich selbst bis zum verwegensten Angriff vertheidigt.

Ist das Rollen vorüber so tritt auch die Zeit ein, wo der Dachs sich einschiebt.

Es ist die Zeit der Ruhe, des harmlosen Wechsels zwischen Schlafen, Schlummern und Faulenzen, eine wahre Lethargie. „In der Regel gegen Ende Novembers (so sagt Dietrich a. d. Winkell), aber auch schon früher, wenn viel Schnee fällt, oder starker, ihn am Stechen hindernder Frost eintritt, schiebt sich der Dachs ein, steckt den Kopf zwischen den Hinterbranten durch und den Wurf bis zu den Sehern in dem am Saugloche befindlichen Beutel, schlaft gerade nicht, bleibt aber doch (außer, wenn er sich im Baue lösen muß, oder wenn er bei sehr gelinder Winterwitterung einmal gereizt wird, an die Tränke zu gehen und bei dieser Gelegenheit hie und da zu stechen versucht) unbeweglich liegen. Dann soll er seine Nahrung in der im Stinkloche sich absondernden fettigen Feuchtigkeit, die er einsaugt, finden."

So sagt Dietrich a. d. Winkell; ich aber erlaube mir folgende, jedoch ganz unmaßgebliche Meinung: Daß der Dachs in

den Wintermonaten nicht ausgeht, obige Fälle ausgenommen, ist durch Waidmanns-Beobachtungen hergestellt. Wie aber ist die saugende Körperlage und das Saugen selbst erwiesen? Wer hat den Dachs zu dieser Zeit, in dieser Stellung, in diesen Funktionen beobachtet? Auf welche Erfahrungen, auf welche Daten gründet sich diese fast als Behauptung geltende Angabe? Nimmt sie bei wahrer Betrachtung den Charakter des Mährchenhaften nicht eben so an, wie die Sage vom Ernährungsprozeß, den der Bär durch die Tatze vornimmt?

Ich führe hier wörtlich an, was Karl Slevogt über diesen Gegenstand sagt:

„Die Vorstellung, daß der Dachs den ganzen langen Winter über in seinem Baue, in tiefen Schlaf versenkt, liege und, ohne eigentliche Nahrung zu genießen, blos von seinem Fette zehre, das er aus dem insgemein sogenannten Saugloche sauge, indem man sich vorstellte, daß in dem dickaufgelegten Specke dieses trägen Thieres den Winter über Zersetzungen oder Auflösungen vorgingen, die sich, von Zeit zu Zeit, in dem unter seinem kurzen Schwanze *) befindlichen Fettbeutel sammelten, war lange Zeit an der Tagesordnung und ursprünglich eine Sage, die man in der Naturgeschichte den Jägern auf Treue und Glauben nacherzählte und die sich aus den Beobachtungen ableitete, nach welchen dieses träge, verschlafene Thier im Schlafe sich zusammenkugelt und seinen Kopf mit dem Hintertheil in Nachbarschaft bringt, welchen man noch die Erfahrung beifügte, daß der Dachs bei wieder anbrechendem Frühlinge sehr abgemagert aus dem Winterquartiere rückt und dadurch einen Beweis mehr veroffenbare, daß er im Winter hindurch von seinem Fette zehre."

„Nun geht zwar unter dem Schwanze dieses gemächlichen Thieres die Absonderung einer schmierigen übelriechenden Feuchtigkeit wirklich vor sich; allein eben so gewiß ist es, daß der Dachs den Winter über so wenig ohne seine eigentliche Nahrung zubringen, als ohne Wasser leben kann, er ist daher auch vorsichtig genug, im produktenreichen Herbste in sein Wintermagazin, je wie es das Terrain seiner Wohnung und seiner Nachbarschaft mit sich bringt, Kastanien, Eicheln, Früchte des Speierlings=, Elzbeer= und Mehlbaums, nebst anderm wildem Obste, Möhren oder auch andern Rüben ꝛc. für den unfreundlichen Winter einzusammeln **), und davon kärglich zu leben, wenn die Erde mit dickem Schnee bedeckt ist; läuft aber im Freien seiner Nahrung nach, so lange offene Witterung herrscht."

„Im Winter 180½ ist er in dem gelinden, mehr warm als kalt zu nennenden, Januar täglich ausgelaufen, um von der in hiesiger Gegend häufig gefallenen Waldmast seine Nahrung zu nehmen, und

*) Herr Slevogt scheint, wie öfters vorkommt, die Waidmannssprache nicht recht inne zu haben. Anmerk. d. Red.

**) Gegen diese Meinung habe ich mich bereits oben protestando verwahrt. Anmerk. d. Red.

gleiche Beobachtungen konnte man bis in die Mitte des Februars und zwar desto zuverläßiger machen, wenn man den Vorhof bewohnter Dachsbaue mit Asche bestreut hatte und diese einebnete, so oft man dahin rekognoszіren gegangen war, wenn man keinen Feld- oder Grubensand in der Nähe hatte, den man zu derselben Absicht gebrauchen kann. Der Wassergang der Dächse im Winter ist bekannt genug. Wer aber je einen Hausdachs *) zu beobachten Gelegenheit hatte, dem kann die Bemerkung nicht entgangen sein, daß es in dem Rituell dieses Thieres liege, nur zusammengekrümmt, und soweit es sein Körperbau zuläßt, zusammengerollt sich dem Schlafe zu überlassen, es mag Sommer oder Winter sein, und auf ähnliche Weise kann keinem Jagdliebhaber daher die Beobachtung fremd sein, daß auch die Jagdhunde, wenn sie ermüdet von der Jagd nach Hause kommen, immer am liebsten zusammengekugelt schlafen, und im festesten Schlafe liegen, wenn ihre Augen gerade unter dem After liegen."

„Auch der rothe Rüßelträger, Viverra nasua rufa Linn. (welcher, wie noch etliche und zwanzig Arten zwischen den Hinterfüßen eine Höhle hat, in welcher sich eine schmierige mehrentheils übelriechende Feuchtigkeit sammelt), schläft eben auch in einem Kreis zusammengerollt, ohne daß es je einem Beobachter eingefallen, darauf den Schluß zu bauen, daß eine saugende Absicht dabei zu Grunde liege: und wahrscheinlich schlafen noch mehrere Arten, vielleicht alle dieser Gattung in kugeliger Lage, worüber mir aber die Ueberzeugung abgeht."

„Die Zibeth-Katze, Viverra Zibetha, sondert in einer besondern Höhle, die zwischen dem After und den Zeugungsgliedern liegt, eine schmierige starkriechende Substanz, den Zibeth, in solcher Menge ab, daß man sie wöchentlich 2—3 mal mit einem Löffel herausschöpfen kann, und kugelt sich im Schlafe zusammen, wie in Holland, wo man diese Thiere des Zibeths wegen sorgfältig wartet, täglich bemerkt werden kann; aber noch nie ist man darauf verfallen, die Zibethshöhle für einen Nahrungsbeutel (Saugloch) anzusprechen, und ähnliche Beschaffenheit hat es mit dem Biber, der in einem Beutel am Schambeine eine widrig riechende schmierige Substanz absondert, so wie mit der Bisamratte, Sorex moschatus, bei welcher sich in einer Höhlung unterm Schwanze eine überaus starke, wie Zibeth riechende Feuchtigkeit sammelt, und dem Bisamthiere, Moschus moschifer., das in dem Sack in der Nähe der Nabelgegend den Bisam absondert, ohne daß dabei die Natur zur Absicht hatte, einer dieser Exkretionsorgane zum Nahrungsquell der Thierart zu bestimmen, an welchem sie vorkommt. Und ebenso ist es mit dem Dachse, wie eifrige Wahrheitsforscher an jedem Hausdachse überzeugend erproben können, man müsse denn geneigt sein, zu behaupten, der Dachs lege, seiner Freiheit beraubt, auch den Instinkt ab, den Winter über aus seinem Saugloche zu zehren."

---

*) Ohne Zweifel ein gezähmter, im Hause umherspazierender Dachs.
Anmerk. d. Red.

„Was aber den magern Hervorgang aus dem Winterquartiere betrifft, so hat daran die am Ende des Novembers oder in den ersten Wochen des Dezembers abgehaltene Ranzzeit den Hauptantheil, wie keinem Jagdfreunde unbekannt seyn kann, der einmal bald darauf einen Dachs einfing, und von jedem Verehrer Dianens erprobt werden kann, dem Beobachtungen darüber noch abgehen."

„Im letzten Herbste waren in der hiesigen Gegend die Dachse sehr fett, obgleich irgend einige Waldmast nicht gerathen war. Die Weintrauben hatten so gedeihliche Nahrung gegeben, auch war bis zum 20. Jänner dieses Jahres (eben da ich dieses schreibe) eine Schneedecke nicht vorhanden und der Dachs häufig ausgelaufen, seine unterirdische Nahrung zu suchen; dennoch waren zwei Dachse, die am 23. des verflossenen und am 9. dieses Monats den Nachstellungen der Jäger nicht entgiengen, so abgemagert, daß sie diese, provinziell, für holzdürr ansprachen."

„Viele, mit welchen ich über diesen Gegenstand gesprochen habe, schüttelten den Kopf und meinten: Wozu die Höhle unter dem Schwanze des Dachses und die Absonderung der schmierigen Feuchtigkeit darin, wenn diese nicht dem Dachse zur Nahrung angewiesen sey? Allein das Bisamschwein, Sus Tajassu, welchem der Schwanz mangelt, hat hinten auf dem Rücken auch einen Sack, worin eine schmierige, im Geruch dem Bibergeil ähnliche Substanz abgesondert wird, ohne daß es in seiner Nahrung darauf angewiesen ist. Ueberhaupt aber ist es bei Naturgegenständen mit dem wozu? so eine Sache, die ohne angestrengten Fleiß im steten Beobachten gewöhnlich tief hinterm Schleier bleibt. Deßhalb mögen sie über Beobachtungen zanken; wir wollen ihnen nachgehen und Andere in den Bibliotheken schwätzen lassen, und während sie bänglich über diese und jene Wahrheit verlegen sind, dieser schon auf der Spur seyn, und jene mit rascher Hand umarmen."

Junge bringen, und deren Erziehung.

Nach der genauesten Beobachtung ist die Dächsin 9, mit seltener Ausnahme 10 Wochen tragend, und bringt auf ihrem reichlich mit zartem, wohl gereinigtem Moos und Laub ausgefütterten Lager 3—5 Junge, die anfänglich blaugrau und mehr bewollt als behaart, dabei 9 Tage blind sind. Die Dächsin ernährt sie in den ersten 3 Wochen blos mit Milch, dann mit solcher Weide, wie sie dem zarten Alter ihrer Jungen angemessen ist. In der Zeit des Säugens und hierauf solange, als die Jungen nicht selbst nach Weide ausgeben können, ist die Dächsin viel weniger geschüchtert, als während obiger Zeit. Sonst, aus Furcht und Scheue erst in tiefer Nacht, am unliebsten beim Mondlicht, nach Weide ausgehend, verläßt sie jetzt schon in der Abenddämmerung den Bau und begnügt sich nicht mit karger Weide, sondern ist so muthig, sich weiter als sonst zu entfernen, um während des Säugens sich tüchtig zu erfüllen, und später, um die Jungen, wenn sie anfangen, selbst Weide

aufzunehmen, mit der besten zu versehen. Wehe dem Dachshunde, der zur Zeit, als die Dächsin Junge hat, in den Bau einfällt. Die mit wahrer Zärtlichkeit für ihre Jungen besorgte Mutter flieht nicht, wüthend stellt sie sich gegen den Hund, ja sie begehrt ihn, und selten kehrt dieser aus dem Baue zurück, ohne sehr bedeutend geschlagen zu seyn.

Die jungen Füchse kriechen an schönen Tagen aus dem Baue und spielen da unter sich, selbst mit der Mutter, und zwar noch zur Säugezeit. Dieses mochte einige Schriftsteller veranlaßt haben, das Nämliche von den jungen Dachsen zu sagen, wodurch sie aber ihre völlige Unkenntniß der Natur des Dachses dargethan haben, denn der Dachs in der blaugrauen, wolligen Behautung, wie in der borstig behaarten Schwarte ist so lichtscheu, daß er sich nicht vor der Nacht, nur bei obiger Ausnahme im Dämmerlichte ins Freie wagt. Uebrigens ist erwiesen, daß die jungen Dachse anfangs die nach Weide ausgehende Mutter bis an die Einfahrt begleiten, auch in der Folge, wenn die Nacht recht angenehm und mondhell ist, längere Zeit, aber nur unter mütterlicher Bewachung vor dem Baue scherzen und possierliche Dinge treiben.

Ob es aus eigenem Triebe oder in Folge einer Machthandlung der Mutter geschieht, daß die Jungen nicht länger mit der Mutter gemeinschaftlich leben, als bis die nächste Rollzeit eintritt, kann wohl nicht erwiesen werden. Soviel aber ist gewiß, daß sie sich zu dieser Zeit von der Mutter trennen, um ihre eigenen Baue auszuführen, gewöhnlich in der nämlichen Waldstrecke, wo der mütterliche ist, auch jedes seinen eigenen Kessel bewohnt, und seine eigene Oekonomie für sich führt, welcher sie auch nach erlangtem vollem Wachsthum und eingetretener Fortpflanzungsfähigkeit, beides im zweiten Lebensjahre, bis an ihr Ende getreu bleiben.

Meiner vorstehenden Behauptung von der Lichtscheue des Dachses möchte die Frage entgegnet werden: „Wenn der Dachs nur bei Nacht ausgeht und das Tageslicht so scheuet, wie kommt es denn, daß so mancher Dachs auf Treibjagden, oder vor dem Stöberhunde geschossen wird?“ Hierauf erwiedere ich, daß dieses allerdings geschieht, jedoch äußerst selten und nur dann, wenn sich der Dachs beim Weiden zu weit vom Baue entfernt und ihn beim Traben zu Baue der Tag überrascht hat. Er wagt nun nicht mehr in der Tageshelle seinen Marsch fortzusetzen, sondern schiebt sich unter den nächsten Windfall oder Reisighaufen oder sonst in eine ihn wohl verbergende Erdvertiefung ein, um da die Nacht zur Heimkehr zu erwarten. So trifft es sich, daß er vom Hunde, von den Treibern rege gemacht wird und sich entweder gegen jenen stellt oder vor diesen flüchtig wird. Doch ist dieser Fall selten; jedoch ein höchst seltener und merkwürdiger ist der, welcher sich, nach Wildungen's Erzählung, im Niederwalde bei Höchst ereignet hat, indem man da im Februar aus dem obersten horizontal stehenden Aste einer 20 Fuß

hohen hohlen Eiche einen Dachs mit der Zange hervorzog, wo er, der Losung nach zu urtheilen, öfter sich eingeschoben hatte.

Es sind doch gar wunderbare Sachen, die uns Wildungen auftischt, und wollen wir auch nicht den Köhlerglauben theilen, den ihm so Manche weihen, aber auch nicht diese und so manche andere seiner Erzählungen bei gehörigem Lichte beschauen, so erlauben wir uns blos die schlichte Bemerkung, daß der Schaft dieser Eiche wohl eine sehr schräge Richtung gehabt haben muß, weil es sonst dem Dachse, diesem so unbeholfenen Thiere nicht möglich gewesen wäre, in der Baumhöhlung hinaufzusteigen.

Unrichtig ist die Behauptung Einiger, daß mancher Dachs im Herbste, nämlich zur Rollzeit, sich am hellen Tage herumtreibt zur Aufsuchung einer Dächsin, oft Meilen weit darnach trabt, und so überraschend und überrascht an den Jäger geräth. Der Dachs geht nur nächtlicher Weile aus, sey es um dem Magen oder seinem fleischlichen Gelüste zu fröhnen; er braucht in der Rollzeit nicht meilenweit nach einem Weibchen zu traben, denn, wie wir in Bezug auf Domizilirung bei den Jungen gesehen haben, so trennen sich die Dachse nicht auf meilenweite Entfernung, und sollte auch der Fall sein, daß gerade in einem Reviere die Dächsinnen mittelst Flinte oder Grabzeug ausgerottet worden, die Dachse aber, per varios casus übrig geblieben, dadurch in der Rollzeit der Befriedigung ihres Naturtriebes wegen zum Auswechseln gezwungen sind, so geschieht dieses die ganze Nacht hindurch, und nicht bei Tage. Der phlegmatische Dickwanst hat nicht so viele feurige Anregung zur Galanterie, als eingefleischten Respekt vor der Tageshelle.

Auswechseln.

„Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht!“ So rief einst ein Staatsmann dem Volke zu, aber schon Adam muß diese Sentenz dem Ersten der Dachse eingeprägt und dieser selbe auf alle seine Nachkommen vererbt haben, denn Ruhe ist der Abgott aller Dachsfamilien und ihr weihen sie sich mit der strengsten Observanz. Daher ist im Reiche der Quadrupeden der Dachs ein Bürger, der seine Pflichten kennt und erfüllt.

Aber auch dem goldnem, nach der Meinung der Reiselustigen höchst einfältigen Spruche: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich,“ kommt der Dachs auf's genaueste nach. Die Hufe Wald, worin er zur Welt gekommen, ist sein Land, seine Heimath, sein Herd, den er nicht verläßt, solange seine Ruhe nicht zu sehr, zu oft gestört oder er nicht von seinem Erzfeinde auf das bösartigste geneckt und mißhandelt wird. Was das „Sich redlich nähren“ betrifft, so macht er sich keiner Sünde dagegen schuldig. Hat der liebe Gott blos für andere Thiere Eicheln und Buchnüsse vom Baume fallen; Obst, Rüben, Käfer und Insekten wachsen lassen? Keineswegs; auch dem Dachse ist die Gnadenpforte aufgethan, und er hat um so eher unbeschränkten Zutritt zur

freien Naturtafel, als er dem Bauer keine Hühnchen, dem Jäger kein Rebhuhn, dem Hirten kein Lamm raubt.

Aber wer ist des Dachses Erzfeind? Wer ist der tückische Ruhestörer, dessen Pfiffe und Kniffe das friedlichste aller Jagdthiere zu dem verzweiflungsvollen Entschluß bringen, die theure, die unvergeßliche Zelle für immer zu verlassen, sich hinauszuwagen ins gefahrvolle Leben und, ferne von dem Malitiösen in des Waldes nächtlich-dunklem Dom, in der Erde verschwiegenem Schooße eine neue Hütte sich zu bauen? Es ist der abgefeimte, der mit allen Wassern gewaschene Fuchs.

Schon seit der zartesten Jugend bewohnt ein Dachs in klösterlicher Einsamkeit den Kessel eines Hauptbaues. In ihm ist noch Raum für andere Mitbewohner, es mangelt an diesem, und es wäre dem Dachse sehr behaglich, in der Nähe seines Gleichen zu haben, wenn auch durch Seitenwand und eigene Einfahrt davon geschieden. Nun schleicht ein Fuchs, ein aus fernen Revieren zugetrabter, der sich in diesem Gehölze ansiedeln will, oder ein einheimischer, der nach einer neuen Wohnung verlangt, umher, um eine gute Stelle zu finden, wo er sich einen Bau ausführen kann, oder einen alten, den er in ruinosem Zustande antrifft, in eine wohnliche Stätte umwandeln will. Er findet einen alten, dem Verfalle nahen Hauptbau, aber auch in einem mit Fleiß und Sachkunde wieder hergestellten Theile desselben einer breit und bequem der Ruhe pflegenden Dachs. „Da müßte ich ein rechter Thor sein, wollte ich mich erst mit der mühsamen Herstellung dieser Räume abplagen, während der Faulpelz sich gemächlich auf dem weichen Lager streckt und meine Anstrengung höhnisch belächelt. Der soll nicht triumphiren, sondern das Feld räumen.“ So denkt der schelmische Fuchs und rührt keine Klaue sich eine Wohnung selbst zu bereiten; säumt aber nicht, am Geschleife der Dachsröhre zu gallen und sich zu lösen, denn er weiß, wie verhaßt diese wohlriechenden Geschenke dem Dachse sind, der, unter den Jagdthieren eines der reinlichsten, sich während der günstigen Jahreszeit nie im Baue löset, nie darin gallt, sondern immer in ziemlicher Entfernung davon, und selbst im Winter den Hintergrund einer Seitenröhre zum geheimen Gemach verwendet und jederzeit die Losung sorgfältig verscharrt. Einige Male bequemt sich der Dachs die verhaßten Geschenke des arglistigen Fuchses tief unter Erde zu bringen; aber dieser ist boshaft genug, im angefangenen Freundschaftswerke thätig fortzufahren, und die Folge ist, daß der Dachs, ist ihm diese Kränkung in einer und der nämlichen Gegend öfters zugefügt worden, aus Zorn und Abscheu, weit von da, oft in eine mehrere Stunden entlegene Waldung auswechselt und einen Aufenthalt wählt, worin er sich gegen die Tücke solch eines superklugen Feindes gesichert glaubt; wenigstens für solange, bis ihm nicht von einem andern Quälgeist auf eben diese molestirende Art neuerdings zugesetzt wird.

Da jedoch keine Regel ohne Ausnahme ist, so gibt es auch man-

chen Hauptbau, worin Fuchs und Dachs, jedoch in abgesonderten Kesseln, jahrelang als gute Nachbarn wohnen.

Spur.

Durch die auffallend breiten Ballen, die viel Aehnlichkeit mit denen des Hundes haben, durch die Abdrücke der Zehen und langen Klauen an den Vorderbranten, wie auch durch den kurzen Schritt und die Stellung des Trittes unterscheidet sich die Dachsspur sehr leicht und erkennbar von jener des Wolfes und des Fuchses.

Ist der Dachs flüchtig, so zeigt sich in den Abdrücken der 4 Tritte ein Dreieck, welches sehr irregulär ist; wenn er aber trabt, so macht er einen Schrank und diesen am stärksten im Spatherbste, nämlich zur Zeit, wo er am meisten Schmalz aufgelegt hat, weil er da, seiner Dicke und Breite wegen, am weitesten geht, wie man vom Pferde zu sagen pflegt.

Zähmbarkeit.

Der Seltenheit, aber gewiß nicht des Nutzens oder einer unterhaltenden Spielerei wegen könnte man sich mit der Bezähmung eines ganz jungen gefangenen Dachses abgeben, hätte er an Gestalt und Lebensweise irgend etwas Interessantes, ja wäre nicht großes Unheil von ihm zu befürchten, denn, die Wärme liebend, legt er sich gar zu gerne auf den Küchenherd, sobald das Feuer ausgethan ist, ganz nahe an die oft noch rauchenden Kohlen, hierauf oft gleich wieder in Stroh oder Heu, und so entstand schon manche Feuersbrunst, welche durch die in den Schwarthaaren hängen gebliebenen und in das Stroh hinüber gebrachten Herdkohlen verursacht wurde. Wer übrigens einen nach der Absäugung gegrabenen Dachs zähmen und aufziehen will, der füttere ihn anfangs mit gequetschten Eicheln, Rüben und Wurzeln, mit Milch und Brod; ist er einige Monate alt, so nimmt er auch rohe Eier, gekochte Fische, Gemüse und Fleischstücke mit besonderem Wohlgefallen auf. Er begleitet diejenige Person, die ihn täglich zur bestimmten Stunde füttert und gut behandelt, im Hause, im Freien, spielt mit jungen Hunden und Katzen, läßt sich von Kindern ungestraft necken und wird sanfter und zuthunlicher als jedes andere, auch noch so leicht zu zähmende und vertraut zu machende Haarwild.

Nutzen. — Schaden.

Es ist eine wahrhaft waidmännische Sünde, dem Dachse so leidenschaftlich, so habsüchtig nachzustellen, wie manche Jäger gegen ihren eigenen Vortheil thun. Der Dachs giebt uns ein Wildpret, dessen Werth in Beziehung auf Wohlgeschmack und Nahrhaftigkeit nur jene zu beurtheilen wissen, die davon gegessen. Dietrich a. d. Winkell und Behlen empfehlen nicht umsonst den Leckermäulern einen Dachsschinken mit Backobst oder Blumenkohl. Das Schmalz von einem

alten, zur besten Zeit gefangenen oder geschossenen Dachs ausgelassen, 5–8 Pfund wiegend, wird von den Aerzten als ein bewährtes Heilungsmittel innerer und äußerer Schäden mancher Art, von der wirthlichen Hausfrau als vorzügliches Brennöl, als ein herrliches Ingredienz zum Seifenkochen, vom Waidmann und Schiffer als eine bewährte Schmiere der Jagd= und Wasserstiefel auf das Vortheilhafteste gebraucht. Der Roßkamm benützt das im Saugloche sich sammelnde Schmalz (das von allen übrigen Körpertheilen hat nicht diese Wirkung) um dem dunkelhaarigen Pferde auf der Stirne, an den Füßen 2c. weiße Flecke zu machen, indem alles braune, rothe oder schwarze Haar, einigemal mit lauwarmem Saugloch=Schmalze tüchtig eingerieben, eine fast silberweiße Farbe bekommt.

Nicht minder hat die, von der Mitte des Oktobers an bis gegen Ende Januars ganz feste, dauerhafte, von Regen und Nässe nicht zu durchdringende Schwarte für Riemer, Sattler und Taschner großen Werth. Der Fuhrmann ziert damit das Kummet seiner Handpferde; mit einem scharlachrothen Tuchlappen vereint, bezeichnet die mehr oder minder große Dachsschwarte die geringere oder höhere Prunksucht des Rossebändigers. Im Atelier des Malers, in den Werkstätten der Vergolder und Bürstenbinder werden die Dachshaare verwendet, von diesen zu Borsten, von jenen zu stärkeren Pinseln.

Soll man den Dachs nicht unter die nützlichen Jagdthiere rechnen und ihn zu stärkerer Mehrung mit kluger Umsicht schonen, da der Schaden, den er verursacht, so unbedeutend ist? Und worin besteht dieser?

Höchstens darin, daß er in den Rübenfeldern manche Lücke macht, den reifen Weintrauben etwas naschhaft zusetzt, und eben so die Eichel- und Buchnüß=Saaten annimmt. In Gegenden, wo man bei Weinpflanzungen und Laubholzsaaten gehörig einfriedigt und die Rüben nicht in Aeckern zieht, die ganz nahe am Walde liegen, verursacht auch der Dachs gar keinen Schaden, nützt aber nicht unwesentlich durch Vertilgung mancher schädlichen Insekten und Würmer. Möchten doch viele Jäger, besonders die sich angränzenden, einen ehrlich=festen Bund schließen, eine Reihe von 3–4 Jahren hindurch keinen Dachs zu erlegen, und dann jährlich nur so viele, als mit dem Streben, diese nützliche Wildart recht aufkommen zu lassen, im waidmännischen Einklange steht. Jäger, die den Werth des Dachses zu würdigen wissen, werden nie einen Dachs in einem Baue graben, der im Mittelpunkte ihres Reviers, oder doch, je nachdem das Revier groß oder klein ist, nach dessen Innerem hin verhältnißmäßig weit von der Gränze entfernt liegt; sie werden sich über eine schonende Behandlung der Gränzbaue mit den Nachbarn zu gemeinschaftlichem, auf Schonung gegründetem Benehmen verständigen, und statt da zu graben, wie auch in den Bauen der innern Waldung, das Anstehen und den Fang in Eisen ausüben; sie werden das sogenannte Dächseln, den heillosen Ruin alles Dachswildstandes, als eine wahre Aasjägerei

erklären und streng verpönen; sie werden endlich gegen jene Wildfrevler, die in Gegenden, wo es Dachse giebt, diesen besonders nachstreben, unter sich eine fortwährende Wachsamkeit aufrecht halten.

Besondere Eigenheiten.

Von der Reinlichkeit des Dachses, die er in seinem Baue beobachtet, haben wir bereits früher gesprochen.

Der Dachs grabt nur nächtlicher Weile, nie bei Tage, selbst nicht in der Morgen- oder Abenddämmerung, und vollbringt die wirklich herkulische Arbeit, einen Bau, dessen Röhren oft in einer Tiefe von 10 und mehreren Schuhen unter der Oberfläche der Erde 20—30 Schuhe weit in geraden und krummen Richtungen fortgehen und doch im Hintergrunde zusammentreffen, selbst in steinigem Boden binnen wenigen Nächten auszuführen.

Der Dachs giebt nie einen Laut aus, höchstens ein dumpfes Murren, wenn er im Baue von scharfen Hunden heftig angetrieben oder von ihnen beim Hetzen im Freien tüchtig gerupft wird. Die Dächsin klagt bei heftigen Schmerzen, und dieses Klagen ist ein schnurrendes Grinsen.

Der Dachs verlebt, wie Büffon mit Recht sagt, drei Viertheile seines Daseyns in seinem Baue, und bringt diese, wenn er nicht beunruhigt wird, mit Schlafen, Schlummern und Faulenzen zu. Die Sinecuristen, ihre Anzahl heißt Legion, welche zur Fahne des dolce far niente geschworen haben, sollten mit seinem wohlgetroffenen Portrait ihr Ehrenpanier schmücken.

Kümmern. — Eingehen. — Verenden.

Der Dachs hat ein äußerst zähes Leben. Man hat unzählige Beispiele, daß ausgegrabene Dachse, vom Jäger im Dachssacke nach Hause gebracht, und da in einen eingeschlossenen Raum gesetzt und von Hetzhunden gewürgt, stundenlang ohne Lebenszeichen da lagen. Ein paar Eimer Wasser über sie ausgegossen und in kurzer Zeit war die volle Lebenskraft wieder eingetreten und das Streiten mit den schärfsten und rüstigsten Hunden so erneuert, als wäre der Dachs so eben im frischesten Zustande aus dem Baue gebracht.

Man rechnet dem Dachse eine Lebensdauer von 20 Jahren zu, in der Regel aber erreicht er nur ein Alter von 12—14 Jahren, denn er kümmert an großen Milben und an kleinen Erdmilben in der Schwarte, an Egel-, Rund- und Pallisadenwürmern in den Eingeweiden, und mancher Dachs geht an der Räude ein. Hohes Alter führt gewöhnlich Erblindung herbei. Auch die Tollwuth — ob sie durch eigene Anlage dazu oder durch Bisse von einem tollen Fuchs oder Hund entsteht, ist noch nicht ermittelt — ist eine, jedoch äußerst selten vorkommende Krankheit des Dachses.

Im Jahr 1795 wurde bei Dresden eine Weibsperson von einem Dachse geschlagen, der die Tollwuth hatte. Im Mai des Jahres 1825 wurde ein Dachs, der eine im Walde Gras schneidende Dienstmagd bis in die Wirthsstube von Oehrlingen bei Ulm verfolgt hatte, in selber mit einer Heugabel erstochen, ein anderer, beinahe zur nämlichen Zeit, in einem neben dem Gasthause zum goldenen Hirsch in Ulm befindlichen Stalle vom Büchsenmacher Mon erschossen, und am 16. Juli des nämlichen Jahres ein dritter im Ueberkinger Bad erlegt. An jedem dieser 3 Dachse fand man alle Symptome der Tollwuth.

Herzog Heinrich von Württemberg schließt die von ihm gemachte Mittheilung dieser Ereignisse mit den Worten: „Bemerkenswerth ist es, daß die Tollkrankheit unter den Füchsen in hiesiger Gegend beinahe ganz aufgehört hat, und daher nicht so leicht, wie früher, auf die Dachse übergehen konnte, und daß früher wenigstens dahier nichts von einer solchen Ansteckung unter den Dachsen wahrgenommen wurde."

Ein so zähes Leben der Dachs hat, eine eben so weiche Empfindlichkeit hat ihren Sitz in seiner Nase. Ein nur etwas tüchtiger Schlag auf diese, geführt mit einem, wenn auch nur Stöckchen von hartem Holze, und der Dachs verendet im Augenblick.

II. Unterordnung, mit den Zehen auftretend. Digitigrada.

A. Raubthiere, Ferae.

Die Raubthiere wirken, ihrer wesentlichen Lebensart nach, auf ihre Mitgeschöpfe zerstörend. Manche morden nur, um zu morden; sie tödten, was unter ihre Bisse kommt, selbst ohne dazu von einem Bedürfniß angetrieben zu seyn und ohne das Opfer ihrer Blutgierde weiter zu gebrauchen oder davon zu genießen. Andere übertreiben zwar nicht gerade diesen Trieb, sind aber dennoch auf ihn angewiesen, deßhalb furchtbar und gefährlich und dabei in sehr bedeutender Anzahl vorhanden, obgleich der Mensch ihre Anzahl beträchtlich vermindert.

Die Raubthiere sind insgesammt, mehr oder minder, von geschmeidiger Gestalt, großer Kraft und Beweglichkeit, in allen ihren Aeußerungen reizbar. Ihr Knochenbau läßt sich als schlank und zierlich bezeichnen, die Röhrenknochen sind walzenförmig, mituner fast glasartig, der Schädel und die Augen rund gewölbt und regelmäßig. Ihr Gebiß entspricht seinem Zwecke vollkommen. Harter Schmelz überzieht die scharfzackigen Zähne, von denen die langen Eckzähne spitzig sind, und die scharfen Backenzähne schneidend wie eine Scheere über einander gehen. Die Krallen sind zusammen gedrückt, auch scharf und spitzig. Die kräftigen Muskeln befähigen sie zu weiten und sichern Sprüngen, wie denn jede ihrer Bewegungen kühn, flink und zuversichtlich ist. Die meisten klettern trefflich. Ihre Sohlen sind weich, so daß ihr Tritt leise ist, so daß sie schleichende List mit ihrer Schnelligkeit

verbinden können. Sie lauern still auf ihren Raub, meist um Sonnen-auf- und Untergang, und sind deßhalb auch größtentheils nächtliche Thiere, die am Tag gern und viel schlafen. In der Freiheit sind Fleisch und Blut ihre ausschließliche Nahrung, und die grausamen fressen nur lebendige Thiere. Sie stecken den Kopf zuerst in die Beute und wühlen darin, um mit Lust das Blut auszusaufen oder zu lecken. Dadurch bekommen sie hitziges Blut und stinkende Absonderungen. Ihr Balg ist schön, reich behaart, bei den in Norden wohnenden prächtig reich, bei denen der heißen Zone hart, aber schön gefärbt und gezeichnet, so daß wir ihnen das köstlichste Pelzwerk verdanken.

Die Raubthiere sind größtentheils gescheidt und der Abrichtung fähig.

Alle treten nur mit den Zehen auf.

Naturgeschichte des Fuchses.

I. Gattung, Hund. Canis.

Gattungscharakter.

An den Vorderfüßen *) 5, an den hinteren 4 Zehen mit starken, stumpfen und zurückgehenden Nägeln. Vorderzähne 6 in jedem Kiefer, im obern die äußersten von den übrigen etwas abstehend und verlängert. Fangzähne oben und unten vom übrigen Gebiß abgesondert, lang, etwas gekrümmt, zugespitzt. Backenzähne 6 oben, 7 unten auf jeder Seite. Brust- und Bauchgehänge: ersteres gewöhnlich mit 4, letzteres mit 6 Säugwarzen, beim männlichen Geschlecht nur Andeutungen von den letzteren allein. Das männliche Zeugungsglied, in eine knochenartig wulstige Eichel endigend, höckerig. Alle hieher gehörigen Thiere hängen bei der Begattung. Der Aufenthalt der im Zustande der Wildheit befindlichen Gattungsverwandten ist meist in Wäldern, zum Theil auch in Bauen. Nahrung: Fleisch, im faulen und frischen Zustande, bei Einigen auch Beerenfrüchte und Honig. Daß der gesellige Hund (Canis familiaris) auch andere vegetabilische Nahrung, jedoch in der Regel nicht roh, zu sich nimmt, ist bekannt. Die Thiere dieser Gattung laufen schnell, klettern nicht, graben sich zum Theil Höhlen, und sind stark und listig.

In den ältesten Dialekten wurde nur der Jagdhund Hund genannt, und erst später wurde diese Benennung allen übrigen gesellschaftlichen und Diensthunden jeder Art beigelegt. Dieß läßt sich durch die Commentation der salischen Gesetze und aus andern Quellen darthun. Die Angelsachsen nannten jagen huntian, die Jagd hunthat,

*) Da der Hund zwar unter die zum Jagdbetriebe mittelbar anwendbaren Thiere gehört, aber an sich selbst kein Jagdthier ist, so habe ich bei ihm die waidmännische Kunstsprache anzuwenden unterlassen.

den Jäger hunta, und von den Angelsachsen ist in's Englische der Jäger mit hunter und das Jagen mit to hunt übergegangen. Es ist auch kein Wunder, daß der Hund den Namen von Jagen erhalten hat, denn von den ältesten Zeiten machte Hund und Jäger eine Gesellschaft aus, und es ist wohl schwer zu bestimmen, ob der Hund mehr das Jagen nach den Menschen oder der Mensch nach dem Hunde ausgebildet habe. Daß übrigens der Name von der species zum genus übergegangen sey, ist eine sehr häufig vorkommende Metonymie der Sprachen. Eine häßliche Etymologie ist die von Holtaus in seinem Glossario des Mittelalters, der den Hund vom belgischen Hond und von honen, beschimpfen, ableitet, weil das Mittelalter den Hund als Beschimpfungswort und als Gegenstand der Entehrung brauchte. So wurden Juden zugleich mit Hunden aufgehängt.

Es war von den Israeliten eine Art Demuth, sich bei Ausdrücken der Unterwürfigkeit einen Hund zu nennen.

Erwähnt ist des Hundes bei vielen Schriftstellern als von: Hesychius, Oppian, Suidas, Plautus, Pausanias, Aristophanes, Damir, Alcaeus, Columella, Livius, Plutarchus, Aristoteles, Theocritus, Lucretius, Homer, Hesiod, Iuvenal, Maimonides, Virgil.

Einer Sage nach soll Aeskulap von einer Hündin gesäugt worden seyn, und in seinem Tempel sollen die Hunde in Ehren gestanden seyn. Die ägyptische Gottheit Anubis wird als ein Mann mit einem Hundekopf abgebildet, und Hunde gehören zum Gefolge der Diana, als Göttin der Jagd. Wachsamkeit, Gefrässigkeit, Bellen und Heulen und selbst das Wiederfressen des Gespieenen sind in vielen Schriften zu Vergleichen und Anspielungen angeführt, so wie der Hund zu vielen Fabeln den Stoff geliefert hat (Aesop, Phaedrus u. A.). Im Nil sollen die Hunde aus Furcht vor den Crocodillen das Wasser im Laufen lecken. (Aelian. 7, 53. Plinius 8, 40. Solinus u. a. O.). Aristoteles und Plinius erwähnen des Umstandes, daß der Hund den Harn läßt, indem er einen Hinterfuß in die Höhe hebt, dagegen die Hündinnen im Sitzen harnen. Angeführt ist dieß auch in 1. Reg. 14, 10. und 21, 22. 2. Reg. 9, 8. 1. Reg. 16, 11. u. a. O.

Hekuba soll in einen Hund verwandelt worden seyn, und von zänkischen Weibern wurde sprichwörtlich gesagt, sie stammen vom Hunde ab. Auch wird in alten Schriftstellern des langen Beisammenbleibens der Hunde bei der Begattung gedacht.

Der arabische Schriftsteller Alkazuinius erzählt ein Geschichtchen von einem Hunde, dessen Herr ermordet und in einen Brunnen geworfen worden war. Dieser Hund ging täglich an den Brunnen und scharrte Erde aus, bis durch ihn die That entdeckt und bestraft wurde.

Rabbi Levi und Rabbi David beschreiben den Hasenhund vorzüglich durch die dünnen Füße. Die Araber sprechen von einem kleinen Hunde mit kurzen Füßen, Sini genannt, wahrscheinlich unser Dachshund. Nach Damir besteht zwischen dem Hunde und der Hyäne eine große Feindschaft.

Der Hund ist auch ein Sternbild.

Der **Hund** wurde ungeachtet seiner Treue und Anhänglichkeit an die Menschen nur von den Aegyptiern wie alle nützlichen Thiere verehrt, und zwar als Anubis, ein Mann mit Kopf und Hals eines Hundes, mit einem Mantel bekleidet. Er hatte deßwegen diese Gestalt, weil seine Mutter, Nephtys, ihn als Frühgeburt ausgesetzt, in der Folge aber, dieses bereuend, ihn durch Hunde aufsuchen ließ. Wahrscheinlicher ist, daß man durch ihn den Hundstern, Sirius, anzeigen wollte, weil dieser, wenn er sich vor Sonnen-Aufgang über dem Horizont sehen ließ, den Austritt des Nils verkündigt.

Es wurden ihm von den Aegyptiern weiße Hunde geopfert.

Bei den Griechen hieß er Cynocephalus, d. h. Hundskopf.

Die Griechen und Römer hatten in ihrer Mythologie den gefesselten dreiköpfigen Höllenhund, Cerberus, mit einem Schlangenschwanz, der den Eingang in den Tartarus bewachte und Niemand herausließ. Aus seinem Geifer entstand die giftige Pflanze Aconitum.

In einigen antiken **Gemmen** wird Amor mit einem Hündchen spielend als Sinnbild der Liebe und Treue dargestellt.

Auf den Statuen der Diana kömmt auch zuweilen ein Windspiel vor, als Attribut der Göttin der Jagd.

In Ovid's Metamorphosen wird die Nymphe Meroe, in die sich Jupiter verliebt hatte, von der keuschen Diana in einen **Hund** verwandelt.

Bei den Hebräern war der **Hund** ein verachtetes Thier und gehörte zu den unreinen, nicht eßbaren Thieren, weil die Klauen gespalten sind und der Hund nicht wiederkäuet. Jedoch wird des treuen Hündchens des Tobias und der mitleidigen Hunde, die den Aussatz des Lazarus beleckten, ehrenvoll erwähnt.

Bei den Persern durften die Hunde nicht getödtet werden.

Art. c. Gemeiner Fuchs, Canis Vulpes.

Männchen — **Fuchs**, **Raif**, ganz waidmännisch **Rüd**.
Weibchen — **Füchsin**, ganz waidmännisch **Fähe**, **Fächin**.

Aristoteles zählt den Fuchs unter die Thiere, welche sowohl Fleisch als Früchte verzehren. Im Hesychius kömmt vor, daß die Leichen von den Füchsen ausgegraben und die Hingerichteten von ihnen aufgezehrt worden. Theodoretius schreibt, daß der Fuchs die verzehre, die in der Schlacht gefallen, und jene, die der Beerdigung nicht würdig geachtet worden. Es wurde von den Alten sogar für eine Schande gehalten, vom Fuchse gefressen zu werden, der für ein unedles, verachtetes Raubthier galt. Daß der Fuchs den Leichen nachstrebte, steht auch im Pausanias; eben so im Thucidides, daß er an die Orte gehe, wo die hingerichteten Uebelthäter hingeworfen werden. Daß der Fuchs

an die Richtplätze schleiche, in Schluchten, Erdspalten und Höhlen hause, wird von vielen Schriftstellern versichert, als von Homer, Strabo, Suidas, Plinius, Oppianus. Matth. 8. Luk. 9, 58. Er schadet den Weinbergen und verzehrt Trauben nach Nicander, Varro, Galenus, Hesychius, Alkazuinius, Phädrus und Salamon. Cant. 2, 15. Der arabische Schriftsteller Alkazuinius sagt auch vom Fuchse, er habe in seinem Bau zwei Oeffnungen, gehe durch die eine hinein und durch die andere heraus und schleppe Knochen hinein. Dieß bezeugt auch Lactantius (De ira Dei c. 7.), und dasselbe sagt auch Oppianus. Zoroaster (in geoponicis XV.) sagt, es bringe der Fuchs vor seinen Bau Meerzwiebel (Squilla s. Scilla), damit der Wolf ihn nicht beunruhige, der ein Feind des Fuchses sey und ihm nachstelle.

Giahid hat bei Damir nachstehende Stelle:

„Der Wolf verfolgt den Fuchs und stellt ihm nach, der Fuchs hat einen Feind im Igel und wird von ihm angefeindet, der Igel frißt die Viper, die Viper den Sperling, der Sperling die Heuschrecke, diese die junge Wespe, Wespen fressen die Bienen, Bienen die Fliege und die Fliegen die Mücken.

Der Fuchs ist häufig am Berge Sion in Palästina, wo viele Gegenden den Namen davon haben, wie terra saul, Land des Fuchses (Sam. 13, 17.).

Die alten Schriftsteller versichern auch, es sey der Fuchs schwer zu fangen, und Schlingen, so wie Netze, könne man nicht anwenden (Oppianus IV. Plutarchus de caus. nat.), besonders die trächtige Füchsin zieht sich zurück, so, daß es schwer wird, ihrer habhaft zu werden.

Der gefangene Fuchs heult, zerreißt gern das Netz und entkommt, besonders ein alter, und ist nicht wieder zu fangen. Aelianus berichtet (C. IV. 26.), Falken und Adler können nicht nur zum Fangen der Hasen, sondern auch der Füchse so abgerichtet werden, daß sie diese ihrem Herrn bringen.

Um das Land urbar oder fruchtbar zu machen, war bei verschiedenen alten Völkern das Abbrennen des Gesträuches und Grases üblich, wozu man sich nebst einigen andern Thieren, auch der Schildkröte und des Fuchses bediente. Zu Rom sollen jährlich Füchse an einem gewissen Tage mit zwischengelegten, angezündeten Fackeln an den Schweifen zusammengebunden auf die Felder gejagt worden seyn. Eben dieses Verfahrens bediente man sich in feindseliger Absicht zur Verheerung der Saaten, wie Samson. Mehrere Schriftsteller geben Nachrichten darüber, als: Ovid, Suidas, Aristophanes, Hesychius und auch Plinius.

Von der Schlauheit und List des Fuchses reden Aristoteles (hist. l. 1. Physiog. VI.) Aelianus, Aristophanes, Theocritus, Apulejus. Nach Plinius, Plutarchus, Aelianus, Oppianus (Haliacticon II.), Alkazuinius und Damir hält der Fuchs den Athem an sich, schließt die Augen, reckt die Füße aus und stellt sich todt, um auf diese Weise Vögel

zu fangen. Er stellt dem Honig der Bienen nach; aus Furcht vor den Stichen derselben streckt er ihnen die Ruthe hin und schlägt sie dann an einen Baum oder Stein, wodurch die daran befindlichen Bienen getödtet werden.

Die Ruthe soll ihm auch zum Fischfange dienen. Der Igel aber ballt sich zusammen und der Fuchs läßt den Harn auf ihn, um ihn dadurch zu ersticken (Aelianus und der arabische Schriftsteller Alkazuinius). Arabische Schriftsteller führen auch an: der Fuchs werde sein Ungeziefer los, indem er Wolle in die Schnauze nehme und dann ins Wasser gehe, bis die Läuse sich in die Wolle gezogen haben, alsdann sie ins Wasser fallen ließe und herausgehe. Allegorisch und zu Fabeln ist der Fuchs häufig benützt, unter andern in der Bibel, im neuen Testamente, von Lokmann und Aesop.

Woher kommt die Benennung: Reinecke, welche dem Fuchse, besonders scherzweise, so oft gegeben wird? Sie stammt von einem komisch-satyrischen Fabelgedicht des Mittelalters, betitelt: Reinecke Fuchs (Rynke de Vos), als dessen Verfasser Heinrich von Alkmar oder Nicolaus Baumann angenommen wird. Dieses Gedicht selbst ist eine Verspottung des Treibens an den damaligen Höfen, und zur Darstellung der Charaktere sind lauter Thiere als handelnde Personen angeführt. Die Hauptrolle hat der Fuchs; er ist eine Vereinigung der größten Schlauheit, mit der er sich aus allen Gefahren zieht und theils aus Rachsucht, theils aus Bosheit allen übrigen zu schaden sucht. Von der Erscheinung dieses Spottgedichtes an sehen wir sehr oft unsern Freund Fuchs unter dem Namen Reinecke erscheinen.

Rüd.

Gestalt.

Kopf breit mit langer Stirne und in eine spitze, schmale, mit sehr scharfem, kräftigem Gebiß und langer, schmaler, rauher Zunge versehenen Schnauze und diese in eine schwarz und chagrinartig behäutete, zwischen den Nasenlöchern eingekerbte, immer feuchte Nase auslaufend. Seher braunroth, funkelnd schielend, Sehspalt senkrecht. Lauscher ziemlich klein, zugespitzt, immer scharf aufgereckt, nur nicht in der großen Flucht, wo sie zurückliegen. Hals stark, rund, mit dichtem Haarwuchse und weißer Kehle. Körper gebaut wie beim Hunde, von der Schnauze bis zur Ruthe 2 Fuß 6—8 Zoll lang, 1 Fuß 2—3 Zoll hoch*), schlank, nach den

---

*) Ein vollkommen ausgewachsener Fuchs hat 12—14 Pfd. inständig. Doch giebt es Gegenden, wo die Füchse außerordentlich stark werden. Im bayer'schen Walde habe ich manchen 18—20—22

Schlegeln zu verdünnt, mit im Verhältniß zum übrigen Körper kurzen, stark sehnigen Branten und mit zottiger, beim Schleichen schlapp herabhängender, in der Flucht gerade ausgestreckter Ruthe, die sich durch das Charakteristische der sonst bei keinem Haarwild vorkommenden Nelke, auch Viole genannt, auszeichnet.

Farbe.

Die Beschreibung der Behaarung und ihrer Farbe, welche Dietrich a. d. Winkell gegeben hat, ist so richtig und so erschöpft, daß hier nichts Besseres gethan werden kann, als sie wörtlich zu überliefern:

„Von dem mit schwarzer, chagrinartiger Haut überzogenen, zwischen den Nasenlöchern eingekerbten, immer feuchten Näschen läuft ein schmaler, weißlicher Rand am Obermaule hin, um die Mundwinkel herum, breitet sich an den Backen und am Untermaule über Kinn und Kehle aus und verläuft in einen zugespitzten Streif an den Vorderläufen."

„Schon an den übrigen Theilen des Kopfes wird die aschgraue Grundwolle sichtbar, welche über den ganzen Körper, wo er lang behaart ist, sich verbreitet. Aus dieser erhebt sich am Kopfe gleich über der schwarzen Nasenhaut ganz kurzes, braunrothes Haar, welches höher hinauf sich immer mehr verlängert und bis an die Lauscher weiß gestichelt erscheint. Die Lauscher selbst sind an der Wurzel heller fuchsroth (gelbroth), dann bis an die Spitze hinauf schwarz und wollig behaart. Die erwähnte gelbrothe Haarfarbe bleibt nun am ganzen Oberhalse, auf einem kleinen Theile des Rückens und auch an den Schultern und Blättern die herrschende. An den Flanken geht sie oben fast ins Braungelbe (fuchsgelb genannt), unten ins Weißliche über. Das übrige Haar bis zur Wurzel der Standarte ist, so weit es in der Wolle steht, gleichfalls grau, hat dicht über derselben einen rothbraunen, dann bei jüngeren Füchsen einen schmäleren weißlichen, bei alten einen breiteren gelblichen Streif und geht in dunkelrothbraunen Spitzen aus. Diese Farbenmischung macht, daß bei jüngern Füchsen weniger, bei alten mehr weiße oder gelbliche Sticheln auf dem Rücken hin sichtbar werden."

„An der Standarte, wo das Haar noch viel länger ist und struppig emporsteht, legt sich gleich am Rücken von der Wurzel derselben ein fuchsrother, etwa 2 Zoll breiter Streif, an welchem das Haar dunkelbraun gespitzt ist, in einer einzigen, schneckenförmigen Windung um die ganze Ruthe bis an die weiße Blume derselben,

---

Pfund schweren Fuchs geschossen und im Schwanenhals gefangen. Auch das fürstl. Leiningen'sche Forstrevier Kirchzell hat sehr starke Füchse. Auf einer am 13. Nov. 1837 abgehaltenen Klapperjagd wurden 2 Füchse erlegt, wovon der eine 25, der andere 30 Pfund inständig hatte. Anmerk. d. Red.

Ein anderer, ungefähr eben so breiter, gelblich, bräunlich und gräulich gemischt erscheinender Streif fängt unter der Ruthe an, und füllt den Zwischenraum aus, welchen die Wendung des vorher erwähnten hervorbringt. Auf dem oberwärts gekehrten Theile der Ruthe, ungefähr dritthalb Zoll von der Wurzel, steht ein Büschel borstenartiger, hochfuchsroth gefärbter Haare, welcher die Viole (eine mit zäher, wie Veilchen riechender Feuchtigkeit geschwängerte Drüse) bedeckt. Gleich unter dieser wird ein schmaler, etwa 2 Zoll langer, schwarzer Strich auf dem Anfange des fuchsrothen Streifs sichtbar. Ein ganz schmales, schwarz gefärbtes Band fängt da, wo der andere Streif sich zum ersten Mal oben über die Ruthe schlägt, in der Mitte desselben an und läuft mit fort bis zur Blume."

„Die Vorderläufe erscheinen, den oben erwähnten weißlichen Streif und die schwarzen Branten, von denen sich bis an das Knie hinauf ein eben so gefärbter Zwickel erhebt, abgerechnet, fuchsroth. Gleiche Hauptfarbe haben auch die Hinterläufe, an welchen aber der schwarze Zwickel, welcher von den eben so gefärbten Branten sich erhebt, weit schmaler und kürzer ist. Gleich neben diesem läuft ein weißlicher bis zu dem Wammen hinauf."

„Am meisten dunkelaschgrau ist die Grundwolle an der Brust und am Bauche gefärbt."

„Wenn aber Bechstein sagt: es sey ein charakteristisches Kennzeichen des jungen Birkfuchses — dieß ist der gewöhnliche Name des gemeinsten Fuchses, bis ins zweite Jahr — daß Brust und Bauch überhaupt sich dunkelaschgrau darstellen, so glaube ich, ihm in diesem Falle widersprechen zu dürfen, da ich mehrere junge Birkfüchse im ersten Herbste ihres Lebens und unter diesen besonders den, von welchem vorstehende Beschreibung hergenommen ist, untersucht, und an den genannten Theilen das längere Haar schon sehr weißgrau gefunden habe."

„Das zunehmende Alter scheint sich, meinem Wahrnehmen zufolge, an den gemeinen Füchsen durch die oben schon erwähnte dunklere, fuchsbraune Farbe des Rückens, auf welcher mehrere und gelbliche Sticheln sichtbar werden, durch eine fast ganz weiße Brust und durch eine ganz weiße Haarspitze am Zeugungsgliede der männlichen zu offenbaren."

Der vorstehend in seiner Haarfarbe von Dietrich a. d. Winkell beschriebene Fuchs führt auch den Namen: Gold- oder Birkfuchs. Von ihm unterscheidet sich der ebenfalls bei uns einheimische und sehr häufig vorkommende Brand- oder Kohlfuchs durch eine um die Schnauze herumlaufende schwarze, am Stich und Bauch schwärzlichgraue, manchmal ganz schwarze, Zeichnung und durch eine schwarze Blume an der Ruthe. Ueberdieß ist der Kohlfuchs an allen seinen Theilen, besonders an den Hinterbranten, dunkler behaart als der Birkfuchs, auch gewöhnlich am Leibe stärker.

Diesen hält Dietrich a. d. Winkell in unsern Gegenden für eine eigentliche Spielart; dagegen für besondere Racen und Familien (die sich jedoch, wie er sagt, da es keine eigenen Arten sind, mit einander fruchtbar begatten würden) die auswärts vorkommenden Füchse mit folgenden

Farbenvarietäten.

1. Aschfarbener Fuchs, einheimisch in der russischen Tatarei. Reisende versichern, daß in der Gegend vom Tumeen, am Flusse Tura in dem Gehölze Heetkoi=Wollak seit undenklichen Zeiten eine Colonie von aschfarbenen Füchsen besteht, deren Glieder durch besondere Stärke vor allen bekannten Fuchsarten sich auszeichnen, die aschgraue Farbe von ihren dichtbehaarten Bälgen zu keiner Jahreszeit verändern, unter sich ranzen und keine andersfarbigen Füchse in ihrer Umgebung dulden. Die Bälge, als eine der seltensten Rauhwaare, werden so hoch geschätzt, daß nur die kaiserliche Familie davon Pelze oder Verbrämungen trägt, und Verkäufer oder Käufer mit dem Tode bestraft würden.

2. Bergfuchs, einheimisch an den Gletschern der Schweiz, von gelb= und weißlicher Farbe, sehr selten.

3. Eisenfarbiger Fuchs, einheimisch und zahlreich in Luisiana, mit dunkelbrauner Grundwolle und gräulich gefärbten, an den Spitzen silberartigen Haaren.

4. Graublauer Fuchs, einheimisch im nördlichen Schweden, auch in Grönland, etwas länger behaart, als andere Füchse, bei uns als eine sehr gesuchte aber auch sehr theure Pelzwaare bekannt.

5. Kreuzfuchs, einheimisch im Norden, aber auch da immer seltener, mit einem schwarzen, vom Näsel über Kopf und Rücken laufenden, an der Wurzel der Ruthe sich verlierenden Streif, und von einem andern schwarzen, gleichbreiten, quer über Rücken, Schultern und Blättern sich ziehenden durchkreuzt.

6. Schwarzer Fuchs, einheimisch in Rußland, Lappland, auch da selten, schwarz oder dunkelschwarzbraun behaart, mit glänzenden Spitzen. Ein selbst im Vaterlande sehr theurer Balg. Ich erinnere mich sehr wohl der Thatsache, daß vor mehr denn 40 Jahren im gräflich Dux Hennberg'schen Jagdbezirke in Bayern während eines sehr strengen Winters mehrere fast ganz schwarze Füchse, aber nur Rüden und wenigstens um ein Dritttheil geringer, als unser Birkfuchs, geschossen, und als besondere Seltenheit in das Naturalienkabinet zu München abgeliefert wurden. Ob sich die übrig gebliebenen Fremdlinge noch längere Zeit in jener Gegend gehalten haben, kann ich nicht angeben.

7. Silberfuchs, einheimisch in Carolina und Virginien, selten im Baue, größtentheils in hohlen Bäumen liegend.

8. **Weißer Fuchs**, einheimisch im hohen Norden. Er soll nur im Winter weiß, dagegen im Sommer gelblich seyn.

Bei einer Klapperjagd im Spätherbste des Jahres 1831 wurde in dem Reviere Sehensen, Amts Stolzenau, ein strohgelber Fuchs, und im folgenden Winter an der Siebertbalshabe, Revier Scharzfeld, ein schwarzer Fuchs geschossen, dessen Haare glänzend schwarz an den Spitzen waren, aber, auseinandergelegt, jedoch mehr der gewöhnlichen Farbe eines Kohlfuchses glichen.

Das großherzogliche zoologische Museum zu Darmstadt besitzt mehrere Exemplare von silbergrauen Füchsen, die in der Nähe von Darmstadt geschossen wurden, auch einen Fuchs von gewöhnlicher Farbe, aber ohne irgend eine Spur von einer Ruthe geboren, den vor mehreren Jahren der großh. Oberforstmeister Frhr. v. Riedesel zu Eisenbach auf dem Anstande erlegt hatte. Die Krone der in diesem zoologischen Museum aufgestellten Füchse ist ein schneeweißer Fuchs mit ganz rothen Sehern und nur auf dem Obertheile der Ruthe mattröthlich überlaufen. Der großherzogl. Revierförster Rübsamen zu Altenstadt hatte ihn am 26. Januar 1820 in seinem Reviere vor einem Hauptbau geschossen, den dieser eben so prachtvolle als äußerst seltene Fuchs seit dem vorigen Sommer befahren hatte. Ein zweites in diesem Museum stehendes völlig weißes, obgleich bei weitem nicht so schönes Fuchs-Exemplar, vom großherz. Oberförster zu Rüdingshain, in der Provinz Oberhessen, geschossen, ist auch eine interessante Zierde dieser reichen Sammlung.

Am 26. Oktober 1765 hat, nach einer der Darmstädtischen Landzeitung entnommenen Nachricht aus dem Vogelsberge, der Hessen-Darmstädtische Oberförster Pfeffer zu Rüdingshain einen schneeweißen Fuchs erlegt, und einen eben solchen im Januar 1799 der Förster Sänger zu Immichenhain in Niederhessen.

Redacteur dieser Blätter hat 1817 auf dem ihm damals angehörigen Jagdbezirke in dem Lautenbacher Poschen einen sehr tiefdunkelfarbigen Fuchs mit rothgelber Kehle und hellrothen Branten vom Blatt an bis zu den Klauen im Schwanenhals gefangen, und sein Revierjäger 14 Tage darauf einen vom Nasel bis zur Standart-Blume mit einem 4 Zoll breiten eisgrauen Streife bekleideten, an den übrigen Theilen gewöhnlichen Birkfuchs auf der Anluderung geschossen.

In einer Winternacht des Jahres 1812 wurde Martin Tschan, ein Einödbauer, nahe bei St. Johann in Tyrol, durch einen ganz ungewöhnlichen Lärm in seinem Gänsestall aus dem Schlafe gestört. Diebe vermuthend, oder einen Luchs, der sich damals in dieser Gegend spürte, oder einen Wolf, dessen Erscheinen in so strengem Winter leicht möglich gewesen wäre, eilte er, in der linken Hand ein blankes, scharfes Messer, in der rechten eine leichte Axt, dem Stalle zu, aus dessen stock-

dunkelm Hintergrund ihm beim Oeffnen der kleinen Thüre ein Paar hellglänzende Punkte entgegenleuchteten. Der furchtlose Tschan, statt eines zweifüßigen Diebes nun gleich eines vierbeinigen Räubers gewiß, schritt raschen Ganges nach den glänzenden Lichtpunkten hin und schlug auf diese mit seiner Art so mörderisch hin, daß sein Schlag diese Lichtpunkte für immer verlöschen machte. Aus dem Schlage hatte der Bauer gleich erkannt, daß er einen Thierschädel vor sich gehabt, und überzeugt, nicht noch einmal dahin keulen zu dürfen, wo er einmal mit aller Wucht seiner Kraft den Fleck getroffen, stellte er keine weitere Untersuchung an, und gieng wieder zu Bette. Und was fand er am andern Morgen? Unter 10 erwürgten Gänsen einen, durch eigens bereiteten Wühlgang in den Gänsestall gekommenen Fuchs von ungemeiner Stärke, der am ganzen Körper, mit Ausnahme der fast schwarzen Branten, rothgrau war und eine von der Wurzel bis zur Blume durch ein noch nie erhörtes Naturspiel in zwei ganz gleiche Hälften getheilte Ruthe von auffallender Dicke und Länge hatte. Tschan lieferte diese äußerst werthvolle Naturmerkwürdigkeit an die Oberjägermeisterei in Innsbruck ab und erhielt dafür von der Regierung ein Geschenk von 25 Dukaten. Als eine der interessantesten Seltenheiten prangt das trefflich ausgebalgte und conservirte Exemplar im zoologischen Kabinette zu Wien.

Graf Mellin schreibt: „Im Spätherbste von 1754 erlegte man auf meinen Gütern zwei rothe Füchse, die durch ihre von dem halben Schlegel an ganz weiße Hinterbranten sich auszeichneten, wahrscheinlich entstanden durch die Vermischung eines weißen Fuchses mit einer gewöhnlichen Fähin, wodurch die Meinung des Pallas: „daß der Isatis (weiße Fuchs) eine besondere Species sey, widerlegt werden würde. Ich halte sie für eine bloße Spielart oder Varietät, die sich im kalten Klima erhält, wie bei uns der weiße, schwarze und rothe Damhirsch, und sich auch mit andern fruchtbringend vermischt."

Fähin.

An Gestalt und Farbe dem Rüde ganz gleich, doch mit spitzigerem Kopfe und an der Kehle weißer.

Junge.

Vom Wölfen weg 10—14 Tage blind, die ersten zwei Wochen hindurch plump geformt, aschgrau bewollt, später weiß gelblich, mit zunehmendem Wachsthume den Alten immer gleicher behaart werdend. Ungeachtet die Füchse erst im dritten Lebensjahre ausgewachsen sind, so haben sie doch schon vor Erreichung des vollen Lebensjahres das Vermögen, sich fortzupflanzen.

Eine sehr richtige Parallele zieht Ehrmann zwischen Fuchs und Hund. Er sagt:

Füchse und Hunde sind eines Geschlechts. Ihre Gesichtsknochen gleichen sich, ihre Begattungsart ist die nämliche. (Wenn der Knoten geschürzt ist, so erwarten sie auf acht Läufen die Auflösung desselben, der Akt bei Füchsen geschieht gemeiniglich im Baue, oder, wie ich selbst gesehen habe, unweit der Röhre, um sich bei der geringsten Störung in dieser fatalen Stellung des Zusammenhängens sogleich retten zu können). Die Ranzzeit beginnt im Winter, sie tragen beide ihre Jungen neun Wochen im Mutterleibe. Beide schlafen in gekrümmter Lage. Ihre Gewohnheiten und ihr Instinkt ähneln sich sehr, sie vermischen sich, der Fuchs mit einer Hündin, jedoch leichter der Hund mit einer Füchsin (die berühmten lacedämonischen Hunde waren solche Bastarde) *).

Ihre Jungen pflanzen sich fort und nehmen mehr oder weniger des Vaters oder der Mutter Wuchs, Gewandtheit, Farbe und Eigenheiten an; die Füchse klaffen und bellen, sie fressen wie die Hunde Menschenkoth als Leckerbissen und saufen mit schaufelartiger Zunge.

Insektenplagen und Krankheiten haben die Füchse mit den Hunden gemein: Läuse, Flöhe, Zecken, die Räude, das Zahnfieber und die Sucht während des Wachsthums bei Ausdehnung ihrer Knochen. So findet man in den Wäldern Spuren von Glasschleim, welchen die Füchse von sich geben, auch stößt man auf hin- und herwankende junge Füchse. Sie leiden auch an dem mit den Hunden gemeinschaftlichen Bandwurm (den ich in einem Fuchse mit eigenen Augen gesehen habe). Ueberdieß werden sie noch geplagt von Wetterlaune durch Grasfressen und dessen Erbrechen bezeichnet, dann vom Abgange unverdauter Knochen (Album graecum), und von Augenkrankheiten. Auch bekommt der Fuchs die Tollheit und Wuth, welche nach ihren Aeußerungen und Symptomen in laufende, fahrende und stille Wuth abgetheilt worden ist.

Der Fuchs bleibt sich unter allen Zonen der Form nach gleich, weil er wild lebt; aber der Hund, obgleich er eine Familie bildet, artet in Rücksicht der Form ins Unendliche aus, weil er Hausthier geworden ist; ich glaube, wenn wir in den Garten Eden zurückkehren könnten, wir würden verlegen seyn, den Urhund zu erkennen.

Der Fuchs **) äuget und vernimmt so scharf und so fein, als jedes andere, mit der feinsten Sinnesorganisation begabte Haar-

*) Die Alten nahmen die Vermischung des Fuchses mit dem Hunde für bekannt an. S. Historia medica. Van den Bosch. Bruxellae 1639. in 4to. p. 249 de cane. Dociles autem praeceleres sunt cane et vulpe geniti.

**) Im Griechischen heißt der Fuchs αλωπηξ (alopex). Das Wort

wild, aber sein Wittern und Verwinden ist noch im höhern Grade ausgebildet. Mit Mordgierde vereint er Furchtsamkeit, und wieder die muthvollste Vertheidigung gegen Menschen und Hunde mit dem äußerst scharfen Gebiße; er vereint Schlauheit und Klugheit mit großer Verschlagenheit und einer, oft mährchenhaft scheinenden List, worüber das Weitere bei seinen: Besondern Eigenheiten zur Sprache kommt.

Unter der Benennung Fuchs sind im Conterte beide Geschlechter begriffen, wenn nicht die besondere Individualität des einen oder andern berührt wird.

Vaterland.

Mit Ausnahme der zunächst der Linie gelegenen Länder sind alle Welttheile das Vaterland des Fuchses, aber immer zahlreicher einheimisch in Norden, selbst im höchsten, als im Süden; er findet sich auch ungleich häufiger in bewaldeten, bergigen, etwas felsigen Gegenden, als in holzarmen Ebenen.

Aufenthalt.

In Laub-, wie in Nadelholzwäldern, in Feldköpfen und Vorhölzern, in kleinen und großen Gehölzen, nur äußerst selten in den Tiefen großer geschlossener Waldungen, finden wir den Fuchs und da in Felsenklüften, hohlen Bäumen, ausgetrockneten Wasserrissen, unter Windfällen, im dichtesten Bodendickicht, in der Stammbodenhöhlung alter starker Baumstöcke, im Schilfe trockener Teiche, in Haupt-, Noth- und Fluchtbauen.

Am liebsten wählt sich der Fuchs zu seinem periodischen Aufenthalte, wie auch für das Ausführen eines Baues mässig große, von Feldern umgebene Holzstrecken, die von dichtbewachsenen Bodenvertiefungen, hochgrasigen Brücherflecken durchschnitten und abwechselnd mit Wachholder- und Dorngesträuchen, Schwarzholz- und Laubholzgebüschen besonders mit jungen Erlen und Birken bewachsen sind, auch beschilfte Wassergräben oder kleine Teiche haben, in welchen von Zeit zu Zeit sich Wildenten aufhalten. Je wilder mit Bodendickicht, je enger mit dornigem Gesträuche der Grund und die Wände der Vertiefungen bebuscht sind, desto lieber führt in solchen Waldgegenden der Fuchs seinen Bau aus, und wählt sich dazu wie zu seinem sonstigen Aufenthalt immer solche Stellen, wo ihm die Jäger, sowie die Hunde nicht leicht beikommen können.

Der Aufenthalt in solch einer Waldstrecke hat für den Fuchs solch eine Anziehung, daß darin mancher, der aus ferner Gegend

---

bezeichnet nach Götze eine Augentäuschung und ist in Hinsicht auf des Fuchses Gewandtheit gewissermaßen charakteristisch, indem er, wenn man ihn kaum gesehen hat, schon wieder aus den Augen verschwunden ist. Anmerk. d. Red.

zugetrabt ist, nach dem Spruche: „Hier ist gut Hütten bauen,“ auch für sich eine besorgt, indem er entweder einen eigenen Bau ausführt, oder einen alten ungeschlofenen zu seinem Gebrauch in Ordnung bringt, oder einen schon eingebürgerten Dachs durch seine beim Dachs bereits angegebene wirklich rafinirte Schlengelei aus dem bequemen Neste jagt, um sich darin warm zu setzen. Es wird fast zur Unmöglichkeit, in solchen kleinen Waldstrecken mit ihrer inneren Beschaffenheit, wie ich sie gerade bezeichnet habe, die Füchse auszurotten, wenn man nicht alle Dornengebüsche und Bodendickichte gänzlich ausstockt, denn unter dem verworrenen Dornengeflechte der Dorngebüsche ist der Bau und in ihm der Fuchs gegen die Hunde, gegen Ausdämpfen und Graben gesichert, und die dichtstehenden, vielzweigigen, höchstens 3—4 Fuß hohen Bodendickichte geben ihm den besten Versteck, selbst bei schlechter Witterung ein schützendes Obdach; dazu kommt noch für ihn die Annehmlichkeit, den ungefährdeten Aufenthalt von Fruchtfeldern umschlossen zu wissen, die diesem blutgierigen Nachbar einen wucherhaften Zins an jungen Hasen und Federwild entrichten müssen. Der Fuchs hat im Walde seinen eigenen Bau, oder er bewohnt mit einem Dachse einen Hauptbau, oder er steckt, wenn ihn die Umstände dazu zwingen, in einem Fluchtbau, und hat auf diese Art den größten Theil des Jahres hindurch seinen Aufenthalt im Walde. Diesen verändert er aber, sobald die Getreidhalmen fast ausgewachsen sind. Dann tritt er seine Auswanderung an, und nimmt mit der ganzen Familie seinen Aufenthalt im stehenden Getreide, worin er sich einen Nothbau ausführt, welches im Laufe einer einzigen Nacht geschieht.

Einige behaupten, daß Rüd und Fähin gemeinschaflich am Ausführen solch eines Baues arbeiten. Ich glaube es nicht. Sollten sie auch beim Anfangen einander behülflich sein, so muß dieses mit der ersten Wölbung des Geschleifes aufhören, da wir aus der engen Rundung der Röhre zu deutlich ersehen, daß hier nur Ein Fuchs in Thätigkeit sein konnte und die Beihilfe eines zweiten mehr hinderlich als befördernd gewesen wäre.

Ganz im Gegensatze des trägen Dachses, der fast 3 Theile seiner Lebensdauer im Baue zubringt, lebt der bewegliche Fuchs mehr außerhalb desselben als in demselben. Mit dem ersten Schnee geht der Fuchs zu Baue und bleibt dann oft ein Paar Tage und Nächte darin liegen; auch bei sehr naßkalter und stürmischer Witterung, bei anhaltendem Regen, während des Abfallens der Schneeanhänge, an sehr kalten Wintermorgen findet man ihn im Bau, sonst aber fast immer im Freien. Alle Dickungen je verwachsener, desto lieber, Brücher und Sümpfe, das Schilf trocken gelegener Teiche, bebuschte Wasserrissen, hohle Baumstämme sind zu verschiedenen Nacht- und Tageszeiten der Aufenthalt des Fuchses; im Herbste, besonders bei starkem Winde, drückt er sich sehr gerne in die Kaugen kurzstammiger, schräge stehender Weidenbäume, auch auf die mit dichtem Ausschlage bebuschten Erlenstöcke. Wenig Ruhe sich vergönnend, fast immer unstät und beweglich,

oft an einem Feldraine sich drückend, wo er gemäß Jahreszeit und Witterung im Baue, im dichtesten Gebüsche, im abgelegensten Verstecke gefunden werden sollte, vereitelt er fast immer die fleißigste Suche des noch jungen, hier überflüssig thätigen Jägers, während der alte, erfahrene Waidmann, vertraut mit der Natur des Fuchses und seiner so häufigen Aufenthaltsveränderung, sich nie mit einer Suche nach Füchsen abgiebt, sondern höchstens in recht stürmischen Herbsttagen mit gutem Winde an den Brüchern, wo Erlenstöcke oder kurzstämmige, schräg-stehende Weidenbäume sind, fortschleicht, um von selben einen sich da gedrückt habenden Fuchs herabzuschießen.

Es ist wirklich merkwürdig und für Jagd-Laien unglaubbar, an welchen Orten der Fuchs im Drange der Gefahr, oder aus Laune auf einige Zeit seinen Aufenthalt nimmt. Im Jahre 1837 schoß bei Stolzenau der Jäger Christian Menze bei etwa 1 Fuß hohem Schnee einen Fuchs von einer Eiche herunter, wo derselbe etwa 20 Fuß hoch von der Erde auf einem horizontallaufenden Queraste dicht am Stamme sich gedrückt hatte.

Einer im Wirthshause zu Bergdausen, einige Stunden von Karlsruhe, zechenden Jagdgesellschaft brachte ein Hirtenjunge die Nachricht, daß in einem nahe gelegenen Feldholze ein Marder von außerordentlicher Stärke auf dem Aste einer Eiche herumspatziere. Alles eilte dem Hölzchen zu; aber schon von Ferne erkannten die Jäger in dem angeblichen Marder einen starken, sehr schönen Kohlfuchs, der auf einem dicken Ast einer gerade gewachsenen, nicht ausgehöhlten Eiche, mit ängstlichen Blicken die sich mehrende Gesellschaft messend, hin und her trabte, aber bald, von mehreren Schützen getroffen, von seinem hohen Standpunkte herabstürzte. Warum dieser Fuchs sich so hoch verstiegen, ist wohl schwer zu erklären.

Wir haben die Oertlichkeit des Aufenthaltes der Füchse kennen gelernt, nun müssen wir aber auch mit ihrer eigentlichen Wohnung,

dem Baue,

und mit der Art, wie dieser ausgeführt wird, bekannt werden.

Der Fuchs hat viererlei Baue,

1. einen Hauptbau,
2. einen Kesselbau,
3. einen Nothbau, und
4. einen Fluchtbau.

a) Der Hauptbau hat mehrere Röhren; eine bestimmte Zahl giebt es nicht, denn in manchem Hauptbaue sind 4—6, in einem andern von gleichem Umfange 10—12—15 Röhren ausgeführt, die nach allen Seiten angebracht und deren Einfahrten mehrere Schritte von einander entfernt sind. Die meisten Röhren haben ihre Einfahrt auf der Mittagsseite, doch werden von dem Bewohner des Baues gewöhnlich nur zwei gefahren, wie man an dem frischen Geschleife sehr deutlich sieht; die übrigen benützt er zu Flucht-

röhren, welche nicht wie die Hauptröhren im Kessel auslaufen, sondern von diesem mehr oder minder entfernt, direkte aus einer der Hauptröhren in das Freie führen und ihren Ausgang gewöhnlich in einem dichten Gesträuche, unter einem Windfalle, dicht an einem umbüschten Baumstocke 2c., jederzeit aber so haben, daß der Fuchs so unbemerkt als möglich sich aus dem Staube machen kann. Die Haupt-, wie auch die Seitenröhren laufen schräg abwärts und in einem Kessel zusammen, der das Wohn- und Schlafgemach des Fuchses ist, worin auch der Beschlag vorgenommen und auch gewölft wird. Der Kessel liegt gewöhnlich 4—6, oft 8—10 und mehrere Fuß unter der Oberfläche der Erde und ganz im Hintergrunde des Baues, und die Röhren gehen oft 20—30 Fuß weit in geraden und krummen Richtungen fort, und treffen im Hintergrunde, d. h. im Kessel zusammen. Je weniger hindernde Gegenstände, als Baumwurzeln, Steine 2c. sich vorfinden, desto gerader ist die Richtung der Röhren. Besonders merkwürdig ist die Röhre, die zu dem Kessel führt, den die Fähin mit den Jungen bewohnt. Sie ist sehr eng, und geht erst fast senkrecht in die Erde, dann bogenförmig aufwärts nach dem Kessel zu, so daß sie fast einer liegenden Zwei (∾) gleicht. Ein Hauptbau hat oft 50 Fuß im Umfange.

Ein rechter, d. h. ein umfang- und röhrenreicher Hauptbau wird oft gemeinschaftlich von einem Fuchs und einem Dachs, oder von 2—3 Füchsen bewohnt, doch der Dachs, wie jeder darin wohnende Fuchs, Fähin oder Rüd, hat seine eigene Einfahrt, seine eigenen Röhren, seinen eigenen Kessel; selbst die gemeinschaftlich einen und denselben Hauptbau bewohnenden Füchse finden sich nie in einem und demselben Kessel zusammen, als während der Ranzzeit.

b) Es giebt aber auch Baue, die nur eine Haupt- und eine Fluchtröhre haben. Ein solcher Bau heißt ein Kesselbau.

Es macht nicht die größere Ausbreitung des Baues, die stärkere Anzahl von Kesseln und Röhren den Bau zum Hauptbau, sondern der Jäger nennt jeden Fuchsbau, der in einem Forste oder einem Gehölze, auch in einem Feldkopfe ausgeführt ist, einen Hauptbau, wenn dieser Bau, seitdem er besteht, immer ein bewohnter ist, besonders wenn ihn größtentheils eine Fähin schlieft und aus seinem dunkeln Schachte schon öfters junge Füchse zur Freude des nicht ferne davon wohnenden Landmannes hervorgegangen sind.

Da wir beim Dachs über dessen Bau unsere verehrlichen Leser auf den Fuchsbau übergewiesen haben, so kommt hier zu bemerken, daß der Dachsbau von dem Fuchsbau sich nur in Einigem unterscheidet, nämlich darin, daß gewöhnlich der Kessel noch tiefer liegt, als im Baue des Fuchses, daher auch der Aufwurf viel stärker und schon aus der Ferne kennbarer ist; daß der Dachsbau 2—3, in der Nähe des Kessels fast gerade aufsteigende Röhren hat, sogenannte Luftröhren, zur Ableitung der übeln Dünste, die der so

reinliche Dachs eben so scheuet, als die geringste Verunreinigung seiner Wohnung, und daß man im Kessel des Dachsbaues ein sehr reinlich gehaltenes Lager findet, das aus trockenem Laub und Moos besteht, welches der Dachs, sobald er den Bau ausgeführt hat, in dessen Nähe zusammenscharrt, vor die Einfahrt schafft und mittelst Anstemmung des Kopfes und Stiches durch die Hauptröhre in den Kessel schiebt. — Dagegen trifft man beim Fuchsgraben im Innern des Baues manchen Unflaht, und fast immer in der Nähe des Kessels eine ziemliche Quantität abgenagter Reh- und Hasenknochen, in Waldungen, wo es Roth- und Schwarzwild giebt, selbst Skelette von Rothwildkälbern und Frischlingen.

c) Der Rothbau ist eigentlich die Sommerwohnung des Fuchses. Zur Zeit, wann die großen Herrschaften auf ihre Landgüter gehen, um da die Sommersaison zu halten, verläßt auch der Rüd nebst Fähin und Jungen das Winterpalais, und vertauscht es mit seiner Villa, welche aber ganz bescheiden aus einem mit stehendem Getreide bewachsenen Feld besteht, in welchem er, und zwar am liebsten unter einem schmalen, vom überhangenden Getreide möglichst bedeckten Raine — seinen Sommerbau ausführt. Dieser, vom Jäger Rothbau genannt, ist noch einfacher, als der Fluchtbau, denn eine einzige Röhre, die flach unter der Erde hinlauft, und deren Einfahrt auch zugleich die Ausfahrt ist, bildet diese Sommerwohnung, die übrigens ganz an der rechten Stelle angebracht ist, damit ihre Bewohner, die angenehme Fuchsfamilie, sich gleich aus ihrer nahen Umgebung mit jungen Hasen und mit Federwild recht bequem verproviantiren können.

d) Der Fluchtbau, auch Fluchtröhre genannt, hat nur eine Röhre, die in sehr schräger Senkung nach dem 3—3½ Fuß unter der Oberfläche der Erde liegenden, nicht sehr geräumigen Kessel führt, und aus diesem, nachdem sie einen mehr oder minder großen Bogen gemacht hat, in etwas steilem Aufstiege an einer Stelle, wo möglich in einem Bodendickicht oder in einem stark verwachsenen Gebüsche, ins Freie führt, die (nämlich der Ausgang) in ganz entgegengesetzter Richtung von der Einfahrt ist, so daß gewöhnlich diese nach Süden, jener nach Norden liegt. Mit Recht heißt diese Wohnung der Fluchtbau oder die Fluchtröhre, da eine solche der Fuchs nur dann ausführt, wenn er zur Flucht aus seinem Baue gezwungen wird, in der Eile keinen unbefahrenen Bau findet, und sich, bis er Zeit, Gelegenheit und Laune hat, für eine geräumigere Wohnung durch Fleiß oder List zu sorgen (letzteres durch das malitiöse Vertreiben des Dachses aus einem Hauptbau), mit diesem einfachen Erdhüttlein begnügt. Hat er einmal einen Fluchtbau ausgeführt, so benutzt er ihn, hat er auch später meilenweit davon eine neue Wohnung in einem alten Haupt- oder im eigens ausgeführten Baue gefunden, bei Streifereien in dieser Gegend zum Absteigequartier, wenn er in dessen Umgebung reichlichen Fraß antrifft und dieser Umgebung

seine angenehme und nützliche Gegenwart einige Zeit hindurch schenken will, oder als momentanen Versteck, wenn er vor Hunden, vor Treibern Reißaus nimmt.

Wir wissen, daß der Fuchs für seinen Bedarf ganz neue Baue ausführt, aber es ist ihm bequemer, den Dachs aus einem Hauptbaue zu vertreiben, wenn dieser nicht gar zu groß ist, denn in sehr großen, mit sehr vielen Röhren und mehreren Kesseln versehenen Hauptbauen duldet er öfters die ohnehin nicht belästigende Nachbarschaft des Dachses, oder er bereitet sich eine recht gute Wohnung in einem alten, schon lange nicht mehr geschlofenen, dem Verfalle nahen Haupt- oder kleinern Bau, welchen er zu seinem Gebrauch in gehörigen Stand setzt.

Das Ausführen des Baues geschieht vom Fuchse, wie vom Dachse, mit dem Aufgraben des Bodens mittelst der scharfen Klauen der Vorderbranten. Wie der Hund, im Felde nach Mäusen grabend, die Erde ausscharrt und zwischen den Hinterfüßen hindurch hinter sich wirft, so grabt auch der Fuchs, muß aber, ist die Einfahrt ausgescharrt und die erste Röhre so weit ausgeführt, daß er sie mit dem ganzen Körper ausfüllt, von da an die ausgegrabene Erde stets rückwärts kriechend herausschaffen, wo sie dann den Aufwurf bildet, der Anfangs, bis er sich theils von selbst, theils durch das öftere Schliefen des Fuchses gesetzt hat, so hoch ist, daß die Einfahrt der Röhre selbst sich nur im Umfange der Stärke und Rundung eines Männerarmes darstellt, und es gar nicht zu begreifen ist, wie ein ganz ausgewachsener Fuchs durch diese kleine Oeffnung zu Baue gehen kann.

In wenigen Nächten — denn der Fuchs, wie der Dachs, grabt nur bei Nacht — ist ein Haupt- oder ein Kesselbau, und in einer einzigen Nacht ein Flucht- oder ein Nothbau ausgeführt.

Ich bemerke noch, daß

a) der Dachs keinen Noth- und keinen Fluchtbau hat, und

b) daß der Dachsbau ein Muster der Reinlichkeit ist, während der Fuchsbau von dem Gallen und der Losung, von den Wildpret-, Fleisch- und Aasresten, die man in seinem Innern findet, besonders zur Zeit, wo die Jungen noch gefüttert werden, und von den Ausdünstungen der Familie selbst schon in die weite Ferne hinaus seinen mephytischen Gestank ausbrudelt.

Ueber den Fuchsbau sagt Bechstein:

„Der Füchse gewöhnlicher Aufenthalt sind Höhlen in der Erde, die sie entweder selbst graben (ausführen) oder dem Dachse abjagen. Der Jäger nennt diese Wohnung einen Bau. Der Umfang desselben hält bisweilen 50 Fuß, die Tiefe 3—6 Fuß und hat gewöhnlich folgende Einrichtung:

„Alle äußern Oeffnungen (Einfahrten) sind als Thore zu einer Stadt zu betrachten, gehen als Straßen (Röhren) fort, die sich innerhalb vielmal durchkreuzen und also Gemeinschaft mit einander haben.

ı diesen Straßen aber sucht der Fuchs nicht seine Sicherheit und :quemlichkeit, sondern dazu hat er besondere unterirdische Wohnungen d Verschanzungen (Kammer, Kessel) angelegt, wohin er bei Unge= ttern, Stürmen, bei feindlichen Angriffen ꝛc. seine Flucht zu nehmen t, sich daselbst mit der größten Heftigkeit vertheidigt, und wo die utter ihre Jungen zur Welt bringt (wölft)."

„Die Kammern, deren Anzahl, je nachdem der Bau groß oder in, mehr oder weniger ist, liegen vor den Kesseln, und : hat mehrentheils 3 Fuß im Durchmesser, ist mehr oval als rund,) hat wieder durch eine Röhre, die mitten durchgeht, mit der näch= ı Kammer Gemeinschaft. In einer solchen bereitet sich gewöhnlich Mutter ihr Wochenbett."

„An der letzten Kammer befindet sich eine überaus enge Röhre, lche ungefähr 3—3½ Fuß lang ist, meistens etwas senkrecht in die de geht, dann wieder in einem Bogen aufwärts steigt und zum ssel führt. Es befinden sich in einem Baue höchstens drei solche ıde Plätze (Kessel, Kammer), welche etwa 1½ Fuß Höhe und 3 Fuß eite haben, und ohne fernern Ausgang sind. Sie sind die letzten luchtsörter und die Schlafkammern des Fuchses."

Ich habe die Bechstein'sche Beschreibung eines Fuchsbaues swegen hier mitgetheilt, weil ich von meinen Freunden in Diana hören wünsche, ob Einer unter ihnen in einem Fuchsbaue Kam= ern kennt, die vor dem Kessel liegen. Ich habe oft, sehr , nach jungen Füchsen, selbst nach alten gegraben, aber nie derglei= n Kammern, nach Bechstein eigentlich die Vorzimmer der Fuchsischen emächer, angetroffen, ungeachtet ich die meisten Baue auf's Ge= neste untersuchte und öfters nach vollendetem Ausgraben noch dort d da Oeffnungen machen ließ, um den Bau in der Tiefe seines nern gleichsam zu anatomiren und so mich mit ihm bekannt zu chen. Wohl fand ich in manchem Baue, 3—4 Fuß vom Kessel llegen, ein in die Hauptröhre gescharrtes Loch, welches zum Aufbe= hren der Knochen, des Raubes (ich fand einst in einem solchen he ein vielleicht schon 8—10 Tage altes Bockkitz, außer der Todes= nde ganz unversehrt und fast noch warm, wobei ich mir gar nicht ellen konnte, wie es durch die letzte, jederzeit so enge Röhre bis an den Kessel hin konnte durchgezwängt werden) diente, aber, wie agt, ein blos zu diesem Behufe ausgescharrtes Loch, das gar nicht Form einer Kammer hatte. Ich wünschte recht sehr zu wissen, ob Baue giebt, welche eigene, vor dem Kessel liegende Kam= ern haben.

Fraß.

Nicht blos das Thierreich muß für die Mahlzeiten des Fuchses ichliche Zuschüsse leisten, auch das Pflanzenreich wird von ihm, weni= r aus Hunger, als aus Leckerhaftigkeit, in Contribution gesetzt. Aus nem holt er sich mit Gewalt oder List frischgesetzte Rothwildkälber

und Rebkitze (ja er ist frech genug, Sauen, die vor Kurzem gefri[illegible] haben, im Bette zu beschleichen und den Raub eines Frischlings [illegible] versuchen, welches ihm jedoch selten gelingt), junge und alte Ha[illegible] Kaninchen und Maulwürfe, Igel, Katzen, Marder, Hamster, Ratt[illegible] zahmes und Wildgeflügel jeder Art, Fische, Krebse, Käfer etc.; [illegible] diesem Wald- und Gartenobst, Trauben, Erdbeeren, Heidelbee[illegible] Himbeeren etc. Auch Regenwürmer frißt der Fuchs, und zwar keineswe[illegible] blos in der Hungersnoth, sondern selbst zur Zeit, wo er die W[illegible] zwischen jungen Hasen und Federwild hat. Nur ein Beispiel hier[illegible] Am 14. Juni 1830 schoß der Jagdaufseher des Revierförsters Ma[illegible] in dem Weinberge der Burgstadter Jagdmarkung einen Fuchs an, [illegible] sich ein paar hundert Schritte vom Anschusse niederthat und sich [illegible] durch Erbrechen einer ungewöhnlichen Menge von Regenwürmern (L[illegible] bricus terrestris) — nach vorgenommener Abzählung 90—95 St[illegible] — entleerte, die sämmtlich an der, den vordern Theil von dem [illegible] teren Theil trennenden Stelle abgebissen und mit dem Magensch[illegible] vermischt waren, welcher zur Verdauung bestimmt ist. — Honig ist [illegible] vorzüglicher Leckerbissen, noch mehr, was staunenswerth ist, ein re[illegible] wie ein gebratener Häring, mit welchem, als Geschlöppe gebra[illegible] man ihn aus stundenweiter Entfernung an irgend einen Platz ki[illegible] kann. Im Winter, wenn es an frischem Fraß mangelt, scharrt e[illegible] den auf Aeckern angelegten Düngerhaufen nach Knochen und sonst[illegible] Abfällen. Merkwürdig ist seine Passion auf altes, in solchen Dün[illegible] haufen oft sich vorfindendes Lederwerk. Mit besonderer Begierde [illegible] er dieses auf und trägt es seinem Baue zu. Auf einem Treib[illegible] im Reviere Hochhausen wurde ein Fuchs geschossen, der einen alten, [illegible] rissenen, halbverfaulten Schuh in der Schnauze trug, an dem [illegible] wohl zu erkennen war, daß ihn der Fuchs so eben aus dem, im [illegible] genden Felde aufgefahrenen Miste geholt hatte. Nicht aus wüthe[illegible] Hunger, sondern bei gewöhnlichem Appetite frißt er seines Glei[illegible] findet er es todt, ja selbst noch lebend im Fangeisen eingekle[illegible] oder tödtlich angeschweißt. Man hat genug der Beispiele, daß ju[illegible] Füchse vor dem Baue Anfangs spielend, dann mit einander rau[illegible] den Herrn Bruder oder die Demoiselle Schwester, ja selbst die, [illegible] anstehenden Jäger vor dem Baue geschossenen Eltern mit großer G[illegible] und dem sichtbarsten Wohlgefallen gefressen haben. Der fürstl. [illegible] Wittgenstein'sche Oberförster Müller war, auf einen Hirsch anste[illegible] Augenzeuge, wie sechs junge Füchse vor einem dem Anstehenden [illegible] gelegenen Baue mit abgenagten Reh- und Hasenknochen spielten, [illegible] einig wurden, sich unter einander bissen, über einen, der am [illegible] verwundet stark schweißte, mit schnell erwachter Mord- und [illegible] gierde herfielen, ihn tödteten und dann rein auffraßen."

„Merkwürdig war zu sehen", sagt Müller, „wie die Brudern[illegible] nach dieser kannibalischen That schüchtern und mit gesenktem Kopf[illegible] Baue wegschlichen; jeder nahm einen besondern Weg und nie [illegible] konnte ich die saubere Gesellschaft in diesem Baue antreffen."

Wildmeister Euler zu Celle hatte eine säugende Fähin vor dem
Baue geschossen, als sie eben den Jungen Fraß zuschleppte. Er warf
e nahe beim Baue in eine Grube. Als er am andern Morgen in
e Nähe des Baues kam, sah er fünf junge Füchse aus der Grube,
welche er die Fähin geworfen, pfeilschnell in den Bau fahren und
nd, daß die verblichene Mama von ihren gefühlvollen Sprößlingen
s auf die Knochen verzehrt war.

Vom Hunger gepeinigt, nimmt er Aas an, selbst Menschenkoth.
n strengen Winter des Jahres 1829 habe ich in einer hellen Mitter-
chtsstunde aus dem Fensterchen eines abgelegenen Hirtenhauses zwei
ichse auf einen Schuß geschossen, wie sie eben aus der vollgefüllten
rube des abseits stehenden Abtritts mit großer Gierde fraßen. Daß
Füchse, den Wölfen gleich, auf Schlachtfeldern nach den gewöhnlich
seicht verscharrten Leichen suchen, ja selbst in sehr strengem Winter
Friedhöfe besuchen und sich in die Gräber wühlen, ist eine bekannte
ache. Aber es gehört unter die merkwürdigen Erscheinungen in der
atur des Fuchses, daß er sämmtliche Raubvögel mit sichtbarem Eckel
rschmäht. Man hat Versuche gemacht, wie mir die glaubwürdigsten
änner betheuerten, angeketteten Füchsen, die größtentheils mit
eischabfällen, Ratten, Mäusen, gefallenem Federvieh ꝛc. gefüttert
rden, allen Fraß zu entziehen und ihnen nur gefangene und geschos-
e Raubvögel vorzuwerfen. Sie beschupperten diese nicht einmal, sie
lten, sie bissen in die Kette, in die Hütte vor Hunger, aber sie
hmen das Raubgeflügel nicht an und wären verhungert, hätte
n ihnen nicht andern Fraß gegeben.

Dagegen hat der Fuchs solch eine Gierde nach Schweiß, daß er
rüber alle seine sonstige Scheue und Vorsicht vergißt, ja, vor Gelüste
h diesem Leckerbissen wie taub und geblendet in die Welt hinein-
nt. Ich will zwei solche Fälle anführen:

Ein Char á banc rollte in der Dämmerung eines heitern Winter-
nds mit einer Gesellschaft fröhlicher Grünröcke und Jagdfreunde
einem recht glücklich ausgefallenen Treiben nach der Stadt zu.
ner der Schützen wandte sich rückwärts, um nach seiner Doppelflinte
sehen, und erblickte dicht hinter dem Wagen einen mit der Schnauze
dem Boden nachtrabenden Fuchs. Sein Erstaunen, so nahe einen
chs zu sehen, der, ungeachtet des durch Gesang der Fahrenden, durch
Kutschers Peitschengeknall und des durch Kettengerassel am Wagen
ehenden Gelärmes, dem Wagen wie ein Hund folge, dabei von
t zu Zeit einen Bissen Schnee aufnehme ꝛc., theilte sich auch den
rigen Schützen mit, die er darauf aufmerksam machte. Als aber
paar hitzige Schützen zu rasch ihre Gewehre hervorrissen, und zu-
eich der Kutscher still hielt, setzte der Fuchs pfeilschnell über den
traßengraben und verschwand im nächsten Gebüsche. Der Wagen
llte fort, die Schützen debattirten auf's Heftigste über die Ursache
eser ganz außerordentlichen Erscheinung; einer aber aus der Gesell-
aft, der Revierförster Weidinger, machte Front gegen die Rückseite

und kauerte sich schußfertig auf dem Hintersitze. Siehe da, nach kurzer Zeit kam der Fuchs in voller Flucht daher und trabte, einer Entfernung von 12—14 Schritten, mitten im Fahrgeleise Wagen nach, wieder von Zeit zu Zeit Schnee aufnehmend. Weidi schoß den Fuchs nieder.

Als er vom Wagen gesprungen war, um den Fuchs zu h hatte er auch gleich die Ursache dieser merkwürdigen, eifrigen Nach des Fuchses entdeckt. In den Sitzkästchen lagen mehrere Hasen. schweißten stark. Durch die schadhaften Unterbretter der Sitzkäs war der Schweiß ausgeflossen, und dieser kirrte den Fuchs so reizend, daß dieser aus Gierde nach ihm dicht hinter dem Wagen dem Tode in den Rachen trabte.

Im Winter des verflossenen Jahres ging ich bei einer Haupt nach dem sogenannten Katzberg, auf dessen Rücken meine Jagdgr hinläuft, um nachzusehen, ob Rehwild zu mir eingewechselt sey. spürte 3 Stücke, die ich auch gleich einbögnete. Nun hatte eine gute Stunde nach Oberstein, wo der Wirth, der Schullehrer der Hufschmied, verlässige Schützen, bei solchen und andern Jagd genheiten mir jederzeit gute Dienste leisteten. Keiner war zu H ich sah mich genöthigt, in Begleitung eines Taglöhners, der gew lich meine Treiber anführte, auf den Bestattplatz zurückzukehren in meiner Person die ganze Schützenwehre zu repräsentiren. stellte mich am Hauptwechsel an, Simon gieng auf der Fährte Kaum hatte er sein: Reh auf! gerufen, als schon der Bock, Capitalstück, in voller Flucht daher kam, und zwar durch zie dichtes Stangenholz. Ich schreckte ihn an, er verhoffte stürzte im Feuer. Laut jubelnd knebelte ihn der kunstverstä Simon und trollte damit vor mir her nach Oberstein.

Ein Bedürfniß zwang mich, zur Seite zu gehen. Als ich n dem Träger folgte, der mir sehr vorangeeilt war, erblickte i meinem Erstaunen einen Fuchs, der vor mir her auf dem Schw falle — der Bock goß mehr, als er schweißte — nachtrabte un Zeit zu Zeit schweißigen Schnee aufnahm. Es gelang mir, Fuchs auf Schußweite einzuholen. Das Zündhütchen des rechten versagte, mit dem linken fehlte ich ihn, wie der erbärmlichste Qu schütze. Der Fuchs floh ins Gebüsche, mit der Ruthe ein schlagend und ohne Zweifel sich denkend, was einst des Goldsch Jung sich gedacht. Ich log meinem Simon vor, nach einem zu gestrichenen Geier geschossen zu haben, dachte aber doch an die lichkeit, der Fuchs gehe vielleicht nochmal an den Schweiß, u bot Simon, hier wenigstens eine starke Viertelstunde lang anzu und dann, ohne sich weiter um mich zu bekümmern, nach Ob zu marschiren. Ich eilte mittelst Durchgreifen dem Simon stens eine halbstündige Strecke vor, und stellte mich seitwä einem Dickicht an, von wo aus ich den Weg gut beschießen k Mein Simon trabte vorbei, ohne mich zu bemerken; nicht fer

meinem Verstecke legte er den Rehbock ab, um sich eine Pfeife zurecht zu machen. Nach kurzem Anhalten eilte er wieder fort.

Schon war eine starke Viertelstunde vergangen, schon wollte ich abspannen und Simon folgen, wähnend, daß mein Fehlschuß den Fuchs vergrämt habe; da erblickte ich diesen und dicht hinter ihm einen zweiten, beide mit der Nase auf dem Schweißfalle und ihn gierig aufnehmend. So kamen sie an die Stelle, wo Simon den Rehbock, und zwar gerade auf der Anschußseite, niedergelegt hatte. Eine kleine Lache Schweiß war zurückgeblieben. Mit neidischer Hast fielen die Füchse darüber her; jetzt fressen sie, Schnauze an Schnauze, den Stich mir zugewandt. Ich hätte laut aufschreien mögen vor Freude über diesen Anblick. Ich drückte ab und beide Füchse wälzten sich verendend auf der Stelle ihres Leckerschmauses.

Die Gierde der Füchse nach Hasen- und Rehschweiß kennend, habe ich damit jederzeit vorzugsweise glücklichen Erfolges geschleppt und gekirrt.

Ich habe bereits angegeben, daß der Fuchs seines Gleichen, findet er es tödtlich angeschweißt oder verwundet, unverzüglich annimmt und auffrißt. Als Bestätigung meiner Angabe führe ich hier ein merkwürdiges Ereigniß an, welches vor einer Schießhütte Statt gefunden und uns H. L. Frühling, herzogl. braunschw. Revierförster zu Asse bei Wolfenbüttel, wie folgt, erzählt hat:

„H., Revierjäger am Harze, im Reviere Seesen, saß mit dem Forstlehrling W. in einer mondhellen Nacht am 14. Januar 1804 in einer an einem kleinen Flusse errichteten Schießhütte, um Füchse zu schießen. Obschon nun das vor die Schießhütte geworfene Luder längst verzehrt war und nur die abgenagten Knochen noch umher lagen, auch gegen Morgen das bis dahin helle Wetter durch den eintretenden Wind und durch Schneegestöber verdunkelt ward, so schoß H. dennoch sieben Füchse. Als er die letztern Füchse erlegte, glaubte er zu bemerken, daß immer mehrere derselben beisammen und mit einander im Kampfe begriffen seyen, welches sonderbare Schauspiel er sich nicht erklären konnte. Mit Sehnsucht erwartete er den anbrechenden Tag. Als dieser endlich erschien und H. sich beeilte, seine Beute zu sammeln, konnte er, ungeachtet alles Suchens, nur drei Füchse auf dem Platze finden. Dieses war ihm um so räthselhafter, da er doch genau gesehen, daß er sieben Stücke wirklich erlegt hatte. Endlich fand er circa 20 Schritte entfernt einen Fuchs, welcher zur Hälfte aufgefressen war. Dem Revierjäger ward nun klar, daß die fehlenden Füchse, und zwar die zuerst geschossenen, sogleich, nachdem sie erlegt, von ihren später hinzugekommenen Brüdern, ohne Rücksicht auf die nahe Verwandtschaft, verzehrt worden waren. Nach genauerem Suchen fanden sich auch die Branten, Ruthen und sonstigen Ueberbleibsel derselben, wodurch sich dann die Sache noch mehr bestätigte. Besonders aber gelangte H. nach dem Streifen und Ausweiden der noch unversehrten drei Füchse zu der völligen Gewißheit, daß auch diese ihre früher erlegten Brüder

sich hatten gut schmecken lassen, da der Magen von der noch unverdauten Speise überfüllt war. Jetzt konnte H. sich auch erklären, wie es gekommen, daß er zuletzt immer mehrere Füchse zusammen und im Raufen gesehen habe, da die später gekommenen, gewiß sehr hungrigen Füchse sich unter einander nicht wenig um den Besitz der bereits verendeten Verwandten gestritten haben mochten.

Zur Bestätigung meiner Angabe: daß der Fuchs seines Gleichen auffrißt, wenn er es lebend oder verendet im Fangeisen findet, wird folgende, von Dietrich a. d. Winkell verbürgte Thatsache genügend seyn: „Im Jahre 1816 wurde zur Winterzeit beim Schnee, kaum 600 Schritte vom Dorfe entfernt, durch einen der mir dermalen untergebenen Jäger auf einem im Freien angelegten Fangplatze ein Fuchs Morgens um 8 Uhr darüber betroffen, daß er den in der vorherigen Nacht im Schwanenhalse gefangenen Fuchs verzehrte, und zwar mit so vieler Lüsternheit, daß der Jäger im Freien herangehen und sich durch Erlegung des Räubers für den zerrissenen Balg des gefangenen Fuchses bezahlt machen konnte."

Rauben.

Ein sehr berühmter Schriftsteller sagt: „Gewiß hat Dr. Gall, als er seine Schädellehre entwarf, das Signalement des Organes der Schlauheit vom Fuchse hergenommen, und ich bin überzeugt, daß, wenn Menschen und Thiere von der Natur mit gewissen bestimmten Organen zu gewissen bestimmten Neigungen und Fähigkeiten ausgerüstet werden, und diese Organisation am Schädel des einen sich wirklich und immer sichtbar darstellt, daß, sage ich, der Schädel des Fuchses Schlauheit, Verschlagenheit, Diebeslist und Tücke aufs Deutlichste anzeigen muß."

Wie begründet Vorstehendes ist, und daß der Fuchs unter allen Raubthieren mit der größten Schlauheit ausgestattet, ja, man kann in der That sagen, mit Klugheit begabt ist, sich vor den Gefahren in Zeiten zu sichern, sich allen schwächern Thieren furchtbar zu machen weiß, und daß er da, wo seine körperliche Stärke nicht ausreicht, in List und Verschlagenheit reichen Ersatz findet, kann der Jäger durch unzählige Daten bestätigen, da es diesem gewiß nicht an Gelegenheit fehlt, den seiner Aufmerksamkeit ohnehin so wichtigen Fuchs auch beim Rauben zum Gegenstand der genauesten Beobachtung zu machen.

Von der Dreistigkeit, Schlauheit, Gewandtheit, Verwegenheit rc., mit welcher der Fuchs raubt, habe ich bei seinen „Eigenheiten" einige auf strenger Wahrheit basirte Fälle aufgeführt. Jetzt wollen wir ihn auf seinen Raubstreifereien ein wenig begleiten.

Die Nacht ist in der Regel für Raubhaarwild die Zeit des Ausgehens nach Raub; sie ist es auch für den Fuchs, jedoch fürchtet er keineswegs die Tageshelle, um sich durch sie von Ausübung seiner Mord- und Freßgierde abschrecken zu lassen; dieses ist besonders im Winter an solchen Tagen der Fall, wo es tüchtig schneiet, aber

dabei windstill ist; da trabt der Fuchs in Gehölzen und auf Feldern umher, da er recht gut weiß, daß bei solcher Witterung er manchen Hasen in der Sasse, manches Rebhuhn, das sich unter einen überhangenden Rain, unter ein Büschchen im Felde, in der dichten Wintersaat gedrückt hat, am leichtesten beschleichen kann. Hört es zu schneien auf, so eilt er seinem Baue zu, um der Ruhe zu pflegen und sich Kräfte zu holen zu neuen, oft sehr lange dauernden Forcetouren nach Beute. Ist der Schnee hoch und durch das Glatteis mit einem etwas starken Schurf bedeckt, so ist der Fuchs dem Rehwild äußerst gefährlich. Bei solchem Schurfe vereinen sich gewöhnlich, wie die herbe Waidmanns-Erfahrung lehrt, zwei Füchse, oft auch mehrere, und suchen Rehwild auf, mit dem nämlichen Verhalten, wie ganz ferme Jagdhunde thun. Ist das Rehwild rege und flüchtig, so faßt die jagende Fuchsgesellschaft ein Stück, gewöhnlich das, welches am ersten vor ihnen her flüchtig wird, ins Auge, und diesem gilt es nun. Laut gebend, wie ein Jagdhund, folgt einer auf der Fährte, sie auch fast keinen Augenblick verlierend. Der andere oder die andern kreisen zur Seite und werfen sich da vor, wo das Stück durchbrechen will. Die Glatteiskruste trägt den Fuchs, nicht aber das Reh, dieses bricht durch den Harst ein und wird so abgemattet, daß es nur mit der größten Anstrengung flüchtig bleiben kann; aber nicht lange, denn die scharfen Kanten des durchgetretenen Harstes schneiden in das Fesselgelenke des Rehes ein; es fängt an zu schweißen, und je mehr das Reh, ohnehin weich und empfindlich, dem Schmerze und der Angst leicht erliegend, durch Ermattung und Schweißverlust an raschem Fluchtvermögen verliert, desto gereizter und flüchtiger wird der Fuchs durch die Schweißwitterung; er weiß recht gut, daß ihm nun seine Beute nicht mehr entrinnen kann; er strengt alle seine Kräfte an, er holt das bis zum Hinsinken abgehetzte, todtängstliche Reh ein, er reißt es, und im Augenblicke haben sich seine Gefährten zu ihm gesellt, um mit der wilden Hast des Neides und der Freßgierde den köstlichen Fang aufzuzehren. (Ein Stückchen von solch einem Rehjagen erzähle ich bei des Fuchses Eigenheiten.)

Kommt der Fuchs auf den Schweißfall eines angeschossenen Roth- oder Schwarzwildes, eines Hasen, so nimmt er ihn auf der Stelle an und so lange fort, bis er entweder das angeschweißte Stück niedergethan findet, wo er es beschleicht und, wenn es ihm anders möglich, sich dessen als willkommene Beute bemächtigt. Bei dem Art. Fraß habe ich zwei Fälle von der Gierde des Fuchses nach Schweiß erzählt, und so wird wohl Niemand in Abrede stellen, daß in Revieren, wo Hochwild steht oder einwechselt, manches im Sommer oder zur schneelosen Winterzeit angeschossene Stück Roth- oder Schwarzwild, dem der Jäger aus Mangel an einem guten Schweißhund erfolglos nachsucht, entweder noch im Krankseyn, oder im Verenden dem Fuchse ein leckeres Mahl giebt. Was er davon nicht verzehren, oder, wegen zu weiter Entfernung von seinem Baue, nicht

dahin schleppen kann, das vergräbt er sorgfältig unter Laub, Moos oder Genist, windet und äuget aber während des Verscharrens des Risses nach allen Seiten, um sicher zu seyn, daß es weder ein Thier noch ein Mensch gewahr wird. Nur wenn es ihm an frischem Fraße fehlt, holt er den verscharrten Riß hervor.

Zur Zeit, wo die Fähin Junge zu säugen hat, ist sie, wenn ungefähr 14 Tage das Wölfen vorüber ist, und sie wieder auf Raub auszugehen anfängt, die Zeit des Säugens hindurch ein wahrer Würgeteufel unter den jungen Hasen, dem wilden und zahmen Geflügel.

Die Morgen- und Abenddämmerung der Sommerzeit benützt der Fuchs besonders zum Verderben der jungen Hasen. Am Waldsaume unter dem Schutze bergenden Gebüsches fortschleichend, spähet er mit scharfem Auge umher, ob nicht im nahen Sommersaatfelde, auf einem nahen Wiesplatze junge Hasen sich äßen. Jetzt gewahrt er ein sorglos weidendes, keine Gefahr ahnendes, jede Warnung und jeden Schutzes entbehrendes Häslein. Starr äuget er aus seinem Verstecke hervor auf das verlassene Thierlein hin; in der Begierde nach solchem Raube funkeln die schielenden Seher wie glühende Punkte, und er leckt im Vorgenusse des Wohlgeschmackes solch zarten Bratens mit heißer Zunge die schweißgewohnten Lippen. Unbeweglich faßt er das arglos umherhüpfende Thierchen ins tückische Auge; jetzt äuget er noch rasch nach der rechten, nach der linken Seite, ob ihn keine Gefahr, keine unangenehme Störung bedrohe; jetzt streckt er sich, fast auf dem Bauche kriechend, das Opfer seiner Mordlust anstarrend; zugleich scharf umherschielend, ob es in seiner Umgebung noch immer geheuer sey, schleicht er mit verderblicher Langsamkeit immer näher; jetzt nahe genug, drückt er sich zum richtig abgemessenen Sprung; der Sprung, das Fassen des Häschens am Genicke, das Umwerfen nach dem Gehölze zu, das Verschwinden im nächsten Gebüsche sind das Werk weniger Augenblicke.

So beschleicht und raubt er in der Brütezeit das Rebhuhn, die Wachtel, die Lerche, die Wildente, die im Uferschilfe ihr Gelege hat, oder da bei heftigem Wind, bei Schneegestöber unterm Winde liegt so manchen alten Hasen in der Sasse, so die Gans, die Ente, die alten und jungen Hühner des Landmanns, welche die Naschhaftigkeit aus dem sichern Haushofe in das nahegelegene Waizenfeld gelockt hat. Und wehe der Bäuerin, dessen wohlschmeckendes Geflügel Herr Reinecke einmal gekostet hat! So lange die Witterung dem Federvieh gestattet, kleine Excursionen in der Umgebung des Hauses zu machen, findet er sich gewiß täglich auf der Stelle ein, wo ihm ein Stück zur Beute geworden, die gehörige Vorsicht stets beobachtend, listiger als die Hausfrau, und des gefiederten Völkleins mit unverwüstlicher Geduld zu allen Tagesstunden harrend; ja er ist verwegen genug, aus einzeln gelegenen Gehöften, wenn diese nicht mit wachsamen Hunden versehen sind, nächtlicher Weise Beute zu holen.

Sehr gefährlich ist der Fuchs den Hasen in der Rammelzeit; er drückt sich in den Sturzäckern, unter die Ueberhänge ausgeschwemm-

ter Raine zc., bis ihm eine Häsin, oder einer der sie verfolgenden Rammler so nahe kommt, daß es nur eines raschen, kühnen Sprunges bedarf, um der Beute habhaft zu seyn.

Raubt er Honig, seinen liebsten Leckerbissen, und bedecken ihn dabei die Binnen, die Wespen, so wälzt er sich so lange auf einem harten Erdreich, bis er die lästigen Feinde zerquetscht hat, worauf er sich das delicate Gericht recht wohl schmecken läßt.

Hat es dem Fuchs gelungen, in einem Vogelschnate nur einmal so hoch zu springen, daß er einen darin gefangenen Vogel erreichen kann, so schleicht er sich, solange der Vogelfang dauert, täglich in die Schneiße, außer den Morgen- und Abendstunden auch zu anderer Tageszeit, und überhebt den Jäger von der Mühe des Ausnehmens.

Während der Ranzzeit raubt der Fuchs kaum mehr, als er gerade nöthig hat, seinen Hunger raptim zu stillen, d. h. ohne lange zu tafeln und ohne nach besondern Leckerbissen sich Mühe zu geben, da er im Laufe dieser Zeit die Wünsche des Magens und Gaumens den süßen Anforderungen der Sinnenlust unterordnet; was er sich aber im Februar an Raub- und Freßgierde abgebrochen hat, das holt er später, besonders die Fähin während des Säugens und Fütterns der Jungen, mit alttestamentarischem Wucher nach.

Beim Aufspüren des Raubes unterstützt den Fuchs vorzüglich sein feines Wittern, auch kennt er genau die Orte, wo Haar- oder Federwild, seiner Natur nach, gern lagert; und da er bei seinem ohnehin schlanken Körperbaue noch die Kunst besitzt, sich so schmal zu machen, daß er durch unglaublich kleine Oeffnungen schlüpft, so erleichtert ihm dieses das Eindringen in die Geflügelställe und in die Speisevorrathskammern.

Ranzen.

Der Februar ist die Ranzzeit des Fuchses. Ist die Witterung günstig und den Winter hindurch der Fraß genügend und nahrhaft gewesen, so ranzt der wohlgenährte und dadurch vom Begattungstriebe früher aufgeregte Fuchs schon mit Eintritt Februars, sonst gegen Mitte desselben. Das frühere Ranzen tritt besonders in Revieren, wo ein starker Rehwildstand ist, dann ein, wenn ein zu strenger Winter mit sehr hoch liegendem, öfters von einer Eisrinde bedecktem Schnee und Mangel an Aeßung, wie auch an Fütterung das Rehwild in ganzen Sprüngen hinraffte. Da braucht der Fuchs nicht Hunger zu leiden und nicht Tage und Nächte nach Fraß zu treiben. Beim Harst auf hohem Schnee fängt er sich gemächlich ein armes Reh; die heftige Kälte, der Hunger macht überdieß den großen Theil des Standrehwildes fallen, der Fuchs hat dadurch Fraß in Menge, nimmt an Kräften täglich zu, und in dem durch Fallwild gleichsam gemästeten Fuchse erwacht früher der Begattungstrieb, daher auch das frühere Ranzen.

Im Schnee, auf Stellen, wo eine rennende Fähin gefressen oder gestanden, hat man beobachtet, daß sie in der Ranzzeit, wie die Hündin in der Laufzeit schweißt, und ebenso, daß ihr Rennen 12—14 Tage dauert, oft auch nur 8—9 Tage, wenn sie sich häufig gebunden hat.

Sobald die Ranzzeit beginnt, trabt die Fähin mit Einbruch der Nacht auf Wiesen und Feldern hin und her, wobei sie ein gewisses Krächzen hören läßt, welches, ungeachtet heiser, doch in der Stille einer heitern Winternacht weit vernehmbar ist. Nun kommen von allen Seiten her die Rüden angetrabt, doch stehen nie mehr als höchstens 4 zu einer und derselben Fähin, und die Promenade geht los. Zuerst kommt das Weibchen, dicht hinter demselben die Männchen immer eins nach dem andern, in schnurgerader Richtung, so daß sie sich beinahe immer in die Spuren treten. Die Fähin und der nächst hinter ihr trabende Fuchs setzen die Tritte fast so, als wenn einer allein geschlichen wäre. Rastlos, nur von Zeit zu Zeit der Erholung wegen, eine kurze Strecke schleichend, durchtrabt die unzertrennliche Gesellschaft in einem kaum ½ Meile beschreibenden Bogen die Felder und Wiesen, immer ferne vom Walde und Gehölze bleibend, wo die Fähin ihren Bau hat. So kommt der Morgen heran und nun geht es zu Holze und zu Baue.

Nicht immer im Baue selbst, sondern auch vor diesem wird manchmal der Beschlag ausgeübt, wenn der Bau in einer sehr einsamen, äußerst wenig beunruhigten Gegend liegt. Daß aber der Act des Beschlages auch in einem ganz ungewöhnlichen Ort stattfindet, ersehen wir aus nachstehender, vom Referenten verbürgten Erzählung:

„Der Oberförster P. zu K. hatte eines Tages bei den Holzhauern nachgesehen, welche an einer an der Elbe gelegenen, mit Weiden bepflanzten Niederung Wellen hauten, und wollte so eben nach Hause gehen, als er im ganz nahe gelegenen Gehölze den Standlaut seines Dachshundes hörte. Dem Schalle folgend, traf er seinen Waldmann vor einer hohlen Eiche, welche unten im Stamme eine Oeffnung hatte, die aber nicht weit genug war, daß der, über Gebühr starke und breite Dachshund, durch selbe hätte schlüpfen können. Der Oberförster nahm den Hund zurück, und bückte sich, um zu sehen, ob er den Marder oder Iltiß, dessen Nähe, wie er vermuthete, seinen Hund so wild und hitzig machte, nicht entdecken könne. Da sieht er zwei und nochmal zwei feurige Punkte. Ueberzeugt, daß es zwei Wildkatzen sind, deren Seher ihm entgegen funkeln, nimmt er seine Flinte vor und schießt auf gut Glück in die Oeffnung. Dem Schuß folgte ein großes Getöse im Bauche der Eiche, welches aber nach einiger Zeit gänzlich aufhörte. Er sieht wieder zwei funkelnde Punkte, macht einen zweiten Schuß, und nach Wiederholung des Gelärmes, einen dritten, vierten mit schwacher Ladung. Jetzt herrschte die tiefste Stille in der Höhlung des Stammes. Hierauf versuchte er mit dem Ladestock=Krätzer die Gegenstände seiner Schüsse hervorzuholen, konnte aber damit nicht zu Stande kommen.

Er geht zu den Holzhauern zurück und nimmt einen derselben mit, um die Oeffnung zu erweitern und sich so seines Wildes zu bemeistern, das er noch immer nicht kennt. Und was fand er in der sehr geräumigen Stammhöhlung der uralten riesigen Eiche? Eine Fähin und sechs Füchse, sämmtlich an ihren Anschüssen verendet. Es war im Anfang der Ranzzeit.

Daß sich Rüd und Fähin wie der Hund binden, liegt in der Natur der Sache, weil sie Arten dieser Gattung sind und alle dahin gehörigen Thiere bei der Begattung nach vollbrachtem Acte der Samenausspritzung des Männchens an einander hängen bleiben. Daß die Rüden um den Besitz der Fähin unter sich raufen, oft auf das Allerheftigste und mit den schlimmsten Folgen, das ist keinem erfahrenen und der Beobachtung des Wildes beflissenen Jäger unbekannt; ich kann aus eigener Erfahrung zwei Fälle mittheilen, die dafür genügend sprechen. Gleich in den ersten Tagen des Februars von 1819 äugelte ich schon zu sehr früher Morgenstunde bei einer Hauptneue nach Rothwild, und beim Verfolgen der Fährten von 3 Stücken durch eine mit verkrüppeltem Stangenholze bewachsene Sandkreppe, worin ich einen geschlossenen Hauptbau hatte, hörte ich aus dessen Tiefe herauf ein Murren, ein Gebelle, eine Rauferei, als wenn sich ein halbes Dutzend Hunde im Felle lägen. Daß da kein Hund eingefallen und mit den Füchsen im Gerause war, wußte ich gewiß, und so konnt es nicht anders sein, als daß dieser Lärm nur allein von der Eifersucht der um die Fähin raufenden Rüden herrührte. In wiefern dießmal mehr oder minder blutige Folgen eintraten, kann ich nicht sagen, aber ich überzeugte mich bald, daß es recht schlimme gibt. — Auch wieder an einem befahrenen Baue vorüber führte mich mein Weg einige Tage nach jenem unterirdischen Spektakel. Mit Befremden bemerkte ich am Geschleife eine ziemliche Lache Schweiß, und dann fort die Spur eines schleichenden Fuchses, der nicht blos schweißte, sondern wirklich ausgoß. Ich hatte die Spur bis an das nächste Dickicht, und, nachdem ich es umgangen, keine mehr aus selbem heraus. Die Schweißspur war so frisch, daß ich, als Jäger, den Fuchs hätte wenigstens ein paar Stunden krank lassen werden sollen, aber nach solchem Gießen mußte er im Dickicht entweder verendet, oder am Verenden sein, übrigens konnte ich mich auf meinen Tyraß verlassen. Ich setzte ihn an die Schweißspur und ließ ihn vor der Leine. Nach ein Paar Augenblicken hörte ich einen einzigen Standlautschlag, dann ein Rauschen durch das engverzweigte Dickicht. Tyraß apportirte einen lauwarmen starken Fuchs. Beim Streifen sah ich meine Wunder. Am Kopf und Stich, an den Blättern und Flanken, war er so gebissen, daß Balg und Fleisch in Lappen zerfetzt waren. Ich war nun in Genüge von der Wuth überzeugt, mit der sich die Füchse um eine Fähin raufen.

Die von dem Fürstlich. Oranien-Naßauisch. Oberförster Klein erlebte Jagdbegebenheit ist, als Beitrag zu den über die Eifersucht

der Füchse in der Ranzzeit gemachten Erfahrungen, wie auch, als ein Beispiel, welche abentheuerliche, dem Nichtjäger unglaubliche Jagdvorfälle zuweilen sich ereignen, so merkwürdig und interessant, daß folgende von ihm gemachte Erzählung allen werthen Grünröcken gewiß sehr willkommen seyn wird.

„Als ich am 14 Febr. 1805", erzählte Oberförster Klein, „nach Langen-Anbach ging, hörte ich rechts von Flammersbach ein klägliches Geschrei, das dem eines von Raubwild gefangenen Hasen ganz gleich war. Ich eilte dahin und sah zwei Füchse, die auf's heftigste mit einander rauften und jenes Geschrei erregt hatten. Beide rauften im Rennen, und so kamen sie gerade auf mich zu, ohne sich durch meine Gegenwart irre machen zu lassen, ob ich gleich im offenen Felde ganz frei und unverdeckt vor ihnen stand."

„Noch etwa 100 Schritte mochten sie von mir entfernt seyn, als plötzlich etwas, das ich beim ersten Anblick für einen Hasen hielt, dicht vor den Füchsen aus einem Gesträuche hervor den Kopf in die Höhe hob. Beim Heranrücken der Streiter fuhr es aus dem Gesträuche, und siehe da, es war eine Fähin. Sie riß aus, die Liebhaber rennten ihr nach; da drückte sie sich in einem etwa 80 Schritt von mir entfernten Busche."

„Nun erhob sich ein neues, fürchterliches Raufen. Während dessen kam ein dritter, ein sehr starker Fuchs leise herangeschlichen, und als dieser sich den Kämpfern bis auf 10 Schritte genähert hatte, fuhr er auf sie los. Jetzt rennte die Fähin unter sie, und alle vier flohen pfeilschnell an mir vorüber. Ich schoß den ersten im Rauche nieder und fehlte den zweiten. Der dritte fiel über den Gestürzten her und biß in heftigster Wuth auf ihn los, wobei ihm der vierte Fuchs, der stärkste, und die neben ihm sitzende Fähin aus einer Entfernung von 50—60 Schritten ganz ruhig zusahen. Erst nach einiger Zeit legte sich seine Wuth, und er schlich ganz vertraut an mir vorüber, der ich Zeit genug gehabt hätte, frisch zu laden und ihn auf dem Verendeten niederzubrennen, hätte ich nicht vor Erstaunen über diesen merkwürdigen Vorfall das Laden vergessen."

Ist die Ranzzeit vorüber, so bleibt nur ein Rüd bei der Fähin, die übrigen — sind sie Standfüchse — kehren in die gewöhnlich nicht fernen Baue und zu ihrer alten Lebensweise zurück. Sind sie aber zugetrabte, so vertraben sie sich in kurzer Zeit, nachdem sie noch zuvor diese, während der Ranzzeit von ihnen so ziemlich geschonte Gegend, für ihre jetzt erneuerte Raub- und Freßgierde in Brandschatzung gesetzt haben.

Dieser Eine Rüd bleibt nun bei der Fähin bis in den Herbst, wo er, wie die Jungen, sich von der Gattin und Mutter trennt. Höchst wahrscheinlich ist immer derjenige Fuchs Hahn im Korbe und als solcher nach dem Abtraben der Rivalen bis zur Auflösung des

geselligen Vereins der treue Gefährte der Füchsin, dessen Ueberlegenheit an körperlichen Kräften die andere bemeistert oder dessen Gestalt und Galanterie das Weibchen so gewonnen hat, daß sie ihm die Rechte und Annehmlichkeiten eines Cavaliere servente verlieh. Uebrigens läßt sich kaum zweifeln, daß auch die Uebrigen nach und nach an die Reihe kommen, da es sehr wahrscheinlich ist, daß einer nach dem andern die Zeit benützt, in welcher sein wenigstens für den Augenblick erschöpfter Vorgänger zur Sammlung neuer Kräfte ausruht.

Ob dieser nämliche Fuchs in der folgenden Ranzzeit bei dieser nämlichen Füchsin seine Stelle wieder einnimmt, ist ein Geheimniß, daß ich nicht verrathen darf, weil ich es nicht weiß.

Man hat genug Beispiele, daß gezähmte Füchse mit läufigen Hündinnen, ja selbst wilde mit solchen, die sie beim Traben nach einer rennenden Füchsin nächtlicher Weile im Freien gefunden, geranzt haben.

Ueber fruchtbare Begattung eines Fuchses mit einer Hündin wird aus der Preußisch. Provinz Berg geschrieben: „Ein Bauer, der in der Rheingegend nicht weit vom Siebengebirge wohnt, hatte vor einigen Jahren eine kleine, schwarze Pommerhündin. Seine Hausleute hatten schon einige Mal bemerkt, daß diese Hündin mit einem Fuchse im nahe gelegenen Walde spielte. Die Hündin wurde hitzig und der Bauer band sie an, damit sie nicht belegt werden sollte; sobald er sie aber los ließ, lief sie, statt zu Hunden, nach dem Walde, wo gesehen wurde, und zwar von dem Bauer selbst, der seine Hündin aufsuchte, daß sie mit dem Fuchse gebunden war. Als beide wieder los geworden, führte der Bauer die Hündin an einem Stricke nach Hause und sperrte sie in eine Dachkammer unter Schloß und Riegel, so daß kein Hund zu ihr gelangen konnte. Die Hündin ward trächtig und warf zur bestimmten Zeit einen einzigen Hund, und zwar einen Fuchshund, dessen Aeußeres ganz von seinem Vater Fuchs war, denn Farbe, Ruthe, Lauscher, alles war fuchsartig; falsch, scheu, ein Todfeind des Hausgeflügels, zeichnete er sich übrigens als sehr wachsamer Hofhund aus. Neidische Nachbarn vergifteten ihn, als er ein Jahr alt war, und es ist Schade, daß mit diesem Fuchshund, als er 9 Monate alt war, mithin die Begattungsfähigkeit erreicht hatte, nicht der Versuch gemacht wurde, ob er sich mit einer Hündin fruchtbar begatten könnte."

Ich glaube, daß, wenn nicht immer, doch manchmal aus solcher Bindung fruchtbare Bastarde hervorgehen, da wir Fälle haben, daß Rehböcke mit Mutter-Lämmern und Ziegen gebrunft, und diese fruchtbare Junge gebracht haben, welches um so mehr für meine Meinung spricht, als Fuchs und Haushund Arten einer und derselben Gattung sind, während das bei jenen nicht der Fall ist.

Der Fuchs riecht immer widerlich, aber in der Ranzzeit stinkt er ganz unausstehlich. Dieser Gestank ist fast nicht zu vertreiben

aus den Bälgen der Füchse, die in der Ranzzeit geschossen oder gefangen werden.

Für meinen Glauben an das Entstehen fruchtbarer Bastarde aus der fleischlichen Vermischung einer Hündin mit einem Fuchs, oder einer Fähin mit einem Hunde spricht nachstehende, aus dem: Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber hier überlieferte Geschichte, für deren Wahrheit sich Referent verbürgt hat.

„Einem meiner Freunde wurden vor ein Paar Jahren 3 junge Füchse gebracht, die man in einem Baue gefunden, welchen der Umsturz einer Buche seiner obern Decke beraubt hatte. Wahrscheinlich waren sie erst einige Tage alt, denn sie hatten noch ganz geschlossene Seher. Nur eines dieser Jungen, weiblichen Geschlechtes, erwuchs, und lebte von der Zeit an in einem offenen Stalle an der Kette."

„Nachdem es etwas über ein Jahr alt war, bemerkte man an dem Aufschwellen der Nuß, daß es auch in seinem Sclavenstand den Fortpflanzungstrieb empfinde, der sich bei den Füchsen in der Regel zu dieser Zeit äußert. Mit Vergnügen wurde man an dieser jungen Fähin außerordentliche Zuneigung zu den Hunden gewahr, mit denen sie immer gerne gescherzt hatte. Von der Kette losgemacht wurde sie in einen Stall gesperrt und unter den Jagdhunden einer ausgesucht, der zu ihr gelassen werden sollte. Die Wahl fiel auf einen Schweißhund mittlerer Größe, etwa 2 Zoll höher, als die Füchsin, der eben erst das dritte Jahr zurückgelegt hatte, völlig gesund und von Farbe gelb war. Den Abend wurde er zu ihr gelassen, und schon am andern Morgen hingen sie wie zwei Hunde zusammen. Nachdem dieß drei Mal geschehen war, nahm man den Hund von der Füchsin, die nun allein im Stalle zurückbehalten wurde."

„An der zunehmenden Freßlust, an der Milch, womit sich das Gesäuge füllte, und am Schwellen des Unterleibes erkannte man, daß die Fähin aufgenommen hatte; auch schien sie das Wölfen zu erwarten, denn sie kratzte auf dem gepflasterten Stallboden, vermuthlich um einen Bau, oder wenigstens einen Kessel auszuführen; als ihre Bemühung fruchtlos blieb, bereitete sie sich im dunkelsten Winkel des Stalles aus dem darin gefundenen Stroh und Streumoos ein weiches Lager."

„Nach 9 Wochen wölfte sie auf diesem Lager 4 Junge, die blind zur Welt kamen. Alle hatten die Farbe und das Haar der Mutter, auch die Ruthen kamen mit denen der Füchse überein, die Köpfe aber waren dem des Vaters ähnlich, die Lauscher standen halb in die Höhe, halb hingen sie herunter, die Branten waren stärker, als die der Füchse gewöhnlich zu seyn pflegen; sie winselten, wie die frisch geworfenen Hunde zu thun pflegen, und jedes wog nur 1½ Pfund."

„Am dritten Tage nach dem Wurf ging das Jüngste ein, ohne daß man die Ursache des Eingehens anzugeben vermochte, die übrigen aber befanden sich bei der Muttermilch recht wohl; nach 10—11 Tagen wurden sie sehend."

„Ungefähr nach sechs Wochen — die jungen Halbhunde waren schon ziemlich stark — entwischten alle drei der sorgsamen Mutter. Das eine ertrank im nahen Teiche, das andere ward das Opfer der Bissigkeit eines Dachshundes, das dritte aber, eine Füchsin, wurde eingefangen. Auf diese verwandte man alle nur erdenkliche Sorgfalt, ließ sie auch der Mutter so lange, bis diese das Säugen nicht mehr zulassen wollte. Als die Mutter von einem wüthenden Hunde gebissen und erschossen wurde, gewöhnte sich die verwaiste junge Halbfähin an ihren Herrn, der sich vorzüglich viele Mühe gab, ihr alle Lust zum Rauben und Morden zu benehmen, wozu sie Neigung hatte spüren lassen. Dieß gelang ihm über alles Erwarten, so daß das Geflügel vor der Halbfüchsin ganz sicher war."

„Im Alter von ¾ Jahren war sie auf jedes ihr gegebene Zeichen oder Wort aufmerksam, eilte auf den Pfiff herbei und konnte mit ins Feld genommen werden. Im Hause war sie zwar von Natur diebisch, vergriff sich aber nie an einem lebendigen Geschöpf. Ihrem Herrn ungemein zugethan, war sie am folgsamsten und ruhigsten in seiner Nähe. Auf sein Geheiß apportirte sie, sprang über den Stock ꝛc. Mit den Hunden des Hauses, Jagd= wie Hofhunden, im besten Einverständniß lebend, spielte sie oft mit ihnen Stunden lang, wobei sie allerlei possierliche Bewegungen machte, und brachte mit ihnen die Nacht im Stalle zu."

„Oft nahm sie bei Spaziergängen in den anliegenden Wald, auf denen sie ihren Herrn begleitete, die Fährte eines Rehes, die Spur eines Hasen auf und verfolgte sie. Bei solchen Gelegenheiten blieb sie oft halbe Tage lang abwesend, fand aber den Weg immer wieder zurück, indem sie ihre Spur, wie die Hunde zu thun pflegen, auf dem Rückwege verfolgte. Ihre gewöhnliche Stimme — es war das heißere Gebell eines mittelmäßig großen Hundes — war von dem Alter von 15 Monaten an bis zu ihrem Eingehen unverändert. Diese Laute gab sie aus, wenn des Nachts ein Geräusch entstand, denn sie war äußerst wachsam. Im Zorne, z. B. wenn sie an der Kette lag und von ungezogenen Menschen gereizt wurde, oder wenn ihr beim Fressen die Hunde zu nahe kamen, knurrte sie, wie ein gewöhnlicher Hund, aber im Schmerz erhob sie ein Geheul, wie die Füchse in den Nächten eines sehr strengen Winters oder beim Eintritt der Ranzzeit hören lassen."

„Nachdem diese Halbfüchsin ein Alter von 17 Monaten erreicht hatte, bemerkte man — es war gerade zu Ende des Monats Januar — daß sich in ihr der Trieb zur Fortpflanzung mächtig regte. Man trennte sie von den Hunden und sperrte sie mit einem dreijährigen, gefleckten Jagdhund, der etwas größer als sie, vollkommen gesund und sehr kräftig war, in einen eigenen, allen andern Hunden unzugänglichen Stall. Schon am dritten Tage fand man das Pärchen gebunden, und nachdem dieses noch einige Mal stattgefunden hatte, entfernte man den Hund, ließ aber die Halbfüchsin erst dann wieder ihre

volle Freiheit genießen, als sie gänzlich aufgehört hatte, Spuren des Hitzigseyns zu geben."

„Bald bemerkte man untrügliche Zeichen des geschehenen Aufnehmens, und der Herr dieses Bastardgeschöpfes sah mit Sehnsucht und Neugierde dem Augenblicke entgegen, wo sich die Früchte einer so ungewöhnlichen Begattung zeigen würden. Leider ging es nicht so, wie man gewünscht hatte. Sieben Wochen nach dem Aufnehmen äußerte sich an der Halbfüchsin eine besondere Trägheit und ein unmäßiger Durst. Man gab ihr alle mögliche thierärztliche Hülfe, aber schon am andern Morgen nach dem Eintritt ihres krankhaften Zustandes lag sie verendet auf ihrem Lager."

„Mit aller Vorsicht wurde sie geöffnet; man fand die Geburtstheile sehr angeschwollen, im Uterus selbst aber vier Junge, die beinahe völlig ausgebildet waren und die Gestalt der Mutter, aber die Farbe des Vaters hatten."

Diese Begebenheit, deren Wahrheit Referent verbürgt, berechtigt allerdings zum Glauben, daß aus einer Bindung von Füchsen mit Hunden fruchtbare Bastarde hervorgehen; überdieß erwähnt schon Aristoteles — De Animal. Lib. IX. Cap. 28. — lacedämonischer Hunde, die von Hunden und Füchsen abstammen und fruchtbar sind.

Wölfen. — Erste Erziehung der Jungen.

Gewöhnlich, und zwar nach genauen Beobachtungen in den letzten zwei Wochen vor dem Wölfen, trennt sich die Fähin vom Rüd und führt sich einen eigenen Bau für ihr Wochenbett aus, oder benützt einen alten, unbefahrenen, um sich selben nach ihrem Gefallen in Stand zu setzen, oder verjagt, wie bereits angegeben, den Dachs aus seinem Kessel, wo sie im Dachsbaue keine Aenderung macht, als daß sie jene merkwürdige, zu ihrem Lager führende Röhre grabt, von der wir bereits gesprochen.

Man möchte glauben, daß die Angabe, die dickgehende Fähin unterziehe sich der anstrengenden Arbeit des Ausführens eines eigenen Baues, unrichtig sey, indem es doch in der Natur der Sache liege, daß die Fähin im Besitze des bisher immer gehabten Baues bleibe, der Rüd aber sich von ihr trenne, und daß sie, im Zustande des Dickgehens, nicht die beschwerliche Arbeit des anstrengenden Ausführens eines neuen Baues oder auch der sehr mühesamen Herstellung eines alten zu vollbringen habe. Aber meine Angabe wird jeder erfahrene Waidmann als eine begründete erklären. Der Zweifler gefällige in der Fuchsranzzeit einen Bau aufzufinden, worin das Ranzen vorgenommen wird. Ist die Wölfzeit eingetreten, so lasse er in diesen Bau, nämlich in den, worin geranzt worden, graben, und zwar an einem Tage, wo er die waidmännische Ueberzeugung haben muß, daß Füchse im Baue liegen. Das Resultat ist, daß er im erwähnten Baue einen Rüd, aber nicht eine Fähin

findet. Und so zeigt es sich klar und deutlich, welch ein roher, gefühlloser Klotz dieser Herr Reineke ist, indem er sich im Besitze der bequemen Wohnung behauptet und mit der unverschämtesten Gemächlichkeit der Ruhe pflegt, während seine Donna, bis zur Unbehülflichkeit mit süßer Liebesbürde belastet, im Schweiße des Angesichts ein stilles Plätzchen erringen muß, wo sie die hoffnungsvollen Sprößlinge zu Tage fördert und ihnen der frommen Eltern preiswürdige Tugenden durch Lehre und Beispiel einflößt. Ist der neue Bau ausgeführt, oder ein alter erweitert und gereinigt, so wird im Kessel das Lager bereitet, aber nicht, wie Manche sagen, aus Moos, Baumblättern, Grashalmen und ausgerupfter Bauchwolle, sondern nur auf die Art, daß die Füchsin den fast kreisrunden Platz, welchen sie sitzend einnimmt, mit den Vorderbranten etwas aufscharrt und sich dadurch eine weiche Lagerstätte schafft. Wer junge Füchse gegraben hat, wird gewiß kein mit Moos, Blättern etc. ausgefüttertes Lager, sondern im Kessel nur einen kreisförmig aufgelockerten Sitz gefunden haben. Nun wölft die vom Aufnehmen an wie die Hündin 9 Wochen bitzgehende Fähin 3—7, manchmal 8 Junge, von denen gewöhnlich zwei Dritttheile männlichen Geschlechts sind.

Man möchte diesem tückischen, mordgierigen Raubthiere die zärtliche Liebe, die sorgliche Aufmerksamkeit nicht zutrauen, welche die Fähin ihren Jungen, nicht nur in deren ersten Tagen, sondern bis zu deren Ernährungsvermögen, widmet. Wenige Thiere werden so eifrig und aufmerksam für die Ernährung, Pflege und Erziehung ihrer Jungen sorgen, als wie die Fähin. Keinen Augenblick verläßt sie während der ersten 2—3 Wochen den Bau, um es den Jungen nicht an Muttermilch und warmer Umhüllung mangeln zu lassen, dagegen schleicht und trabt der Rüd bei Tag wie bei Nacht nach Raub umher und schleppt ihn zu Baue, oft 2—3 Mal im Tage, wie ich selbst beim Ansitzen gesehen, um die säugende Mutter, vorher aber sich selbst, reichlich zu ernähren. *) Sind die Jungen 2—4 Wochen alt, so geht auch die Fähin auf Raub aus, jedoch nicht am Tage wie der Rüd, sondern bei Nacht. Es ist durch fleißige Beobachtungen als unbestreitbare Thatsache hergestellt, daß die Fähin während der Dauer einer Nacht 3—4 Mal, und jederzeit äußerst flüchtig, zu den Jungen zurück-

*) Aber nicht, wie so viele Jäger und Jagdfreunde glauben, um die Jungen zu füttern. Vieljährige Erfahrungen haben, mit den genauesten Beobachtungen gepaart, die Ueberzeugung herbeigeführt, daß bei keinem europäischen Thiere sich der Vater um die Jungen bekümmert. Es ist bekannt, daß männliche Hunde großen Abscheu gegen ihre Jungen bezeugen; daß der zahme Fuchs im eingesperrten Zustande, wie die Frettchen, wenn das Männchen während und nach dem Werfen des Weibchens nicht eine Zeit lang beseitigt wird, ihre Jungen umbringen und gewöhnlich auffressen.

kehrt, um sie zu säugen, immer mit Raub beladen, wie der Rüd, welche beide zu dieser Zeit und noch hinein in die, wo schon die jungen Füchse mit den Eltern auf Raub ausgehen und sich selbst zu nähren wissen, sowohl unter dem Haar- und Federwild, als auch unter den Hausthieren, welche sie zu rauben vermögen, verheerender wüthen, als zu jeder andern Zeit.

In wildreichen Gegenden findet man im Sommer beim Graben nach jungen Füchsen in Löchern, nicht ferne vom Kessel, eine solche Menge von Knochen, daß solch eine Consumtion, von einem einzigen Paar Füchse geschehen, als eine wahre Unmöglichkeit erscheint. Man sieht da nicht nur Gerippe von Rehen und Rehkitzen, Lämmern, Hasen, Gänsen, Hühnern, — die Beine von Rebhühnern, Wachteln rc. werden ohnehin sogleich zermalmt — sondern, wo Hochwild ist, selbst die Knochenüberbleibsel von Rothwildkälbern und Frischlingen; aber nie etwas davon vor einem Hauptbaue, als fürchte sich der Fuchs, dadurch seinen Aufenthalt zu verrathen. Doch habe ich in der Nähe von Nothbauen (besser gesagt Feldbauen) Haar- und Federwildgerippe, wie auch Skelette von Hausthieren gefunden.

Sind die Jungen am Alter von 4 Wochen, so führt sie die Mutter ins Freie; anfangs nur vor den Bau und nur an sehr schönen Morgen- und Mittagsstunden. Aber mit welcher Vorsicht? Ich war öfters Augenzeuge davon. Sie kriecht so langsam hervor, daß man anfangs nur die Spitze des Näsels, dann die funkelnden Seher, nach einer Weile den Spitzkopf mit einem Theile des Halses erblickt. Der auf die theuersten Eltern oder die liebenswürdigen Kinder ansitzende Jäger möchte verzweifeln über die langweilige Behutsamkeit, und das öftere Sichern der Fähin, bis sie endlich glaubt, den theuern Häuptern drohe keine Gefahr. Nun kommt sie langsam hervor, nach allen Seiten mit Falkenaugen spähend, und hin und her windend. Die junge Brut folgt eines nach dem andern; jetzt streckt sich die Mutter auf der Ausfuhr aus, das Gesäuge den Jungen bietend, und diese ziehen an den Zitzen und schmatzen und stoßen in das Gesäuge hinein, als hätten sie seit acht Tagen keine Nahrung gehabt. Sind sie gesättigt, so erhebt sich die Mutter mit einem raschen Sprunge und beschuppert jedes der Jungen mit wichtiger Aufmerksamkeit, man möchte glauben, sie gäbe ihnen Verhaltungslehren für die Dauer ihres Alleinseyns, besonders die Lehre, bei dem Erscheinen irgend etwas Verdächtigen ihre Sicherheit schleunigst im Baue zu suchen; denn wirklich merkwürdig und eben so komisch ist die Eilfertigkeit, dabei das Uebereinanderpurzeln zu sehen, womit die Jungen zu Baue fahren, wenn sie sich von etwas Gefährlichem bedroht glauben. Mit Blitzesschnelle sind sie verschwunden, doch nicht für lange, bald kommt das Neugierigste oder Muthigste der Jungen hervorgekrochen, und nach ihm die Uebrigen sehr vorsichtig.

Die Fähin ist nach Raub getrabt, die Jungen sind vor dem

Baue allein, und nun von eigener Neigung und dem prächtigen Mai-
morgen, oder der angenehmen Mittagswärme aufgeregt, beginnt unter
ihnen das Spielen, woran manchmal, besonders unter den Mittags-
stunden, auch Vater und Mutter sehr lebhaften Antheil nehmen. Ueber
diese Familienunterhaltung sagt Götze in seiner europäischen Fauna:
„Die Jäger können es nicht genug possirlich beschreiben, wenn sich
eine Fuchsfamilie vor dem Baue sonnt, und Vater und Mutter mit
ihnen (den Jungen) gemeinschaftlich spielen. Da wird der alte schlaue
Reineke selbst wieder ein Kind, und dahlt und koset und spielt in den
possirlichsten Sprüngen und Grimassen mit seinen Kindern. Recht
als wenn uns die Natur lehrte, mit den Kindern wieder Kind zu
werden." Nach Götze erlaube ich mir ein Wörtchen, nämlich: „Auch
der Jäger möchte zum Kinde werden, aber aus wahrer Waidmanns-
freude, wenn er unter diese Räuberbrut mit einem glücklichen Schusse
hineinfährt; ich wenigstens freute mich eines Morgens wie ein Kind
über sein Christgeschenk, als ich von einem Baumsitze herab von der
spielenden Familie mit Einem Schuß den Papa und 4 Junge erlegte,
und, was die Hauptsache war, zugleich die Mama so anschweißte, daß
ich sie am Abend im nächsten Dickicht verendet fand. Die noch üb-
rigen 3 Sprößlinge dieser fruchtbaren Ehe, welche sich Kopf über Kopf
in den Bau gestürzt hatten, holte am nämlichen Abend mein krumm-
beiniger Freund Waldmann aus dem Kessel herauf, ohne ihnen
eben mehr zu thun, als daß er sie ein wenig todtbiß.

Wie die Fähin ihre öfters beunruhigten Jungen gegen drohende
Gefahr zu schützen weiß, ersehen wir bei den: Eigenheiten.

Sind die Jungen nun einmal so weit, daß sie aus dem Baue
ziehen und die Muttermilch allmählig mit dem Fraß vertauschen,
so beginnt der Unterricht im Rauben. Ueber diesen sagt Dietrich
aus dem Winkell:

„Die Alten tragen nun auch schon den Jungen lebendige Mäuse
zu, lassen sie vor ihnen hinlaufen und fangen, sind aber dabei stets
zur Hand, sie wieder zu haschen und zu bringen, wenn sie jenen ent-
kommen sollten. Dieß ist der erste Unterricht im Rauben, und nicht
alle jungen Füchse zeigen dabei gleich viel Talent. Die geschicktesten
darunter scheinen von der Mutter immer vorgezogen, die unbeholfensten
zurückgesetzt und bestraft zu werden."

„Einer meiner Bekannten sah einst, gut verborgen, einem solchen
Unterrichte zu. Besonders beschäftigte bei dieser Gelegenheit die Alte
sich mit dem dümmsten ihrer Kinder. Als öfteres Laufenlassen der
zum Abrichten der Jungen gebrachten Mäuse und Selbstwiederfangen
nicht fruchten wollte, überließ sie den andern Jungen das Mäuschen,
fuhr mit Ingrimm auf den Dümmling los, überrannte ihn einige
Mal und biß sogar auf ihn los. Wahrscheinlich sollte dieß Strafe seyn."

Der hannover'sche Gerichtsassessor Christian Schuster erzählt
von einem pädagogischen Fuchsstückchen, dem er als Augen-
zeuge beigewohnt, und das für den Naturfreund gewiß Interesse hat:

„Am Harze kam eine Füchsin mit einem Jungen an einen mäßig breiten, trockenen aber steilen Graben. Sie suchte einen schicklichen Platz aus, sprang dann mehrere Male vor dem Jungen hin und her, um ihm gleichsam das Springen anzudeuten und setzte dann auch einige Male über den Graben und wieder zu dem Jungen zurück."

„Dieser versuchte aber nicht nachzuspringen; und als die Mutter wieder hinübersprang, ruhig wegschlich und hinter einem Busche lauerte, ob der Junge nicht folgen würde, legte sich dieser, nachdem er einige Male den Graben beäugelt hatte, davor nieder und winselte ungefähr wie ein junger Hund. Die Mutter kehrte hierauf schnell zurück, faßte den Jungen mit dem Gebiß im Nacken und schüttelte ihn, so daß er lauter zu winseln anfing. Hierauf sprang sie wieder weg und lauschte. Der Junge bemühte sich zwar augenscheinlich eifriger, das Uebersetzen zu versuchen, allein er unterließ es und legte sich wieder nieder. Nachdem aber die Mutter ihn nochmals auf die vorhin angegebene Weise etwas derber gestraft hatte, sprang er gleichzeitig mit ihr über den Graben und beide verschwanden im Dickicht."

Im dritten Monate werden sie von den Eltern schon ins Feld geführt und müssen sich dann im Mausen und Fangen anderer kleinen lebenden Kreaturen selbst üben. Die schnakischen Sprünge und das geschickte Auffangen der in die Luft geworfenen Thiere mit der Schnauze gereichen den jungen Patrons selbst, nicht minder aber auch dem zufälligen Beobachter zur sehr angenehmen Unterhaltung.

Mit Eintritt des Herbstes, gewöhnlich schon im September, trennt sich die junge Familie. Von den Eltern behauptet das Eine den bisher inne gehabten **Bau**, das Andere **führt sich** einen eigenen aus, und eben so jedes der Jungen, da nun jedes bis zur nächsten **Ranzzeit** für sich allein lebt und für seine Tafel durch eigene Industrie sorgt.

Auswechseln. — Zutraben.

Der **Fuchs** ist kein treuer Sohn des Mutterlandes, das ihn geboren, das ihn viele Jahre genährt hat. Taub für die patriotische Stimme: ubi patria, ibi bene — adoptirt er den leichtsinnigen Grundsatz: ubi bene, ibi patria, und steht keinen Augenblick an, einen Bezirk, wo er im sichern Bau, in den herrlichsten, dicht bestandenen Laub- und Nadelholzschlägen, im üppig stehenden Getreide, bei reichlichem und wählbarem Fraße die größere Hälfte seines Räuberlebens hingebracht hat, plötzlich zu verlassen, um nie wieder zurückzukehren.

Wir wissen, daß die Zahl der **männlichen Füchse** weit die der **weiblichen** übersteigt. — Es trifft sich oft, daß in einem Reviere, welches 15 **bewohnte Fuchsbaue** hat, sich nur 3—4 **Fähinnen** vorfinden. Bis zur **Ranzzeit** ist davon eine oder ein Paar dem Geschoße, dem Fangeisen des Jägers entgangen, oft gar keine, dagegen blieben **Rüden** übrig. Diese kommen entweder wegen ihrer Ueberzahl nicht alle zum **Beschlag**, oder sie finden innerhalb ihres oft sehr aus

gebreiteten Aufenthaltsbezirkes gar keine **Füchsin**. Der Geschlechtstrieb ist zu mächtig erwacht — sie verstehen oder lieben nicht die Kunst der **Anachoreten**, ihre wilden Gelüste an die eherne Fessel der Entsagung zu legen, und nun heißt es fort in die Ferne, wo der Genuß zu hoffen ist. Die Befriedigung des Geschlechtstriebes veranlaßt den **Rüd** zum **Auswechseln**, und gefällt es ihm dort, wo er das Ziel seiner Wünsche erreicht hat, so siedelt er sich auch gleich an und behauptet diesen neuen Aufenthalt, bis er aus gleicher Ursache oder aus Mangel an Fraß, oder wegen zu häufiger Beunruhigung (Beschießen, Hetzen mit scharfen Hunden) diesen Aufenthalt wieder verläßt, um wieder in seine Geburtsgegend zurückzukehren oder noch weiter zu wandern.

Es möchte die Frage gestellt werden: „Worauf gründet sich diese Angabe vom **Auswechseln** des **Rüdes**, und seine Wahl eines neuen Domizils in oft sehr weiter Entfernung von seiner Geburtsstätte?" Sie gründet sich auf die Mittheilung des fürstlich Schwarzenberg'schen Oberjägers **Wenzel Parischeck**, der auf meine Bitte, mir interessante Beobachtungen, die er im Laufe seiner vieljährigen Waidwerks-Ausübung **über den Fuchs** gemacht hat, mitzutheilen, Folgendes an mich schrieb: „Von meinem Vater hörte ich öfters, daß der Rüd, wenn er zur Ranzzeit in der nähern Umgebung seines Standes kein Weibchen findet, oft meilenweit darnach trabt, und selten wieder den alten Stand annimmt, d. h., wenn er einmal ausgewechselt ist, nicht wieder zurückkehrt. Ich wollte mich nun selbst überzeugen, ob es damit seine Richtigkeit hat. Da ich freie Disposition habe, die Füchse zu hegen oder auszurotten, so ließ ich in der nächsten Grabzeit durch meine beiden Gehülfen die alten Füchse todtschießen und beim Graben der Jungen alle Sorgfalt anwenden, die Jungen lebendig zu bekommen. Die des weiblichen Geschlechtes ließ ich gleich tödten, dagegen die des männlichen sehr deutlich zeichnen, nämlich durch Abschlagen der Ruthe. Hier muß ich nur noch bemerken, daß ich nicht früher graben ließ, als bis die jungen Füchse schon stark genug waren, den Alten ins Feld zu folgen und sich selbst zu ernähren. Diese gezeichneten Füchse waren als unverletzbar erklärt, dagegen alle zutrabenden der Gegenstand der thätigsten Aufspürung und Verfolgung und Vernichtung von meiner und der beiden Gehülfen Seite, wie auch der beiden Grenzwärter, durch die ich bei gehäuften Forstgeschäften das Revier und die Gränzen beschickte. So kam die nächste Ranzzeit heran, und von Tag zu Tag spürten wir weniger Füchse, bald auch nicht einen mehr. Da ich überzeugt war, im ganzen Reviere nicht eine Fähin zu haben, so ward von mir jetzt meines Vaters Behauptung vom **Auswechseln der Rübe** zur Ranzzeit bei Mangel an Weibchen als eine ganz gegründete anerkannt, um so mehr, als nicht nur meine nähern Nachbarn, sondern auch sehr entfernte Jagdbesitzer, welche von diesem meinem Versuche in Kenntniß gesetzt und um Beobachtungen angegangen waren, mir das Erscheinen der **gezeichneten** Füchse

in ihrem Reviere meldeten und noch mehrere Jahre hindurch in meiner nahen und fernen Umgebung solch gezeichnete Füchse gesehen und erlegt wurden, während von den 23 Füchsen, die ich markirt hatte, nicht mehr als 4 Stücke in ihrem Geburtslande, nämlich in meinem Reviere, sich vorfanden. Also ein gültiger Beweis, daß der Rüd zur Ranzzeit, bei Mangel an Weibchen, auswechselt, und äußerst selten in der ursprünglichen Heimath wieder zum Standwild wird."

Finden sich auch in einem sehr umfangreichen Jagdbezirke blos *Fähinnen* und kein einziger Rüd, so *wechselt* deßwegen nie eine *Fähin* aus, denn sie weiß recht gut, daß es zur *Ranzzeit* nicht an gefälligen Männchen gebricht, die, wenn auch aus Meilen weiter Entfernung, mit großem Verlangen zutraben. Hungersnoth und das wiederholte Rauben der Jungen vermögen die Fähin zum *Auswechseln.*

In Revieren, wo der Jäger alle *Fuchsbaue*, bewohnte und unbewohnte, *verlappt*, *verpulvert* oder *ausbrennt*, *wechseln* in kurzer Zeit alle *Füchse aus*.

Schleichen. — Traben. — Fahren.

Der *Fuchs schleicht* am Tage, sowohl wenn er sich durch Dickichte fortbewegt, wie auch, wenn er im Walde oder im Freien *auf Raub ausgeht*. Sein Schritt ist langsam, oft stockend, wenn er *luset*, *windet* oder *äuget*, und beim *Schleichen* läßt er die *Ruthe* so schlaff herabhängen, daß gewöhnlich die *Blume* auf dem Boden fortschleicht, wo sie im sehr feinen Sand und im weichen Schnee gleichsam eine Furche zieht.

Macht er, um *Fraß* zu suchen, eine Wanderung in eine entlegene Gegend, so geschieht dieß bei Nacht. Da *trabt* er, und zwar rasch; auch im *Trabe* hängt die *Ruthe* abwärts, aber nicht so tief, als beim *Schleichen.*

Nach einem Fehlschuße, oder leicht angeschweißt, oder die Hunde dicht hinter sich, *fährt* er, besonders im lichten Stangenholz, über junge Schläge, über Flössen oder Felder. Seine *Flucht* ist, der weiten Sprünge wegen, die er dabei macht, schneller und ergiebiger, als sie zu seyn scheint, und die Ruthe streckt sich in fast horizontaler Lage aus, die Kraft beweisend, welche in ihr der *Fuchs* hat.

Bellen. — Heulen. — Kekkern. — Klagen. — Murren.

Junge Füchse, die noch säugen und noch nicht auf Raub ausgehen, *bellen* vor dem Baue, wenn ihnen die Mutter zu lange ausbleibt. Auch die Alten *bellen*, wenn sie ein Wild jagen, jedoch ist dieses, dem Bellen der Hunde sehr ähnliche, *Gebell* nicht das sich gleichbleibende und rasch sich folgende Lautseyn *jagender Hunde*, sondern

ein abgestoßenes, öfters lange unterbrochenes Geklaff, welches nicht selten in ein kreischendes Geheul übergeht.

Das Heulen geschieht in sehr schneereichem, anhaltend strengem Winter aus Hunger und Kälte bei Nacht-, am heftigsten aber bei Tagesanbruch. Das Heulen, wie das Bellen — wenn dieses nicht beim Jagen eines Rehwildes oder Hasen zur Zeit eines Schneeharstes geschieht, ist der Vorbote stürmischer Witterung oder großer Kälte, wie auch die Ankündigung des Eintritts der Ranzzeit.

Ist der Fuchs so angeschossen, daß er nicht mehr ganz fort kann, ohne jedoch tödtlich verwundet zu seyn, so kekkert er (man sehe Zeichnen des Fuchses) während der heftigsten Anstrengung, von der Stelle zu kommen, oder sich in das nächste Dickicht zu schleppen. Füchse an Ketten liegend, und da geneckt und gereizt, lassen als Zeichen ihres boshaften Zürnens ein heißeres, dumpfes Murren hören, eben so wenn sie angeschossen und von Hunden eingeholt, mit diesen raufen; aber selbst das weibliche Rehwild, eine der empfindlichsten Wildarten, klagt unter dem Gebisse des niederziehenden Hundes nicht so erbärmlich, als der Fuchs, wenn er von den Hunden so gepackt wird, daß er keiner Gegenwehre mehr fähig ist.

Der Laut, welchen die rennende Fähin, wie ich beim Ranzen gesagt, zur Anlockung der Rüden hören läßt, hat keine waidmännische Benennung, und kann nur mit dem Geschrei des Pfaues, wenn er ungünstige Witterung ankündigt, verglichen werden, jedoch ist dieser Fähin-Lockruf viel gedämpfter und nicht so lange und rasch sich folgend.

Zeichnen.

Gekrellte Füchse stürzen im Rauch, kommen aber nicht, wie das Rothwild, auf den Rücken zu liegen, sondern ausgestreckt auf dem Bauche, mit geschlossenen Sehern, mit allen Zeichen des Verendetseyns liegen sie da; jetzt zucken die Wimper, jetzt öffnet sich zur Hälfte das tückische Auge, und mit einer raschen Bewegung steht der Fuchs auf den vier Branten und pfeilschnell ist er im nächsten Dickichte spurlos verschwunden. Unzählige Beispiele liefert die Jägerei, daß unvorsichtige oder unerfahrene Schützen einen gekrellten Fuchs bei den Hinterbranten aufgehoben und als ein prunkendes Siegeszeichen eines glücklichen oder kunstreichen Schußes fortgetragen hatten, aber für ihre Voreiligkeit schwer büßen mußte, indem der, aus seiner Betäubung erwachte Fuchs in einem, von ihm erreichbaren Körpertheile des sorglosen Trägers sich plötzlich so verfieng, daß er abgebrochen werden mußte.

Wenn auch die Angabe einiger Jagdschriftsteller: „Daß Füchse, die zwar nicht tödtlich, aber doch bedeutend angeschossen sind, sich in die Viole beißen und die darin enthaltene Feuchtigkeit als einen schmerzstillenden Balsam gebrauchen," gerade nicht unter die glaubwürdigsten gehört, so lehrt doch die waidmännische Erfahrung, daß

der stark angeschweißte Fuchs mit aller Raschheit in den Anschuß beißt und dabei heftig kekkert.

Bekanntlich verkündigt beim Scheibenschießen der sogenannte Zieler den geschehenen Fehlschuß mittelst eines sich öfters wiederholenden, radförmigen Umschwunges der Zielruthe. Eben so zeichnet der Fuchs nach einem Fehlschuß, indem er, auf's flüchtigste dahinfahrend, mit der hochgeschwungenen Standarte ein förmliches Rad schlägt, zu eigenem Gaudium, aber zum entsetzlichen Aerger des Fehlschützen.

Spur.

Bei einer Hauptneue oder im weichen nassen Sand zeigt sich die Fuchsspur auf den ersten Blick der Spur eines mäßig großen Hundes, besonders eines starken Spitzhundes, so ähnlich, als wäre sie eine und dieselbe, doch eine genauere Beschauung zeigt uns die Unterscheidungsmerkmale, welche in dem längern Fuße, in der vorn herausgezwängten Stellung der beiden Mittelzehen und in dem viel geringeren Ballen bestehen.

Der Fuchs schleicht, er trabt, er ist flüchtig, oder flieht, oder fährt.

Beim ersten schränkt er, jedoch geringer als der Dachs, und mit mehr schräg von einander stehenden Spuren; auch erkennt man dieses Schleichen, wenn es im weichen Schnee, oder in sehr feinem Flußsand geschieht, durch die kleine Furche, welche die Blume der schlaff herabhängenden Ruthe zieht. Beim zweiten schnürt er, und beim dritten haben die immer sehr gestreckten und regelmäßigen Spuren die Gestalt der Trittabdrücke eines galoppierenden Thieres.

Zähmbarkeit.

Diese ist zu bekannt, um sich darüber auszubreiten, da wir so viele Füchse sehen, die entweder angekettet sind, wobei ihnen doch immer ein Grad von Wildheit und Bissigkeit bleibt, oder frei im Hause herumlaufen, aber gegen fremde, selbst gegen Hausgenossen, die sie durch Schläge oder Neckereien zur Rachsucht aufregten, fast ohne Ausnahme tückisch oft gefährlich bissig sind. Nie füttere man sie mit rohem Fleisch, immer mit lauer Milch, Brod; recht leicht gewöhnen sie sich an gekochte Vegetabilien, aber doch nur äußerst selten an die edle Tugend der Entsagung, nämlich an die, die ihnen nahe kommenden Hühner oder Enten nicht zu fressen. Wenn man ihnen sehr heiß gesottene Eier, oder ein getödtetes, in siedheißes Wasser gestecktes Huhn gleich aus selbem vorwirft, so daß sie sich beim schnellen Aufnehmen dieser täuschenden Leckerbissen den Rachen recht verbrennen, so sind sie, wenn auch nicht für immer, doch für sehr lange Zeit von ihrer Raubkrankheit geheilt.

Je weniger der Fuchs an die Kette gelegt wird, desto leichter läßt er sich zähmen, ja selbst zu kleinen Kunststücken abrichten.

Auf dem Rückmarsche aus der Campagne gegen Preußen (1806—1807) schenkte mir eine Försterswittwe einen eisgrauen Fuchs, der unbeschreiblich zahm, aber im Stalle, wo er seinen Aufenthalt hatte, so wachbar und herrisch war, daß sich kein Fremder meinem Pferde nähern durfte, ohne von ihm angefallen und an den Füßen mit den Vorderbranten fest umschlungen zu werden, welches ohne Zweifel das Beißen ersetzen sollte, da er nur mehr ganz schwache Gebißreste hatte. Von Grafenheide an, wo ich ihn zum Geschenk bekam, machte er bis Freising, unsere Garnison, die Reise auf einem meiner Handpferde. Merkwürdig ist es, daß er nicht durch Güte, nicht durch Gewalt zu bewegen war, den Rücken eines Schimmels seit dem Augenblicke, als dieser nach ihm geschnappt und gehauen hatte, zu seinem Reitlager mehr zu wählen. In kurzer Zeit hatte er den Stall von Ratten und Mäusen gesäubert.

Da der Fuchs das ganze Jahr hindurch, am heftigsten in der Ranzzeit und in sehr heißen Sommertagen, einen äußerst übeln, durchdringenden Geruch verbreitet, der ihn zum lästigen Hausgenossen macht, und da er überdieß, mit äußerst wenigen Ausnahmen, immer eine tückisch-boshafte Creatur bleibt, so ist seine Zähmung sowohl für die Kette, als zum freien Gange gewiß nicht zu empfehlen.

Daß man gezähmte und abgerichtete Füchse zum Gebrauche bei einem Jagdbetriebe auf Wildenten recht wohl benützen kann, habe ich in der Abth. II. bei den: Jagdarten auf Wildenten angegeben. Ueberdieß muß ich aus Erfahrung anführen, daß sich der gezähmte Fuchs vortrefflich zum Schweißhund abrichten läßt. Der Reitjäger Kastner zu Uffenstein hatte einen solchen Fuchs-Schweißhund, den er in der Folge um 24 Dukaten an den in Teutschböhmen residirenden Fürsten Schwarzenberg verkaufte. Diesen hohen Preis galt dieser Fuchs nicht so sehr wegen seiner Seltenheit, solch eine interessante Rolle zu spielen, sondern er war als functionirender Schweißhund auch dieser Summe werth. Ein Stück Edel-, Dam- oder Rehwild, wenn es auch nur unbedeutend, oft erst nach langen Zwischenräumen schweißte, machte er, selbst an den heißesten Sommertagen, so rein aus, daß es auch der allerfeinste Schweißhund nicht besser leisten konnte. Ließ ihn der Jäger nicht an der Leine nachsuchen, sondern hetzte ihn auf den Schweiß, so wurde ihm, da er weder Flucht- noch Standlaut gab, ein mit vielen sehr gellend klingenden Glöckchen besetztes Halsband angelegt. Das Merkwürdigste ist, daß er nie ein Stück anschnitt, ungeachtet ihn Kastner von dem Augenblicke an, wo er ihn zum ersten Male im Winter auf eine schweißige Hasenspur gesetzt hatte, das Gescheide dieses, von dem Fuchse ganz trefflich ausgemachten Hasen fressen ließ, und ihn dann von jedem Stück Rothwild, bei dem er seine Meisterschaft als Schweißhund bewährte, mit einer tüchtigen Portion rohen Wildprets genossen machte.

Nutzen. — Schaden.

Es war eine Zeit, wo jeder vornehme Herr, oder wer für solchen gelten wollte, schon beim Erscheinen der ersten Schneeflocken im gewaltigen Fuchspelze einherstolzirte, das volle wie das leere Haupt mit einer Klappenmütze bedeckt, deren Schmuck eine dichtbehaarte, mit der Blume nach dem Rücken hin baumelnde Fuchsruthe war. Und so traf es sich gar oft, daß der Fuchsschwanz *) den Fuchsschwanz trug.

Damals galt der Balg eines bei uns einheimischen, starken, in der besten Zeit geschossenen Fuchses einen Kronenthaler, Kohlfuchsbälge wurden noch theurer bezahlt. Daß sie jetzt kaum die Hälfte kosten, ist bekannt. Des Balges wegen ziehen die Ostiaken junge Füchse auf, füttern sie mit Fischabfällen, brechen ihnen aber nach und nach die Branten ab, weil sie den Wahn haben, daß nur Füchse, die große Schmerzen leiden und durch diese an vielem Fressen verhindert werden, vorzüglich gute Bälge bekommen. Von dem Glauben an die Heilkraft des Fuchsschmalzes, das einst in gar großem Ansehen stand, ist man auch abgefallen, und so steht der Nutzen, den wir vom Fuchse ziehen, wollen wir auch noch seine Vertilgung vieler Mäuse, Maulwürfe, Hamster, Schnecken, die Brauchbarkeit des Sommerbalges für die Hutmacher, der Ruthe als Vehikel auf das Elektrophor im höchsten Werthe ansetzen, im schreienden Mißverhältnisse zu dem Schaden, welchen dieses dem Jagdbesitzer und dem Landwirthe sehr verderbliche Raubthier so häufig und so vielseitig verursacht; daher kann es für die Wildbahn, wie für die Hausgeflügelzucht nur von sehr bedeutendem Nutzen seyn, die Füchse auszurotten. Es lebt und waltet zwar in keinem Klopfen eine rechte Waidmannslust, wenn es nicht in jedem Trieb auf Füchse schnellt; eine Klapperjagd ohne Füchse ist, selbst wenn es dabei von Hasen wimmelt, ein ärmliches Jagen, denn ein einziger Fuchs, gestreckt an der Linienspitze von zwei Dutzend geschränkter Hasen, fesselt das Beschauen und das Wohlgefallen des Schützen und des Treibers viel mehr, als seine, wenn auch noch so zahlreiche Folge langohriger Dümmlinge. Ich selbst, und diese Empfindung werden alle bemoosten, eingefleischten Jäger mit mir theilen, fühle mich durch die Erlegung eines Fuchses, besonders wenn er gar zu schlau seyn will, oder sich durch das allerflüchtigste Fahren schon in salvis wähnt, ungleichbar froher und stolzer, als wenn ich einen Kapitalbock und noch dazu ein halbes Dutzend wolliger Graukittel niedergebrannt habe. Aber deßwegen spreche ich keineswegs dem verderblichen Grundsatze oder Willen, die Füchse aufkommen zu lassen, das Wort, im Gegentheil, ich stimme unbedingt für ihre gänzliche Ausrottung des enormen Schadens wegen, den sie so vielseitig erzeugen.

*) Provinzial-Ausdruck für Schmeichler, Achselträger, Wohldiener.
Anmerk. d. Red.

Es herrscht zwar unter vielen Jägern die Meinung — ich kann sie aus Erfahrung einen Irrwahn nennen — daß die Füchse in Revieren, wo sie geludert werden, keinen Schaden verursachen. Es ist nicht so; selbst da schaden sie, wenn auch bedeutend geringer, als in Revieren, wo man sie nur im Winter schießt, aber nie ludert. Graf Martinitz hat auf einer seiner böhmischen Besitzungen einen Jagdterrain, der von solchem Umfange ist, daß innerhalb desselben 9 große Dörfer und 5 bedeutende Wasenmeistereien liegen, bei welch letzteren er, nach einem uralten Rechte, 30 Jagdhunde einschlagen kann. Er thut dieses nicht, sondern läßt dafür von den frohnbaren Wasenmeistern eine gewisse Quantität Fallfleisch auf die Luderplätze wöchentlich abliefern, überdieß, besonders zur Setz- und Brütezeit, alte, oder sonst wenig brauchbare Pferde aufkaufen und auf diesen Plätzen tödten und abhäuten. Nie fehlt es den Füchsen an reichlichem Fraß, denn Graf Martinitz ist ein passionirter Fuchsschütze und scheuet für dieses Vergnügen keine Ausgabe, dessenungeachtet führen seine Jäger die gerechtesten Klagen über den bedeutenden Schaden, welchen diese wohlgenährten Füchse unter den Rehkitzen, Hasen und Rebhühnern anrichten.

Es ist kein seltener Fall, daß Füchse mit 2 oder 3 frisch gesetzten Häschen im Maule aus dem Getreide nach ihrem Baue traben, und in Froriep's Notizen von 1837 lesen wir, daß zwei junge Füchse, welche in England, bei Newcastle, in einem Gehege unter Stachelgünster-Gestrippe gefunden wurden, mit einem Vorrathe von 30 jungen Gänsen, 3 jungen Hasen, 3 Kaninchen, 2 nackten Wasserhühnern, 1 großen Aal und mit den Ueberresten einer Fasanenhenne versehen waren.

Ueber die Schädlichkeit der Füchse für Wildbahn und Hauswirthschaft könnte man einen Folianten schreiben, auch jede Seite mit einem schlagenden Beweise versehen; und doch würden sich sehr viele Stimmen, gewiß aber nur von Stubenjägern, gegen die, so vielseitig nützliche Ausrottung dieses Raubwildes erheben, welches dadurch den großen Schaden verursacht, daß ihm, selbst wenn er sich satt gefressen und nicht das mindeste Bedürfniß hat, sich Nahrung zu suchen, das Morden eine wahre Lust ist, und daß er seiner Mordgierde so vieles Haar- und Federwild zum Opfer bringt, ohne damit mehr zu thun, als es, in Folge seiner Uebersättigung, zu verscharren und den Würmern zu überlassen. Ganz unrichtig ist die Meinung, daß der Fuchs, sobald ihn wieder hungert, den verscharrten Raub hervorsucht und frißt; nein, er sucht sich einen frischen Fraß, und nur die größte Hungersnoth möchte ihn bewegen, den ältern aus der Erde hervorzuholen. Ich war Zeuge, wie ein Fuchs in der Rammelzeit die Ueberreste eines alten Hasen, im September ein nur wenig angefressenes Huhn verscharrte. Dort wie da hätte ich ihn schießen können; ich that es nicht, um mich zu überzeugen, ob es richtig sey, daß er eine sich aufbewahrte Mahlzeit wieder hervorholt. Als ich nach 3 – 4

Wochen nachsuchte, fand ich beide Risse, wie er sie vergraben hatte, aber als Beute der Würmer.

Wollte man sich die herkulische Mühe geben, die Beschützer der Schonung des Fuchses von dessen enormer Schädlichkeit zu überzeugen, so hieße dieß: aethiopem lavare.

Im Laufe der Naturbeschreibung des Fuchses haben wir von ihm schon manche

Besondere Eigenheiten

aufgeführt. Der Fuchs aber bethätigt in seinem Leben und Walten so viele, so verschiedenartige, für den Waidmann wie für den Jagdfreund so interessante Eigenheiten, daß wir der Mittheilung derselben, als einer so anziehenden Materie, zur Unterhaltung unsrer lieben Grünröcke und zu ihrer nähern Bekanntschaft mit diesem, einer allgemeinen Beachtung würdigen Haarwild noch einige Blätter widmen.

„Mit der feinsten Organisation der Sinne", sagt unser hochgefeierter Altmeister, „der des Vernehmens, Aeugens und vorzüglich des Witterns — denn dem Fuchs entgeht vermöge seiner feinen Witterung gewiß nichts, was im Oberwinde in einer Entfernung von mehreren hundert Schritten um ihn her lebt und webt — von der Natur ausgestattet, von ihr, unter allen Raubthieren vielleicht mit der größten Schlauheit und man kann in der That sagen, Klugheit begabt, scheint er alle diese Anlagen von Tag zu Tag mehr auszubilden; auch wendet er sie mit unglaublicher Feinheit dazu an, durch das Ergreifen der besten Maßregeln vor jeder Gefahr sich in Zeiten zu sichern, und allen schwächern Kreaturen sich furchtbar zu machen. Das, was ihm, mit den reißenden Thieren verglichen, an körperlicher Stärke abgeht, ersetzen List und Verschlagenheit. Bei Menschen und Thieren als das schädlichste Raubthier verhaßt, wird er, als solches, von den Menschen zu allen Zeiten und unter Anwendung aller ihnen zu Gebote stehenden Hülfsmittel verfolgt, dagegen fliehen ihn viele Thiere, die weit stärker sind, als er selbst ist."

Der Fuchs ist eines der schlauesten und klügsten Jagdthiere, dabei sehr vorsichtig.

„Ich will", schrieb wörtlich der berühmte Bohuslav Balbinus, „eine Jagdbegebenheit erzählen, die wir auf der Hasenjagd mit einem gar schlauen und klugen Fuchse erlebten. Wir hatten eines Tages den größten Theil eines Gehölzes bei Kostelez in Böhmen, (das Revier gehörte damals dem Jesuiter-Collegium zu Prag) mit Garnen umstellt. Gleich beim ersten Lösen der Bracken wurde eine Menge von Hasen in die Garne gesprengt. Bei dieser Gelegenheit sah man einen Fuchs, der in vollster Flucht mitten durch die Hunde zurückging, aber plötzlich umwarf und gerade zu ins Treiben rannte. Einige Hunde nahmen seine Spur an, kehrten jedoch bald zurück. Der Fuchs konnte unmöglich entwischt seyn, und da man, ungeachtet aller

Mühe, seiner nicht wieder ansichtig wurde, so erging an die bei den Netzen aufgestellten Treiber, Mann für Mann, die Weisung, auf den Fuchs zu lauern, indem er bestimmt noch innerhalb des Bereiches der Umgarnung stecke. Nun wurden neuerdings die Hunde gelöset, um ihn aufzustechen. Der ganze von Netzen umstellte Raum ertönt von Jagdgeschrei, Hundegebell rc., allein umsonst; der Fuchs kam nicht zum Vorschein. Innerhalb der umstellten Waldstrecke war auch ein kleiner Teich mit einem Damme. Ich näherte mich demselben, um zu untersuchen, ob nicht etwa ein Graben, eine Erdhöhlung oder ein sonstiges Versteck sich hier befinde, worin der Fuchs sich könne gedrückt haben. Da gewahrte ich etwas, nur wenig aus dem Wasser Hervorragendes, welches ich bei meinem etwas schwachen Gesichte für eine ganz kleine Wildente hielt, ich zeigte sie dem alten Systma, einem gar tüchtigen Jäger. Kaum hatte dieser die vermeintliche Wildente ins Auge gefaßt, als er, mir die Worte zuflüsternd: „Eure Hochwürden, daß ist eine vierfüßige Ente,“ die Flinte anlegte und Feuer gab. Sein Hühnerhund, durch den Schuß herbeigelockt, sprang in den Teich und apportirte seinem Herrn den im Verenden begriffenen Fuchs. Dieses kluge, schlaue Thier hatte sich, da an kein Entkommen zu denken war, zur Rettung seines Lebens in den Teich geflüchtet und war so tief in selben gegangen, daß er nur die Schnauze, um athmen zu können, herausstreckte, während sein übriger Körper ganz unter dem Wasser stand.

Im Winter 1830 verfolgte der Gehülfsjäger T. bei Schnee im Walde eine frische Hasenspur, welcher sich bald die von Meister Reineken beigesellte. T. ein aufmerksamer Waidmann, ging beiden Spuren, welche immer dicht neben einander befindlich waren, nach und fand endlich, daß der Hase von dem Fuchse gefangen war. Die von T. hierauf angestellte, nähere Untersuchung auf dem Rückgange der Spuren ergab, daß der Hase in der Nähe eines Rasenhaufens an daselbst befindlichen Stocklohden geäßet hatte; Reineke war von der andern Seite, gedeckt durch den Rasen, hergekommen, hatte sich dicht an diesen durchgeschlichen und dann davor gedrückt, woraus zu vermuthen, daß er den Hasen längst gesehen hatte. Geraume Zeit mochte der Fuchs ausgelauert haben, daß der Hase näher auf ihn zu äßen sollte, doch war ihm die Sache wahrscheinlich zu lange geworden, denn er hatte aus seinem Versteck einen Satz von 9 Fuß gemacht, um den Hasen zu greifen, war aber dennoch zu kurz gesprungen. Hierauf hatte er seine entgehende Beute mit aller Anstrengung, wie die im Schnee deutlich zu sehenden weiten Sätze bewiesen, verfolgt, auch endlich, nach vielen Hakenwindungen, gefaßt und erwürgt.

Der Förster S. zu B. legte vor mehreren Jahren an einem Abend im Monat Februar ein Fuchseisen (Schwanenhals) auf die Ecke eines von drei Seiten her mit Wald eingeschlossenen Feldes, welches von

Füchsen sehr besucht wurde und wo er früher ihrer mehrere gefange
hatte. Als S. am folgenden Morgen das Eisen untersuchte, fand e
zu seinem Erstaunen, daß die Kirrung, aus einem im Fette geröstete
Brodbrocken bestehend, dicht vor dem Abzuge abgenagt war; er wa
durch die dabei liegende Fuchslösung aus allem Zweifel gezogen, wa
für ein Thier ihm diesen Possen gespielt hatte. S. ein unermüdliche
Jäger trug einen zweiten Brocken hin, befestigte denselben am Abzug
des Eisens und harrte nun des Erfolges. Am folgenden Morgen wa
auch dieser auf gleiche Weise abgenagt, und durch Lösung, welche wah
haftig nicht von Dünnleibigkeit des Fuchses zeugte, ersetzt. Diese Frechhe
verdroß aber S. so sehr, daß er, als er am dritten Abend die Kirrun
wieder hintrug und befestigt hatte, sich mit einem Doppelgewehr a
den etwa 30 Schritte vom Eisen entfernten Waldsaum stellte, und au
den frechen Dieb lauerte, der ihn schon zu wiederholtenmalen so schänd
lich geneckt und seiner Kunst gespottet hatte. Nach eingetretener Däm
merung kam Meister Reineke auch wirklich ganz behutsam aus der
entgegengesetzten Dickichte geschlichen und lenkte seine Schritte schnurge
rade auf das Eisen zu, um zu untersuchen, ob S. wieder so gefälli
gewesen, ihm ein delikates Abendbrod zu bringen. S. ein sehr geübte
Schütze beschloß, nicht eher zu schießen, bis er Reineken bei der Ar
und Weise seiner Betrügereien genau beobachtet und gesehen habe, mi
welcher Geschicklichkeit er nach gehaltenem Schmause den unverkennbar
sten Beweis seines Dagewesenseins geben und zurücklassen werde. E
bemerkte nun, daß der Fuchs unter den lebhaftesten Ausdrücken behag
licher Freude, aber auch mit besonderer Sorgfalt und Vorsicht bal
die rechte, bald die linke Seite seines Gebisses in Thätigkeit setzte, un
den hervorragenden Brocken zu verzehren. Als dieses bis auf ei
kleines Restchen geschehen war, blieb er ein Weilchen stehen, sich gleich
sam besinnend, ob er auch des Restes sich bemeistern solle oder nicht
allein er schien es nicht für angemessen zu halten, sondern eilte, seinen
guten Restaurateur für die jeden Abend gebrachte, herrliche Mahlzei
gebührender Weise und zwar materiell seinen ungeheuchelten Dan
abzustatten, indem er, die Lunte kerzengerade an dem Rücken hinau
legend, eine jedem Jäger wohl hinlänglich bekannte Position annahm
Jetzt aber konnte sich S. nicht länger halten, benachrichtete den dank
baren Reineke durch einen wohlangebrachten Schuß von seiner Gegen
wart und steuerte auf diese Weise dem ihm von demselben gemachte
Unfuge.

Beim Abstreifen dieses Fuchses bemerkte S., daß die Fänge dessel
ben ganz abgenutzt waren, wovon er, ganz richtig, auf ein hohes Alte
des Fuchses schloß.

Sollte dieser schlaue Fuchs vielleicht in frühern Jahren einma
einem ähnlichen Eisen entronnen und dadurch gewarnt worden sein, bei
Auffinden wohl präparirter Lockspeise vorsichtig zu sein? Es schein
dieses aus seinem Verfahren deutlich hervorzugehen.

„Unglaublich ist es", sagt unser Altmeister, „wie **vorsichtig** de

Fuchs auf für ihn eingerichteten Fangplätzen zu Werke geht und wie schnell er es gewahr wird, wenn nicht Alles so eingerichtet ist, wie es sein soll, oder wenn irgend eine Veränderung vorgegangen ist. Ich hatte einst die Freude, Augenzeuge zu sein, als im harten Winter nach einem fest angekirrten Fuchs das Eisen gelegt worden war. Nicht weit vom Fangplatze saß ich, in der Voraussetzung, daß er wie gewöhnlich erst spät in der Nacht dahin gehen würde, auf einer Kanzel nach Schwarzwild auf dem Anstand. Es fing eben an zu dämmern, als der Fuchs durch Hunger getrieben herangetrabt kam. Emsig und ohne Arg nahm er die entferntesten Abzugsbrocken an, setzte, so oft er einen verzehrte, sich gemächlich hinten nieder und wedelte mit der Ruthe. Je näher er dem Orte kam, wo das Eisen lag, desto vorsichtiger wurde er, desto länger besann er sich, ehe er etwas nahm, desto öfter kreisete er den Platz. Gewiß zehn Minuten blieb er unbeweglich vor dem Abzugsbissen sitzen, sah ihn mit unbeschreiblicher Lüsternheit an, wagte es aber dennoch nicht zuzugreifen, bis er wieder drei- oder viermal das Ganze umkreiset hatte. Endlich als er ganz sicher zu sein glaubte, ging er wieder vor das Eisen, streckte die eine Vorderbrante nach dem Brocken aus, konnte ihn aber nicht erreichen. Endlich, wie in Verzweiflung, fuhr er rasch darauf los und in dem Augenblicke, war er mit der ihm höchst unbehaglichen Halskrause geziert. Sehr lächerlich war es, mit anzusehen, wie er ohne Erfolg Alles, was in seinen Kräften stand, anwendete, sich zu befreien; wie er boshaft kelkerte, und da er vorwärts wegen des Eisens nicht kommen konnte, rückwärts zu gehen anfing. Aber das dauerte nicht lange, ermattet blieb er an einem Sträußchen sitzen. Ich befreite ihn durch ein Paar wohlthätige Schläge auf die Nase für immer von seinen Leiden und seiner Angst."

Bewunderungswürdig ist die List, welche der Fuchs beim *Rauben* bethätigt.

Um Honig, seinen größten Leckerbissen, sich zu verschaffen, macht er sich aus den Bienen, Wespen, Hornnissen, die ihre Habe vertheidigen, ein Vorgericht, indem er so *listig* ist, diese Thierchen, die ihn wüthend anfallen, in seinem Balg sich fest einnisten zu lassen, wobei er über *Seher* und *Nasel* durch Niederdrücken des Kopfes in die Erde gegen ihre Stiche sichert. Ist nun der Balg mit Bienen ꝛc. bedeckt, so wirft er sich schnell auf den Rücken, wälzt sich, zerquetscht sie dadurch und wiederholt dieß so oft, bis diese kleinen, aber durch ihren Stachel gefährlichen Feinde vernichtet sind. Er frißt sie dann gemächlich auf und macht sich nach dieser Vorkost mit der größten Lüsternheit an den Honig.

Das ganze Jahr aus Freßgierde ein Feind der Hasen raubt er die meisten davon in der Rammelzeit, wo er sich am häufigsten auf dem freien Felde einfindet. Er drückt sich hinter Marksteinen, in die Zwischen frisch gepflügter Aecker, oder Wiesenumrisse, unter Rainüberhänge, und lauert, bis ihm eine Häsin oder ein Rammler recht nahe

kommt. Ein tüchtiger Sprung, und das eine oder das andere hat aufgehört, in diesem Leben der Liebe sich zu weihen.

Das Fleisch des Igels mundet dem Fuchse vorzüglich. Um ihn zu rauben, bedarf es keiner List, wohl aber, um sich seiner zu bemeistern, ohne das naschige Maul an dem Stachelranzer zu verwunden. Und wie kommt er damit zu Stande? Der Listige wendet und schiebt den zusammengerollten Igel so lange und so künstlich, daß dieser auf den Rücken zu liegen kommt. Nun gallt er ihn auf der Mitte an, wo der Igel seine Schnauze an den Bauch drückt. Die unliebe Feuchtigkeit und deren noch unlieberer Gestank machen, daß der Igel sich ausstreckt und dem Fuchse den stachellosen Unterleib Preis giebt, welchen auch dieser gleich mit dem scharfen Gebisse faßt, um den Igel aus seinem Stachelbalge herauszufressen.

Wie listig bethört der Fuchs die Fischotter! Gewahrt er eine beim Fischen, so schleicht er, fast auf dem Bauche fortkriechend, so nahe als möglich heran, drückt sich da, wo er ihren Ausstieg vermuthet, platt hin, und macht im Augenblicke, wo sie, die Beute im Rachen, ans Land steigt, einen hohen Luftsprung. Die Flußotter, dadurch geschüchtert, läßt den Fisch fallen und fährt ins Wasser. Behaglich schmaust nun der Fuchs die so listig und so leicht erworbene Beute.

Wie die Fähin ihre Jungen warnt.

Mein Schwiegervater — Gott gebe dem wackern Waidmann eine fröhliche Urständ — ließ Füchse nur in der guten Zeit schießen. Er hatte in den Waldtheilen, wo Baue waren, eigene Luderplätze, die der Wasenmeister von der Zeit des Wölfens an bis gegen den Herbst zu mit Aas reichlich versehen mußte. Dadurch erhielt er seinen Reh- und Hasenstand in einem ziemlich guten Verhältniß zu dem Fuchsstande, der so stark war, daß wir in diesem nicht sehr umfangreichen Revier auf den Herbstklopfjagden, im Winter auf dem Anstand, auf der Schießhütte, auf den Bergjagden mit Hunden 70 – 80 Füchse schossen, auch fast halb so viel im Schwanenhalse fiengen.

Nahe an seinem Schloße Miltach liegt ein felsiger, mit Birken und Schwarzholz bewachsener, von Schluchten und Moorstrecken durchschnittener Berg, worin immer ein Dutzend geschlossener Baue waren. Es machte mir vielen Spaß, von einem Felsenblocke herab, wo ich sehr gut verborgen war, stundenlang dem Spiele der Jungen zuzusehen und die mit Raub beladenen Eltern bei ihrer Heimkehr, oder wenn sie auf Raub ausgiengen, zu beobachten. Einen dieser Baue besuchte ich täglich und ergötzte mich köstlich an dem Spiele der fünf Jungen vor dem Baue, und wie ihnen die Mutter das Gesäuge gab, und wie sie dann selbst mit ihnen spielte und oft kindischer und possirlicher war, als die Jungen.

Eines Morgens stand ich wieder auf meinem Beobachtungsblocke, gerade als die Alte aus dem Baue schloff und sicherte, befiel mich ein heftiger Husten so plötzlich und mit solcher Gewalt, daß ich nicht mehr das Geräusch desselben durch Vorhaltung des Sacktuches zu unterdrücken vermochte. Die Fähin, kaum das Geräusch vernehmend und mich gewahrend, warf um und fuhr unter lautem Gebell in den Bau. Ich stand an 2 Stunden auf der Lauer, nachdem ich mich noch mehr verborgen hatte, aber kein junger Fuchs ließ sich sehen, auch nicht die Fähin, wohl aber der Rüd (durch öftere Vergleichung der beiden Füchse hatte ich ihn an dem stärkern, weniger schlanken Körper, an dem dickern Kopf, an der dunkeln Kehle recht gut von der Fähin unterscheiden gelernt), der äußerst behutsam aus dem Baue kroch, vor selbem lange sicherte und dann vorsichtig dahin trabte.

Meines Schwiegervaters alter Jäger, Matthias Muckenthaler, ein Waidmann, wie er seyn soll, dem ich diese Begebenheit erzählte, versicherte mir aufs Bündigste, daß ich in den ersten 4—6 Tagen keinen jungen Fuchs vor dem Baue sehen werde, denn der Mutter Gebell ist für sie ein Warnungszeichen, und zwar nicht blos für den Augenblick der Gegenwart, sondern für längere Zeit. Es traf sich auch, wie Muckenthaler vorher gesagt hatte. Täglich besuchte ich den Bau, Morgens, Mittags, Abends; erst nach sieben Tagen spielten die Jungen wieder vor selbem. Viele alte Jäger haben mir aus dem Magazine ihrer Erfahrungen eine bedeutende Quantität ähnlicher Fälle mitgetheilt, und ich selbst habe mich in der Folge durch eben solche überzeugt, daß junge Füchse mehrere Tage nach einander nicht aus dem Baue zum Vorschein kommen, wenn die Mutter durch lautes Gebell sie vor Gefahr gewarnt hat. Möchte mir doch ein Eingeweihter die Frage beantworten: „Woher kommt es, daß junge Füchse, die noch keinen Schuß gehört, keine Gefahren der Jagd, keine Nachstellungen von Hunden und Menschen kennen, sich längere Zeit tief im Baue versteckt halten, sobald sie das Gebell der Mutter von außen warnt? Wodurch werden sie auf diese Vorsicht geleitet?"

Die Fähin ist eine gute Mutter.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Fähin, wenn zur Zeit, wo sie die Jungen noch säugt und diese nicht kräftig genug sind, sich durch die Flucht zu retten, auf dem Baue gegraben wird, sich — wie der Dachs — verkluftet, oder, wenn sie bei der Rückkehr vom Raube wittert, daß während ihrer Abwesenheit Menschen oder Hunde am Baue waren, in der Furcht vor Gefahr die Jungen, eines nach dem andern, im Rachen fortträgt und sich einen Bau wählt, wo sie für die lieben hoffnungsvollen Sprößlinge — wenigstens vor der Hand — nichts zu befürchten hat.

Ein einziger hieher bezüglicher Fall mag genügen: In der Nähe von Krambs Gunnarstorp in Schonen wurde im Mai 1832 in einem

Feldbau nach Füchsen gegraben und in dem, nur 2½ Fuß unter der Oberfläche der Erde befindlichen Kessel eine Fähin mit 5 Jungen gefunden. Sie vertheidigte diese mit solcher Heftigkeit, daß die drei grabenden Landleute nicht im Stande waren, ihr ein Junges abzunehmen, wobei sie zugleich allen Hieben und Stößen mit den Grabwerkzeugen durch besondere Gewandtheit zu entgehen wußte. Einer der Knechte holte schleunigst eine Flinte herbei, und, am Hintertheile angeschossen, mit Stricken und Schaufelstielen attaquirt, konnte sie doch nicht verhindert werden, mit einem Jungen im Maule aus dem Kessel zu springen und zu entfliehen.

Von den vielen Zügen der mütterlichen Zärtlichkeit der Fähin — im Vereine mit merkwürdiger Schlauheit — wollen wir nur einen anführen, dessen Gewährsmann der k. b. Forstmeister Freiherr v. Welser in Nürnberg ist. „An einem schönen Maiabend des Jahres 1818," so erzählt dieser höchst achtbare Mann, „bemerkte ich bei meiner Rückkehr aus dem Forste auf einem, in langer Flucht geführten Abfuhrwege einige hundert Schritte von mir einen Fuchs, in eine Dickung trabend. Ich hatte zufällig meinen Hühnerhund bei mir, der, im Buschiren brauchbar, besonders gern Füchse annahm, und ließ daher absichtlich von ihm die warme Spur aufnehmen, um den ungebetenen Gast aus dem Gehege zu jagen."

„Perdrix folgte rasch, aber ohne Laut zu geben."

„Nach einigen Minuten vernahm ich ein seltsames Gebell, welches ich bei der Wiederholung für das Bellen des Fuchses erkannte."

„Gleich nachher wurde mein Hund laut. Zu meiner Verwunderung wechselten die Laute ganz regelmäßig und dabei kam mir die sonderbare Jagd so nahe, daß ich den Fuchs auf 30 Schritte bemerken konnte, wie er, mit gespannter Aufmerksamkeit, mitten auf dem Wege verhoffend, mehrmals bellte und dabei immer nach der Gegend hinblickte, wo der Hund herkam."

„Er durfte nicht lange warten. Perdrix kam rasch herbei und der Fuchs fuhr pfeilschnell, aber so, daß ihn der Hund noch wahrnehmen konnte, über den Weg in eine andere Dickung. Laut um Laut ging nun die Jagd eine ziemliche Strecke weiter, bis ich endlich meinen Hund abpfiff. Nun erst lärmte der Fuchs gewaltig, mir bald näher kommend, bald in größerer Entfernung. Dieß währte länger, als eine Viertelstunde, bis er endlich ganz stille wurde."

„Meine Vermuthung, eine Fähin vor mir zu haben, die meinen Hund von ihren in der Nähe befindlichen Jungen durch verstellte Flucht und erneuerte Anreizung zum Verfolgen hinweglocken wollte, hatte mich nicht getäuscht. Am folgenden Morgen fand der einschlägige Revierjäger in der erst bezeichneten Dickung 6 junge Füchse in einer stockfaulen Eiche."

„Ich glaube nicht, daß diese Erfahrung schon oft gemach[t]

worden ist, wenigstens war sie einer großen Anzahl tüchtiger Waidmänner, denen ich sie mittheilte, noch neu."

Sollte es nur thierischer Instinkt gewesen seyn, daß die Fähin auf die Idee verfiel, den Hund durch dieses passende Mittel von den Jungen wegzuführen? Können und dürfen wir für eine solche Erfahrung keinen passenderen Ausdruck wählen? Sie, die Fähin, bellte zuerst. Offenbar nahm sie den Hund früher wahr, als dieser sie, und sicher bemerkte sie den gefährlichen Perdrix ganz in der Nähe ihrer Jungen. Da galt es einen raschen Entschluß. Auf sich mußte sie den Hund in diesem kritischen Augenblicke aufmerksam machen, und der Hund durfte doch der flüchtigen Fähin nicht nahe kommen. Welches bessere Mittel konnte sie wohl finden, als ihre Stimme hören zu lassen? Wie viel richtige Ueberlegung im Augenblicke der Gefahr und des höchsten Schreckens? Welche Geistesgegenwart und Besonnenheit? Uebrigens ist uns Waidmännern das raffinirte, meistens sehr glückliche Bestreben mancher Thiere, Feinde ihrer Jungen zu beseitigen, nichts Neues. Wer von uns hat nicht interessante Beispiele dieser Art beim Feldhuhn und Kibitz, bei dem Edelthier und der Rehgeiß gesehen? Daß aber auch Füchse einen solchen Grad von elterlicher Zärtlichkeit, unterstützt von Schlauheit, Geistesgegenwart und Besonnenheit besitzen, ist gewiß noch wenig bekannt.

Dreistigkeit ist eine vorzügliche Eigenheit des Fuchses.

An einem schönen Herbsttage, den 26. August 1806, begab sich Herr B. zu A. mit einigen Jagdfreunden in einen an die Feldmark gränzenden Wald, um allda vor den Jagdhunden oder Bracken Hasen zu schießen. Kaum hatten die Schützen die Pässe besetzt, so hörten sie auch schon die Hunde jagen. Die Jagd näherte sich B. und dieser sah mit gespanntem Hahnen und eben so gespannter Erwartung dem unbekannten Flüchtling entgegen. In diesem Augenblick strich ein Haselhuhn bei Herrn B. quer vorüber; schnell drückte er ab und todt sank es, kaum 40 Schritte weit von ihm entfernt, ins Gebüsch hinab. Ohne erst zu laden, eilte nun B. mit dem bei sich führenden Hühnerhunde nach dem wohl bemerkten Huhn hin, wo er seine Beute sicher zu finden hoffte. Allein wie trügerisch ist nicht selten die Hoffnung des Jägers!

Auch B. ging es so, denn statt des köstlichen Bratens fand er, nachdem er keine Mühe des Nachsuchens gespart hatte, nur einige Federn des Haselhuhns. Unmuthsvoll und nachdenkend über diese ihm unerklärbare Erscheinung, kehrte jetzt B. auf seinen angewiesenen Posten zurück; das Jagen entfernte sich immer mehr von ihm, und endlich machte der Abend der Jagd selbst ein Ende. Es versammelten sich jetzt die Schützen, die Begebenheiten des Tages wurden erzählt und diejenigen, denen die launige Jagdgöttin krummes Pulver und Blei verliehen hatte, wurden mit den gewöhnlichen, für solche Fälle festge-

setzten Ehrenzeichen geziert. Auch Ihnen, Hr. B., war diese Ehre vorbehalten, und Sie würden sich, alles Sträubens und der vielen vorgezeigten Beweise ungeachtet (nämlich die gefundenen Federn des Haselhuhns) davon nicht losgewunden haben, hätte nicht ein anderer Theilnehmer der Jagd sich Ihrer angenommen und die Wahrheit Ihrer Aussage durch folgende Erzählung bestätigt:

„Ungefähr eine halbe Stunde nach dem Schusse des B. hörte ich die Hunde in meiner Nähe jagen, allein sie verloren bald und wurden stumm. Kurz darauf erblickte ich eine mir ganz fremde Gestalt, die in einer Entfernung von 100 Schritten auf dem Stocke eines abgehauenen Baumes Platz nahm und ängstlich umherschaute. Der überaus große und sonderbar geformte Kopf des Thieres erregte mein Erstaunen und mit ihm zugleich den heißesten Wunsch, es zu erlegen."

„Doch, da es sich nicht nähern wollte, feuerte ich, ohne den weiten Abstand zu berücksichtigen, mein Gewehr darauf ab."

„Im Wegspringen erkannte ich jetzt erst, daß es ein Fuchs war. Um von der Wirkung des Schusses oder vom Gegentheile überzeugt zu seyn, begab ich mich auf den Anschuß und fand da ganz wider mein Erwarten ein noch nicht völlig erstarrtes Haselhuhn neben dem Stammende liegen, welches nicht unwahrscheinlich das von B. erlegte seyn mag."

Hierauf überreichte er der Gesellschaft das Haselhuhn, man untersuchte es und fand es gut getroffen.

Ich glaube, aus dieser Begebenheit folgern zu können, daß außer der *anerkannten Schlauigkeit des Fuchses* auch *verwegene Dreistigkeit* Hauptzug seines Charakters ist; denn welches andere Raubthier sollte wohl, wenn es von den Hunden, seinen ärgsten Feinden, verfolgt und durch das nahe Krachen eines Feuerrohrs erschreckt würde, so wie hier der Fuchs, noch nach Beute greifen und mit derselben beladen den Verfolgungen seiner Feinde sich mühsam entziehen wollen? Nur Schade, daß der Gaudieb, der nach Verlust seines Raubes noch eine Zeit lang von den Hunden herumgepeitscht wurde, so wohlfeilen Kaufes davon kam.

Durch noch lebende Augenzeugen ist bethätigt, daß vor mehreren Jahren ein Fuchs eine alte Rehgeiß von dem sogenannten Galgenberge bei der fürstl. Leiningen'schen Residenz Amorbach bis in den Schloßgarten, von da bei der Schildwache vorbei, welche nach dem Fuchse mit dem Bajonete stieß, wieder durch andere Gärten den Berg hinauf jagte, und zwar an einem Sommermorgen zwischen 8 und 9 Uhr. Da das Reh nach Aussage der Schildwache schon sehr matt und der Fuchs nur einige Schritte hinter ihm war, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er die arme Ricke *gerissen* hat.

Ein Reviergehülfe des Revierförsters Cetti von St. Wendel saß im Winter 1821 bei klarem Mondschein Abends gegen 9 Uhr im Wirthshause eines in diesem Reviere gelegenen Dorfes, als vor der Hausthüre ein sehr heftiges Gänsegeschrei entstand. Der Reviergehülfe ging an das Fenster und sah mehrere Gänse, welche durch ein verwirrtes Hin- und Herlaufen, wie auch durch heftiges Schlagen mit den Flügeln eine große Unruhe verriethen. Dieses um so weniger achtend, als das Wirthshaus fast in Mitte des Dorfes liegt und an jedem der nahen Häuser ein Hund an der Kette lag, setzte er sich wieder an seinen Tisch, als bald darauf sich jenes Geschrei wiederholte. Nun riß er das Fenster auf und sah einen Fuchs, der zwei Gänse vor sich hertrieb, und eben unter dem Fenster, ohne sich durch das mit Geräusch verbunden gewesene heftige Aufreißen des Fensters, durch den Lärm und Gesang der Zechenden, der weit zu hören war, im Mindesten stören zu lassen. Der Reviergehülfe sprang zurück, nahm sein Gewehr, und streckte den unverschämt-dreisten Gaudieb in einer Entfernung von fünf Schritten zum Fenster hinaus todt nieder.

Von einer ganz eigenen Dreistigkeit des Fuchses beim Rauben war ich öfters Augenzeuge. Hier ein interessanter Fall aus der jüngsten Zeit. An einem sehr schönen, sonnigen Wintertage spähete ich, in Gesellschaft des Regierungs-Assessors Strüber und des Forstamts-Practicanten Bar. v. Grödern, von einer Anhöhe über die vor uns liegende Feldmarkung hin nach mausenden Füchsen, deren es in dieser Gegend mehrere gab. In Mitte der Markung lag ein dichtverwachsener Feldkopf, in dessen Nähe ein Bauernmädchen Gänse hütete. Plötzlich fuhr ein Fuchs aus dem Feldkopf, packte mitten aus der Heerde eine Gans beim Kragen, warf sie sich, nach bekannter Reinekischer Fortschleppungsart, über den Rücken und kehrte in mäßiger Eile nach dem Feldkopf zurück. Schleunigst stellte ich meine beiden Gefährten außerhalb des Feldkopfes an, jeden hinter ein gut verbergendes Gesträuch, so daß der Fuchs, wenn er, wie nicht anders zu vermuthen, die nahe, reichlich mit Bauen versehene Waldung annahm, einem von Beiden kommen mußte. Ich legte meinen alten Stöberer Caro an die frische Spur und eilte schleichend nach der Mitte des Feldkopfes, wo es gewöhnlich ein paar Mal hin und her ging, ehe der in diesem Feldkopfe aufgestochene Hase oder Fuchs das Freie anpackte. Kliff — Klaff — Hinaus nach dem Felde — Piff — Paff — nochmal Paff — und hintendrein Klaff, Klaff! —, gerade wieder herein, nach mir zu — Jetzt ein Schnauben — ein Keuchen, ein Röcheln — nicht ferne von mir im Bodendickichte. Mit Luchsaugen spähete ich dahin — aber mein Caro war mir zuvor gekommen — er würgte den angeschossenen Fuchs, daß es eine Freude war. — Im Augenblicke, als ich hineilte, ihm den Fuchs abzunehmen, fuhr fast unter meinen Füßen, ein Hase auf. — Piff! — gefehlt — Paff! — Niedergeschossen.

Jetzt kamen die Beiden. Der Assessor, ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber — aber immer stand auf seiner Flinte: „Du sollst nicht tödten!" — hatte den Fuchs auf 20 Gängen mit beiden Läufen gefehlt, dieser dann umgeworfen, nach dem Practicanten hin, der ihn auf bedeutende Weite stark anschweißte und dadurch zur Rückflucht in den Feldkopf bewog, wo ihm mein Caro den Garaus machte. Nun handelte es sich um die Gans. Wir giengen zu dem noch immer schmerzlich weinenden Hirtenmädchen, und schenkten ihm Geld, mit der Weisung, die Gans im Hölzchen zu suchen, während wir ihre Heerde bewachen. Bald schrie das Mädchen aus Leibeskräften: „Der Fuchs, der Fuchs!" Wir eilten dahin, und kaum 200 Schritte vor uns sahen wir einen Fuchs mit der übergeworfenen Gans über den Schlag rennen. Das Mädchen sagte uns: „es wäre schon ganz nahe an der Gans gewesen, als ein Fuchs aus dem Gebüsche herausgesprungen und mit der Gans davon gelaufen sey." Drei Schüsse, ganz dicht am Feldkopfe, zwei in selbem, das Lautgeben des tiefhalsigen Hundes, unser Gelärme und Hin- und Hergehen unter dem lautesten Gespräche, die Nähe des Mädchens vermochten nicht, den Fuchs, der die ganze Zeit hindurch in einem Dickichtchen dieses kleinen Gehölzes gesteckt hatte und Augen- und Ohrenzeuge der tumultuarischen Scene und des Abwürgens seines Herrn Bruders oder Vetters gewesen war, vom Raube der Gans in der Nähe von vier Menschen und eines Hundes abzuschrecken. Das ist nicht mehr Dreistigkeit, das ist die unverschämteste, jeder Gefahr trotzende Freiheit.

Vom erfahrensten Jäger bis zum angehenden Jagdlehrling weiß jeder, daß der Fuchs jedem Thiere, lebe es im Zustande der Wildheit oder sey es des Menschen friedlicher Hausgenosse, an Schlauheit, Klugheit, List und Verschlagenheit zur Seite steht, wo nicht gar es auf einer höhern Stufe überragt. Was wir bisher von des Fuchses Leben und Walten, was wir von seinen Naturgaben und Eigenheiten aus den allersichersten Quellen geschöpft haben, spricht mit Gründlichkeit für obige Behauptung. Aber mehrere Schriftsteller gefallen sich, unsrem Reineke solch eminente Vorzüge anzudichten, daß er, selbst mit der unlieben Halskrause des Schwanenhalses angethan, oder im Kessel von den bissigsten und muthigsten Dachshunden angetrieben, alle Angst vergessen und laut lachen würde, wenn er die Wunderthaten vernehmen oder lesen könnte, die, wie uns manche Schriftsteller mit dem größten Ernste erzählen, sein Verstand und sein Scharfsinn, seine List und sein Instinkt und seine Schlauheit geschaffen haben. Wir wollen hören, was Einige dieser Panegyriker sagen.

Die Thracier, so erzählt Plutarch, gingen nie über einen gefrorenen Strom, wenn sie nicht gesehen hatten, daß ein Fuchs über die Eisdecke gegangen war. Plutarch versichert, daß der Fuchs, ehe er über ein Eis passirt, das Ohr (Lauscher) an das Eis hält, um

aus dem Geräusche des Wassers zu entnehmen, ob die Eisdecke dick genug sey, Menschen und Thiere zu tragen.

Pontoppidan, der in seiner Naturgeschichte von Norwegen die Klugheit und Ueberlegungskraft des Fuchses nicht genug rühmen kann, läßt den von Flöhen geplagten Fuchs mit einem Büschel Moos oder Heu rückwärts, und zwar ganz langsam, Tritt vor Tritt ins Wasser gehen und zwar so weit, daß nur der obere Theil des Kopfes und die hochgetragene Schnauze über dem Wasser bleiben; es flüchten sich dann alle Flöhe in den Moosbüschel, welchen der Fuchs ins Wasser fallen läßt, der auch längere Zeit mit dem Kopfe untertaucht, so daß alle im Büschel und auf dem Oberkopfe versammelten Flöhe zu Grunde gehen, der Fuchs aber durch seine anstaunungswürdige Ueberlegungskraft und Klugheit plötzlich und mit einmal von allen diesen Plagegeistern befreit ist.

Raff macht den Fuchs zum listigen Krebsfänger, denn: „der Fuchs schwimmt in Bächen, wo es viele Krebse giebt, an deren Löcher, steckt in selbe seinen Schweif und sobald er merkt, daß sich in selben Krebse eingezwickt haben, tummelt er sich an das Ufer und schlägt mit dem Schweife solange an einen Baum oder Stein, bis die Krebse todt sind, worauf er sie frißt. Wie stellt er es aber an, daß sich die Krebse so gern und in solcher Menge an seinen Schweif hängen? Er weiß, daß die Krebse das Aas gerne fressen; ehe er also auf's Krebsfangen geht, sucht er ein verrecktes Thier auf und streicht an selbem so lange mit dem Schweife hin und her, bis der Schweif gerade so stinkt, wie das Aas.

Jester erzählt, daß sich ein gewisser Mann sehr gewundert habe, beim Anblicke eines Fuchses, der dicht an einem Fischerhause umherschlich und eine Menge Dorschköpfe reihenweis vor sich legte. Dem Manne, der den stillen Beobachter aus einem Verstecke machte, war dieses Verfahren unbegreiflich; er nahm aber bald wahr, daß, nachdem sich der Fuchs verborgen hatte, eine Krähe herbeiflog und im Augenblicke, als sie an einem Dorschkopfe zu schmausen anfieng, von dem sie beschleichenden Fuchs selbst geschmaust wurde.

Götze macht sich ein besonderes Vergnügen, den Fuchs als das schlaueste der Thiere glänzen zu lassen. Hier ein Paar der auffallendsten Beispiele:

a) Bei einem Waldtreiben kam ein Fuchs an die Schützen. Es wurde nach ihm geschossen und der Fuchs stürzte im Feuer. Als ihn, nach geendigtem Triebe, ein Jäger aufheben wollte, sprang er mit Pfeilschnelle auf, rannte schleunigst davon, wodurch sich alle Schützen und Treiber überzeugten, daß er sich nur todt gestellt habe, um dann entwischen zu können.

b) Ein gewisser Doktor Garlieb hatte einen sehr zahmen Fuchs, der am Tage frei herumgieng, aber am Abend angekettet wurde. Der listige Reineke merkte bald, daß sich das Halsband abstreifen lasse. Er that es, sobald die Nacht hereingebrochen war, und machte dann Besuche in den Hühnerställen der Nachbarn. Mit Tages Anbruch kehrte er in

seine Hütte zurück, steckte den Kopf wieder durch das Halsband, und that so unschuldig, wie ein Lämmchen. Am Morgen liefen die Klagen über die vielen geraubten Hühner ein, aber die jammernden Weiber hatten nicht den mindesten Verdacht auf des Doktors Hausfuchs, da dieser, der allgemeinen Ueberzeugung nach, die ganze Nacht an der Kette gelegen hatte. Aber der Fuchs war nebst dem eigenen Anlegen des Halsbandes noch so schlau, daß er sich nie an den Hühnern seines Herrn vergriff.

Nun wollen wir diese gar komischen, in das Reich der Mährchen gehörigen Ueberlieferungen von des Fuchses gar wunderbaren Geistesgaben mit einer Erzählung krönen, die Wildungen in seinem: „Neujahrsgeschenk für Jäger" auftischt, ohne Zweifel aus dem eitlen Streben, seine Leser zu überzeugen, wie viel er in Münchhausens Manier zu leisten vermag.

„Ein Revierjäger," so erzählt Wildungen, „bemerkte eines Abends auf dem Anstande einen alten Fuchs, der mit kräftigen Anläufen auf einen ziemlich hohen Baumstrunk hinauf, dann wieder herab sprang. Nach einigen wiederholten Uebungen dieser Art schleicht er fort, kehrt aber bald mit einem dicken trockenen Ast von eichenem Holz im Maule zurück, und macht, mit dieser Bürde belastet, dieselben Versuche wieder, bis er ohne Anstoß auf den Strunk hinauf kommt. Nun läßt er den Ast fallen, drückt sich auf dem Strunke und bleibt unbeweglich liegen. In der Dämmerung tritt eine Bache nebst ihren 5 ganz schwachen Frischlingen aus der benachbarten Dickung und nimmt ihren gewohnten Wechsel dicht bei jenem Baumstrunk vorbei. Zwei von den Frischlingen bleiben etwas zurück; kaum erreichen sie die gefahrvolle Gegend, so stürzt Meister Reineke pfeilschnell auf einen herab und eilt mit seiner Beute augenblicklich an den vorher sich weislich erkieseten Zufluchtsort, nämlich auf den Baumstrunk, auf den er mit dem Frischling im Maule springt und ihn zerfleischt. Wüthend über das Klagen des unglücklichen Schlachtopfers der allerraffinirtesten Schlauheit kehrt die Bache zurück, bestürmt im vollsten Ingrimme bis tief in die Nacht hinein den, durch seine Höhe gegen ihre Angriffe gesicherten Sitz des ganz ruhig den Frischling auffressenden Fuchses, muß aber am Ende doch abziehen, ohne Rache nehmen zu können an dem schlauesten aller Raubthiere."

So erzählt uns Wildungen, und Dietrich a. d. Winkell ist so artig, zu sagen: „Diese Geschichte, so unwahrscheinlich sie auch seyn mag, erhält dadurch einen nicht geringen Grad von Glaubwürdigkeit, daß sie von einem braven Jäger noch auf dem Todtenbette feierlich bestätigt worden ist." Das ist ein Compliment für den jägerlateinischen Wildungen, denn Dietrich a. d. W. weiß nur gar zu gut, daß bei alten, mit dem Aufschneiden ganz verwebten Jägern, wenn, wie man zu sagen pflegt,

chon die Seele auf der Zunge sitzt, noch eine waidmännische Lüge as letzte Wort hat.

Ich schließe das Kapitel von den besondern Eigenheiten des uchses mit dem Vortrage derjenigen, die der Jäger um so mehr ne haben muß, als sie mit diesem und jenem Jagdbetriebe auf üchse im genauesten Rapporte stehen und ihre Kenntniß dem Jäger anchmal wesentlich nützt.

1. Der Fuchs ist besonders begierig auf gebratene Häringe, uf Hasengeräusch, das längere Zeit in einer mit Juchtenabfällen ermengten Häringsjauche gelegen ist, auf frische oder gebraene Rehleber und auf Katzenbraten. Wie der Jäger das Geiste des Fuchses nach solchen Dingen benützt, ersehen wir bei: Jagd auf Füchse."

2. Ungeachtet der Fuchs keineswegs der Reinlichste ist, weder in er Wahl seiner Nahrungsmittel noch im Innern seines Baues, so at er doch den größten Abscheu vor dessen Verunreinigung durch Menschen. Läßt ein Jäger seine Excremente auf die Einfahrt oder n die Röhre hinein fallen, so verläßt der Fuchs diesen Bau, um hn nie wieder zu schliefen. Dieser heftige Abscheu vor der Verunreiigung des Baues durch Menschenkoth ist um so auffallender, als der uchs, vom Hunger geplagt, zu dessen Stillung Düngerhaufen und btritte annimmt.

Einen verlappten oder verpulverten, oder ausgeräuherten Bau schlieft der Fuchs nicht wieder.

3. Bei einer Treibjagd ist der Fuchs auf den ersten Laut der reibwehre flüchtig. Er fährt über Blössen, über Schläge und ebden, durch Hoch- und Stangenholz, steckt sich im Dickicht, nach en Treibern lusend, schleicht dahin, dorthin, sichert an Fahrtegen, am Saume von Lichtungen, rennt über diese pfeilschnell, schleicht ann wieder, wirft bei Erblickung eines Schützen um, und sucht ann auf eine listige Weise zu entkommen, indem er sich wie der Rehbock abstellt (m. s. diesen Art. bei: Naturgeschichte des Rehwildes) oder sich in Dickungen auf der Erde, oder auf Baumöcke, auf bemoostes Gestein, unter Windfälle rc. drückt und die Treiber an sich vorübergehen läßt. Gelingt es ihm nicht, durch Umerschleichen eine Lücke zum unbemerkten Entkommen, oder durch das Drücken eine momentane Verborgenheit zu finden, so bricht er urch, oft in der Mitte der Treibwehre.

4. Kein angeschossener oder vergifteter Fuchs verendet m Baue. Hat er sich auch aus Angst oder Schmerz in diesen geflüchtet, so bleibt er nur darin, bis er das Herannahen seiner Auflösung fühlt; er strengt die letzten Kräfte an, um sich aus dem Baue in das allernächste Dickicht zu schleppen und da zu verenden. Davon war ich öfters Augenzeuge.

5. Der im Walde schleichende oder trabende oder flüchtige Fuchs sichert immer — nur im letzten Falle nicht, wenn die Hunde dicht hinter ihm sind — ehe er eine Lichtung, einen Fahrtweg anpackt; über letztern macht er gewöhnlich einen Satz.

6. Ist ein Schwanenhals nicht so gelegt, wie es ächt weidmännisch seyn sollte, so faßt der Fuchs den Abzugsbissen nicht an, sondern entblößt mit dem Vorderlaufe einen Theil des Eisens, als wolle er dem ungeschickten Eisenleger zeigen, daß er klüger ist, als dieser.

7. Ein nicht gut verwittertes, oder vom Jäger beim Fängischstellen mit unverwitterten Händen angefaßtes Fangeisen verwindet er schon von Ferne und umgeht es.

8. Wenn der Fuchs auf dem Fleckchen, wo der Schwanenhals gelegt werden soll, die Vorwurfsbrocken ein paar Nächte nach einander angenommen und dann auf diesem Platze sich gelöset hat, so muß das Eisen unverzüglich gelegt werden, da das Aufnehmen der Vorwurfsbrocken, noch viel mehr aber das Zurücklassen der Losung, ein sicherer Bürge für sein unfehlbares Kommen im Laufe der nächsten Abend- oder Nachtzeit sind.

9. Das Raizen ist für den Fuchs eine Anlockung, der er nicht widerstehen kann. Wie blind und betäubt rennt er an die Füße des Jägers, der im Raizen ferm ist und mit ganz gutem Winde raizt.

10. Kein Roth- und Schwarzwild hält seinen Wechsel so genau ein, als der Fuchs seinen Paß. „Geben Sie genau Acht, dort am Riegel kommt ein Fuchs." Wie oft hört man dieß bei Treibjagen den anstellenden Jäger zum Schützen sagen, und der Fuchs kommt auf dieser Stelle, denn seine Urgroßeltern schon haben hier ihren Paß gehabt, und der erbt sich fort bis aufs letzte Familienglied. Daß sich der Fuchs auf diesem seinem fest behaupteten Passe öfters beschießen läßt, ohne ihn zu verändern, ist seit Waidmanns Gedenken durch unzählige Beispiele hergestellt, von welchen ich nur ein paar anführen will:

„Im Winter 1834," erzählt Behlen, „ließ ich eine Dickung, worin gerne Füchse steckten, von einigen Holzhauern abgehen und stellte mich mit einem bei mir habenden Unterförster auf die Fuchspässe. Kaum waren die Treiber angegangen, so schoß der Unterförster nach dem Fuchse, fehlte ihn aber. Ohngefähr vier Wochen später ließ ich dieselbe Dickung wieder abgehen und stellte den Unterförster auf denselben Platz; es währte nicht lange, so knallte es, und ich sah den Fuchs, dem eine Hinterbrante ganz kurz abgeschossen war, davon laufen; nach der bestimmtesten Versicherung des Unterförsters war es der nämliche, durch seine besondere Stärke leicht kennbare Kohlfuchs, den er früher gefehlt. Nach einiger Zeit ließ ich diese Dickung zum dritten Male treiben und stellte mich, aus Neugierde, ob der nämliche Fuchs auf der nämlichen Stelle wieder komme, selbst auf diesem Riegel an-

:s währte nicht lange, so kam Herr Reineke ganz munter daher
pazirt, mußte aber seine Anhänglichkeit an den alten Paß mit dem
eben büßen. Beim Streifen fand sich, daß die früher abgeschossene
Rante schon wieder angewachsen war, und nur eine kleine Erhöhung
iese Stelle bemerkbar machte.

Auf einer waidmännischen Fußreise zu den Herbstjagden meines
Schwagers beschloß ich im Wirthshause des Walddorfes Ludmaning zu
bernachten, weil ich gehört hatte, daß sich da am Morgen des folgen-
n Tages eine Gesellschaft von Jägern und Schützen versammle, um
i der nahen Waldung ein Klopfen zu halten. Der dirigirende Jäger
m mit seinem Gehülfen noch am nämlichen Abend an, die Treiber
i bestellen, und lud mich zur Jagd ein. Wir drei schliefen in einer
Stube zusammen. Ich erwachte vor Tagesanbruch, hielt mich aber
nz still, weil ich den Jäger in seiner Beredung mit dem Gehülfen
ber dieses und jenes der bevorstehenden Klapperjagd nicht stören
ollte. Wie ward mir aber zu Muthe, als zum Gehülfen der Jäger
it halblauter Stimme sagte: „Dabei bleibt's, heute muß der Herr
Doktor sterben, und der schwarze Kaspar ist schon der rechte Mann,
m den Garaus zu machen. Ich selbst führe ihn auf den Fleck. Aber
eschwiegen! — sonst — Franz, du kennst mich!" Da handelte es sich
m ein Menschenleben; ich war noch zu keinem Entschluß gekommen,
ls die nach und nach herbeigekommene Jagdgesellschaft sich zum Auf-
ruch anschickte. Ich erkundigte mich auf Umwegen, ob kein Herr
Doktor unter den Jagdgästen sey, und wurde noch unentschlossener, als
nan mir drei Jagdgäste als Doktoren bezeichnete. Die Gesellschaft
atte das Holz erreicht und ich so eben den Entschluß gefaßt, dem
ächsten besten dieser drei Herren meine gemachte Entdeckung eines
eingesetzten Mordes zu vertrauen, als der Jäger — eben dieser furcht-
are Mann, der den schwarzen Kaspar auf den Mordfleck führen
wollte — plötzlich zum tiefen Schweigen ermahnte, mit dem Anstellen
egann und mich zuerst stehen ließ. Ich weiß nicht mehr, welche Pläne
ur Verhütung dieser Gräuelthat ich machte, so bunt gieng es mir
m Kopfe herum, hatte aber plötzlich die ganze Geschichte vergessen,
denn gleich nach dem Lautwerden der Treiber trollte ein Kapitalbock
eran, der unter dem unharmonischen Gekrache meines Zwillings für
iesen Jagdtag den Todtentanz eröffnete. Es knallte auf allen Seiten,
inen Fuchs und zwei Hasen hatte ich dem Bocke beigesellt — wie
hätte ich mehr an den Herrn Doktor und an den schwarzen Kaspar
denken können! Jetzt wurde abgepfiffen, Treiber eilten herbei, meine
reiche Jagdbeute fortzuschaffen und zugleich rannte des Jägers Gehülfe
an uns vorüber, mit freudefunkelnden Augen und aus voller Kehle
rufend: „Wir haben den Herrn Doktor, wir haben den Herrn Dok-
tor!" Und wer war der Herr Doktor? Ein uralter, eisgrauer Fuchs
von einer auffallenden Stärke. Seit vielen Jahren wurde erwähnter
Fuchs bei jedesmaligem Klopfen in diesem Gehölze gesehen, und zwar
immer auf dem nämlichen Passe. Diesen hatte der Jäger bisher immer

mit einem adelichen Gutsbesitzer aus der Nähe besetzt, um ihm, f
ein gutes Trinkgeld, das Vergnügen zu machen, den von Jahr
Jahr an Ruf und Bedeutendheit gewinnenden, immer mehr ergraue
den Fuchs — wenigstens zu sehen, denn zum Niederschießen war d
Freiherr von L. ein viel zu schlechter Schütze; aber auch andere, u
zwar recht brave Schützen, denen dieser Fuchs auf entfernteren Riege
kam, hatten ihn immer frisch hinweg gefehlt. Weil der graue Patr
sich jedesmal mit einer wirklich merkwürdigen Schlauheit und Gewan
heit benommen und die aufmerksamsten Schützen oft auf die läch
lichste Weise getäuscht hatte, so schöpfte man ihm, seiner Klugheit u
Pfiffe wegen, den Titel: **Herr Doktor**. Da nun aber der Revie
jäger wegen seiner stets vereitelten Bemühung um die Habhaftwerdu
dieses Fuchses von seinen Grenzkameraden bei jeder Gelegenheit gene
wurde und bei dieser Treibjagd, der ich beiwohnte, erwähnter Freihe
und Fehlschütze nicht gegenwärtig war, mithin der Jäger über
Besetzung des Hauptriegels frei verfügen konnte, so stellte er dah
einen ihm angränzenden Förster, der seines zigeunerfarbigen Gesicht
wegen der schwarze Kaspar genannt wurde. Da er aber zu fürcht
hatte, daß bei Abwesenheit jenes Gutsbesitzers andere eben auch ni
abzuweisende Competenten um diesen Stand sich melden möchten,
wurde die Sache heimlich abgemacht und dem etwas plauderhaft
Franz jenes Stillschweigen geboten, das in mir so arge Besorgnisse
regte. Dieser Herr Doktor, der auf einer und derselben Stelle so
beschossen wurde und jedesmal wieder auf ihr sich einfand, liefert d
gültigsten Beleg zur Behauptung: **daß der Fuchs den einm
gewählten und gewohnten Paß immer einhält.**

11. Wenn der **Fuchs schläft**, so rollt er sich zusammen, w
der Hund; wenn er aber blos eine behagliche Faulheit pflegt, so lie
er auf dem Bauche, die **Hinterbranten** ausgestreckt; in die
Lage betrachtet er die Vögel auf den nahen Gesträuchen und Posche

12. Eine merkwürdige Eigenheit des **Fuchses** ist, daß er
bei den Nußhehern und Amseln so verhaßt gemacht hat. Sobald i
diese gewahren, erheben sie auf der Stelle ein helles Geschrei zur A
kündigung der Nähe ihres Feindes, flattern oft 2—300 Schritte
ihm her von Gesträuch zu Gesträuch, von Baum zu Baum und hö
nicht auf zu schreien. Dieses den **herankommenden Fuchs** v
rathende Geschrei lasse der Jäger bei Treibjagden und auf dem A
stande nicht unbeachtet.

13. **Welche Nacht- oder Tagesstunden sind die eige
liche Schlafzeit des Fuchses?** — In einem, mir früher an
hörigem Jagdbezirke, der an **Stand-** und **zutrabenden Füch**
gar nicht arm war, habe ich, um die **Schlafzeit des Fuchs**
auszuforschen, unzählige Mal zu allen Jahreszeiten und zu al
Stunden von Tagesanbruch bis zur eintretenden Nacht mit z
Dächseln, ausgezeichnet gute Finder, nach Füchsen gesucht, und
Erfahrung gemacht, daß in der Regel der Fuchs, die **Ranz-**

Wölfzeit ausgenommen, von Abends 5 oder 6 Uhr bis gegen Mitternacht, und Morgens von 5 oder 6 Uhr an bis zur 8. oder 9. Morgenstunde im Baue liegt, also höchst wahrscheinlich zu diesen Stunden seine eigentliche Schlafzeit hat. Daß übrigens der Fuchs in den Mittagsstunden eines sehr sonnigen, windstillen Frühlings- und Herbsttages — im Winter und Sommer sehr selten — am liebsten im Freien schläft, aber nur an den sogenannten Sommerhängen, die etwas, und zwar sehr niedrig bebuscht und den Sonnenstrahlen ganz offen sind, daß er sich da zur Schlafstätte einen Gegenstand wählt, wo er in der Widerhitze sitzen kann, und daß er da fest genug schläft, um mit gehöriger Vorsicht und in großer Stille auf 30—40 Gänge beschlichen werden zu können, wird jeder erfahrene Waidmann zugestehen.

14. Wenn der Fuchs aus dem Baue kriecht und die Einfahrten sämmtlicher Röhren mit Tellereisen belegt sind, so beginnt er auf der Stelle eine neue Röhre auszuführen, durch welche er entfliehen kann. In sehr felsigen Gegenden, wo mancher Hauptbau nur 2—3 Röhren hat und die Ausführung neuer ganz unmöglich ist, hat er keine andere Wahl, als vom Hunger bis zur Verzweiflung getrieben den Versuch der Flucht zu wagen, wo er sich dann jederzeit im Tellereisen fangt, oder zu verhungern, und zwar mit dem Näsel dicht hinter dem Eisen, wie gar häufig der Fall ist. Werden die Tellereisen vor den Einfahrten eines Hauptbaues gelegt, welchen nebst dem Fuchse auch ein Dachs bewohnt, so ist der Fuchs gerettet. Sind die Tellereisen auch noch so gut bedeckt und unwahrnehmbar, so vermerkt der Dachs doch einige, ihm gefährliche Unheimlichkeit und geht in der ersten Nacht keineswegs nach Weide aus, aber schon in der zweiten, längstens in der dritten, ist sein Hunger mächtiger als seine Vorsicht. Trotz der Behutsamkeit, womit er aus dem Baue kriecht — fühlt er sich plötzlich von den etwas unsanften Armen des Tellereisens so innig, so zärtlich, so fest umschlungen daß er sich von dieser entsetzlichen Umarmung nicht mehr los machen kann. Darauf wartet der schlaue Fuchs. Während der arme Dachs, vom Eisen gehalten, mit dem allerverdrießlichsten Gesicht in der Röhre sitzt, um ganz grißgrammig zu harren, bis ihn der Jäger herauszieht und todtschlägt, schlüpft der Fuchs dicht an ihm vorüber und überläßt den Nachbar seinem Schicksal.

15. Vom Hunger getrieben, verschmäht der Fuchs nicht menschliche Excremente, nicht das in die scheußlichste Verwesung übergegangene Aas, nicht das Ausgraben von Leichen auf Friedhöfen, von vergrabenem Vieh auf Schindangern, aber er verhungert, ehe er einen Raubvogel frißt.

16. Läßt man einen kleinen, den Fuchs blos verbellenden, höchstens ihn etwas rupfenden Dächsel in den Bau und bleibt in der Nähe desselben ganz ruhig und still, so wird man bald den Fuchs aus dem Baue fahren sehen, während er, was wirklich eine sonderbare Eigenheit ist, vor 2 stärkern, sehr bissigen Hunden, wenn ihn

diese im Kessel antreiben, nicht flieht, sondern auf Leben und Tod mit ihnen rauft.

17. „Das Leben ist doch schön!“ — sagt Posa im Don Carlos, und auch Herr Reineke würde es sagen, wenn er es sagen könnte; dafür beurkundet er seine Liebe zum Leben durch die That, da er es gerne durch die Aufopferung einer Vorderbrante erkauft, wenn ihn bei selber der Schwanenhals gefaßt hat. Nicht den Verlust dieses Gliedes, nicht den furchtbarsten Schmerz achtend, beißt er seine eingeklemmte Brante ab, um sich dadurch auszukirren. Interessant erscheint der Stoicismus, welchen der Fuchs nicht selten dadurch beweist, daß, wenn er sich an der Brante in einem Eisen gefangen hat, er nach einigen andern fruchtlosen Rettungsversuchen, sich selbe rein abbeißt, um zu entkommen. Einst schoß ich einem Fuchs die Vorderbrante dicht unter dem Blatte mit der Büchse entzwei; beim Ausreißen schlug ihm diese immer um den Kopf; darüber ärgerlich, fuhr er mit der Schnauze herum, biß die Theile, woran die Brante noch hing, schnell ab, warf sie hinweg und war nun so flüchtig, als fehlte ihm nichts. Dietrich a. d. Winkell.

Je größer der Bau und je tiefer der Kessel ist, desto muthiger ist darin der Fuchs gegen die Hunde und desto schwieriger ist er auszujagen; dagegen im Flucht- oder im Nothbaue liegend, lauft er fast immer vor dem Hunde.

Liegt der Fuchs in einem Fluchtbaue und glaubt er von Gefahr bedroht und das Entfliehen nöthig zu seyn, so macht er sich nicht durch die Einfahrt, sondern durch den Ausgang der Fluchtröhre aus dem Staube.

Bewunderungswürdig ist die List, welche der Fuchs gebraucht, wenn die Hasen von der Weide zu Holze rücken. In der Regel an schönen Morgen der günstigen Jahreszeit macht sich der Hase den Spaß, gleich nach Sonnenaufgang vor dem Gehölze, wenn es ein Waldhase in der Nähe seiner Saße, wenn es ein Feldhase ist, auf trockenen Plätzen, besonders auf sandigen, sich zu schuttern, um die Thaunässe aus der Wolle des Balges fortzuschaffen, dann allein oder mit andern Hasen, sich mit Spielen und Herumtummeln zu vergnügen, wo es dann mit possirlichen Sprüngen, Hin- und Herrutschen auf Bauch und Rücken, fröhlichem Wälzen auf dem weichen Sande, eifrigem Kreisrennen in ganz engem Raume ꝛc. eine gar lustige Abwechslung giebt, die dem Hasen so viel Vergnügen macht, daß er an gar keine Gefahr denkt, und im Taumel, eigentlich im Rausche seines Wohlbehagens den herangeschlichenen Fuchs nicht als solchen erkennt, sondern für einen Spielkameraden ansieht, auch mit ihm, der anfangs listig genug ist, sich als des Hasen zärtlichster Freund in das Spielen

zu mischen, seine Unterhaltung pflegt, die so lange währt, bis der Fuchs den rechten Augenblick benützt, den nun aufs Schrecklichste enttäuschten Bruder Leichtsinn beim Schopf zu nehmen und sich für die Mühe einiger Verstellung durch einen delikaten Hasenbraten reichlich bezahlt zu machen.

Wir haben bereits gesagt, daß der Fuchs seine Riegel und Pässe hat, auf denen er beim Treibjagen oder vor den Hunden dem Schützen kommt. Außer diesem liebt er das Heranschleichen in der Tiefe der Waldgräben. Wo solche sind, da darf der an einem Waldgraben angestellte Schütze auch keinen Augenblick unachtsam seyn, denn es gehört zu den Eigenheiten des Fuchses, alle solche versteckte Schliche zu benutzen, um seinen theuren Balg in Sicherheit zu bringen.

Ein schriftstellerischer Spaßvogel hat behauptet: „Der Fuchs raube nie in der Nähe seines Baues." Was der Humorist vermuthet hat, nämlich, daß diese Scherzäußerung von andern Schriftstellern als baare Münze angenommen und zur Oeffentlichkeit gebracht werde, ist wirklich geschehen, denn wir lesen in mancher Naturgeschichte: „Der Fuchs unterscheide sich vorzüglich vor andern Raubthieren (Raubhaarwild) dadurch, daß er nie in der Nähe seines Aufenthaltes (Baues) einen Raub begehe, damit er dadurch nicht seinen Aufenthalt verrathe." Das ist ein Mährchen, denn er raubt und reißt alle wilden und zahmen Thiere, die er zu bemeistern vermag, eben so gierig auf seinem Baue, vor selbem, und in dessen nächster Umgebung, als wie er, wenn sich für den Nimmersatt in der Nähe nichts findet, meilenweit nach Raub trabt.

Aber eine unverschämtere Lüge, als die ist, welche uns zur Bekräftigung der Angabe: „daß der Fuchs nicht in der Nähe seines Baues raube" die — Tidskrift för Lägare och Naturforschkare utgifven af Lägare Iörbundet i Stockholm. 1ta Argangen, S. 367—69 — so frech auftischt, ist wohl noch nie zu Tage gefördert worden. Die Dr. Gloger'sche Uebersetzung dieser beispiellosen Stelle führe ich hier wörtlich auf:

„Der Jägerverein hat unter mehreren, an seine Mitglieder gestellten Fragen auch darüber Aufklärung gewünscht: „„ob es sich bewähre, daß Füchse, wenn sie in der Nähe von Dörfern und Gehöften Junge haben, sich nicht durch Raub an Hühnern u. dgl. vergreifen, welche sich in der Gegend befinden, sondern hauptsächlich von dem Eigenthume mehr entfernter Landbewohner leben."" In Bezug hierauf habe ich aus frühern Zeiten her einige Begebenheiten anzuführen."

„Zwischen zwei größern, ungefähr ¼ Meile von einander liegenden

Dörfern hatte ein Fuchs seinen Bau in einem Gehege, welches, obgleich dem einen dieser Dörfer näher, gleichwohl zu dem andern gehörte, welches von dem Fuchsbau etwas entfernter war. Gegen die Zeit, wo die Füchsin ihre Jungen geworfen hatte und dieselben mit Fraß zu versehen anfing, zogen es die Alten vor, nicht blos alle Gänse und Hühner von dem nächsten Dorfe wegzuholen, sondern als diese leckere Speise zu Ende ging, auch kleine Ferkel und junge Lämmer; aber sie rührten kein Geschöpf aus dem Dorfe an, auf dessen Eigenthum der Bau gelegen war, obgleich dieß um nicht mehr als einige hundert Schritte weiter entfernt lag. Ungeachtet der Fuchs gewiß die Landvermessungskarten der in Frage stehenden Orte nicht untersucht und sich nicht darüber unterrichtet hatte, zu welchem von beiden die Grundstücke gehörten, auf denen er seine Wohnung aufgeschlagen hatte, so bemerkte man gleichwohl die merkwürdige Verhaltungsweise, daß er mit den magern Lämmern seiner Nachbarn vorlieb nahm und die fetten Gänse derjenigen Dorfbewohner, auf deren Grund und Boden er sich als Miethsmann niedergelassen hatte, in Frieden geben ließ." — Ferners:

„In einem Feldhügel unweit des Ortes, wo ich erzogen wurde, hatten alljährlich ein paar Füchse ihren Bau. Mein Vater, obschon ein sehr eifriger Jäger, beunruhigte dieselben nie und verbot auch mir streng, sie zu stören. Und so wurde in einer Zeit von zwanzig Jahren nicht ein einziger Bewohner unsers Hühnerhauses beunruhigt. Man sah zwar nicht selten den Fuchs junge Wildenten aus demselben Bache fischen, wo sich täglich unsere Gänse und zahmen Enten aufhielten, aber diese letzteren rührte der Fuchs nicht an, denn er wußte, daß sie dem Papa des Erzählers gehörten, und diesem war der Fuchs die größte Dankbarkeit für so väterlich-liebevolle Schonung schuldig."

Obstupui, steterunt que commae, vox faucibus haesit, als ich Vorstehendes las; aber nicht über die Erzählung — denn jeder armselige Schwätzer kann dergleichen Machwerke liefern — erstarrte ich, sondern darüber, daß Dr. Gloger diese Stelle übersetzen und der Redacteur einer höchst gediegenen Zeitschrift sie in sein Blatt aufnehmen konnte, ohne daß jener, wie dieser sagte: „Ich habe diese Erzählung übersetzt, — und: Ich habe sie überliefert, um der waidmännischen Lesewelt eine genügende Probe geben zu können, wie weit im sogenannten Jägerlatein die verächtlichste Unverschämtheit geben kann, da sich selbst ein Probst und Pastor *) solch eine freche Lüge erlaubte."

---

*) C. U. Ekström, Probst und Pastor auf Mörkö, unweit Stockholm, Erzähler des Vorstehenden in genannter schwedischer Jagdzeitschrift.

Kümmern. — Eingehen. — Verenden.

Das natürliche Lebensziel des Fuchses sind 12—14 Jahre. Man hat aber Beispiele, daß Füchse, noch im Zustande des Blindseyns in ein Haus gebracht und gut gepflegt, ein Alter von mehr denn 17 Jahren erreicht haben. Menschen und Hunde sind sehr eifrig bemüht, den Fuchs von der Bürde eines hohen Alters zu befreien; überdieß sind die Räude, Dürrsucht und Tollheit gefährliche Feinde, an denen er größtentheils bis zum Eingehen kümmert.

Die Räude, welche oft einige Jahre nach einander eintritt, dann wieder Jahre lang nicht, besteht in kleinen, auf der Haut erscheinenden Bläschen, die sich in eine gelbliche, etwas zähe, sehr stinkende Jauche auflösen, deren Schärfe die Haare zerstört und zuletzt eine schwarzbräunliche oder rothgraue Kruste bildet. Wie ansteckend diese eckelhafte Krankheit ist, geht schon daraus hervor, weil Dachshunde, die in einen vom räudigen Fuchse befahrenen Bau einfallen, auf der Stelle von diesem Aussatze befallen werden, wenn sie auch mit dem Fuchse selbst gar nicht in Berührung kamen. Ich hatte vor einigen Jahren eine Dachshündin, die vortrefflich schlof. Da wir räudige Füchse im Reviere hatten, so ließ ich sie jederzeit zu Haus, wenn ich das Revier beging. Einst wurde sie nicht gehörig verwahrt, kam mir nach und fuhr in einen Bau, ehe ich sie an die Leine nehmen konnte. Bald hörte ich sie mit dem Fuchse, der gerade im Bau steckte, furchtbar raufen. Schon dunkelte es und Waldina blieb noch immer im Bau. Bei meiner Heimkunft befahl ich, mir sogleich die Hündin zu bringen, sobald sie komme, damit ich ihr gleich eine Laxanz als Vorkur eingeben könnte, da ich mit Grund befürchtete, daß sie in einen Bau eingefallen sey, den ein räudiger Fuchs bewohne. Waldina ließ sich nicht sehen. Ich gab sie schon für verloren, als mir mein Kutscher am dritten Tag hierauf meldete, Waldina stecke im Heu, verbreite aber solch einen abscheulichen Gestank, daß man sich ihr nicht nähern könne. Ich eilte dahin und fand nicht nur des Kutschers Aussage vollkommen richtig, sondern auch diese mir so attachirte Hündin in solch einem Grade gegen mich bissig und wild, daß ich für sie gar nichts that, und ihr blos einen Topf mit Wasser hinsetzen ließ; sie war im höchsten Grade räudig. Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als Waldina einige Tage später in mein Zimmer kam, noch freundlicher als je mir zuwedelte und alle Zeichen der wieder erlangten Gesundheit gab. Am Kopfe, an der Brust und am ganzen Rücken hatte sie auch nicht ein Haar, aber die kahlen Stellen waren trocken und stankten nicht. Gute Nahrung, vorsichtig gereicht, ein geringes Abführungsmittel und lauwarme Bäder gaben ihr in kurzer Zeit die vorige Kraft und Behaarung. Daß Waldina von dieser häßlichen, oft lange dauernden Krankheit so schnell und ohne alle Arznei befreit wurde, ist gewiß sehr merkwürdig.

Im Sommer ist die Räude eine öftere Erscheinung und von

längerer Dauer, als im Winter. Die Fähin ist dafür empfänglicher als der Rüd. Jester's Angabe, daß die Räude vorzüglich in der Ranzzeit erscheint, kann ich um so weniger als eine richtige erklären, da ich zur Ranzzeit auch nicht die geringste Spur von dieser Krankheit an den Füchsen wahrgenommen habe, und da es ohnehin in der Natur der Thiere liegt, daß sie im krankhaften Zustande nie das Fortpflanzungsgeschäft ausüben. An der Darrsucht zehren die Füchse so ab, daß sie nur wankenden Gerippen gleichen. Die meisten geben an dieser Krankheit ein, die man dem zu häufigen Fressen der Spitzmäuse zuschreibt.

Nicht sehr häufig bei uns, noch seltener im Norden, desto öfter im Süden werden die Füchse von der Tollwuth befallen. Tag und Nacht traben sie umher, ohne eine bestimmte Richtung zu nehmen; liegt ihnen ein Dorf, ein Weiler im Wege, so fallen sie Menschen und Thiere an, selbst die Hofhunde an den Ketten. Wenn auch nicht immer, so ereignete es sich doch sehr oft, daß die Bisse der wuthtollen Füchse die Wasserscheue zur Folge hatten. Daher auch bei Verwundungen dieser Art alle jene ärztliche Behandlung schleunigst in Anspruch genommen werden muß, die man gegen Verwundungen von Seite toller Hunde zu gebrauchen hat.

Die Behauptung Einiger, daß die Tollwuth der Füchse durch Nichtbefriedigung des Begattungstriebes entstehe, hat sehr viel für sich, denn unter allen wohlerfahrenen und bejahrten Jägern herrscht nur Eine Stimme darüber, daß unter den gefangenen, geschossenen oder eingegangenen Füchsen immer 3 Rüden auf Eine Fähin gerechnet werden dürfen. Durch die Tollwuth werden ganze Reviere von den Füchsen entvölkert. Der k. württemberg. Forstinspector Grüter sagt: „Zu Anfang Febr. d. J. 1806 verbreitete sich in hiesiger Gegend (Weingarten) das Gerücht von wüthenden Füchsen. Man erzählte, daß sie am Tage auf die Bauernhöfe und sogar in die Häuser liefen, auch an manchen Orten die Hunde angefallen hätten. Ein Gerichtsamtmann bei dem hiesigen Oberamt machte die Anzeige, daß ein toller Fuchs seinen ziemlich starken Jagdhund auf freiem Felde angefallen und gebissen habe. Ich ertheilte unverzüglich meinem untergeordneten Jagdpersonale den Befehl, den Füchsen möglichst Abbruch zu thun und, wenn einer erlegt werden sollte, der Spuren einer wahrscheinlichen Wuth von sich gegeben habe, mir solchen zu überschicken."

„Schon den zweiten Tag nach Erlassung dieses Befehls wurde mir vom Oberjäger Reriedér ein Fuchs überschickt, der auf den G[illegible]ringer Hof gekommen war, drei alte Mutterschweine wüthend angefallen, so heftig zugebissen hatte, daß er dadurch einen Fang verlor und vom Goringer Bauer erschlagen wurde."

„Bei der sogleich vorgenommenen Secirung des Fuchses fand sich:

1. An dem Balg war keine Spur von Räude wahrzunehmen.
2. Die Lunge war an verschiedenen Stellen stark inflamirt.

3. Der Magen war mit Schwarzdorn- und Tannenholz ganz angefüllt.

4. Die Leber erschien vollkommen gesund.

5. Die Galle war nicht angeschwollen, sondern vielmehr eingeschrumpft und kleiner wie gewöhnlich;

6. Die Zunge war nicht geschwollen, jedoch weiß und sehr schleimig.

7. An allen übrigen Theilen ließ sich keine Spur einer Krankheit wahrnehmen.

8. Da der Kopf ganz zerschlagen war, so konnte ich bei der Secirung keine Spur derselben wahrnehmen."

„In dem Bezirke meiner Forstinspection wurden sehr viele Hunde von den tollwüthigen Füchsen gebissen, sogleich aber den Wasenmeistern zur aufmerksamsten Beobachtung übergeben. Es zeigten sich jedoch nach vielmonatlicher Beobachtung der Mutterschweine des Goringer Hofes, wie aller sonstigen gebissenen und zur Aufsicht übergebenen Hunde nicht die mindesten Spuren von Tollwuth; daher aus dem hier Angeführten vollkommen erhellet, daß die unter den Füchsen Statt gehabte wuthartige Krankheit sich nicht durch den Biß mittheilte, folglich keine Hydrophobie war."

„Bis zu Anfang des Monats März (1806) hat sich hie und wieder noch ein toller Fuchs sehen lassen; von der Zeit an hörte man nichts mehr davon, ohne Zweifel, weil alle Füchse in hiesiger Gegend an dieser Krankheit eingegangen sind. In den besten Revieren, wo die Jäger in anderen Jahren 10 und mehr Gehege junger Füchse fanden, war nicht ein einziges zu finden; auch bei der ersten Neue des nämlichen Jahres spürte man keinen einzigen Fuchs; man darf annehmen, daß im Frühling und Sommer des Jahres 1806 auf ungefähr 10 Quadratmeilen meines Forstinspection-Bezirkes alle Füchse eingegangen waren."

Sehr interessant für den Waidmann, wie auch für den Naturforscher ist der Aufsatz über die: Wuth-Krankheit der Füchse, welchen wir der fruchtbaren und gediegenen Feder des als theoretischer und praktischer Waidmann so rühmlichst bekannten Herzogs Heinrich von Württemberg zu danken haben. Folgendes sind seine Worte:

„Nicht blos im Württemberg'schen hat sich bei den Füchsen diese fürchterliche Krankheit gezeigt. Laut öffentlichen Nachrichten soll sie auch in Tyrol, in der Schweiz, und noch kürzlich nach der Augsburger-Zeitung im Großherzogthum Baden grassiren, indem unter mehreren Knaben, welche im Walde von einem wüthenden Fuchs gebissen worden waren, einer 4 Wochen nachher dem schrecklichen Tode der Wasserscheue unterlag."

„Erst im vorigen Frühjahre, und hie und da auch noch im vergangenen Sommer, wurden noch in hiesiger Gegend mehrere tolle Füchse gesehen und geschossen oder erschlagen. Auch ich verlor vor einigen Monaten einen Schweißhund, der einst von einem Fuchse gebissen, mehrere Kennzeichen der Wuth bemerklich machte und erschossen wurde."

„Unter solchen Umständen, drang sich schon oft mir die Frage auf

über die nächste Ursache der Entstehung einer solchen Krankheit bei den Füchsen unserer Gegend, und ich konnte solche weder dem Mangel an hinlänglicher Nahrung, noch an Wasser in diesen so nassen Jahren, noch der großen Hitze zuschreiben. Da aber aus den mannigfaltigen, vorgenommenen Sektionen solcher eingelieferter Füchse beständig hervorging, daß ihre Gallenblase entweder außerordentlich groß und mit verdorbener Galle angefüllt, oder auch zusammengezogen, mit einer sehr concentrirten und äußerst corrodirten und scharfen, ich möchte sagen, Gallen-Quintessenz gefüllt war, verbunden mit einer allgemeinen, und wenn dieses nicht immer der Fall war, doch mit einer großen Entzündung der Nerven, durchaus Kennzeichen einer äußersten Reizbarkeit, die auf den hohen Grad der Krankheit dieser Thiere schließen ließ, so gerieth ich deßhalb auf verschiedene Vermuthungen, welche den Umständen nach durch einige Wahrscheinlichkeit verstärkt wurden."

„Nächst der Frage wegen der Ursache der Entstehung einer solchen Krankheit bei den Füchsen entsteht auch noch eine zweite, nämlich: Theilt der kranke Nervensaft der Galle jenen verderbenden und scharfen Stoff mit, oder ist dieser corrosive Gallen-Stoff die Ursache des entzündlichen und kranken pathologischen Zustandes?? Ich muß wiederholen, daß bei allen mir bekannten und mannigfaltigen Sektionen solcher Füchse beständig Beides zugleich, ganz verdorbene Galle und allgemeine oder partielle Entzündung der Nerven, als charakteristisch und verbunden beobachtet wurde, und daher die Unzertrennlichkeit dieser Symptome mir als ein weites Feld zu manchen Hypothesen erschien."

„Als eine solche erlaube ich mir, hier meine Ansichten und Muthmaßungen mitzutheilen, und zwar mit dem lebhaften Wunsche zur Erweiterung der Wissenschaften und deren Resultate zum Besten der Allgemeinheit, damit andere Physiologen ihre Ansichten und Meinungen, zur Berichtigung meiner Ideen, bekannt machen möchten, wodurch vielleicht zu hoffen steht, daß auf diesem Wege der Wahrheit näher zu kommen ist, als ich es mir trauen darf zu glauben, dieses durch folgende Ansichten bewirken zu können."

„Aus dem Grunde, daß hier fast alle vorgenommenen Sektionen an männlichen Füchsen geschahen, kam ich auf die Vermuthung, daß wohl der starke Geschlechtstrieb die nächste Ursache der Tollwuth der Füchse sein könnte, weil der Rüd, der allezeit bereite Opferer auf dem Altar der Liebe, den Trieb dazu sogar zu jener Zeit hat, wo die Veeh (seine ihm von der Natur zugetheilte Genossin) ihn nicht zuläßt, sondern mit unerbitterlicher Sprödigkeit ihn abweist. Daß dieser Trieb bei männlichen Füchsen an keine Zeit gebunden ist, hatte ich oft Gelegenheit, an zahmen Füchsen zu beobachten. Man bedenke nun die Lage des so hart abgewiesenen Herrn Reineke, man erwäge seinen bittern Aerger, seinen Zorn, seine innere Gluth, und wenn wir auch nicht seine gekränkte Eigenliebe dazu zählen wollen,

so glaube ich, daß dieses schon Ursachen genug sind, ihm die Nichtbefriedigung seiner Brunft unerträglich zu machen, und einen Krankheitszustand sowohl in psychischer als physischer Hinsicht herbeizuführen, der immer mehr gesteigert, zuletzt gänzlich ausartet. Da, wie bekannt, alle heftigen Effekte in dem thierischen Wesen mehr oder minder auf das Gallensystem einwirken, so hat es meines Erachtens ziemliche Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Nichtbefriedigung des Brunfttriebes auf die Galle des Fuchses einen nachtheiligen Einfluß äußert und einen heftigen, fieberartigen Zustand herbeiführt, wodurch allmählig eine nervöse Krankheit erzeugt wird, welche zuletzt einen förmlichen typhösen Charakter annimmt, wodurch das ganze pathologische System überreizt und angegriffen wird. Ich bin aber weit entfernt, damit sagen zu wollen, das die Nerven durch die Galle erkranken, und ebensowenig werde ich behaupten wollen, daß das pathologische System die einzige Ursache des Krankheitszustandes der Galle sey; beide Ansichten haben Gründe für sich, allein es ist auch noch der Fall möglich, daß sowohl die Nerven als die Galle zugleich zusammenwirken und wechselseitig den Krankheitszustand bestimmen."

„Wollte man annehmen, daß der Nerven-Saft, durch welchen das pathologische System belebt wird, das eigentliche Agens sey, dem die unbedingte Suprematie zuerkannt werden muß, und der in dem thierischen Organismus Alles untergeordnet ist, so müßte man die bloße Wahrscheinlichkeit als mathematische Gewißheit betrachten wollen. Soweit erlaubte die Natur noch nicht ihren Schleier zu lüften. Wenn auch Manches Ursache gibt, dieses zu muthmaßen, so gibt es auch Gegengründe, welche nicht leicht zu widerlegen sein möchten, wenn man lieber annehmen wollte, daß Alles durch wechselseitige Wirkung geschieht, und nicht geschehen könnte, wenn nicht jedes Organ das Seinige dazu beitragen würde. Z. B. es ist bekannt, daß mancher gereizte Nervenzustand sich durch Entleerungen der Galle heben läßt, es fragt sich demnach, erkrankten die Nerven durch die Galle? Wenn sich das thierische Leben nicht ohne Nervensaft denken läßt, so glaube ich das Nämliche hinsichtlich des Gallensystems in Anspruch nehmen zu dürfen. Wenn aber ungeachtet hierüber, ob die Primitiv-Ursache der Krankheit der Füchse zuerst durch die Nerven, oder zuerst durch die Galle entstand, nichts entschieden scheint, so schwächt und widerlegt es doch keineswegs meine Ansicht, die Entstehung der Fuchswuth dem unbefriedigten Geschlechtstriebe zuschreiben zu wollen, da, wie ich schon früher bemerkte, die meisten Sektionen an männlichen Füchsen vorgenommen wurden, auch in hiesiger Gegend, wo es leider sehr viele Füchse giebt, ungeachtet ich ihnen das ganze Jahr doch wacker zusetzte, ein auffallendes Mißverhältniß stattfindet, zwischen der geringen Zahl der Füchsinnen und der Menge der Rüden."

„Welchem Arzt ist es nicht bekannt, daß der Ueberfluß an Samen sogar bei den Menschen Krankheiten erzeugen kann. Solche Fälle sind

zwar jetzt selten, allein sie kommen doch vor, und ich selbst habe mehrmal Gelegenheit gehabt, solche zu beobachten, und unter andern Fällen zwei Menschen gesehen, die deßwegen in einen wahnsinnigen Zustand verfielen.

„Um wieviel mehr muß eine solche Ursache auf die Thiergeschlechter einwirken, und besonders auch deßwegen, als man Grund hat zu glauben, daß der Geschlechtstrieb bei ihnen noch heftiger ist, als sogar bei den Menschen, welche dazu von der Natur ganz besonders begünstigt wurden.“

„Auffallend ist es indessen, daß bisher nur unsere Gegend und die wenigen Länder, welche ich vorhin nannte, so viele Beispiele von dem Wüthendwerden der Füchse aufzuweisen haben; denn ich hörte nichts davon in Rußland, ebensowenig in Polen, wo es doch viele Füchse gibt, deßgleichen auch nichts in Preußen, in Pommern, Mekklenburg, Hannover und Holstein. Auch in Schlesien, wo das Geschlecht des Reineke zahlreich zu Hause ist, vernahm ich nichts, während einem 7—8 jährigen Aufenthalt. Ebensowenig in Frankreich, wo doch häufig Fälle von wüthend gewordenen Wölfen vorkommen, welche vielleicht aus Mangel an hinlänglicher Nahrung entstehen können. Auch in England vernahm ich nichts von der Fuchswuth, aber öfters von dieser Krankheit bei den Hunden, und vielleicht möchte dort die Art und Weise, solche zu ge- und mißbrauchen, das seinige dazu beitragen, indem oft Wetten angestellt werden, welche die Hunde außerordentlich erhitzen, sie überreizen und wohl möglich zunächst Ursachen zur spätern Entwicklung dieser Krankheit geben können. Auch ist in England, bei aller Vertheurung der Lebensmittel, die Menge der Hunde außerordentlich groß, und jeder Hund, der nur in irgend einer Beziehung etwas Vorzügliches vor andern hat, wird dort sehr theuer bezahlt, und dabei doch rücksichtslos behandelt.“

„In Italien giebt es nicht viele Füchse, und ist daher nicht auffallend, wenn auch dort nichts vom Wüthendwerden vernommen wird.“

„Daß alle lebenden, thierischen Wesen diese Krankheit bekommen können, auch oft, ohne daß man davon die wahre Ursache erfahren kann, davon befallen werden, beweisen mehrere Beispiele. So wurde vor ungefähr einigen 20 Jahren eine Rehgeiße im jetzigen Oberamte Wiblingen, ohnweit Ulm, vollkommen wüthend, fiel und biß Alles an, und ging auf Menschen und Thiere los. Es war im Sommer. Sie kam zuletzt in einen Weiler, welcher den Namen Harthausen führt, und wurde von den zusammengelaufenen Bauern bezwungen, in eine Scheune zurückgedrängt und dort, da man das Thor fest verrammelt hatte, so lange eingesperrt, bis daß der jetzt noch lebende Förster Poser sie durch einen Schuß erlegte. Es soll ein häßlicher Anblick gewesen sein, als man in der Nähe gewahr wurde, wie sich dieses Thier selbst gebissen hatte. In demselben Sommer wurde auch eine Heerde Gänse von einigen 20 Stücken, und zwar in der nämlichen

Gegend, gleichfalls wüthend; sie zerstreuten sich und giengen auf einige Kinder los, welche gebissen wurden, und wovon eines an den fürchterlichen Folgen dieses Bisses starb. Als Ursache der Entstehung dieser Krankheit in den beiden angegebenen Fällen konnte nichts Bestimmtes in Erfahrung gebracht werden, allein es möchte wohl ein kranker Fuchs den Anlaß gegeben haben, ungeachtet man zu derselben Zeit nichts davon wahrgenommen hatte. Zum Glücke wurden diese zerstreuten Gänse entweder todtgeschlagen oder geschossen, und mehrere fand man eingegangen."

„Oft hörte ich schon unter mannigfaltigen Ansichten in hiesiger Gegend über die Fuchswuth äußern, daß vielleicht der immer mehr zunehmende Anbau des Klee's und das beständige Düngen desselben mit Gyps, wegen der Hauptnahrung des Fuchses, der Mäuse, die Ursache der Entstehung dieser schrecklichen Krankheit seyn könnte. Ich überlasse die Beurtheilung dieser Ansicht den Bekennern des homöopathischen Systems, sowie dem Prinzip ihrer Dezimal-Arzneimittellehre, wonach die allerkleinsten Dinge die Ursachen der größten Wirkungen sind. Das Ueberhandnehmen der Mäuse veranlaßte die hiesige Regierung oft schon, zu erlauben, daß auf dem Felde Arsenik in die Mäuselöcher gelegt werden dürfe. Vielleicht könnte auch dieses als Anlaß zur spätern Entwicklung der Fuchswuth betrachtet werden, ohne dabei nöthig zu haben, sich deßhalb auf das System der Homöopathie zu berufen."

„Unsere Regierung wurde endlich aufmerksam gemacht wegen der vielen Fälle, welche sich hinsichtlich der Fuchswuth angehäuft hatten, und es wurde deßhalb verordnet, allgemeine Treibjagen auf Füchse zu veranstalten, allein leider war dazu die Jahreszeit, der Frühling und der Sommer, nicht geeignet, den gemeinten Zweck glücklich zu erreichen. Auch schien das Mittel, jedem Jäger an dem Tag, wo ein solches Treibjagen stattfinden würde, eine außerordentliche Zulage zu bestimmen, nicht so wirksam zu seyn, als wenn, nach meiner Ansicht, ihnen ein Schuß- oder Fanggeld, und zwar ein lohnendes, zugesichert worden wäre, besonders zu einer Jahreszeit, wo es nicht gebräuchlich ist, dem Herrn Reineke mit guter Hoffnung auf diese Weise beikommen zu können, und dann, freimüthig gesagt, zu einer Jahreszeit, wo dessen Balg keinen Schuß Pulver werth ist. Auch will man hier und da wahrgenommen haben, daß mehrere Jagdpächter, welche freilich den Ertrag der Füchse gar sehr in Rechnung bringen müssen, wenn sie keinen bedeutenden Deficit erleiden sollen, nicht einzusehen vermochten, wie ihnen zugemuthet werden könne, ihren Jagdertrag zu schmälern, ohne daß daran gedacht würde, ihnen einen Theil des Pachtzinses zu erlassen. Das Resultat ergab allerdings, daß solche Vermuthungen nicht unter den Unmöglichkeiten begriffen wären, denn an manchen Orten giebt es der Füchse so viele, daß blos der herannahende Winter ihnen einen ernstlichen Krieg zuziehen möchte."

Die Erfahrung lehrt, daß der Fuchs eine ungemeine Lebenszähigkeit

hat und jahrelang an einem Anschusse oder sonst einer Verletzung kümmer während ein anderes Jagdthier an einer ähnlichen schon lange eingegang wäre. Nur ein paar Fälle, die für diese Behauptung genügend sprechei Im Jagdbezirke des bei Wollin gelegenen, dem Baron Zadubsky vi Schönthal gehörigen Landgutes Tschernotitz schoß Anfangs April 18 der Hofmarksjäger eine Fähin, die an dem größten Theile des Leib ganz kahl, dabei so schwach und kümmernd war, daß sie mit ihre Raube, einer Maus und zwei jungen Lerchen, in der fast zahnlose Schnauze, mehr daher wankte, als sich schleichend bewegte. Bei n herer Untersuchung fand der Jäger oben im Genicke einen zusamme gedrehten Messingdrath, der aus einer, sichtbar schon lange bestehende tiefen Narbe ungefähr 1 Zoll lang hervorragte. Man sah deutlich, da sich die Fähin einst in einer, den Hasen gestellten Drathschleife gefa gen und selbe abgerissen hatte. Die Drathschlinge war, wie die Ui tersuchung ergab, unter der verheilten Haut eingewachsen, aber ni gends unter ihr bei genauer Befühlung zu entdecken. Mit eine Federmesser trennte der Jäger die Halshaut um und um auf; er fan die fest zusammengezogene Schlinge hinter der Gurgel um das G nickwirbelbein herum in das Bein unbeweglich eingewachse an der Drossel war eine verknorpelte Narbe sichtbar, welche di ganze Gurgel umfaßte. Nun schnitt der Jäger den ganzen Kopf a und hatte alle Mühe, mittelst eines sehr starken Messers die in da Wirbelbein eingewachsene Drathschlinge herauszubrechen, die so nah zusammengezogen war, daß man kaum mit einem Finge durch konnte. Nach der Stärke der Vernarbung und des Ein wuchses der Drathschlinge in das Genickwirbelbein kümmerte die Fähin gewiß schon ein paar Jahre an dieser so bedeutenden Verletzun Welch eine Lebenskraft!

Vor einigen Jahren schoß mein Schwager, der k. b. Forstmeiste Breyer zu Amberg, auf einer Treibjagd einen Fuchs von ausge zeichneter Stärke im Rauche nieder. Man hob ihn als scheintod auf. Er wurde geschränkt und nebst noch ein paar Kameraden a eine Stange gehangen. Drei Triebe später, als man sich auf eine Lichtung fröhlich lagerte, um kalte Küche zu schmausen und einige Flaschen die Hälse zu brechen, luden die Träger ihr Wild, welche sich um ein halbes Dutzend Hasen vermehrt hatte, nahe an meine Seite ab, um ebenfalls auszuruhen und einen Imbiß zu sich zu neh men. Zufällig blickte ich auf den Fuchs hin, mich über die Stärk dieses ausgezeichneten Kohlfuchses erfreuend, als ich wahrzunehme glaubte, daß er eine flüchtige Bewegung mit den Sehern mache. Ic beobachtete ihn schärfer und bemerkte ein schwaches, aber ein paa Mal rasch sich folgendes Zucken der Oberlippe. Mein Nachbar, de Forstpraktikant von F....rg, dem ich meine so eben gemachte Be obachtung mittheilte und versicherte, daß der Fuchs noch nicht veren det sey, sprang laut lachend auf und rief: „Was, dieser Fuchs so noch die Schnauze bewegen? nun, bei der will ich ihn fassen, er dai

mich dafür beißen, so viel er kann." Ehe ich den Unerfahrenen von diesem kindischen Muthwillen abhalten konnte, hatte er schon den Fuchs bei der Nase. Aber im Augenblicke stieß er ein furchtbares Jammergeschrei aus. Der Fuchs hatte sich so in die Hand verbissen, daß wir ihn abbrechen mußten. v. F. büßte für seinen Leichtsinn mit einer, an drei Monate dauernden, äußerst schmerzhaften Kur, und die ersten Wochen hindurch mit der Angst, verstümmelt zu bleiben. Beim Streifen des Fuchses zeigte sich's, daß der Anschuß tödtlich, und gar nicht zu begreifen war, wie dieses Thier nicht schon wenige Augenblicke nach dem Anschusse verendet sey.

„Einst ritt ich," so erzählt der M.=Rath Christian E., „von Elfeld aus in das Gebirg und schoß vor den Jagdhunden zwei Hasen und einen Fuchs, welchem ich mit einem Stein den Hirnkasten total zerschlug."

„Aecht waidmännisch gebeest, hingen die beiden Hasen vor mir auf der einen Seite des Sattels, der Fuchs auf der andern, und so trabte ich meines Weges fort. Auf einmal fing mein sonst lammfrommes Pferd, dem ich den Zügel gewöhnlich auf den Hals legte, unfern von meiner Wohnung an sich zu bäumen und Sätze zu machen, daß ich mich nicht mehr im Sattel halten konnte."

„Bei genauer Untersuchung der Ursache dieser so ungewöhnlichen Wildheit meines Rothschimmels fand sich, daß der Fuchs trotz seines zerschlagenen Schädels das Pferd in die Brust gebissen hatte."

Und doch ist dieses zähe Leben, diese Fülle von Lebenskraft mit der Schnelle eines Augenwinkes vernichtet. Ein tüchtiger Schlag mit einem, wenn auch nur daumendicken Stocke quer über die Nase geführt, und der Fuchs verendet so rasch, daß auch nicht eines seiner Glieder mehr zuckt.

Es ist allerdings richtig, daß unter dem in Deutschland und den angränzenden Ländern einheimischen Haarwild der

Eisfuchs

— auch Isatis, Polarfuchs, Steinfuchs, Canis vulpes arcticus, Vulpes alba, Iohnst. quadr. — keine Stelle behauptet, und daß ich durch eine, wenn auch gedrängte Naturbeschreibung dieses Thieres von meinem geregelten Pfade abweiche. Aber ich bitte um Nachsicht, und wer trotz dieses sehr höflichen Ansuchens noch ein Lüstchen hat, mir über meine Extravaganz den Text zu lesen, der zögere damit, bis er das Wenige, was ich vom Eisfuchse sage, durchgesehen hat; dann möchte wohl das Vergnügen, mit diesem listigen, schlauen, unbeschreiblich dreisten Thierchen etwas näher bekannt geworden zu seyn, die feindliche Rüge in ein freundliches Wohlgefallen umwandeln.

Also zur Sache.

Der Eisfuchs, kleiner als der gemeine Fuchs, mit weißer, oder bläulich-grauer, weichwolliger, im Winter sehr langer Behaarung,

spitzem Kopfe, kurzen Lauschern, langer, gerader, stark buschiger Ruthe, kurzen Branten und behaarten Ballen, ist am Eismeer, zwischen dem 68—70° n. B. einheimisch, überwintert in Nova-Zembla, wenn die Bären abziehen, und gräbt sich, wie Behlen sagt, wo es der Frost gestattet, in Felsenklippen zu 2—3 Paaren ein.

Auf Spitzbergen und Nova-Zembla nährt sich der Eisfuchs von kleinen vierfüßigen Thieren, besonders von Mäusen, Geflügel, Vogeleiern; in Grönland nimmt er bei sonstigem Fraßmangel Beeren und Schalenthiere an; im nördlichen Asien aber und in Lappland lebt er hauptsächlich von Lemmingen (Mus lemmus). Zur Verfolgung dieser Mausart vereinen sich die Eisfüchse in ganze Heerden und folgen den Lemmingen, die immer in der Nacht, große Wanderungen von Ost nach West anstellend, in ungeheurer Zahl von den Bergen in die Ebenen herunterkommen, regelmäßige Reihen einhalten, eine hinter der andern Furchen von einigen Zollen austreten, einige Schuhe von einander paralelllaufend und gerade aus durch Flüsse, Seen und Sümpfe ihren Zug fortsetzen. Da die Lemminge oft erst nach langer Zeit in ihre Heimath zurückkehren und die Eisfüchse ihre unzertrennlichen Gefährten sind, so kommen auch sie manchmal erst nach 3—4 Jahren in das Vaterland zurück, nachdem sie diese ganze Zeit hindurch sich von Lemmingen genährt und ihre Reihen sehr gelichtet haben.

Der Eisfuchs ranzt im März, übt während der Ranzzeit den Beschlag bei Tag und Nacht unter ohrenzerreißendem Geheul aus, und ist so wüthend aus Eifersucht, daß unter 4—6 Rüden, die der rennenden Fähin folgen, in der Ranzzeit immer 2—3 auf dem Kampfplatze bleiben oder in Folge der Bißwunden eingehen.

Auf Bergkuppen, in Steinhöhlen oder am Fuße felsiger Höhen in Klüften bereitet die Fähin ihr Wochenbett, wölft im Juni 9—10, während 8—12 Tagen blinde Junge und pflegt diese mit vorzüglicher Sorge und Aufmerksamkeit, bis sie sich selbst ernähren können. Bedroht die Jungen irgend eine Gefahr, so trägt sie einzeln die Mutter im Rachen nach einem andern Verstecke. Wenn man die Jungen tödtet, so folgt die Mutter dem Mörder mit großem Geschrei viele Stunden weit und sucht sich an ihm zu rächen.

Da der Pelz des Eisfuchses zwar brauchbar, aber in keinem pekuniären Werthe ist, und da der Eisfuchs unter dem Geflügel und den Vogeleiern sehr große Verheerungen anrichtet, so steht der durch ihn verursachte Schaden im zu großen Mißverhältnisse gegen den Nutzen, der ihm durch seine Mäusevertilgung angerechnet wird.

Sein natürliches Lebensziel kennen wir nicht, eben so wenig die Krankheiten, von denen er befallen wird.

Und nun wollen wir uns mit den interessanten Nachrichten beschäftigen, die uns Cranz, Charlevoix und Steller über den Eisfuchs gegeben haben.

„Dieses Thier," sagt Cranz, „wendet eine außerordentliche List an, um Fische zu fangen. Es geht ins Wasser, plätschert mit den Vorderbranten darin herum und fangt auf diese Art die Fische, welche die Neugierde, zu sehen, was vorgeht, in seine Nähe lockt. Dieses Kunststück haben die grönländischen Weiber dem Eisfuchs abgelernt."

„Er stinkt noch ärger, als der gemeine Fuchs, grabt sich bei stürmischer Witterung, und wenn es stark schneiet, in den Schnee, rollt sich wie ein Hund zusammen und bleibt so lange im Schnee liegen, bis es zu schneien oder zu stürmen aufhört. Er schwimmt gut und schnell, selbst durch reißende Ströme. Mit Einschluß dessen, was die See auswirft, oder was von Thieren umkommt, frißt er des Nachts auf den Klippen die Seevögel weg, die da schlafen; und eine eben nicht zu starke Rotte von Eisfüchsen raumt in einer Nacht einen ganzen Felsen voll Seevögel ab."

Nach Charlevoix ist der Eisfuchs unglaublich listig im Fangen der verschiedenen Wasservögel. Er geht ein wenig ins Wasser, zieht sich darauf wieder zurück und treibt am Ufer eine Menge Possen. Die dadurch angezogenen Wasservögel fliegen herbei und wenn sie näher herangekommen sind, bleibt der Fuchs stille stehen, damit er sie nicht beunruhige, und bewegt blos die Ruthe; allein dies thut er sehr langsam und die Vögel werden dadurch gereizt, ihn dabei zu fassen, wo er dann mit der größten Behendigkeit auf sie losspringt und fast immer solch einen leckern Fraß erschnappt.

„Während meines unglücklichen Aufenthalts auf der Beringsinsel," erzählt Steller, „hatte ich nur zu oft Gelegenheit, die Natur des Eisfuchses kennen zu lernen, der den gemeinen Fuchs an Frechheit weit übertrifft. Die Eisfüchse drangen sowohl bei Tage, als des Nachts in unsere Wohnungen und trugen Alles weg, was sie fortbringen konnten, selbst Dinge, die ihnen gar Nichts nützten, als Messer, Stöcke, Schuhe, Strümpfe, Mützen rc. Sie wußten so unbegreiflich künstlich eine Last von etlichen Pud von unsern Proviantfäßern herab zu wälzen und das Fleisch daraus zu stehlen, daß wir es ihnen anfänglich kaum zuschreiben konnten. Wenn wir einen Fuchs streiften, so geschah es, daß wir 2—3 Füchse dabei mit Messern erstachen, weil sie uns das Fleisch aus den Händen reißen wollten. Vergruben wir etwas auch noch so sorgfältig und beschwerten es mit Steinen, so machten sie es nicht allein ausfindig, sondern schoben auch mit untergestemmtem Kopfe und Rücken die Steine weg, wobei sie einander aus allen Kräften beistanden. Verwahrten wir etwas auf einer Säule in der Luft, so untergruben sie die Säule, daß sie umfallen mußte, oder einer von ihnen holzte auf mit der Eile und Gewandtheit eines Marders, und warf das darauf Verwahrte mit unglaublicher Geschicklichkeit und List herunter."

„Sie beobachteten all' unser Thun und begleiteten uns allenthalben hin. Warf die See ein Thier aus, so fraßen sie es, ehe noch ein Mensch dazu kam, zu unserm großen Nachtheil auf, und konnten sie

nicht gleich Alles verzehren, so schleppten sie es stückweise auf die Berge, vergruben es vor uns unter Steinen und rannten ab und zu, solange noch etwas zu schleppen war. Dabei standen andere auf der Wacht und beobachteten unser Herankommen. Sahen sie, daß sich ihnen Jemand nahe, so vereinigte sich der ganze Haufe und grub gemeinschaftlich in den Sand, bis sie einen Seebiber oder Seebären so tief unter der Erde hatten, daß man keine Spur davon sehen konnte. Wenn wir des Nachts unter freiem Himmel schliefen, zogen sie uns die Schlafmützen und Handschuhe ab, und rißen uns die Biberdecken und Häute unter dem Leibe weg. Wenn wir uns auf die frisch getödteten Biber legten, damit sie uns dieselben nicht stehlen konnten, so fraßen sie ihnen unter uns das Gekräusch und Gescheide aus dem Leibe. Wir lagen daher immer mit Knitteln in den Händen, damit wir sie, wenn sie uns neckten, damit abtreiben und erschlagen konnten."

„Wo wir uns auf dem Wege niedersetzten, da warteten sie auf uns und trieben unzählige Possen um uns her; sie wurden immer frecher und wenn wir still saßen, kamen sie uns so nahe, daß sie uns die Riemen von den Schuhen, ja die Schuhe selbst anfraßen. Legten wir uns und thaten, als ob wir schliefen, so beschnupperten sie uns bei der Nase, um zu vermerken, ob wir todt oder lebendig wären; hielt man den Athem an sich, so zupften sie wohl gar an der Nase und wollten solche anbeißen. Bei unserer ersten Ankunft fraßen sie unsern Todten, während wir Gräber für sie machten, die Nasen, Finger und Zehen weg; ja sie machten sich sogar über die Kranken und Schwachen her, und man hatte alle Mühe, sie davon abzuhalten. Niemand konnte ohne seinen Stock in der Hand seine Nothdurft verrichten, und die Exkremente fraßen sie mit der Gierde des Heißhungers auf. Jeden Morgen sah man diese unverschämten Vielfräße unter den am Strande liegenden Seelöwen und Seebären herum patrouilliren und die Schlafenden beschnuppern, ob sie nicht etwa todt seyen; fanden sie einen Todten darunter, so zerfleischten sie ihn sogleich, und ganze Rotten waren mit Wegschleppen des Fleisches beschäftigt. Da besonders die Seelöwen des Nachts oft ihre Jungen erdrücken, so untersuchten sie, gleichsam als ob sie dies wüßten, alle Morgen deren Heerde Stück für Stück und schleppten die todten Jungen davon."

„Da sie uns weder Tag noch Nacht Ruhe ließen, so schlugen wir jung und alt todt. Ich glaube, daß ich allein während meines Aufenthalts auf der Insel gewiß über 200 Eisfüchse erschlagen habe; aus den Bälgen bereiteten wir ein Dach über unsere Hütte."

„Wenn man sie bei der Ruthe faßt und ihnen dieselbe abhaut, so laufen sie einige Schritte weit und drehen sich, sobald sie die Ruthe vermissen, unzählige Mal mit der raschesten Bewegung im Kreise herum. Selbst diese derbe Lection konnte sie nicht von ihrer lästigen Zudringlichkeit an uns heilen."

„Diese Eisfüchse, die wir in unbeschreiblicher Menge auf dieser Insel fanden, waren ohne Zweifel mit dem Treibeise hieher gekommen

und da sie reichlichen Fraß fanden, so vermehrten sie sich außerordentlich stark."

Wird mir noch eine Rüge werden, daß ich den Eisfuchs, wenn auch nicht zu unsern Jagdthieren gehörend, in diese Blätter aufgenommen habe?

Naturgeschichte der Katze.

II. Gattung. Katze, Felis.

Gattungscharakter.

An den Vorderbranten 5, an den hintern 4 Zehen mit zurückziehbaren, krummen, scharfen Krallen. Vorderzähne, in jedem Kiefer 6 in einer Reihe, die obern länger als die untern, oben und unten die äußersten verlängert. Fänge oben und unten keulförmig gekrümmt, scharf gespitzt, die obern von den Vorderzähnen, die untern von den Backenzähnen abgesondert, viel länger als die Vorderzähne. Im Oberkiefer 4, im Unterkiefer 3 Backenzähne auf jeder Seite. Der Hinterschädel niederer als die Stirn, daher der Kopf kegelig. Schläfmuskel groß. Zunge feilenartig rauh. Schnauze weniger gestreckt, als bei andern Raubthieren, abgerundet, mit langen Barthaaren besetzt. Kinnlade kurz. Seher mit senkrechtem Sehspalt, leuchtend, der Schnauze näher, als den kleinen, aufrechtstehenden, inwendig stark und stramm behaarten Lauschern. Leib walzenförmig. Ruthe dünn, schnell abgesetzt; am Waidloch einen Drüsenbalg. Fruchtglied weit nach hinten stehend. Eichel rauh. Das Weibchen schüttet mehrere Junge. Aufenthalt in Wäldern. Fraß das Fleisch geraubter Thiere.

Die Thiere dieser Gattung, allenthalben verbreitet, sind reinlich, äußerst listig, boshaft, blutdürstig, keck und furchtlos, gewandt, leicht, bemächtigen sich der Beute durch Sprünge oder durchs Beschleichen; nehmen nur gezähmt Vegetabilien als Nahrung, wittern weniger fein, als sie äugen und vernehmen, und sind sehr verschieden an Größe und Farbe, aber an äußeren Formen und Neigungen sich gleich. Die meisten sind nächtliche Thiere. Ihre Vermehrung ist stark. Außer der Paarungszeit leben sie ungesellig und einsam. Man kennt 26 beschriebene und 13 noch zweifelhafte Arten dieser Gattung, wovon 13 der neuen Welt, die übrigen der alten angehören. Neuholland hat keine. In den Balghaaren scheint Gefühl zu sein zum Betasten. Alle Thiere dieser Gattung (mit Ausnahme des Löwen) werden blind und taub geboren.

Art. b. Wilde Katze. Wildkatze, auch Waldkatze.
Felis catus ferus.

Männchen — Wildkater, Waldkater, Baumreiter.
Weibchen — Wildkatze, Waldkatze.

Unter der Benennung: Wildkatze begreift man im Vortra
beide Geschlechter.

Diodorus (XX. pag. 763) sagt von einer afrikanischen Stad
die Berge seyen dort voll von Wildkatzen, und es niste kein Vog
auf den Bäumen. Im Cynegeticon ist in einem Gedichte der Katze
des Waldes erwähnt. Der arabische Schriftsteller Alkazuinius b
stimmt die wilde Katze so, daß sie von der Hauskatze durch Grö
schnellern und gewandtern Lauf sich unterscheide. Er berichtet ferner: d
Katzen stellen am Tage Wächter unter sich aus und des Nachts schla
die Wache nicht, werde aber von den Uebrigen getödtet, wenn sie ei
schlafe. Eben dieser Schriftsteller unterscheidet 3 Wildkatzenarte
Dasselbe thut auch Scaliger exercit. 217. cap. 9.

In Babylon und Palästina giebt es viele Katzen (Ebr. 13, 2
34. 14. Jer. 50, 39). Der chaldäische Name der Wildkatze
Chatul, ähnlich dem arabischen Worte Chaital; der griechische αἰλουρο
der hebräische Zijim, der arabische Zajrum.

Wildkater.

Gestalt

ganz die des Hauskaters, doch ist der Kopf des Wildkaters w
niger platt, die Lauscher steifer, der Hals länger, ebenso die gle
dicke, buschige, dreifach tiefdunkelgeringelte, in eine schwarze Sp
auslaufende Ruthe, welche beinahe 1 Fuß mißt, und die Beha
rung ist feiner und länger, auch das Innere der Branten ga
schwarz. Ueberdieß unterscheidet sich der Wildkater vom zahm
auffallend durch den Bau und die Schärfe des Gebisses und
Fänge. Die schwarzlippige Schnauze hat einen aus 5 Haarrei
bestehenden Schnurrbart. Ueberdieß ist der Wildkater in al
seinen Theilen stärker, als der Hauskater (mit Ausnahme des G
scheides, das bei jenem fast ¼ kürzer ist, als das der zahmen Kat
und hat von der Schnauzspitze bis zur Wurzel der nicht ganz 1 F
langen Ruthe eine Länge von 2½ Fuß, eine Höhe von 1 F
2—3 Zoll, und 15—17 Pfund inständig.

An der böhmischen Gränze des baierischen Waldes, in der N
von Eschelkamm, wurden vor 4 Jahren ein Wildkater und un
fähr 2 Monate später eine Wildkatze geschossen, welche, was ge
eine höchst merkwürdige Erscheinung ist, die nämliche Höhe und Lä
hatte, wie der Wildkater, der überdieß durch seine seltene Stä
alle dortigen Jäger, die fast alle Jahre 1, oft 2—3 Wildkatzen schie

oder fangen, in Erstaunen setzte, da er bei einer Länge von 3½ Fuß und einer Höhe von beinahe 2 Fuß 19 Pfund inständig hatte. Beide Exemplare, schön ausgestopft und in recht sinniger Stellung (von entgegengesetzten Seiten, der Kater auf einem Baumaste, die Katze auf einem bemoosten Steinblocke, ein sich heranäßendes Schmalreh belauernd) befinden sich in dem berühmten Naturalienkabinet des Grafen von Trautmannsdorf.

Ueber die Seher muß ich noch sagen, daß sie bei Nacht wie zwei hellaufglimmende Kohlen funkeln.

Farbe.

Der Wildkater hat eine grauliche Grundfarbe, die in eine bräunlich-graue und am Unterhalse vorzüglich am Stich ins Röthliche übergeht, und an der Kehle einen gelblich-weißen Fleck. An den inwendigen Seiten tief schwarz, nehmen die Branten, nach den Zehen zu, eine immer mehr schwarze Farbe an. Ueber den schwärzlichen Rücken läuft ein feiner schwarzer Streif, und eben solche, aber noch feiner und weniger glänzend, gehen an den Seiten verloren nach dem Bauche zu, und die dicke Ruthe, fast zottig, ist von schwarzen Ringen umfaßt und endet in eine schwarze Spitze.

Farbenvarietäten

der wahren Wildkatze haben wir nicht, denn die hell- oder aschgrau grundfarbigen Katzen, mit weniger deutlichen schwarzen Rücken- und unterbrochenen Seitenstreifen, die röthlichgrau, grund-, dann immer dunklerfarbigen, schwarzgestreiften, die wir öfters im Walde finden, und an ihnen eine besondere Wildheit und Scheue, wie auch in ihrer Oekonomie die größte Aehnlichkeit mit der der Wildkatze finden, sind von Geburt nur Hauskatzen, aber durch Aussetzung ins Freye, wie das oft bei den Landleuten geschieht, die eine Ueberzahl junger Katzen nicht tödten, aber auch nicht im Hause leiden, durch Mangel an Futter, durch eigene Neigung zum Rauben so verwildert, daß sie einen beständigen Aufenthalt im Walde und ganz die Lebensweise der Wildkatzen annehmen, selbst mit Wildkatzen ranzen und sich so als verwilderte, nie aber als ächte Wildkatzen fortpflanzen, denn selbst die aus solcher Gattung hervorgegangenen erreichen nicht die Stärke der Wildkatzen, auch mangelt ihnen an Zungenbehäutung, Kehlenfleck, Gebiß, Ruthe ꝛc., das Charakteristische, welches nur den wahren Wildkatzen, diesen Stammältern der gemeinen Katzen, eigen ist.

Wildkatze.

Geringer als der Kater, unterscheidet sie sich von ihm durch den weniger dicken Kopf, durch die hellere, mehr aschgrauliche Farbe, durch die an der Stelle der Streifen getretenen Flecken. Ueberdieß hat sie an der Ruthe eine Drüse, die mit einer öligten übelriechenden Feuchtigkeit angefüllt ist.

Junge,

9 — 13 Tage blind und eben solange taub, sind gleich von de Schütte weg so gefärbt und gebaut, wie die Eltern. Ungeachte der Kater erst in 2½ die Katze in 2 Jahren das Wachsen vollende haben, so sind sie doch schon vor Erreichung des ersten Lebensjahre ranz- und befruchtungsfähig.

Mit äußerst scharfem Aeugen, — auch in der Nacht, denn daß si stets gleich scharf äuget, kommt daher, weil sie das Vermögen besitz ihre Pupille, die ein senkrechter Spalt ist, am Tage sehr eng zusam men zu ziehen und bei Nacht zu erweitern, — und sehr feinem Witter und Vernehmen einet die Wildkatze eine Schlauheit, Tücke un Falschheit, wie wenige Raubthiere sie haben; besonders grausam ist si mit kleinen, ihren Mordklauen verfallenen Thieren. Noch mehr übe ihre Naturgaben sowohl im Laufe der physiographischen Beschrei bung, als auch bei den Eigenheiten.

Vaterland.

In Asien bis nach China hin, in mehreren Theilen von Afrika besonders häufig in Nordamerika, einheimisch, und in ganz Europ verbreitet; aber unter dem 48. Grade nördlicher Breite nirgends an treffbar, wird die Wildkatze bei uns eine immer seltenere Erschei nung, und nur noch im Thüringer Wald kann man sie, jedoch in ge ringer Anzahl, als Standwild finden, da der Jäger, wohl kennend dieses Raubthieres Gefährlichkeit für Hoch- und Nieder-Jagd unermüdet ist, gegen selbes mit Schießgewehr und Fangzeug zu Feld zu ziehen. Der gesammten Jägerei des Nassauischen Eibacher Forstes unfern Dillenburg, machte die Ausrottung der Wildkatzen jahre lang eine höchst mühsame Arbeit, da der Eibacher Forst sehr viele alte verlassene und theilweise verfallene Stollen enthält, wo die Wildkatze sich so zu sagen einnisteten und sich ungestört vermehrten und eine festen Fuß gefaßt hatten. Noch vor einigen 20—30 Jahren wurden i diesem Forste jährlich 15—18 Wildkatzen geschossen, aber noch meh in Prügelfallen gefangen. Jetzt sieht man selten eine Wildkatze i Eibacher Forste und diese nicht als eine einheimische, sondern als ei einwechselnde, der die dortigen, ihrer Tüchtigkeit und ihres unermü baren Fleißes wegen ehrenvoll bekannten Jäger nicht mehr Zeit u freien Willen zum Fortwechseln lassen. Der Reh- und Hasensta dieser Waldungen war in jenen Zeiten seiner gänzlichen Auflösu fast nahe.

Aufenthalt.

Die Nähe von Menschen scheuend, am behaglichsten in ganz w der Einsamkeit sich fühlend, wählt die Wildkatze zu ihrem Aufe halte keine Feld- oder Vorhölzer, selbst nicht jene Wälder, worin es vi Fahrwege gibt, öfters Hauungen geschehen und ein rühriges Wal von Pechlern, Köhlern, Stockspaltern ꝛc. herrscht. Je öder und wi

bewaldeter, dabei felsig die Gegend ist, desto lieber wird sie von der Wildkatze zum Stand gewählt, und ist solche Gegend dabei noch wildreich, so wechselt sie von da nie aus, und sollten selbst des Jägers eifrige Nachstellungen ihr viele Gefahr und Beruhigungen bereiten. Darum nimmt sie ihr Lager am liebsten in hohlen Bäumen, die auf sumpfigen Boden stehen, der das Hingehen an solche Bäume für Jäger und Hunde erschwert. Uebrigens benützt sie alte, eingegangene Fuchs- und Dachsbaue, Höhlungen unter den überhängenden Ufern sehr seichter oder ausgetrockneter Waldbäche und Felsenklüfte, zu ihrem Aufenthalte. Ist die Witterung günstig, so sitzt sie am Tage — die Nacht gehört zum Rauben -- in dichtverzweigtem Bodendickicht, in den Höhlungen der Windfälle wie der Bachufer, im Schilf abgelassener oder gefrorener Teiche, um gleich bei der Hand zu sein, wenn ein von ihr bezwingbares Haarwild, oder wenn Auer-, Birk- oder anderes Wildgeflügel so nahe kommt, daß sie es beschleichen, oder mit einigen Sätzen erhaschen kann. Bei schlimmem Wetter steckt sie in den Bauen, hohlen Bäumen oder Felsenklüften.

Nicht für längere Dauer, sondern nur solange, als Gefahr droht, benutzt sie die Zwuseln großer Bäume, oder starke dicht-umlaubte Aeste zu ihrem Verstecke, nämlich wenn sie im Dickicht, im Schilf, oder sonst wo im Freien vom Jagdhunde aufgestochen, keinen Bau oder kein Felsenloch zum Einfahren in der Nähe hat und zum Aufbaumen ihre Zuflucht nehmen muß. Mit der Behendigkeit des Edelmarders holzt sie auf, ohne jedoch, wie dieser, wenn ihm Gefahr droht, fortzubaumen, und dann drückt sie sich in einer Zwusel oder auf einem Aste so platt, und weiß sich so schlank und, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, so compendiös zu machen, daß auch das schärfste Auge des Jägers sie längere Zeit nicht bemerkt, im Sommer oft gar nicht, wenn sie eine recht vielästige und dichtbelaubte Eiche oder Buche zum Auffahren gewählt hat.

Fraß.

Alles Haarwild, das sie bemeistern, alles Federwild und Hausgeflügel, das sie durch List oder Gewalt rauben kann, besonders Waldmäuse nimmt die Wildkatze als Fraß an; Fische und junges Wassergeflügel sind ihre Leckerbissen, doch frißt sie auch Hamster, Wasserratten, ja sogar Luder, wenn die Hungersnoth eintritt.

Rauben.

Die Behauptung einiger Jagdschriftsteller, daß die Wildkatze fast gar nie bei Tage, sondern immer bei Nacht raubt, ist unrichtig. Wem nicht unbekannt ist, daß sie Wildkälber, Rehkitze und Hasen, ja selbst Frischlinge zum Ziele ihrer Mord- und Freßgierde macht, der wird auch wissen, daß genanntes Wild bei Tag, und zwar den größten

Theil desselben, der Ruhe pflegt und erst mit der Dämmerung nach Nahrung geht. Alles dieses Wild raubt sie mittelst des Beschleichens, und das kann nur geschehen, wenn das Roth- oder Schwarzwild im Bette sitzt, wenn der Waldhase in der Sasse ist, also bei Tag, und besonders zur Zeit des Setzens und des Frischens, wo bei Tage das Roth-, wie auch das Schwarzmutterwild sich aufthut, um in der nächsten Umgebung der Stelle, wo die Jungen sind, zu äßen, zu brechen. Zu jeder Zeit schleicht die Wildkatze, die sich nur so viele Ruhe gönnt, als sie zum Sammeln neuer Kräfte bedarf, im Walde umher, um nach Wild zu winden, welches sie, bei ihrer so scharfen Witterung, schon aus weiter Ferne verwindet, da sie immer gegen den Wind schleicht. Hat sie nun Roth- oder Schwarzwild oder einen Hasen verwindet, so schleicht sie nun mit größter Behutsamkeit, die Erde mit dem Bauche streifend, mit den glühenden Sehern nach der Beute starrend, die Hinterbranten hoch an sich ziehend, die Spitze der fast unmerklich wedelnden Ruthe etwas nach aufwärts gekrümmt, so nahe heran, daß sie nur eines einzigen Sprunges nöthig hat, um dem jungen Roth- oder Schwarzwild, um dem Hasen im Genicke zu sitzen. Und im Augenblicke schlägt sie sich mit Fängen und Waffen ein, durchbeißt mit ein Paar raschen Bissen die Nervenbündel im Genick und fängt gleich zum Reißen an. Das Roth- Mutterwild wagt sich nicht zum Schutz der Jungen heran, aus eingeborener Furcht vor diesem gefährlichen Raubthiere, das, keine Furcht kennend und gelüstiger nach Angriff, als nach Vertheidigung, dem sich annähernden Altthier, dem Altreh unverzüglich nach der Drossel fahren, und es, wo nicht tödten, doch schwer verwunden würde. Nur die Bache fühlt sich muthig und kräftig genug, mit der Wildkatze zu streiten. Offenen Rachens, dazwischen schmatzend und pfnauschend fährt sie auf selbe los und wird fast immer Sieger, aber zu spät, denn von der Erde aus, oder vom Baume herab, auf dessen untersten Aesten sich die listige Räuberin gedrückt hat, um auf die mit den Frischlingen vorüber trottelnde Bache zu lauern, hat sie bereits einen derselben, gewöhnlich den letzten des jungen Rudels, mit sicherm Sprunge gefaßt und durch einen Biß in das Genicke getödtet. Auf dem nächsten Baume, wo sie beim Erscheinen der Bache pfeilschnell aufgeholzt hat, drückt sich die Wildkatze, bis die Bache von dem verendeten Frischling sich entfernt hat, und das Opfer der List und Gewalt von der eben so listigen, gewandten, als freßgieriger Mörderin ohne Gefahr und Beunruhigung zum Leckermahle gemacht werden kann.

Die Wildkatze ist eine Meisterin im Beschleichen der Wasservögel, der alten und jungen, im Rohrig, wie auch im Uferschilf, besonders im Winter, wenn es recht stürmisch ist und es dabei schneiet, wo die Wildenten so gerne dicht am Ufer, unter dessen Ueberhänge oder in den kleinen, schilfbewachsenen Buchten im Unterwinde liegen. Eben so beschleicht sie das Fasanen-, das Auer-, Birk- und Hase

wild, die Rebhühner, Wachteln ꝛc. Erstere aber mehr bei Nacht als bei Tage. Häufiger im Winter, als im Sommer erfreuet sie die Hühnerställe und Taubenschläge mit ihrem willkommenen Besuche.

Einen Marder- oder Eichhorn-Kobel, ein Vogelnest im Wipfel des höchsten Baumes, wie in den Zwuseln der dichtbelaubtesten Bäume mit dem scharfen Sehvermögen da eräugend, wo dieses kein menschliches Auge zu erspähen vermöchte, fährt sie an den glattesten Baumstämmen mit einer Leichtigkeit auf, gegen welche selbst das gewandte Aufbaumen des Edelmarders noch schwerfällig ist. Auch scheuet sie sich nicht, da, wo es ihr nur immer möglich ist, die Horste der gewaltigsten Raubvögel, des Lämmergeiers, des Kaiseradlers ꝛc., wenn Junge im Horste sind, zu beschleichen, sobald sie vermuthet, daß die Alten nach Raub abgestrichen sind. Auch die bereits schon flugbaren Jungen bemeistert sie ohne Anstrengung, ist aber verloren, wenn sie im Horste von den alten überrascht wird; jedoch nicht, ohne daß sie sich gegen selbe wüthend vertheidigt, und sie manchmal tödtlich verwundet. So wurden vor beiläufig 2 Jahren in der Gegend von Berchtesgaden auf dem Watzmann, einem Felsengebirge, von einem Gemsenjäger ein Lämmergeier und eine Wildkatze, beide verendet gefunden; diese war vom Gewaffe des Geiers so zerfleischt, daß Geräusch und Gescheide aus dem Leibe hingen, dem Geier war einer der Ständer hoch oben abgebissen und die Brust bis an den Schlund hinauf ganz zerfetzt. Mit dem gesunden Ständer hatte sich der Geier in der Katze verfangen und nach ihrer Lage sich gegen ihn eben in der Stellung vertheidigt, die sie gegen die angreifenden Hunde nimmt, nämlich auf dem Rücken liegend.

Ranzen.

Ist der Winter recht gelind, so ranzen die Wildkatzen schon im Januar, dann anfangs Februar, außerdem ist der März die gewöhnliche Ranzzeit.

Wer das Glück hat in einem Hause zn wohnen, wo die Katzen in bedeutender Anzahl vorhanden sind, der hat auch die Erfahrung, wie lieblich der Gesang, wie lieblich das Benehmen dieser zartsinnigen Thierchen während ihrer Begattungszeit ist. Und doch treiben ein Dutzend Hauskatzen mit Geschrei und Geraufe nicht so argen Lärmen, wie nur ein einziges Wildkatzen-Kleeblatt, aus einer Katze und zwei Kattern gebildet. Dieses ohrenzerreißende Geschrei, dieses stürmische Umherfahren, dieses wüthende Raufen der Wildkater, vermag nur der Augenzeuge zu beurtheilen. Aus dem Munde eines solchen, eines tief in böhmischen Wäldern angestellten Revierjägers, der Standwildkatzen hatte, ward mir die Versicherung, daß in der Ranzzeit die Wildkatzen ungleich scheuer, und schwerer auszumachen und zu erlegen sind, als zur übrigen Zeit. Nach dieses Waidmanns Versicherung geht das mit einem wahren Höllengelärme, eigentlich mit dem des sogenannten wilden Heeres, verbundene Ranzen in der Abend-

dämmerung an, und der Beschlag wird immer in der Nacht und da auf unzugänglichen Plätzen ausgeführt; bei Tag aber ist keine Spur von einer Wildkatze zu finden, die Baue, Felsenklüfte, Uferhöhlen u. s. w., wo sie sich sonst aufhalten, sind leer, und tritt eine Neue ein, so sieht man wohl aus den Spuren, daß sie aufgebaumt haben, aber eine Wildkatze auszumachen, oder sie vielmehr auf dem Baume zu finden, wo sie gemäß des Ausmachens zu finden sein sollte, ist noch Keinem gelungen. Es läßt sich nach dieser Angabe vermuthen, daß die Wildkatzen im Laufe der Ranzzeit sehr häufig und sehr weit fortholzen, welches sie sonst nie thun, werden sie nicht besonders dazu gezwungen.

Schütten. — Erste Erziehung der Jungen.

Wenige Thiere schenken der Gemächlichkeit ihres Wochenbettes so geringe Sorge, als die Wildkatze. Da findet man kein Lager in Felsenklüften, in Baum- oder Erdhöhlungen, das mit Baumlaub, Moos, Rindgras 2c. ausgefüttert ist: der kahle Stein in der Felsenkluft, die harte Erde im Baue, der rauhe Estrich in einer Waldruine, sind das Lager, auf dem die Wildkatze, ist sie 55 Tage, manchmal 9 volle Wochen dick gegangen, 3—4—6 Junge schüttet, die 9—13 Tage blind bleiben, dann äußerst munter und in ihren Spielen untereinander, welches an schönen Tagen unter den Mittagsstunden im Freien, aber ganz nahe am Lager der Mutter geschieht, wirklich sehr possirlich sind. Sobald sie so viel Kraft haben, an einem nicht zu hohen Baume bis zur ersten Zwusel aufzufahren, und sobald sie eine von der Mutter zugeschleppte Maus zu benagen anfangen, beginnt auch der Unterricht im Rauben, den ihnen die Mutter, nach einstimmiger Aussage verschiedener Augenzeugen, am hellen Tage ertheilt, und zwar anfangs im Belauern der Waldmäuse, dann im Rauben jungen Federwildes, bis die Lektionen das Beschleichen des jungen Roth- und Schwarzwildes, der Wildentenbrut, der Fische, des größern Waldgeflügels, dann den Besuch der Taubenschläge, der Hühnerställe zum Gegenstande haben und mit dem Rauben des Wildes durch einen Sprung vom Baumaste herab sich schließen. Der anfängliche Unterricht ist ganz dem gleich, welchen die Hauskatze ihren Jungen gibt.

In der Regel säugt die Wildkatze ihre Jungen, bis sie 10 Monate alt und schon begattungs- und fortpflanzungsfähig sind, ungeachtet, wie schon gesagt, die Katze erst in 2, der Kater in 2½— Jahren vollkommen ausgewachsen ist. Nun trennen sie sich von ih[r] wie unter sich selbst, um auf eigene Faust zu rauben und beim nächsten Ranzen ihre erste Begattungs-Rolle zu spielen, wo es sich g[ar] oft trifft, daß der Sohn, alles kindlichen Respektes ledig, dem Pa[pa] entweder bei der Schwester oder bei der Mama den Rang ablauft.

Ueber den Unterricht, welchen die Alte ihren Jungen im Fang der Mäuse ertheilt, muß ich noch beifügen, daß sie mit den lebend gebrachten Mäusen zur Aneiferung der hoffnungsvollen Sprößlin[ge]

eben das grausame Spiel treibt, wie man bei den zahmen Mutterkatzen zu sehen Gelegenheit hat.

Stimme.

Die Wildkatze miaut, schnurrt, kreischt, ziescht, man nennt es auch Pfutzen, und murrt, wie die zahme Katze, aber der Laut ist immer etwas tiefer, dabei viel schärfer und gellender; zur Ranzzeit hört man die Wildkatze in der Hervorbringung der verschiedenen Laute unglaublich weit. — Am schärfsten ertönt ihr Schnurren und Pfutzen, wenn sie mit Hunden rauft. — Ihre Stimme ist nicht ohne Ausdruck. — Die Wildkatze miaut, wenn sie nach etwas verlangt; dieses Miauen ist ein vorzügliches Anrufen beider Geschlechter beim Eintritt der Ranzzeit; es wird immer mehr zum abscheulichen, dem Weinen kleiner Kinder ganz ähnlichen Klagegeschrei, je deutlicher und bewegender Männchen oder Weibchen ihre Sehnsucht ausdrücken wollen. Das Schnurren, welches durch 2 zart gespannte Häutchen im Kehlkopfe hervorgebracht wird, verräth ein gewisses Wohlbehagen, eine Freude, eine Zufriedenheit mit sich selbst; denn es wurde schon oft bemerkt, daß die Wildkatze sich an einem Stück Haarwild oder größerem Wildgeflügel, z. B. Auerhuhn, Fasan ꝛc., das sie gerissen, mit hoch gestreckter Ruthe sich gestrichen und dabei geschnurrt habe. Aber sie murrt, sie zischt, sie kreischt, wenn sie im Zorne ist, wobei sie mit gesperrtem Rachen, mit gekrümmtem Rücken, mit aufgerichteter Ruthe, mit gesträubten Haaren, entweder auf einer und derselben Stelle sich bewegt, oder sich zum verderblichen Sprung drückt; im höchsten Grimme gibt sie einen Laut von sich, der, im verjüngten Maßstabe, sehr dem Laute des zürnenden Tigers gleicht.

Spur.

Dietrich a. d. Winckell sagt:

„Die Spur der Wildkatze hat die nämliche Stellung der Tritte wie die der zahmen Katze, d. h. sie ist sehr schräg geschränkt, mit andern Worten: die Tritte stehen in einem sehr stumpfwinkligen Zickzack; sie ist aber merklich stärker und unterscheidet sich nicht nur durch den runden Abbruck der Tritte, sondern auch dadurch, daß diese nicht in der Schnur stehen, hinlänglich von der der meisten Raubthiere."

Wenn Dietrich a. d. W. von der Flucht der Wildkatze spricht und bei dieser die Tritte als nicht in der Schnur stehend erklärt, so ist solche Angabe ganz richtig, denn die flüchtige Wildkatze spürt sich, in Bezug auf die Stellung der Tritte, wie der flüchtige Fuchs; aber beim Schleichen schnürt sie gerade wie die zahme Katze. — Ich würde mir diese reformirende Aeußerung nicht erlauben, hätte ich nicht bei meiner so häufigen Gelegenheit, die Spuren der Wildkatze zu beobachten, mich vollkommen überzeugt, daß sie beim Schleichen eben so regelmäßig schnürt, wie die Hauskatze.

Zähmbarkeit.

Behlen sagt von der Zähmbarkeit dieses so gefährlichen Raubwildes. „An ihrer Verwirklichung darf nicht gezweifelt werden, da die zahmen Katzen von den wilden abstammen.

Ich erlaube mir hierüber auf Cuvier hinzuweisen, der in seinem Tableau elementaire de l'histoire naturelle des animaux (Paris 1798.) das Zähmen der Wildkatze, wird sie auch als noch blind einer Hauskatze untergelegt und mit den Milchschwestern erzogen, für ganz unmöglich erklärt, indem ihr eine Wildheit, Tücke, Scheue, und Blutgierde angeboren seyen, die sich in kürzester Zeit so entwickeln und ausbilden, daß sie, ein unverbesserliches Raubthier, von Stunde zu Stunde Menschen und Thieren gefährlicher wird. Cuvier belegt seine Angaben mit mehreren beurkundeten Beispielen.

Nutzen — Schaden.

Jener ist allerdings in Betrachtung zu ziehen, indem das ausgelassene Fett der Wildkatze (wo es nicht an Fraß gebricht, liefert eine vollkommen, ausgewachsene Wildkatze im October und November 3 — 5 — 7 Pfund) ein vortreffliches Lampenöl-Surrogat gibt, die Gedärme zu Saiten, die Knochen zum Wachtelruf, der Kern gebraten oder mit Häringlauche gesurrt zum Ankirren der Füchse vortheilhaft benützt werden, noch werthvoller ist der größtentheils geblendete und dann sehr bedeutenden Gewinn liefernde Balg, als eine besonders gute Rauchwaare, und selbst im ungeblendeten Zustand als ein sehr beliebtes Pelzwerk, das in Polen ein vorzüglicher Handelsartikel ist; auch bei dem Elektrophor und bei der Elektrisirmaschine nützend, hat er den Ruf, in wie ferne er ihn verdient, weiß ich nicht, bei rheumatischen Leiden und Hämorrhoidal-Zufällen, die Stellen, wo er aufgelegt wird, vom Schmerze zu befreien.

Aber wie verhält sich dieser Nutzen zum Schaden, welchen die Wildkatze über eine Wildbahn ausbreitet, und welchen sie dem Landwirthe zufügt?—?—?

Hier ist die geeignete Stelle, auf den Schaden aufmerksam zu machen, welchen die

verwilderte Hauskatze

in der Wildbahn verursacht.

Die verwilderte Hauskatze verdient eine sehr wachsame Aufmerksamkeit. Die Landleute haben hie und da die böse Gewohnheit, oder das unzeitige Mitleid, junge Katzen, die ihnen lästig sind, in's nächste Feld, oder lieber noch in eine benachbarte Holzung zu tragen; um solche nicht tödten zu dürfen, überlassen sie die Brut, gleich wie die Chinesen ihre lästigen Kinder aussetzen, dem Schicksale und nehmen sich ihrer weiter nichts an. Die junge Katze erhält nun

inen halbwilden Charakter, d. h., sie wird geschickt im Rauben aller leinern Thiere, die sich in Feldern und Wäldern aufzuhalten pflegen, ucht aber bei rauher Witterung die menschlichen Wohnungen, Häuser nd Scheunen wieder auf. Mit der Mordgier ihrer Geschlechtsver- andten im Naturzustande, verbinden diese Halbwilde die Ränke nd vorsichtige Dreistigkeit der Hauskatze. Man glaube nicht, daß diese Verwahrlosten die Mäusejagd fleißig treiben, es geschieht nur in Zei- n der Noth, eher noch in Feldfluren als in Holzungen, oder wird och nur als Nebengeschäft betrieben. Junge Lerchen und andere kleine Vögel, die unschuldige Brut der Feldhühner, sowie junge Hasen, sind in bei weitem angenehmeres Nahrungsmittel für die unausgesetzt um- erschleichende Feldkatze, die vorzüglich während der Setz- und Brutzeit, on den schlauen Vaganten leicht überlistet werden können. Die auf- achsenden Feldfrüchte sichern die Schleichgänge der Arglistigen, und er Schaden, den sie anrichten, steht mit dem Nutzen, der sich von hrer, nur gelegentlich betriebenen Mäusejagd erwarten läßt, nicht im Verhältnisse.

In Fasanen-, Feldhühnern-, Hasen-Gehegen ꝛc. hat man mitunter ie Bewohner anliegender einzelner Höfe, Mühlen ꝛc. ꝛc. angehalten, hren Hauskatzen die Ohren zu stutzen; dem Thier will die eindringende Nässe nicht behagen, es vermeidet darum die Felder und Gärten, die om Thau und Regen getränkt sind. Das Mittel ist aber im Allge- meinen weder anwendbar, noch durchaus erprobt. Auch die so gestutz- en Katzen begnügen sich nicht mit der Hausjagd, sondern suchen im Freien nach Leckerbissen; in den Bauernhöfen sind sie die entschiedenen Feinde des zahmen Geflügels. Es bleibt daher nichts übrig, um den rgsten Feind des Geheges, der dem Land- und Waldbau überdem einen wesentlichen Vortheil bringt, abzutreiben, als die bisherige Acht- rklärung, da dann der Jäger gegen reichliches Schußgeld nicht unter- assen wird, dem verhaßten Feind fleißig nachzustellen. In den Feldern ann dieß leichter stattfinden, als in den Wäldern, wo die verwil- erte Katze ihren Aufenthalt in Dickungen, zuweilen selbst in ver- assenen Fuchsbauröhren wählt. Tüchtige Hunde und Legeisen werden dann die gewünschten Dienste leisten.

Besondere Eigenheiten.

Die Wildkatze scheuet die Nessel, geht aber dem Baldrian und dem Katzenkraut (Marum verum) sehr eifrig nach. Sie liebt den Geruch dieser Pflanzen so sehr, daß sie sich, nachdem sie Stengel und Blätter ausgerissen hat, auf ihnen umherwälzt, damit sie den ihr angenehmen Duft noch länger aus dem davon parfümirten Balg ein- athmen kann.

Die Haare der Wildkatze sind sehr elekterisch.

Nur vom Luchs wird die Wildkatze in der Behendigkeit des Auffahrens und in der Weite und Sicherheit des Springens übertroffen.

Nicht nur da, wo die Wildkatze ihren Stand hat, sondern au in fremden, von ihrer Heimath sehr ferne liegenden Revieren macht s sich mit den Wechseln des Roth- und Schwarzwildes, mit den H sensteigen sehr bekannt, um da auf das vorüberkommende Wild z lauern.

Die Wildkatze dünstet so heftig aus, daß sie bei ihrem Ei wechsel in ein Revier vom Haarwilde gleich verwindet wird, b sonders vom Rehwild und den Hasen, die sich so unruhig benehme daß ihre Unruhe dem aufmerksamen Jäger den Einwechsel ein Wildkatze verräth.

Im Laufen ist die Wildkatze nicht behender als die Hauskat Scheu vor Menschen und Hunden, schon in weiter Ferne vor ihne fliehend, ist die Wildkatze eines der gefährlichsten Thiere, wenn angeschossen und noch so kräftig ist, einen Menschen anzunehme Ihr Sprung ist nach Gesicht und Hals gerichtet, und gräßlich sind d Zerfleischungen, die sie da mit Gebiß und Waffen macht. — I strengen Winter des Jahres 1793 wechselte eine Wildkatze in den Jag bezirk der gräflich Lodronischen Hofmark Hornbach ein. D Revierjäger ihr schon mehrere Tage rastlos nachgehend, und die Flin mit Posten geladen, schoß nach ihr, als sie, von den Hunden i Bodendickicht aufgestochen an einer hohen Fichte auffuhr u beiläufig die Hälfte des Stammes erreicht hatte. So schnell wie e abgeschossener Pfeil sich umwendend, und den starken Anschuß gar nic achtend, holzte sie ab, sprang dem Jäger, der zum Unglück nur ei einfache Flinte hatte, an den Hals, und wüthete ihm mit Gebiß u Klauen im Gesicht und am Kopf. In der Todesangst raffte er a seine Kräfte zusammen, und packte sie an der Kehle; es gelang ih die furchtbare Bestie loszureißen und so an den Boden zu drücken, d seine beiden, sehr scharfen und äußerst bissigen Hunde die Katze be Unterleib faßten und ihr das Gescheide aus dem Leibe reißen konnt und noch ließ sie nicht eher nach, bis sie fast in Stücke gerissen w Der Verlust eines Auges, tiefe, nach der Vernarbung bei jeder W teränderung noch furchtbar schmerzende Kopfwunden, und eine, mit d Waffen fast lahmgerissene Hand, waren für den unglücklichen Sim Hopf die schauderhaften Folgen des Anspringens dieser Wil katze.

Stark angeschweißt, und außer Stande, sich durch A fahren vor den Hunden zu retten, wirft sich die Wildkatze a den Rücken und vertheidigt sich bis zum letzten Athemzug gegen Hunde, deren sie oft wenige Augenblicke vor ihrem Verend durch die riesige Kraft und furchtbare Schärfe ihres Gebisses n manchen zu Schanden macht. —

Hat die Wildkatze auf ein Haar- oder Federwild ei Fehlsprung gemacht, so läßt sie vom Raubversuche dieses Wildes gle nach dem verunglückten Sprunge ab, wenn es ihr auch ein Leich wäre, sich des in diesem Augenblicke ihr entwischten Thieres bu

eine nach so kurze Verfolgung zu bemächtigen. Man möchte glauben, daß sie durch diese Verzichtleistung auf einen oft besonders angenehmen Leckerbissen sich selbst für die ungeschickte Ausübung ihres Raubsprunges bestrafen wolle.

Der Schlaf der Wildkatze ist leise und kurz; sie sonnt sich gerne eben an solchen Stellen, wo der Fuchs sein Mittagsschläfchen hält, und im Winter liebt sie besonders die künstliche Wärme, denn es ist keine seltene Erscheinung, daß zur Winterszeit in den noch warmen Backöfen von Einöden und Weilern, die nahe an einer Waldung liegen, worin es Standwildkatzen gibt, manche Wildkatze schlafend gefunden und von den Bauern, die sich an der Räuberin ihres Geflügels rächen wollten, darin ausgehungert wurde.

Wohlgerüche von heftigem Duft, als Amber, Moschus, Zibeth ꝛc. liebt die Wildkatze so sehr, daß sie in Tellereisen, die damit verwittert werden, am häufigsten gefangen wird.

Kümmern. — Eingehen. — Verenden.

Die Wildkatze übertrifft fast alle Thiere an Lebenszähheit. Mit Fuchsschrot, mit Posten angeschossen, von einer Kugel durchbohrt, lebt sie noch stundenlang und bleibt bis zum letzten Athemzug dem Jäger und den Hunden gefährlich. Doch ist sie an der Nase so empfindlich, daß sie durch einen quer darüber geführten, wenn auch nur mäßigen Schlag leicht getödtet werden kann.

Ein Alter von 12—15 Jahren erreichend, kümmert sie an keiner Krankheit, als an der Auszehrung. So behaupten Einige, und ich glaube dieser Behauptung um so mehr beistimmen zu dürfen, als vor einigen Jahren aus dem bayerischen Gebirge mehrere Wildkatzen nach München eingeliefert wurden, die bis auf die Knochen abgezehrt waren. Ob die Meinung, daß die Auszehrung der Wildkatzen nur da stattfinde, wo sie bei Mangel an anderm Fraße sich blos von Spitzmäusen ernähren müssen, gegründet oder nicht gegründet sey, wage ich nicht zu bestimmen.

Naturgeschichte des Wiesel.

III. Gattung. Wiesel, Mustela.

Gattungscharakter.

An allen 4 Läufen 5 an der Basis durch eine Membran verbundene Zehen mit sehr wenig einziehbaren, mäßig gekrümmten, dünnen scharf gespitzten Krallen. — Vorderzähne, in jedem Kiefer 6, die mittleren verkürzt, die obern sämmtlich länger als die untern, und bei diesen die vorletzten etwas mehr nach innen gerichtet, als die übrigen. — Fänge lang, gekrümmt, spitzig, die obern länger als die untern. Backenzähne

oben 5 oder 4, unten 6 oder 5 auf jeder Seite. Die Zunge glatt d
wo die Mehrzahl der Backenzähne, warzig da, wo die Minderzahl de
selben vorhanden. Kopf klein, eiförmig, oben abgeplattet; Rum
lang, schlank, schlangenartig, so eingezogen, daß das Thier durch äußer
enge Oeffnungen schlüpfen kann. Ruthe buschigt. Keine Sohle
sondern auf behaarte Ballen tretend, daher der Gang, an sich sch
schleifend, fast unhörbar. Kein Stinkloch. Afterblasen, in d
nen eine bisamartig riechende Flüssigkeit sich absondert, die an die B
verren erinnert. Kein Blinddarm. Bauchgesäuge mit 4—
Zitzen. Aufenthalt, im Walde, in hohlen Bäumen, zum Theil au
in Gebäuden, dann aber sehr verborgen. Fraß, vorzüglich Eier, Bl
und Fleisch von geraubten Thieren, auch Obst, als Kirschen, Aprikosen
Pflaumen und Zwetschgen (vorzüglich gedörrte).

Die Arten dieser Gattung sind schlaue, listige, und mor
und blutgierige, flinke und flüchtige Thiere, welche des Nachts rauben
mit besonderer Begierde nach Eiern, und schnell und gewandt i
Klettern.

Art. a. Steinmarder, auch Dachsmarder, Hausmarder
Mustela Foina.

Unter der Benennung: Steinmarder begreift man beide G
schlechter.

Männchen.

Gestalt.

Kopf, hinten rund, oben mehr platt, kurz und dicht behaart, m
breiten, zugerundeten Lauschern, bläulichen, bei Nacht funkelnde
näher am Maule als an den Lauschern liegenden, weit auseinand
stehenden Sehern und kurzer, spitziger, schwarz- und steifbarthaarig
Schnauze, die ein schwarzes, stets feuchtes über die Lippen vorst
hendes Näschen und ein äußerst scharfes, aus 38 Zähnen bestehende
Gebiß hat, nämlich in der obern Kinnlade 6 Schneidezähne, auf jede
Seite nach einem kleinen Zwischenraum 1 Fang- und 5 Backenzähne, i
der untern gleichfalls 6 Schneidezähne, und auf jeder Seite 1 etwa
kürzern Fang- und 6 Backenzähne. Hals und Hinterkopf fa
von gleicher Dicke, daher die ganze Gestalt dieser Theile sich fast c
linderisch darstellt.

Der 8—10 Zoll hohe, 16 Z.—1½F. lange, schlanke, 5—7 Pfund i
ständig habende Leib, mit kurzen, vorn breitzehigen, dic
pelzigen, weißklauigen Branten, deren Zehen bis zur Mitte dur
einen Membran verbunden sind, dann mit gleichweitem Gescheid

ne Blinddarm, kleinem Milz, weißen Gekrösdrüse und mit höherer
ige der rechten Niere als der linken, endlich mit 14 Rippenpaaren,
Brustbeinstücken und 17 Schwanzwirbeln versehen, lauft in eine
3. lange, gerad- gestreckte, langhaarige nach der Spitze zu, stark-
schige Ruthe aus, unter welcher am Rande des Waidloches
eirunde, mit einer stark- bisamartig duftenden Feuchtigkeit geschwän-
rte Drüsen (von Oken, Afterblasen genannt) liegen.

Farbe.

Das Sommerkleid des Steinmarders zeigt sich in allen
heilen heller und kürzer, weniger dicht und weniger glänzend behaart,
s das Winterkleid, das in der Hauptfarbe schwarzbraun, am
auche ins dunkelbraune, an der Ruthe ins Schwärzliche übergeht,
hle, Unterhals und Stich weiß, und an diesen Theilen auch zuwei-
n aschgraue Flecken hat.

Farbenvarietäten

ben wir

a) nach Bechstein den weißen, rein-weißen oder grau-
ch weißen oder gelblichweißen; b) nach Mellin den gewöhnlich
färbten Steinmarder mit halbgelber, halbweißer Kehle.

Am 20. Dezember 1822 wurde im Weiler Oberwurmbach, ½ Stunde
n Gunzenhausen, im (damaligen) Rezatkreis des Königreichs Bay-
n, in der Scheune eines dortigen Landmanns beim Auspochen ein
teinmarder geschossen, der alle Kennzeichen eines Kakerlaken
n sich trug. Das Thier war weiblichen Geschlechts, vollkommen aus-
wachsen, ungefähr 10—11 Monate alt, die Pupille, der Augen-
ern und die Schnauze von rosenrother Farbe, das Haar
eich und etwas dünner, als gewöhnlich, dabei blendend
eiß. Mit Einschluß der Ruthe, die sehr schön behaart war, maß
eser Marder 24¼ Zoll Pariser Maßes, ein Beweis, daß er nicht
immerte, sondern gleich seinen Geschlechtsverwandten sich den nöthi-
n Fraß reichlich zu verschaffen wußte, welches letztere viele Naturfor-
her bei den Kakerlaken bezweifeln. Dieser Marder- Kakerlake kam
die schöne, reiche Sammlung des, um die Naturgeschichte hochver-
ienten, leider für die Wissenschaften viel zu frühe verstorbenen Pro-
ssors Dr. Wolf zu Nürnberg.

Vor mehreren Jahren wurde auf den Gütern des Grafen Mellin
n Ende Sommers ein Steinmarder mit halb weißer und
alb gelber Kehle erlegt, dessen Balg, der Jahreszeit ungeachtet,
ortrefflich war.

Weibchen.

Schlanker, gewandter, kurzbrantiger als das Männchen, unterschei-
det es sich im Winter von ihm sehr kennbar durch die viel dunklere
Farbe und das viel Glänzendere der Haare. — Die

Jungen

zeichnen sich bis zum ersten Dritttheil ihrer Annährung an das For pflanzungsvermögen vor allem Haarwild durch eine auffallende Dumm heit aus, die man Blödsinnigkeit nennen möchte. So lange sie no von der Mutter ins Freie geführt und im Rauben unterrichte werden, halten sie sich immer mit tölpischer Zudringlichkeit an di Mutter. Wird diese aus ihrer Mitte herausgeschossen, so bleiben s unbeweglich an ihrer Seite, unbeschreiblich dumm umher glotzend, s daß der Jäger zum frischen Laden genug Zeit hat. Erst wenn noc ein, oder ein paar Opfer so krasser Dummheit gefallen sind, bequeme sich die übriggebliebenen zur Flucht, die aber nie weiter geht, als bi zur nächsten Dachlücke oder einem sonstigen Einschlufe, wo sie wiede anhalten und längere Zeit hervorgucken.

Ungeachtet schon im zehnten Monat ranz- und fortpflanzungsfähi sind sie doch erst im zweiten Jahre vollkommen ausgewachsen.

Auf dem Tempelberger Forsthause bei Fürstenwalde warf ei Hauskatze 4 Junge, von denen 2 einige Tage nachher der Katze g nommen wurden. Um eben diese Zeit brachte ein Bauer 2 jun Seinmarder, die versuchsweise der Katze angelegt, an ihr eben begierig sogen, als die Katze willig die Stelle einer Amme vertra und darauf einen Marder nach dem andern vom Wohnhause nach de entfernten Stalle trug, wo ihre beiden Jungen lagen. Die Katze säug seitdem die Marder fortwährend, ja bevorzugte sie fast vor ihren eig nen Jungen und die Marder verkehrten im gemeinschaftlichen B hälter mit den Katzen sehr freundschaftlich.

Weniger ausgezeichnet durch die Feinheit des Vernehmens als durch die Schärfe des Gewahrens und Witterns verein die Thiere dieser Art in sonderbarer Verwebung einen hohen Gr von Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Flüchtigkeit mit Schlafsucht u Trägheit, welch' letztere beide sich am Tage, erstere drei im Laufe d Nacht bemerkbar machen; sie sind sehr mordgierig, dabei grausam; sind auch sehr listig, doch lange nicht so schlau und vorsichtig wie d Fuchs, schwimmen ausgezeichnet gut, leben unter einander, die Ranzz ausgenommen, in fast immerwährendem Unfrieden, der bei der Streitsü tigkeit dieser Thiere gegen seines Gleichen oft blutige Folgen hat, u benehmen sich im unverletzten oder gefahrlosen Zustande eben so sch als sie, angeschossen, von den Hunden in die Enge getrieben und we keine Flucht mehr möglich, sich aufs muthigste vertheidigen, und sel Menschen durch ein sehr rasches Annehmen gefährlich werden.

Das Uebrige bei den: Eigenheiten.

Vaterland.

Finden wir den Steinmarder in ganz Europa, vorzügl häufig in Deutschland, so haben dagegen die Hoch- Nordländer f ihre Hühner und Tauben von diesem Räuber nichts zu befürcht da nur die gemäßigten Länder sein Vaterland sind.

Aufenthalt.

Dieser ist sehr verschieden, jedoch immer, des nahen Raubes wegen, in bewohnten Gebäuden oder in nicht ferne von solchen gelegenen Ruinen. Unter Kirchendächern, in Scheunen, in den alten verfallenen Steinmauern, wodurch ihm der Name: Steinmarder geworden ist, in eingegangenen Wasserleitungen und Kloaken, unter Reisig- und Strohhaufen, unter Heuschobern hält sich der Steinmarder wohnhaft auf; selbst in Felsenklüften, Steinritzen nnd Erdhöhlungen bereitet er sich ein Lager, wenn selbe dicht an einem bewohnten Hause liegen.

Je abgelegener, einsamer, unbesuchter und unberuhigter in oder in einer menschlichen Wohnung ein Versteck sich vorfindet, desto angenehmer ist er dem Steinmarder; doch nie siedelt er sich an einem Orte, sey es Dorf oder Weiler oder Einödhof, an, wo er nicht in seinem Aufenthalte selbst oder in dessen naher Umgebung Fraß findet. So ist er in Städten viel seltener, als auf dem Lande, theils der Unruhe, theils des Mangels an Beute wegen; in Städten trifft man ihn nur auf den Dachböden großer Gebäude, deren Bewohner einen bedeutenden Vorrath an Federvieh haben.

Fraß.

Der Steinmarder ist nicht blos ein Vielfraß, er ist auch ein Leckermaul. Als jener strebt er den Tauben, Hühnern, Kaninchen, Eichhörnchen, jungen Hasen und Vögeln, den Mäusen, Ratten, Maulwürfen und Hamstern nach; als Letzteres pflückt er Pflaumen, Ebereschenbeeren, Heiz- und Sauerkirschen, die er mit den Steinen verschluckt, Aprikosen, Weintrauben, Stachelbeeren, Birnen und Zwetschgen vom Baume; noch viel lieber sind ihm Backobst, Häringe, getrocknete Fische, Milch, am liebsten Eier und Hanfsamen. Im Nothfalle begnügt er sich mit Baumknospen, mit einer Eidechse, einer Blindschleiche. Man hat kein Beispiel, daß er Aas angenommen, wohl aber, vom Hunger geplagt und gerade nicht eines sonstigen Fraßes mächtig geworden, aus den Häusern, aus den Düngerhaufen ꝛc. Knochen nach seinem Lager getragen, und sie dort abgenagt, aus ihnen das Mark ausgesaugt hat. Es ist nichts Seltenes, einen ziemlichen Haufen solcher, gewöhnlich dürrer Knochen in der Nähe eines Steinmarder-Lagers zu finden. Möchte man auch glauben, er thäte dieses in der höchsten Hungersnoth, so glaube ich behaupten zu dürfen, daß diese wohl nie dem Steinmarder gefährlich werden kann, da es ihm nicht an List und Gewandtheit, dann auch gewiß nicht an Verwegenheit mangelt, Alles aufzubieten, sich gegen die Gefahr des Verhungerns wohlweise zu sichern.

Rauben.

Irrig ist die Meinung so Mancher, daß der Steinmarder nie bei Tage, nur während der Nacht raubt. Hat er sein Lager in einer Dachhöhlung, in dem abgelegensten Versteck eines bewohnten Hauses, besonders eines solchen, worin es mannigfaltigen Fraß gibt, so

schleicht er auch zu verschiedenen Tageszeiten umher, aus Verlangen irgend einem ihm behaglichen Bissen durch List und Gewandtheit a sich zu bringen. Man hat Beispiele, daß in großen Gehöfen, wo i obersten Stocke Vorrathskammern für die Küche angebracht sind, de **Steinmarder** durch die zufällig offen gelassene Thüre geschlüpft aber auch oft das Opfer seiner Naschhaftigkeit geworden ist.

In der Regel geht der **Steinmarder** nie bei Tage auf de **Raub** ins Freie aus. Ein Freund des Schlafes und des Ruhen nach der Ermüdung, die ihm die nächtliche Räuberei verursacht, pfleg er seiner Gemächlichkeit auf dem gewöhnlich aus Stroh, Federn, He 2c. bereiteten Lager in der gekrümmten Schlafstellung des Hunde und der Katzen, die Seher mit der Ruthe bedeckend. Seine Sche vor Licht und Menschen beweist sich am deutlichsten darin, daß er nic in der Dämmerung oder bei Einbruch der Nacht, wie die übrigen A ten dieser Gattung, sondern erst sehr spät auf **Raub** ausgeht, g wöhnlich ein Paar Stunden vor Mitternacht, oder im Winter zwische 2 und 4 Uhr Morgens. Eine Ausnahme macht das Weibchen, z Zeit, wo sie die Jungen säugt, indem sie dann früher und in d Nacht hindurch öfters ausgeht.

Der **Steinmarder** raubt nicht, um blos seinen Hunger z stillen, oder sich recht voll zu fressen; es ist die grausamste Blutgierd die wildeste Mordsucht, die ihn beim **Rauben** beherrscht. Geflüge ställe und Taubenhäuser vermag man kaum genug vor ihm zu sicher er nagt sich zuweilen hinein, oder gräbt sich unter der Mauer in selb ist die Oeffnung nur soweit zu Stande, daß er seinen Kopf durchschi ben kann, so ist er augenblicklich unter dem aus Angst wie unsinn herumfahrenden Geflügel. Nun beginnt der Blutgierige das Tödte und hört nicht auf, bis er Alles, was er zu erreichen vermag, sein Mordsucht geopfert hat. Es mangelt nicht an Beispielen, daß er einem Geflügelstalle, worin mehr den 30 Stück Hühner gewesen, a gewürgt, allen das Blut ausgesaugt, aber nur ein Stück fortgeschlep hat; ein genügender Beweis für die Behauptung, daß selbst der Luc der Wolf, selbst die mordgierigsten der reißenden Thiere heißer Zo den **Steinmarder** nicht an unersättlichem Blutdurst, nicht wildester Grausamkeit übertreffen. Den Tauben, den Hühnern, Ente Gänsen reißt er die Köpfe ab, frißt ihnen das Gehirn, saugt ihn das Blut aus. Dem vortrefflichen Schwimmer sind in den Teich der Parke die mitten darin angelegten Wildenten-Häuser ein vorzüg ches Ziel seines Mordens. Auch an die jungen Schwanen wagt er si aber nur mit scheuer Vorsicht, da er die Alten fürchtet. Augenzeug haben mich versichert, daß vor einigen Jahren zu Nymphenburg eine königlichen Lustschlosse in Bayern, an einem und demselben Morg zwei sehr starke **Steinmarder** todtgefunden wurden und zwar m gebrochenen Knochen. Es konnte nicht anders sein, als daß die alt Schwanen über die zum Raub ihrer Jungen durch einen **Wühlga** in das Schwanenhaus geschlüpften **Steinmarder** hergefallen u

sie mit ihren äußerst kräftigen Flügeln erschlagen haben. Hat er alles Federvieh, was seinem Würgerzahne nicht zu entrinnen vermochte, geschlachtet, so nimmt er ein einziges Stück und schleppt dieses seinem Lager zu.

Gleich der Wildkatze schleicht der **Steinmarder** nächtlicher Weile auf die Saatfelder, in die Getreide, und raubt junge Hasen, auch Rebhühner, Wachteln, ehe sie **flugbar** sind, in nahen Teichen die Wildentenbrut, besucht die nicht zu fernen Schneußen und begnügt sich da, findet er keinen gefangenen Vogel, mit den Lockbeeren.

Der Dorfbewohner, wie auch jeder Besitzer von Federvieh, in dessen Gehöfe oder Hause ein **Steinmarder** sich angesiedelt und sein bleibend Quartier genommen hat, kann seine Gänse, seine Hühner, seine Enten in ihren Ställen gegen die nächtlichen Einfälle des **Steinmarders** nur dadurch sicher stellen, daß er die Thürschwellen auf eine dicke und sehr dichte Grundmauer von Backsteinen setze, damit da der **Steinmarder** keinen **Wühlgang** machen kann, daß er die Gitter (sogenannte Gattern) vor den Luft- und Eingangslöchern sehr enge belatten, und die Belattung, sowie die Ecksäulen und Riegeln mit Eisenblechstreifen so hoch hinauf bekleiden lasse, als der Marder mit seinem Gebisse reichen kann.

Ist der **Taubenschlag** im Freien, so daß er auf einer Säule ruht, und von andern Gebäuden, von Bäumen, Streuhaufen rc. weit genug absteht, daß der Marder keine Möglichkeit findet, von einem solchen Anhaltspunkte gleich direkte den Taubenkobel selbst durch einen Sprung erreichen kann, sondern um dahin zu gelangen, an der Säule hinaufbolzen muß, so wird diese vom Stammgrunde bis zur Mannshöhe hinauf mit Eisenblech beschlagen, und dadurch sind die Tauben in ihrem Kobel gegen alle Besuche des **Steinmarders** (sowie auch gegen die des **Wiesels**, **Iltißes**, der zahmen und wilden Katze) trefflich geschützt.

Aber eine noch sorgfältigere Verwahrung als die der Enten-, Gänse- und Hühnerställe, ist bei Taubenschlägen anzuwenden, welche nicht freistehende Kobel, sondern als eigene Taubenbehältnisse auf den Böden oder sonst wo im Hause selbst angebracht sind. Hier kann die allersorgfältigste Verwahrung nicht genug empfohlen werden, besonders deswegen, weil der **Steinmarder** nicht nur die ganze, wenn auch noch so zahlreiche Bevölkerung eines Taubenschlages in kürzester Zeit dahin gewürgt hat, sondern **weil er auch öfters da seine Losung hinterläßt**, deren heftigen Geruch die Tauben so fürchten und verabscheuen, daß sie nie wieder dieses Behältniß zu ihrem Aufenthalte nehmen, wenn es nicht von diesem, ihnen entsetzlichen Losungsgeruch, gänzlich befreit ist. Diese Befreiung wird aber nicht durch die sorgfältigste Reinigung mit Wasser und Bürste, durch Luftzug u. s. w. bewirkt, sondern der Taubenschlag muß ausgeräuchert werden. Aus welchen **Ingredienzien diese Ausräucherung** besteht, und

wie sie gebraucht wird habe ich bei den besondern Eigenheiten des Steinmarders angegeben.

Wenn auch nicht immer, doch sehr häufig verschmähen Gänse, Hühner und Enten in ihren Ställen, wenn da ein Steinmarder eingebrochen und seine Losung zurückgelassen hat, das Futter und ängstigen sich unter Geschrei und Geflatter bis zum Daraufgehen so lange ab, bis die, für den Taubenschlag bezeichnete, Ausräucherung erfolgt ist.

Ranzen.

Gewöhnlich *) mit dem Eintritt des Februars erwacht im Steinmarder der Begattungstrieb. In der Nähe des Lagers des Weibchens versammeln sich mit einbrechender Nacht mehrere Männchen dort und da sitzend, sich mit feindlichen Blicken meßend, sehnsuchtsvoll den Gegenstand ihrer Wünsche erwartend, aber nicht wagend, sich selbem, während es noch in seiner einsamen Zelle ruht, zudringlich zu nähern. Jetzt fährt das Weibchen aus seinem Loche hervor, die Anwesenheit der harrenden Amanten gleichsam unbeachtet laßend und flieht am Hausdache hin. Die Gelüstigen rasen ihr nach, einer den andern an Eile überbietend. Es entspinnt sich zwischen den Männchen ein furchtbarer Kampf, mit ihm ertönt weit hörbar ein katzenähnliches Geschrei, ein widrig schnurrendes Jäkern. Unbekümmert darüber setzt das Weibchen ihr Dachrennen fort und verschwindet plötzlich durch eine Dachlücke, verfolgt von dem Sieger oder einem pfiffigen Amoroso, der sich dem Kampfe klüglich zu entziehen und jetzt die Früchte seiner Schlauheit zu genießen weiß, während die Uebrigen sich noch tüchtig zerzausen und das Zusehen haben, bis die stürmmische Promenade, die grimmige Balgerei, von Neuem beginnt, und ein anderer zum Ziele gelangt. Das Ranzen währt oft 14 Tage hindurch.

Werfen. — Erste Erziehung der Jungen.

Besteht ohnehin das Steinmarder-Lager durch eine schlichtenweise Mischung von Stroh, Heu, Federn, Lappen 2c. als eine bequeme Ruhestelle, so wird es von dem Weibchen noch weicher und üppiger ausgefüttert, sobald sich die Wurfzeit herannähert. Diese tritt gewöhnlich in der 9ten Woche nach geschehener Befruchtung ein, und 3—4, auch manchmal 5 fast ganz unbehaarte, in einem abgelegenen Winkel, unter Holz-, Stroh- und Heuhaufen, auf dem Dach

---

*) Bechstein hat in seinem: Handbuche der Jagdwissenschaft und Dietrich a. d. W. a. — seinen, mit denen Bechsteins, wie auch den meinigen übereinstimmenden Erfahrungen dargethan, daß der Steinmarder in seinem Ranzen sich nicht, wie anderes Haarwild, auf eine bestimmte Zeit beschränkt, und daß man in allen Sommermonaten ganz junge Steinmarder findet; eine Erscheinung, deren Grund D. a. d. W. der Assimilität der Lebensart zurechnet, welche bei diesen Kreaturen und den Hausthieren statt findet.

boden eines bewohnten Hauses oder einer Kirche, besonders in unbesuchten, den Hunden unzugänglichen Verstecken zu Welt gebrachte Junge, 9–14 Tag blind, sind nun der Gegenstand der mütterlichen Zärtlichkeit und Sorge, die ihnen auch von der Mutter mit getreuester Pflichterfüllung geweihet werden, wie sich schon darin bethätigt, daß bei der geringsten Gefahr, wovon die Jungen durch Menschen oder Hunde bedroht werden, die Mutter ein Junges nach dem andern im Maule fortträgt, und sich und ihnen in einem mehr gesicherten Winkel ein neues Lager bereitet.

Diese aufmerksame Muttersorge ist auch um so nöthiger, als die jungen Steinmarder — wie wir bereits oben gehört — unbeschreiblich dumme und dabei so unbehülfliche Bestien sind, daß sie in den 3 ersten Monaten kaum das Lager der Mutter verlaßen und schon über halbwüchsig, von ihr noch immer gesäugt und mit Fraß versehen werden müßen, wofür sie aber auch das gefühlvolle Mutterherz durch possierliche Sprünge und Spielereien gar inniglich erfreuen und es mit der stolzen Hoffnung erquicken, in diesen gewandten Gaukler würdige Nachfolger auf der Bahn der elterlichen Raubgewandtheit und rascher Mordkünste zu erschauen.

Der erste Ausgang der Mutter mit den Jungen, um diese (wie man im gemeinen Leben sagt) weltläufig, nach Marder-Art aber stallkundig und raubgewandt zu machen, geschieht in der Abenddämmerung; allmählich aber immer später, bis die Jungen geschickt und geübt genung sind, das Brod im Schweiße ihres Angesichts zu essen, d. h., den ganzen Tag hindurch auf der Bärenhaut zu liegen, dagegen die Nacht hindurch unter bequemen Herumschleichen mit leichter Mühe ein gutes Geflügel- oder Früchtenmahl nebst einem Dessert von verschiedenen Lekereien zu halten und dann im süßesten Wohlbehagen zu verdauen, während die Hausfrau über den entvölkerten Hühnerstall, über die ausgeschlürften Eier, über den geleerten Honigtopf in Jammergeschrei ausbricht, und während der Jäger den gewandten Räuber in der Schneuße den tückischen, blutgierigen Mörder so manchen Häschens, manchen Federwilds mit einem derben Fluche verwünscht.

Haben sich die Jungen zu den würdigsten Schülern der würdigen Eltern erhoben, so trennen sie sich von diesen, wie unter sich selbst und nun ist jedes Herr im eigenen Hause.

Rebau sagt in seiner: Volks-Naturgeschichte: „Gewöhnlich folgt dem ersten Wurfe im nämlichen Sommer noch ein zweiter.“

Es ist, — wie wir beim Ranzen in der Note gesagt — ganz richtig und allen aufmerksamen Beobachtern hinlänglich bekannt, daß man in allen Sommermonaten junge Steinmarder findet. Dieses hat aber keineswegs seinen Grund in einem zum zweiten oder gar öftern Male erfolgtem Werfen von Jungen, sondern darin, daß das Steinmarder-Männchen sich in Ausübung des Be-

schlages nicht, wie andere Raubthiere, an eine gewiße Zeit bindet, sondern statt im Februar zu ranzen, welcher Monat die eigentliche Ranzzeit dieses Thieres ist, es erst im März, im April, oft erst im Mai oder Juni thut. Noch konnte kein Naturforscher erforschen, woher es kommt, daß der Steinmarder allein von Einhaltung einer gewißen Begattungszeit solch eine auffallende Abweichung macht, aber die allergenauesten Beobachtungen und die begründetesten Erfahrungen haben uns überzeugt, daß das Steinmarder-Weibchen nur einmal in einem Jahre Junge bringt, und nicht wie Rebau sehr unrichtig angibt, gewöhnlich ein zweiter Wurf dem ersten im nämlichen Sommer folgt.

Stimme.

Für das Geschrei, welches der Steinmarder ertönnen läßt, wenn er sich in Gesellschaft Anderer, nächtlicher Weile mit einem Weibchen auf den Dächern und Haus- oder sonstigen Boden herumjagt, läßt sich keine Benennung finden. Es ist ein Gemisch von Pfeifen, Schnurren und Miauen. Von den Hunden angetrieben, jäkert der Steinmarder, und wird er von ihnen gepackt, so läßt er unter dem Umherbeißen und Raufen mit den Hunden eine Art Gekreisch hören, das der Jäger Raunzen nennt.

Gezähmte Steinmarder, denen man die Kehle oder den Rücken streichelt, geben ihr Wohlbehagen durch ein leises Murksen zu erkennen.

Spur

ganz gleich der des Baummarders, nur ist sie mehr ausgedrückt und auffallender.

Hüpfen. — Aufholzen. — Springen.

Der Steinmarder schleicht nicht, trabt nicht, seine Bewegung ist stets ein mehr oder minder schnelles Hüpfen, und selbst auf der Dachfirste, selbst auf ganz unberindeten, wenn auch nur daumdicken Stäben ein so sicheres Hüpfen, als bewege er sich auf der Erde fort. Minder in die Weite springend, als der Baummarder, scheuet er sich dagegen nicht, von der Spitze des höchsten Dachgiebels, vom Wipfel des höchsten Baumes herabzuspringen; ist der Boden, auf den er gesprungen, ein Rasen, oder eine Steinplatte, gleichviel, er hat sich nicht beschädigt, unverletzt steht er auf den Sohlen der vier kräftigen Branten; er schüttelt sich recht tüchtig, als wollte er dadurch die erschütterten Glieder wieder in die alte Ordnung bringen, und hüpft leicht und munter davon, um am nächsten Baume, an einer spiegelglatten Säule, an einer wenn nur etwas rauh gemörtelten Mauer mit einer Gewandtheit und Sicherheit aufzufahren, als ginge sein Weg über eine Zimmerdiele dahin.

Uebrigens ist seine Bewegung auf der Ebene nicht so schnell, als man in seiner Raschheit beim Auffahren vermuthen sollte. Mi

er aber eine ganz freie Strecke von 250—300 Gängen fliehen, so holt ihn, sollte er auch einen Vorsprung von 50—60 Gängen haben, ein nur etwas flüchtiger Jagdhund leicht ein.

Zähmbarkeit.

Einen Steinmarder so zu bezähmen, daß er sich aus dem menschenscheuen, furchtsamen mordlüstigen Nachtwandler zum freundlichen Hausgenossen umwandle und mit Herrschaft, Kindern und Gesinde auf vertrautem Fuße lege, ist eine sehr leichte Sache, wenn er ganz jung eingefangen, mit Milch und Brod aufgezogen wird, und nie rohes Fleisch oder Blut zu freßen bekommt. Uebrigens gehört es unter die Geschmackssachen, einen Marder zum Gesellschafter zu haben, denn seine Ausdünstung ist eben so widrig als heftig; an Reinlichkeit, nämlich daß er sich nicht in Zimmern, sondern im freien löse, ist er nicht zu gewöhnen, und bei aller seiner Heuchelei, durch possirliche Sprünge und Burzelbäume, durch Lecken der Hände, durch Anschmiegen und Begleiten, durch komisches Scherzen mit Hunden, ja selbst durch die, gewiß bewunderungswürdige Selbstbeherrschung in der Nähe von Hühnern, Tauben und andern Vögeln dem Gebieter wie den Uebrigen angenehm zu seyn, behält er alle seine Bosartigket und Tücke; indem er die freundlich streichelnde Hand des Arglosen plötzlich mit scharfem Gebiße verwundet, ja so wild wird, daß er demjenigen, der ihn züchtigen will, nach dem Gesichte fährt und ihn mit wahrer Blutgierde zerfleischt, überdieß im eigenen Haus von Naschhaftigkeit und Raub sich enthaltend, den Nachbar in der Eierkammer, im Taubenschlage, im Hühnerstalle nach Möglichkeit beschädigt. Wem es jedoch gefällig ist und Freude macht, einen gezähmten Marder um sich zu haben, der wird wohl thun, ihm die Fänge auszubrechen und zur Ranzzeit an die Kette zu legen, da der auch noch so zahme Steinmarder in dieser Zeit sich entfernt, öfters nicht wiederkehrt, oder nach seiner Wiederkehr sich bei jeder Gelegenheit als verwildert und bosartig bezeigt.

Nutzen. — Schaden.

Es ist blos der Winterbalg, wodurch der Steinmarder nützt da alles Uebrige für den Oeconomen wie für den Jäger keinen Werth hat; — höchstens kann ein betrügerischer Apotheker die Losung — ihres bisamartigen Geruches wegen, zur Verfälschung des Moschus anwenden. — Daß der Steinmarder durch Verminderung mancher dem Haushalt schädlicher Thierchen als nützend gelten soll, kommt wohl nicht in Anschlag gegen den bedeutenden Schaden, deßen Stifter er ist für Speisekammer, Geflügelstall, Taubenschlag, Obstgärten, Dohnen, Schneußen, und Wildbahn.

Dem Steinmarder ruft der Waidmann ein Pereat zu und ist getreu diesem Rufe mit Schießgewehr und Fang zu jeder Jahreszeit.

Besondere Eigenheiten.

Selten verläßt bei Tage der licht- und menschenscheue Steinmarder seinen nächtlichdunkeln Versteck; ist aber ein Gewitter im Anzug, so fährt er auf den Dachböden, in Scheunen, in den Hallen unbewohnter Gebäude mit wilder Heftigkeit umher und eine stark elektrisirte Luft bringt ihn oft von Sinnen.

Beim Schlafen bildet der Steinmarder eine Scheibe und bedeckt sich mit der Ruthe die Seher.

Der Steinmarder, durch die engsten Oeffnungen schlüpfend, hält eben so genau seinen Paß, als seinen Absprung und Aufstieg ein. Auf dem Paße löset er sich gewöhnlich, kennt aber die Stelle, wo er sich gelöset hat, so genau, daß, wenn die Losung da hinweggenommen oder nur etwas davon beseitigt geworden, er, wo nicht für immer, doch für lange Zeit diesen Paß aufgiebt.

Kein Haarwlid wird in irgend einer Gefahr von aller Besonnenheit so schnell und so sehr verlassen als der Steinmarder. Am sichersten kann man sich hievon beim Auspochen überzeugen. Wie toll rennt er umher, und so blind und so verlassen von aller Geistesgegenwart, daß er an offenen Stellen, durch die er sich leicht retten könnte, vorüberfährt, ohne sie zu gewahren oder zu benützen. Wie der dumme Strauß sich vor seinen Verfolgern gerettet glaubt, wenn er den Kopf bis über die Augen irgendwo verbirgt, so hält sich auch der Steimarder geschützt, wenn er nur sein Vordertheil verborgen hat. Eine unerklärbare Eigenheit dieses sonst so schlauen Thieres, die der Baummarder nicht mit ihm theilt.

Die Losung hat einen heftigen Bisamgeruch, durch welchen sehr oft das Lager des Steimarders verrathen wird; aber sie ist auch der Schrecken alles Federviehes, welches seinen Stall, hat darin der Steinmarder sich geloset, nicht eher wieder bezieht, bis dieser, den Gänsen, Enten, Hühnern und Tauben so furchtbare Geruch gänzlich verschwunden ist. Bei seiner durchdringenden Kraft würde er in Monaten nicht zu verbannen seyn, würde man nicht Hühnerställe und Taubenschläge auf folgende Art behandeln: Man läßt Fenchel, Süßholz, Haselwurz, Coriander, Eisenhart, Eberwurz, Anis und Liebstöckel, etwas gröblich zerstossen, nimmt dann von jedem eine Handvoll und mengt alles tüchtig durcheinander. In den Hühnerstall, oder auf den Taubenschlag, der ausgeräuchert werden soll, bringt man ein Becken mit glühenden Kohlen und wirft auf selbe die Mischung in kleinen Portionen, daß alle diese Kräuter gehörig verbrennen. Es kann sich treffen, daß dieses Ausräuchern 2–3 Mal wiederholt werden muß, so heftig ist die Moschusausdünstung der Losung des Steinmarders, und so fein der Geruch des Geflügels. Vorzüglich empfehle ich, die zerstossenen Kräuter vor dem Streuen auf die Kohlen etwas feucht zu machen, wodurch das Rauchen vermehrt wird, und sowohl während des Ausräucherns, als auch

ein Paar Stunden lang nach selbem die Fenster und Thüren des Taubenschlages oder des Hühnerstalles verschlossen zu halten.

Kümmern. — Eingehen. — Verenden.

Geht der Steinmarder nach erreichten 12 Lebensjahren nicht an Altersschwäche ein, so kümmert er manchmal an Eingeweidewürmern, oder in den Nieren, an Spulwürmern so sehr, daß dadurch sein frühzeitiges Eingehen herbeygeführt wird.

Er bedarf eines gut bezielten Schußes, um ihn zu stürzen, er würde, selbst tödlich angeschossen, oft vor Stunden nicht verenden, wäre man nicht so menschlich, durch einen Schlag auf das höchstempfindliche Näschen, seinen Leiden ein schnelles Ende zu machen.

Art. b. Baummarder, auch Birk-, Buch-, Busch-, Edel-, Espen-, Feld-, Fichten-, Gold-, Kiefern-, Licht-, Tannen- und Waldmarder. Mustela Martes.

Unter der Benennung: Baummarder rc. begreift man beide Geschlechter.

Männchen.

Gestalt.

Gebaut wie der Steinmarder, unterscheidet sich von diesem der Baummarder:

a) durch den kürzern und dickern Kopf.

b) durch kürzere, mehr abgerundete, auswendig bis zur Endspitze braun, inwendig weißbedeckte Lauscher.

c) durch die mehr hervorstehenden, braunen, grellfunkelnden Seher mit langen dunkeln Borsten an denselben.

d) durch die, bis zwischen die Blätter laufende orangegelbe Färbung der Kehle und des Unterhalses.

e) durch den schlankern, und 3 Zoll längern, um 1 Zoll höhern, mehr gestreckten Leib.

f) durch die längere, stärkere, mehr schwarzbraune, in fast ganz schwarze Vorbranten auslaufenden Branten.

g) durch die längere, zottigere und dunkelfarbige Ruthe und

h) durch die dichtere und längere Behaarung des Balges in allen seinen Theilen.

Wie der Steinmarder hat auch der Baummarder gleichweite Gedärme ohne Blinddarm, eine sehr kleine Milz, weiße Gekrösdrüse, die linke Niere niedriger als die rechte, 14 Rippenpaare 10 Brustbeinstücke und 17 Schwanzwirbel.

Farbe.

Aus der gelblich grauen, wenig durchschimmernden Grundwolle erheben sich die schön kastanienbraunen, glänzenden Haare, im Sommer etwas heller als im Winter.

Als

Farbenvarietät

bezeichnet uns Bechstein einen Baummarder mit schmutzig gelben, kastanienbraunen, griesigen, von der Dottergelben Kehle bis zum Waidloch sich hinziehenden Streifen, schwärzlichen Vorder- und kastanienbraunen Hinterbranten und brauner Ruthe.

Als ich 1798 unter dem Erzbischof Colloredo zu Salzburg Page war, hatten wir in unserer, nicht unbedeutenden zoologischen Sammlung einen vortrefflich ausgebalgten und makellos conservirten Baummarder, der die Bewunderung der Naturforscher in hohem Grade erregte. Er war von ungewöhnlicher Stärke, nicht geringer als eine zu 3 Viertheilen ausgewachsene Wildkatze. Am Kopfe und auf dem Rücken sehr hellbraun, an den Flanken rothgelb, hatte er vom Blatte an fast rabenschwarze Branten und eine auffallend buschige lichtbraune, brandroth 5 Mal geringelte, in eine reinweiße Spitze auslaufende Ruthe. Im strengen Winter des Jahres 1763 hatte ihn ein Salzburgischer Gebirgsschütze in der Nähe von Werfen geschossen.

Wird das Baummarder-Männchen sehr alt, so entfernt es sich gänzlich von seines Gleichen, baut sich einen Kobel, in den abgelegensten, dichtesten Hochwald und ist ausserordentlich scheu, aber allem jungen Haar- und Federwild, selbst den ganz frisch gesetzten Rehkitzen, den alten Auer- und Birkgeflügel sehr gefährlich. Er unterscheidet sich von dem übrigen Baummarder-Männchen sehr kenntlich durch die besondere Stärke in allen seinen Körpertheilen, durch seine fast schwärzliche Farbe und durch das Hochorangegelbe seiner Kehle und des Vorderhalses.

Der Jäger nennt ihn Wildmarder.

Weibchen

wie das Männchen, doch etwas geringer und zu jeder Jahreszeit heller. Es hat 4 Säugewarzen, die am Bauche liegen.

Junge.

Lichter gefärbt als die Eltern. Sehr muntere, schon in zartester Jugend schlauer und gewandter, als die halbwüchsigen Steinmarder. Wachsthum und Fortpflanzungsfähigkeit haben sie gleich mit den Steinmarder-Jungen. Nach Götze sind sie als Embryonen, so klein sie auch seyn mögen, von den Embryonen der Füchse, Hunde und Katzen schon in ihrer ganzen Bildung zu unterscheiden.

Der Baummarder übertrifft den Steinmarder an Raub-

acht, Wildheit, an Freßgierde und Mordlust; auch an körperlicher Gewandtheit und an Flüchtigkeit; übrigens hat er die andern Eigenheiten mit ihm gemein.

Vaterland.

Man findet den Baummarder in Europa, im Norden von Asien und Amerika, im südlichen Lappland, am 65° N. B. in Sibirien am Fluße Obv. Es gab Jahre, in welchen die Nordamerikanische Handlungsgesellschaft an 16,000 Marderbälge aus der Hudsons=Bai bezogen, die Franzosen über 30,000 Stück aus Kanada nach Rochelle geliefert und die Bewohner des brittischen Amerika 40,000 Marderbälge in den Handel gebracht haben. Bei uns wird der Baummarder immer seltener.

Aufenthalt.

Selten in Feld= und Vorhölzern, am liebsten in großen Waldungen mit vielen Nadelholzbeständen, (worunter er die dichtbestandenen, der dunkeln Fichtenhölzer vorzieht) sich aufhaltend, bereitet der Baummarder aus reinem trocknem Baumlaub, Grashalmen, Baum= und Bodenmoos sein Lager in hohlen Bäumen oder Felsenritzen, usurpirt mit frecher Gewalt die Horste größerer Raubvögel, oder jagt ein Eichhorn aus seinem Kobel und erweitert selben mit künstlicher Flechtung zur bequemen Wohnung. In sehr strengem Winter und vom Hunger getrieben, scheuet er sich nicht, unter einer Mauerruine, auf den Dachböden, in der Heu= Scheune eines Walddorfes temporären Aufenthalt zu nehmen.

Er behauptet seinen Aufenthalt in einer und derselben Waldecke nie länger, als höchstens ein Jahr hindurch; besonders oft wechselt er ihn, wenn er durch Holzfällen, Pecheln rc. in der Nähe seines Kobels viel beunruhigt oder da auf seinen, öfters auch bei Tag eintretenden Wanderungen nach Raub einige Mal nach einander von Jagdhunden aufgestobert, vom Jäger beschoßen wird, oder wenn in der Umgebung dieser von ihm bewohnten Waldstrecke Mangel an Fraß erfolgt.

Doch wechselt er nie auf immer aus; nach 2 – 3 Jahren kehrt er in den frühern Aufenthalt zurück und bezieht wieder seinen alten Kobel, deren er in einem mäßigen Bezirke immer mehrere hat, um in vorkommenden Fällen wegen eines Nachtlagers oder einer Zufluchtstätte nicht in Verlegenheit zu seyn.

Fraß.

Haar= und Federwild, Honig und verschiedene Waldbeeren, die Früchte des Aprikosen= Zwetschgen= und Kirschenbaumes, besonders die Eier des Waldgeflügels zieht der Baummarder den Ratten, Käfern und Schnecken vor, die er, wird ihm nichts besseres zu Theil, auch mit vieler Begierde frißt, noch gieriger jedoch die Waldmäuse, deren Schrecken er ist. In der Hungersnoth frißt er auch Aas. Wie schlecht

aber dieser Fraß einem **Baummarder** bekommen ist, davon erzählt **Liebig** im Allgemeinen Forst- und Jagd-Journal folgendes:

„In schneereichen Wintern verursachen in unserm Hochgebirge die Baummarder fast mehr Schaden als die Füchse. Der heurige Winter (1832) in welchem fast gar kein Schnee fiel, zwang beide aber, Luder anzunehmen, und gingen erstere auch in die Schlagfallen, daher bereits mehrere Marder gefangen und Füchse aus den Schießhütten beim Luder geschossen worden sind. Im Krausebauder Revier (im hohen böhmischen Riesengebirge) gab es diesen Winter hindurch in der sogenannten Gehängseite einen **Baummarder**, welcher zu wiederholtenmalen die Schlagfalle einriß, die Kirrung auffraß und stets gut davon kam. Es stellte nun der dortige Jagdgehülfe **Sacher** gegen Abend die Falle wieder auf und ging auf dem Rückwege nach der Schießhütte, um bei der Luderung auf Füchse anzusitzen. Als er die Thüre öffnen will, däuchte es ihm, als ob er in der Hütte etwas herabspringen höre, er öffnete und bemerkte, daß sich in einer Ecke etwas bewege und zu verbergen scheine. **Sacher** tratt einige Schritte zurück und schoß nach jenem Orte; da sich aber weiter nichts rührte, so suchte er an dem Orte nach, und fand einen alten starken **Baummarder**, dem bereits die Fänge fehlten. So wurde in der Schießhütte dieser so schlaue den Nachstellungen des Jägers so oft entkommene Marder die Beute seines Feindes. Der Hunger hatte ihn nach der Hütte gelockt, wo er vielleicht schon oft eine gegen Stürme und Kälte schützende Unterkunft gefunden und auf der nahen Luderung reichlichen Fraß gehabt hatte.

Der **Baummarder** ist, wie ich noch angeben muß, ein solcher Liebhaber der Vogelbeeren, daß er Meilenweit Vogelbeerbäume aufsucht und einen solchen mäßig großen Baum in einer einzigen Nacht von allen Früchten leert.

Rauben.

Ist auch des **Baummarders** gewöhnliche Raubzeit die Nacht so findet man ihn doch, aber nur in wenig beunruhigten Wäldern, zu allen Tagesstunden auf seinem Raubgeschleiche, jedoch nur innerhalb des Waldes, da er seiner Scheue wegen, ihn bei Tag nie verläßt, wohl aber bei Nacht, um auf Feldern die Rebhühner, Wachteln und Lerchen im Teichschilfe die junge Brut oder die Eier der Wildenten zu rauben. In der Abenddämmerung wie bei Tagesanbruch ist er dem Auer- und Birkgeflügel, dem Haselhuhn sehr gefährlich, scheuet ihn aber nicht, das Eichhorn, ein vorzüglicher Leckerbißen für ihn, am hellen Tage zu jagen, ja selbst bis an den äussersten Saum der Vorhölzer zu verfolgen, welches weit hörbar ist, weil der Verfolgte und der Verfolger durch das rasend schnelle Auf- und Fortholzen ein großes Geräusch machen, wobei das Eichhorn aus Angst kreischend, pfeiffende Klagetöne, der **Baummarder**, aus Mordlust, ein kleffendes Pfutzen vernehmen läßt. So findet man ihn auch zu verschiedenen Stunden des Tages in der Nähe des **Vogel-Geschnaits**. Er drückt sich

eine Baumzwuſel und lauert bis er das Schreien eines ſich eben gefangen habenden Vogels vernimmt, wo er dann gleich bei der Hand iſt, dem Jäger die Mühe des Ausnehmens zu erſparen. Aber mancher Baummarder wird in der Nähe der Schneuße mittels des Schrillens herbeigelockt und niedergeſchoſſen. Auch gehört zu ſeinen Tagesarbeiten das Beſchleichen des in der Saße arglos ſchlafenden Waldhaſen, des brütenden, wie auch des jungen, noch nicht flüggen Auer-Birk-Haſel- und andern Geflügels deſſen er ſich zu bemeiſtern vermag. Bei Nacht nimmt er die Felder an, um da junge Haſen, junges wie altes Federwild zu beſchleichen, beſonders den Eiern nachzuſtellen, eben ſo dem Waſſer- und Sumpfgeflügel, wo er an Liſt und Vorſicht den Fuchs beinahe übertrifft.

Es gehört auch zu den unrichtigen Behauptungen mancher Schriftſteller: daß der Baummarder nie in der Nähe ſeines Aufenthaltes raubt. Gerade in der nächſten Umgebung eines Baummarders-Kobels ſieht es höchſt dürftig aus an Haſen, und Eichhörnchen, an Auer-Birk und Haſelgeflügel und andern Vögeln, gerade in der Nähe ſeines Aufenthalts möchte der Jäger über die täglich ausgeplünderte Schneuße ſich grün und gelb ärgern. Der Baummarder begnügt ſich nicht, in der Nähe ſeines Quatiers bei Nacht zu rauben, was ihm da erreichbar iſt, ſondern er hat ſogar die Frechheit, in der nächſten Umgebung ſeines Kobels am hellen Tage einen Raub zu begehen. Hievon nur ein Beiſpiel, welches der reitende Förſter H. C. Schmidt zu Gartow im Hannöveriſchen mit folgenden Worten erzählt: „Im Winter 1832, auf einer Treibjagd im Gartow'ſchen Forſtreviere, wurde nach einem am Margarethenberge angeſchoſſenen Haſen, nicht ſogleich mit dem Hühnerhund nachgeſucht, weil der folgende Trieb, ſehr nahe liegend, nach welchen hin der angeſchoſſene Haſe die Richtung genommen, vorläufig nicht beunruhigt werden ſollte. Als nun dies nächſte Treiben, welches recht ergiebig ausfiel, abgehalten war, zeigte der Revierjäger Nieß einen Haſen und einen von ihm geſchoſſenen, recht ſtarken und ſchönen Baummarder vor und erzählte:“

„Bald nach ſeiner Poſtirung habe er in ſeiner Nähe einen Haſen klagen gehört, und als er darauf zugegangen, habe er hinter einem Hügel, am Fuße eines Baumes, auf welchem ein Kobel ſey, den noch immer klagenden Haſen, von einem Edelmarder im Genik gepackt, geſehen, worauf er ſogleich den Marder todt geſchoßen.“

Der, vom Revierjäger Nieß dem Marder abgenommene Haſe war derſelbe, welcher im vorletzten Treiben angeſchoßen wurde. Der Marder mußte von ſeinem Kobel herab, den kranken Haſen geſehen haben, und hatte dieſe einladende Gelegenheit zu einem leckern Mahle benutzen wollen, das er, noch vor dem Genuße, mit ſeinem Balge bezahlen mußte.

Ranzen.

Schon in der Mitte des Januars, alſo ein voller Monat früher

als der Steinmarder beginnt der Baummarder das Ranzen, und auch, wie jener, vollzieht er den Beschlag nächtlicher Weile und unter eben solch rasendem Umherfahren, Raufen und Kreischen, wie es beim Steinmarder geschieht. Baum ab Baum auf, dann nach allen Richtungen eine Strecke fort, über einen Schlag, durch Dickicht durch Stangenholz, dann wieder zu Baume, wo der Beschlag entweder im Kobel oder auf einem breiten starkem Baumast ausgeführt wird, während die besiegten oder zurückgewiesenen Rivalen sich auf den nächsten Baume drücken und den Augenblick erwarten, wo das Weibchen durch pfeilschnelles Abholzen das Signal zur Erneuerung des Spektakels giebt. Eifrige Naturforscher, die während der Ranzzeit, wenn sie in das volle Mondlicht fiel, ganze Nächte den aufmerksamsten Beobachtungen widmeten, versichern einstimmig, daß meistens mit Einbruch der Nacht das Ranzen anfangt, bis gegen Tagesanbruch dauert, und an einem und demselben Weibchen der Beschlag 7—8 mal vollzogen wird.

Daß Baummarder- und Steinmarder nie miteinander ranzen, ist vollkommen hergestellt. Die, von einigen Schriftstellern ganz unrichtig gemachte Behauptung, daß der Baum- und der Steinmarder miteinander ranzen, widerlegt Daubenton mit sehr triftigen Gründen, indem er sagt: „Wenn die vorgegebene Begattung zwischen Baum- und Steinmarder statt fände, so würden die daraus entstehenden Bastarte, oder wenigstens einige derselben bald die gelbgefärbte Kehle des Baummarders, bald die weiße des Steinmarders haben, denn eines der vornehmsten Merkmale, wodurch sie diese beide Arten der Gattung Wiesel unterscheiden, ist des Baummarders gelbe, des Steinmarders weiße Kehle. Auch die am Baummarder vorkommende schönern Streifen der Haarfarben, eben so der geringere Haarglanz des Steinmarders würden bei den Bastarten eine Veränderung leiden. Es würden einige zum Vorschein kommen, die nicht so schönes Haar, als der Baummarder, und schöneres als der Hausmarder hätten. Die Bastarte würden sich bald vemehren und sich mit den ächten Racen der Baum- und Steinmarder vermischen, hiedurch aber die beide Racen so unterscheidenden Kennzeichen allmählig nach fortgesetzten Erzeugungen verschwinden oder längst verschwunden seyn, wenn die Baum- und Steinmarder wirklich miteinander ranzen und dadurch sich fortpflanzen würden."

Bechstein, der die Sage vom Bestehen des Ranzens zwischen Baum- und Steinmarder als eine naturhistorische Unwahrheit erklärt, führt unter anderem an, daß nach vieljährigen Erfahrungen, die an Orten gemacht worden, wo in einem Umkreise von 1000 Schritten Baum- und Steinmarder neben einander (sollte wohl heißen: nicht ferne von einander) wohnen, man noch nie einmal bemerkt habe, daß in der Ranzzeit, wo diese Thiere sehr gi sind und die ganze Marder-Republick in Krieg und Aufruhr gerät

sie sich einander nur nachgelaufen wären, (sich gejagt hätten), vielweniger daß sie mit einander Junge gezeugt hätten.

Werfen. — Erste Erziehung der Jungen.

Gewöhnlich gegen Ende März, oder im Anfange des Aprils, jederzeit 9 Wochen nach befruchtendem Beschlag, wirft das Baummarderweibchen in einem Kobel, in einer hoch oben befindlichen Baumhöhlung, im Horste eines Raubvogels der größeren Gattung, auf weich ausgefüttertem Lager 3—4 Junge, die 13—14 Tage blind bleiben, und bis zum Antritt ihres eigenen Haus- und Raubwesens eben so gesäugt, genährt, gepflegt und unterrichtet werden, wie die Steinmarderjungen.

Ueber das

Auswechseln

haben wir das Nöthige bei Aufenthalt gesagt. —

Stimme.

Der Baummarder gibt bei nämlichen Veranlassungen die nämlichen Laute aus, wie der Steinmarder.

Hüpfen. — Springen. — Fortholzen.

Die langsame wie die eilende Bewegung des Baummarders, ist wie jene des Steinmarders, ein Hüpfen, nur ein mehr wellenförmiges, ein leichteres, flüchtigeres; wie der Steinmarder springt er von dem Wipfel des höchsten Baumes herab, ohne sich im mindesten zu verletzen; aber sein Fortholzen ist das non plus ultra körperlicher Gewandtheit und Sicherheit; selbst von dem, die Lüfte gleichsam durchsegelnden Eichhorn wird er beim Fortbaumen nicht an Sprungweite, nicht an seiner, beinahe Flugkraft zu nennenden Raschheit übertroffen, womit er mit Pfeilschnelle den Baumstamm hinangefahren, und von dessen höchster Spitze auf einem dünnen schwankenden Seitenzweige hingelaufen, von dessen äußersten Ende auf einen, wenn auch ziemlich entfernten Baum überholzt.

Spur.

Wer nur einmal die Spuren eines Marders (Baum- wie Steinmarders) gesehen hat, der erkennt sie wieder auf den ersten Blick. Der Tritt selbst unterscheidet sich wenig von dem der Hauskatze, nur ist er nicht ganz so gerundet, da die Ballen des Marders mehr länglich und die Mittelklauen länger sind. Die Spur selbst hat eine eigne Stellung, denn sie ist aus je 2 und 2 Tritten gebildet, die mäßig geschränkt sind, und etwas schräg nebeneinander stehen, da der Tritt der rechten Brante, immer etwas vor dem der linken kommt, welches daher rührt, weil der Marder selbst beim Schleichen immer eine hüpfende Bewegung macht, und mit den Hinterbranten genau in die Spur der Voderbranten tritt, so daß

die 4 Tritte der 4 Branten sich nur als 2 Spuren darstellen.

Es trifft sich auch, daß sich der Marder gerade wie der Hase spürt, oder daß man in einem Sprunge 3 Spuren findet, jedoch ist Beides sehr selten und kommt dann nur bei 2—3 Sprüngen vor. —

Zähmbarkeit.

Ungeachtet man behauptet, daß junge Baummarder bald nach dem Wurfe, am besten, wenn sie die Seher geöffnet haben, von der Mutter genommen und mit Milch und Semmel aufgezogen, viel zahmer als die Steinmarder werden; ungeachtet Cetti in seiner Naturgeschichte Sardiniens sagt, daß in diesem Lande, Freunde und Verliebte sich mit gezähmten Baummardern, ihrer Possierlichkeit wegen, Geschenke machen, so gilt doch Alles, was ich von dem gezähmten Steinmarder über dessen Bösartigkeit, gefährliche Tücke, widrige Ausdünstung und Dieberei in der Nachbarschaft gesagt habe, auch für den Baummarder; denn ich sage dieses aus vielseitigen, sehr unangenehmen Erfahrungen, die ich vor mehreren Jahren an einem gezähmten Stein- und einem gezähmten Baummarder gemacht habe.

Nutzen — Schaden.

Wird auch der Winterbalg, besonders der orangegelben Kehl wegen (im russisch-nordamerikanischen Handel sehr wichtig), unter da beste deutsche Rauchwerk gezählt und — wie es jetzt geschieht — mi 2—2½ Rthlr. bezahlt, so ist der Baummarder, wie wir bei Fra und bei Rauben gesehen haben, doch der Wildbahn so gefährlich daß ihm der Jäger das ganze Jahr hindurch, mit allen zu seinem Gebote stehenden Vertilgungsmitteln nachstellen soll.

Uebrigens hat der Baummarder auch seine Verdienste, un zwar um die Forstwirthschaft, da er alle Arten von Waldmäuse in bedeutender Menge auffrißt, daher auch aus diesem Nutzen für de Naturhaushalt Professor Walter die Veranlassung geschöpft hat, seinem „System der Kameral-Wissenschaften" II Thl. S. 417, den Baummarder (für den Naturhaushalt) als ein eben nützliches als schädliches Säugethier aufzuführen.

Ohne dem Baummarder diese empfehlende Seite rauben wollen, erlaube ich mir nur die Bemerkung, daß, wie ich aus vi jähriger Erfahrung weiß, und die alten ihre Jagdthiere immer n dem scharfen Jägerauge verfolgenden Grünröcke mir zugeben werde der Baummarder erst an die Mäuse geht, wenn nichts besseres mehr hat.

Die meisten

besonderen Eigenheiten

theilt er mit dem Steinmarder. Hier ist nur noch zu erwähn daß er:

a) im Kobel sitzend, gleich aus diesem herausguckt, wenn un-
n am Stamme des Baumes, in dessen Zwusel der Kobel sich befin-
t angeschlagen wird; dieses neugierige Herausgucken bringt so man-
em Steinmarder den Tod, denn in der Vermuthung, daß in
esem Kobel einer sey, stellt sich der Jäger an einem Platze an, von
elchem aus er den Kobel beschießen kann, während sein Kamerad oder
nst Jemand mit dem Gewehrkolben, mit einem Prügel an den Baum
lägt; — ferners daß er —

b) wenn ihn auf seinen Tagraubschleichen ein Jagdhund in einem
ickicht aufgestochen hat, und er am nächsten besten Baum aufgefahren,
d da auf einem Aste drückt und, neugierig auf den Jäger herab-
auend, nicht diese Stelle verläßt, bis der Jäger sich entfernt hat;
ifft es sich — was zwar nicht in waidmännischer Ordnung ist — daß
r Jäger gerade keine Flinte bei sich hat, so darf er nur seinen Rock
er seine Jacke am nächsten, dem Baummarder sichtbaren Ge-
ische oder Baume, aufhängen, und er darf sicher seyn, daß, würden
ch Stunden hingehen, bis er mit der Flinte käme — der Baum-
arder, so lange es Tag ist, die Stelle nicht verläßt, wo er sich ge-
rückt hat. Ferneres daß

c) nicht die Wildkatze, nicht der Steinmarder so viele Wieder-
änge und Kreuzspuren macht als der Baummarder, wo-
rch das Ausmachen dieses Haarwildes dem Jäger sehr erschwert
ird; endlich

d) daß der Baummarder die größte Furcht vor allem Wetzen
nd Klirren des Eisens hat. Wenn man unter einem Baume, auf
elchem er im Kobel sitzt, mit Ketten rasselt, so fährt er pfeilschnell
is selbem und holzt eine weite Strecke fort.

Kümmern. — Eingehen. — Verenden.

Wie beim Steinmarder, nur erreicht der Baummarder ein 3—8
ahre höheres Alter, hat auch ein zäheres Leben, ohne Zweifel weil
älte und schlechte Witterung, denen er immer ausgesetzt ist, ihm
ehr Kräfte, eine vorzügliche Abhärtung und dadurch eine längere Le-
nsdauer erwirken, während der Steinmarder auf warmem, geschütz-
n Lager seiner Gemächlichkeit pflegt.

Ungeachtet der Baummarder viele junge Hühner frißt, deren
edärme, wie bekannt, oft voll Spülwürmer sind, so findet man doch
iese Wurmart nie bei ihm, dagegen manchmal den großköpfigen
Bandwurm.

Hier muß ich der kahlen Flecken am Balge des Baummarders
rwähnen, die man öfters an selbem im Winter und im Frühjahr fin-
et und vom Jäger

Honigflecken.

genannt werden.

Hierüber sagt:

1. Bechstein: Die sogenannten Honigflecken des Pelzes sind Folg einer Art von Räude.

2. Jester: Der Balg des Feldmarders (Baummarders) soll von häufigen Genuß des Honigs Flecken bekommen, welche di Kirschner Honigflecken nennen.

3. Dietrich a. d. Winkell: Dem Genuße des Honigs schreib man gewöhnlich die kahlen Flecken — deßhalb auch Honigflecken ge nannt — zu, die man oft am Balge des Baummarders findet Gewöhnlich ist dieß jedoch erst gegen Ende Winters oder im Frühjahr und nur bei den Männchen der Fall, wahrscheinlicher als die Folge von Kämpfen in der Ranzzeit. Wer hat Recht ? ?

Art. c. Iltiß, auch Buntfink, Elk, Ellenkatze Eltiß, Hausunke, Ilk, Iltnismarder, Iltnis Nölling, Ratz, Stinker, Stinkmarder, Stinkra Stinkwiesel, Teufelskind. Mustela Putorius.

Unter dem Namen: Iltiß begreift man beide Geschlechter.

Männchen.

Gestalt.

Kopf, fuchsartig, und seine Breite zwischen den Lauschern m der Schnautzspitze ein gleichseitiges Dreieck bildend; mit kurzen, breiter abgerundeten Lauschern, und dunkelbraunen, hervorstehenden S hern, schwarzem, trockenem Näschen, langer, rauher, warzig Zunge, sehr scharfem aus 34 Zähnen bestehendem Gebiß, (in d untern Kinnlade 6 stumpfe, vorwärts liegende Vorderzähne, ein kürzern. krummern Fangzahn als oben; 5 Backenzähne, wovon d Vordere sehr klein und stumpf, die 2 folgenden dreiekig und 1 spitzi der 4te 2 spitzig mit einem stumpfen Ansatze, der 5te sehr klein, run dann mit starkem, verhältnißmäßig langem Hals.

Leib 16—17 Zoll lang, 6 Zoll hoch, mit breitem, etwas einwär gebogenem Rücken, kurzen Branten, und kurzer, dickbehaarter, busch ter, gerade ausgestreckter Ruthe, unter ihr am Waidloch 2 Drü chen, welche ekelhaft stinkend, den Kern wie den Balg mit de widerlichsten Geruche erfüllen, dann mit 14 Rippenpaaren, 6 Lend 3 Kreuz- und 16 Schwanzwirbeln, mit 10 Brustbeinstücken und dick sehr drüsigen Gedärmen.

Farbe.

Aus gelblicher dichter Grundwolle erheben sich die an der Wur grauliche, an der Spitze aus schönem Kaffeebraun ins glänzend Schwa übergehenden Haare. Will man die Theile einzeln betrachten, so fin

nan die Lauscher und die Schnautze am Rande weißlichgelb, auch
über den Sehern bis zu den Lauschern hin, der Breite nach bis
zu den Backen, einen weißen Streif, dann Kopf, Leib und Bran-
ten fast schwarz; die Flanken hellbraun, die Ruthe, schwarz ge-
färbt. Da im Sommer das Haar kürzer, weniger dicht ist und daher
die gelbliche Grundwolle weniger bedeckt ist, so zeigen sich am Balge
verschiedene Flecken von mittelmäßiger Gestalt.

Farbenvarietät.

it weißlich behaartem Balge, — wie besonders in Böhmen häufig
rkommt.

Weibchen.

In allen seinen Körpertheilen geringer als das Männchen, ist
auch geschmeidiger, und besonders durch die ganz weiße Farbe der
uscher und der Schnautze sehr kennbar.

Junge.

Sie sind in den ersten 3—4 Wochen durch eine ganz eigene Far-
verschmelzung der Grundwolle, mit den sehr kurzen, zarten, nicht
r dicht stehenden Haaren von wirklich schönem Ansehen. Haben sie
i 9ten Monat zurückgelegt, so vermögen sie auch schon sich fortzu-
nzen.

Der Iltiß äuget und verwindet sehr scharf und fein, ver-
nmt aber nicht am besten. Mit List, Kraft und Gewandtheit ver-
t er einen ausgezeichneten Muth in der Vertheidigung, worüber
einen, sehr intressanten Fall erzählen wollen, den J. C. L. Schulze,
en Glaubwürdigkeit genügend bethätigt ist, mit folgenden Worten
ichtet hat:

Im August 1833 wurde eines Morgens gegen 3 Uhr der Revier-
ster Rackebrand zu Winda im braunschweigischen Antheile des
rzes, von einem Waldarbeiter mit der Nachricht geweckt, daß ganz
e bei der Forstwohnung, und zwar höchstens 150 Schritte von die-
und vom Walde, woran sie belegen, entfernt, ein Fuchs mit einem
iß dermaßen in einem hitzigen Kampfe begriffen sey, daß auch sein
testes Schreien die beiden Räuber nicht zu trennen vermöge, weß-
b er annehme, daß sie sich mit einander verbißen haben.

Obgleich nun der Förster sich möglichst beeilte, auf dem Kampf-
e zu erscheinen, und den Holzhauer instruirt hatte, bis dahin die
itenden Parteien auf keinerlei Weise zu beunruhigen, so war es
em letztern dennoch nicht möglich gewesen, den Kampf so ganz ruhig
t anzusehen, ohne sich hineinzumischen, und bevor der Förster her-
eilen konnte, hatte leider der Arbeiter mittelst eines gut geleiteten
einwurfes dem Iltiß das Gehirn zerschmettert und den Fuchs wel-
r augenblicklich davon eilte, von dem gerade herbei kommenden
Dweißhunde aber eingeholt wurde, gleichfalls am Kopfe leicht ver-
ndet.

Ein Verbeißen der beiden Thiere steht, da es dem Fuchse möglich

wurde, sich zu entfernen, nicht wohl an zunehmen, und war den eine sehr große Erbitterung derselben gegen einander vorherrschend dem sie das heftige Schreien des nahe bei ihnen stehenden Men nicht beachteten, sondern vielmehr den Kampf fortsetzten. Die U der Veruneinigung selbst, als das Interessanteste der Sache, k man leider nicht ermitteln. Soviel dürfte jedoch feststehen, daß di von Neid über den Genuß eines Raubes oder Aases nicht herrü weil dergleichen bei dem Kampfplatz in weiter Runde nicht vorha war. Es entsteht mithin die Vermuthung, daß der Fuchs den aus Hunger für sich zum Fraß ausersehen habe.

Vaterland.

Gegen die Kälte empfindlich ist der Iltiß nur in den Erdstr von Europa und Asien einheimisch, die ein gemäßigtes Klima be daher findet man ihn nicht höher nordwärts als bis Schweden hi leider aber häufig in Teutschland, besonders in Thüringen, noch h ger in Polen und Liefland.

Aufenthalt.

Daß sich der Iltiß den Sommer hindurch, in Wiesen, G und Feldern, unter Gesträuchen und dichten Hecken, in Vorhölzern Feldköpfen, unter alten Reisig= und Holzhaufen in bebuschten kreggen eigne Röhren mit einer Kesselartigen Höhlung ausfül oder daß er zu dieser Jahreszeit in trockenen Wasserrißen, Teich nen, Mühlgräben, ausgespühlten Uferlöchern, hohlen Weiden, in gegangenen Fuchs= und Kaninchenbauen sich aufhält, und ziemlich von menschlichen Wohnungen die seinige sich bereitet, möchte we seiner Lust zum Aufenthalt im Freien, als seiner Klugheit zugere werden, indem er wohl selbst fühlt, wie heftig und sich verbreiten Sommer seine Ausdünstung ist, und wie leicht dadurch sein Aufen ausgekundschaftet, mithin sein Dasein gefährdet wird. Mit Ei der kältern Jahreszeit verliert sich auch größtentheils der entse Wohlgeruch, den er ausduftet, und das Bewußtsein, durch seine näherung sich jetzt weniger zu verrathen, wie auch die Empfindli gegen Kälte bewegen ihn, im Herbste seine Verstecke im Freien zu lassen, und sich in bewohnten Häusern, am liebsten in Einöden Dachböden, in Scheunen, Ställen, in Höhlungen, unbenützten Ke unter isolirten Backöfen, verfallnen Mauern, Steinhaufen, Ho ßen rc. ein Lager zu bereiten, wo er, wie der Hamster, ziemlich Erdwürfe macht, die meistens seinen Aufenthalt verrathen.

Fraß.

In der Wahl der Beschickung seiner Mahlzeiten ist der I nicht von gemeiner Natur. Begnügt er sich auch mit Mau sen, Mäusen, Schnecken, Heuschrecken, Käfern, Hamstern, Eide Fröschen und verschiedenem Gewürme, so geschieht das nur, we ihm an beßern Gerichten mangelt; denn er ist zwar nicht ein Viel

ie die Wildkatze und der Marder, aber nach einem guten Bißen ge- ſtet es ihm und dieses Gelüsten befriedigt er mit Kaninchen und gen Hasen, mit zahmen und Wildgeflügel, mit Honig, Backobst, ern und Fischen, die er sogar unterm Eise zu fangen versteht.

Unstillbar ist seine Gierde nach Blut. Jedem Thiere, das er be- ifert, saugt er das Blut aus, ehe er davon zu freßen anfangt. In Nacht vom 6 November 1834 schlich sich zu Riga ein Iltiß durch Loch in der Diele in die Schlafkammer eines armen Schuhmachers. he am ehelichen Bette stand die Wiege des 5½ Monat alten Kindes. Iltiß biß das Kind an der linken Wange an und hatte das Blut ausgesogen, daß die Mutter das Kind fast todt fand. Dieser merk- rdige Fall ist amtlich beglaubigt.

Im

Rauben

ätigt er eine merkwürdige List, Gewandtheit und Schlauheit. Hat Iltiß Hunger, oder wittert er in seiner Nähe eine erreichbare ute so scheuet er nicht das Tageslicht, um auf Raub auszugehen, öhnlich geschieht dieß aber in der Nacht. Mit größter Vorsicht richt er zur Zeit, wo das Wald-, Feld-, auch das Wassergeflügel tet, raubt die Eier, die junge Brut. Nicht nur das Auer-, Birk- Haselgeflügel, die Wildente und Wildgans, ja selbst der Schwan, Trappe sieht in dem Iltiß einen gefährlichen Feind, der die rderische Kunst vollkommen inne hat, sich unbemerkt dem im Neste nden, oder sich ruhig äßenden Wasser- wie Land- Federwild anzu- ern, mit einem Sprunge es beim Genicke zu fassen, sich mit Fängen Krallen einzuschlagen, und ihm den Schweiß auszusaugen. enso macht er es, um junge Hasen und Kaninchen zu rauben, die fast nie auf der nämlichen Stelle frißt, sondern, ist es ihm möglich, seinen übrigen Vorräthen bringt. Wie der Marder fällt er durch er, die er mittels seines scharfen Gebißes in den Holzwänden macht, r durch Wuhlgänge in den Geflügelbehältern ein, und tödtet, was zuerst erhaschen kann, aber nur jederzeit ein einziges Stück, das er n in sein Loch schleppt. Aber damit begnügt er sich nicht. Hat das getödtete Stück, sey es nun ein junger Hase, ein Kaninchen, Vogel, ein Stück Wald-, Wasser- oder Hausgeflügel, in seine an- thige, wohlriechende Wohnung gebracht, die ihm zugleich als Schlaf- inet, Tafelzimmer und auch zur Ranzzeit als Visiten-Gemach nt, so eilt er gleich wieder fort, um ein ähnliches Exemplar dem ern beizufügen. Kommt ihm auf seinem Raubzuge, ein Frosch, Maulwurf, eine Ratte in den Weg, flugs wird sie abgethan und ehige Vorrathskammer geschafft. Und so geht es fort, bis er ein ht unbedeutendes Magazin von Lebensmitteln aufgehäuft hat, die er nn gemächlich frißt, und sein Loch, zur Vollbringung frischen Raubes cht eher verläßt, bis das letzte Stück aufgezehrt ist. Diese Angabe ründet sich auf häufig gemachte Beobachtungen; ist die Speisekammer

reichlich mit Proviant ausgestattet, so hat dieses immer zur Fol
daß der Iltiß oft viele Tage und Nächte hindurch nicht zum Vo
scheine kommt. Wird zur Zeit, wo er Vorräthe gesammelt, sein Lag
aufgefunden, so sieht man selbes von verschiedenen Leichen, nämlich vo
Geflügel, Mäusen und Ratten, besonders von Fröschen, mit zerbissen
Gebeinen, als Reserve für künftige Mahlzeiten, in einer gewißen, f
zierlichen Ordnung umgeben; die Knochen von den frühern Mahlzeit
liegen aufgehäuft in einem Winkel.

Mit welcher Geschicklichkeit der Iltiß Eier ausschlürft, geht i
Unglaubliche. Nur ein scharfes Auge bemerkt die Oeffnung die er m
spitzem Zahne in das Ei macht, und durch welche er den Dotter u
das Weiße saugt. Großen Schaden verursacht er in Bienenkörben, i
denen er die Bienen zerstört und dann den Honig raubt: auch
Winterszeit, in Teichen, zu denen er sich eigene röhrenartige Gän
ausführt, und unterm Eise die Fische fängt, besonders den Forell
nachstellt, und in solch einem Gewässer beinahe verderblicher ist, a
die Flußotter. Er wagt sich sogar an Rehkitze.

An einer immer regen Neigung zum Rauben, sagt unser hochg
feierter Meister, fehlt es dem Iltiß gewiß nicht; nur äussert er
weniger grausam als der Marder; nie raubt er mehr als ein Thie
oder ein Ei, womit er seinem Aufenthaltsorte zueilt. — Aus Genü
samkeit vollführt er dieses wohl auf keinen Fall so, denn er widerho
seine Spitzbübereien, wenn es irgend möglich ist, mehr als einmal
der nämlichen Nacht, sondern vielmehr aus Furcht, ertappt zu werde
und aus einem innern Gefühle, daß es ihm nicht nur an Schlauhe
sondern auch an Kraft und Gewandtheit, sich aus Gefahren zu rett
oder ihnen auszuweichen, gebricht. Was ihm jedoch in dieser Rücksic
abgeht, ersezt er durch ein sehr listiges Schleichen."

Den Kaninchen ist der Iltiß sehr gefährlich; er kriecht in ih
Baue, würgt auf's grausamste unter diesen armen, wehrlosen Thie
chen und benützt oft den durch seine Mordgierde entvölkerten Kani
chenbau zu seiner Sommerwohnung.

Ohne große Anstrengung bezwingt er den so bißigen Hamster, d
sen Todtfeind er ist. Im Jahr 1785 wimmelte es in manchen Gege
den Deutschlands von Hamstern, so daß in einem Bezirke an 10,000 St
getödtet wurden. Aber bald sah man auch da unzählige Iltiße, d
aus den hamsterfreien Umgebungen herbeigeeilt waren, um im Bl
dieser Gegner ihre Rachsucht, in deren Fleisch ihren gesunden Appe
zu stillen. Aus vielen Erdhöhlungen, in welchen die Landleute na
Hamstern gruben, kamen an deren Stelle Iltiße zum Vorschei
blieben aber von den Landleuten unverletzt, aus Dankbarkeit für
werthvolle Allianz in diesem Hamsterkriege.

Ranzen

Gegen Mitte Februars, ist aber der Winter sehr streng gewese
in den ersten Tagen des März **ranzt** der Iltiß. **Kein** Haarw

ist vor und zu dieser Zeit so toll und raufsüchtig, als das Iltiß-Männchen. Schon viele Tage vor dem Eintritt des Ranzens hört man sie zischen und knurren; mit Argusaugen bewachen sie das Weibchen, und macht einer Miene, der Auserwählten seine Huldigung darzubringen, so fallen die andern wüthend über ihn, zerzausen sich im nächsten Augenblicke selbst unter einander und — wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus. Nach und nach hat aber jedes der Männchen dieses Glück, da das Iltißweibchen unbeschreiblich geil und von so eisenfester Constitution ist, daß es mehrere sich rasch folgende practische Beweise der heißen Neigung eines jeden der sie umlagernden Amanten mit immer erneuerter Lust aushält.

Werfen. — Erste Erziehung der Jungen.

Nahet sich die neunte Woche nach angetretener Befruchtung, so lange lebt das Iltißweibchen dick, so beißt es das Männchen von sich fort, bereitet ein bequemes Lager, füttert es mit Moos, Federn, zartem Laub, Heu, auch mit ziemlich vieler, sich selbst ausgerupfter Bauchwolle aus, umgiebt es mit einem ansehnlichen Vorrathe von verschiedenartigen Lebensmitteln, um in den ersten Wochenbetttagen, des Fraßes wegen, die süßen Pfänder ihrer keuschen Liebe nicht verlassen zu dürfen und erwartet nun auf dem üppigen Lager die Stunde, in welcher sie die sehnsüchtig darnach harrende Welt mit 3—6, volle 12 Tage blind bleibenden Jungen beschenkt. Es säugt und füttert diese bis sie halbgewachsen sind, unterrichtet sie im Laufe dieser Zeit mit mütterlichem Eifer in den edlen Künsten, worin es selbst Meisterin ist, und haben nun die talentvollen Zöglinge solch einer vielseitig erfahrnen und kenntnißvollen Lehrerin gültige Proben einer mit Nutzen durchgemachten Schule abgelegt, so sagt ihnen die Mama, daß die Welt schön, groß, und darin des besten Fraßes gar viel sey, und sagt ihnen ganz barsch, nicht eher sie mit ihrem Besuche zu belästigen, als bis zur nächsten Ranzzeit, wo sie sich dann selbst überzeugen würde, ob sie galant und kräftig genug sind, einer künftigen Gemahlin das Leben angenehm zu machen.

Wie das Steinmarder-Weibchen trägt auch die Iltißmutter ihre Jungen, wenn diesen Gefahr droht oder sie öfters im Lager beunruhigt wird, aus diesem hinweg, um sie in einem mehr gesicherten Versteck zu bewahren.

Stimme.

Der Iltiß zischt und murrt, wenn die Ranzzeit eintritt, wenn er aus Eifersucht rauft, wenn er — Männchen wie Weibchen — zum Zorn gereizt wird. Sonst hört man ihn auch kneffen (kneiffen), und dieses Gekneffe gleicht ganz dem Bellen sehr junger Hunde von kleiner Art.

Spur.

Hat auch die Iltißspur eine ziemliche Aehnlichkeit mit der des

Steinmarders, so unterscheidet sie sich doch von selber dadurch, daß

a) Der **Tritt** nicht so stark und mehr gerundet ist und sich i
ihm die weniger behaarten Zehen deutlicher abdrücken, ferner daß:

b) der **Sprung** nicht so weit ist, als der des Marders und da
in der Stellung der **Spuren**, die der **Vorderbranten** sich meh
nebeneinander, als schräg voreinander und die der **Hinterbrante**
sich enger beisammen, als die der **Vorderbranten** zeigen.

Wie der Marder, macht auch der Iltiß zuweilen eine Spur
die der eines mehr **hoppelnden** als **flüchtigen Hasen** gleic
ist, doch nur für wenige Sprünge und nie in solcher Ausdehnung.

Auch ein **Dreieck bildet die Iltißspur**, aber es ist ein äuß
ßerst seltner Fall, daß der Iltiß die **Spuren** in ein Dreieck setzt.

Uebrigens ist jedes Schleichen, jedes Laufen des **Iltißes** kein
andere Bewegung als eine **springende**, doch lange nicht so rasch
wie die des Marders.

Zähmbarkeit.

Ich kenne ein paar Jagdbesitzer, die sich gezähmter **Iltiße**, dene
sie die Fänge ausgebrochen, zum Ausjagen der wilden Kaninchen bedi
nen. Das ist Geschmacksache, denn wer zieht nicht das reine net
Frettchen dem eckelhaften, stinkenden Iltiß vor?

Wer jedoch Lust hat, sich solch eine lebendige Parfümerie beizulegen
der bringe die Jungen in ein Behältniß, deßen Boden so fest verlitte
ist, daß sie sich nicht eingraben und durch einen **Wühlgang** aus dei
Staube machen können; auch füttere man sie mit nichts als Mil
und Brod, indem sie sonst, ihres angebornen Blutdurstes wegen zu
Ausjagen der wilden Kaninchen nicht benützt werden können.

Nutzen. — Schaden.

Da der **Iltiß** für die Wildbahn **sehr gefährlich** und **schä
lich** ist, da er dem Landwirthe bei jeder Gelegenheit alle Arten Geflüg
raubt, überdieß durch das Ausfahren kleiner Röhren, die oft unt
einem ganzen Gehöfte fortlaufen, und durch Wühlgänge den Gebäud
Nachtheil bringt; dagegen nicht den mindesten Nutzen leistet, ind
der **Iltißbalg**, seines fast unvertilgbaren Gestankes wegen, gar k
nen Werth hat; da endlich sein allenfallsiges Verdienst, den Mäus
Ratten, Maulwürfen rc. Abbruch zu thun, im größten Mißverhältn
zu dem **Schädlichen** steht, das er so reichlich übt, so ist es wirkl
unbegreiflich, wie Professor Walther im II Th. seines: **Systems d
Cameral-Wissenschaften** S. 415 den Iltiß unter **die me
nützlichen als schädlichen Säugthiere** zählen kann. Hä
der Herr Professor ein Gehöfte mit einer zahlreichen Bevölkerung v
Tauben, Hühnern, Enten, Gänsen und zahmen Kaninchen, oder e
an Federwild und Hasen reiche Wildbahn, dann möchte dem Ilt
eine ganz andere Stelle angewiesen werden.

Besondere Eigenheiten.

Der Iltiß vertheidigt sich gegen seine Feinde aufs tapferste. Aber merkwürdig ist, daß er sich gegen Anfälle von Hunden und andern Thieren nicht nur des scharfen Gebißes und der scharfen Klauen bedient, sondern auch seines ganz abscheulich stinkenden Harns, den er ihnen mit großer Geschicklichkeit in die Augen spritzt und sich dadurch rettet.

Das Iltißweibchen ist so klug, die Losung ihrer Jungen weit vom Lager weg zu verscharren, weil sie recht wohl weiß, daß diese noch häßlicher als ihr Harn und stinkenden Excremente ihren Aufenthalt verrathen würden.

„Er stinkt wie ein Iltiß." Damit bezeichnet man im gemeinen Leben einen recht widrig riechenden Menschen. — Von dem Gestank, den der Iltiß verbreitet, sagt Götze: „daß die am Waidloch befindliche Drüschen die dort vorhandene fettige Materie beständig durchschwitzen und den Geruch davon dem ganzen Körper mittheilen; daß solcher Geruch noch den Gestank der Asa foetida übertrifft; daß er den Hühnern und Tauben einen Schwindel verursacht, der sie von den Aufsitzstangen herunterfallen macht; daß der Geruch am heftigsten ist, wenn der Iltiß recht zornig und gereizt ist; und daß dieser Gestank sich allen, den Iltiß berührenden Gegenständen aufs ergreifendste mittheilt, wie Götze aus mehrfältiger Erfahrung weiß, indem er ihn, so oft er einen Iltiß zergliederte, von dem Anatomiebrette, dem Secirmesser und den Fingern, der sorgfältigsten Reinigung ungeachtet, viele Tage lang nicht fortbringen konnte. Auch seine Losung ist so übelriechend, daß der Iltiß selbst sie nicht ertragen kann, sondern aus seiner Nähe entfernt." (Ueber Letzteres bin ich mit Götze nicht einverstanden, denn sie stinkt nicht häßlicher, als der Iltiß selbst, und dann müßte er sich von sich selbst entfernen. Meiner Meinung nach geschieht es vom Männchen, wie vom Weibchen, besonders vom letzteren zur Saugezeit der Jungen, damit dieser Gestank nicht im Vereine mit dem des Thieres selbst, dessen Aufenthalt noch mehr verräth.)

Eine besondere Eigenheit des Iltißes ist seine, bis zur Wuth sich steigernde Reizbarkeit, wenn er das Wetzen des Eisens auf Eisen, oder des Eisens auf einem Steine, z. B. das Wetzen der Sicheln, der Sensen auf dem Wetzsteine vernimmt. Wie sich der Iltiß bei solcher Gelegenheit benimmt, ersehen wir aus folgender Erzählung des Kommissärs Hartmann aus Hanover, welche Hofrath Kästner in den Göttinger gelehrten Anzeigen mittheilt:

„Einige Arbeiter, die bei Tagesanbruch in einem Garten beschäftigt waren, bemerkten ein Geheck von Iltißen, das von den Eltern angeführt nach und nach unter einem Haufen belaubter Eichenäste hervorkam und seine Richtung nach einem nahe gelegenen Hühnerstall nehmen wollte. Zwei von den Arbeitern eilten nach Flinten; sie schoßen, fehlten und die Iltiße waren blitzschnell in ihrem Verstecke. Es wurde lange aus einem verborgenen Hinterhalt auf sie gelauert, aber

kein Iltiß ließ sich mehr blicken. Die Arbeiter gingen wieder an ihr Geschäft."

„Bald darauf kam die Viehmagd in den Garten, um einen Grasfleck abzugrasen. Sie wetzte mit dem Schleifstein ihre Sichel. Kaum hatte sie einige Striche gethan, als sie heftig zu schreien anfing, nach den Arbeitern hinlief und diesen klagte, aus dem Eichenhaufen hervor von zwei großen Iltißen, es waren die Alten, aufs heftigste angefallen worden zu seyn, die sie nur durch Losschlagen mit dem Rechen verjagt habe."

„Einer der Arbeiter der weiter dachte, als seine Grabschaufel langte, ergriff die Flinte, kehrte mit der Magd auf den Grasplatz zurück, und hieß sie die Sichel wetzen. Es geschah, und im ersten Augenblick waren mehrere Iltiße in solcher Schnelligkeit und Wuth um und an der Magd, daß der Arbeiter nur einen davon erschießen konnte, und von seinen herbeieilenden Kameraden unterstützt werden mußte, um die Iltiße von der bis zur Ohnmacht erschrockenen Magd abzujagen, der sie nach Gesicht und Hals gesprungen waren, ihr auch einige Bisse in die Arme und Füße versetzt hatten."

„Nun wetzte ein Arbeiter, die übrigen schoßen und schlugen unter die Iltiße, die jederzeit schon beim ersten Ton des Wetzens aus ihrer Eichenastlaube mit gekrümmten Rücken, wild funkelnden Sehern, das Gebiß fletschend, murrend und zischend in der größten Wuth hervorstürzten. So ging es mit Wetzen, Schießen und Schlagen fort bis das letzte Glied dieser aus den beiden Alten und ihren fünf Jungen bestehenden Familie getödtet war."

Der Iltiß gehört auch unter die Kletterthiere, aber unter die darin am wenigsten gewandten und raschen.

Der Balg des Iltißes hängt so schlotternd und so lose am Körper, daß ein, den Iltiß würgender Hund, anfangs den Rachen nur voll Balg hat, und lange braucht bis er den Leib zu fassen vermag, weil der faltige Balg ungemein nachgibt, indem er mit starken ziehbaren, muskulösen Theilen auf der Oberfläche des Körpers angewachsen ist. — Sparrmann bemerkt in seiner Reise nach dem Cap bei Beschreibung des Iltißes: „daß die Natur den Iltiß deswegen mit einer so losen und beweglichen Haut begabt habe, damit er vor den Stichen der Bienen sicher seyn möchte, da sie ihn zum Zerstörer der Bienen gemacht." Die Natur mag sich bei dem klugen Herrn Sparrmann für die Sottise bedanken, die in dieser Bemerkung liegt, denn das wäre eine gar zu dumme Natur, die zur Zerstörung der so nützlichen Bienen den Iltiß eigens geschaffen hätte.

Kümmern. — Eingehen. — Verenden.

Mancher Iltiß verendet unter dem würgenden Zahne des

Haushundes, unter dem Geschoße und in den Fallen des Jägers, ehe er das 10te oder 12te Lebensjahr, sein natürliches Lebensziel, erreicht. Nach Bechstein kümmert er an Blasen- und Egelwürmern, wie auch am Plattwurm (Fasciola); nach Andern gehen viele Iltiße am Bandwurme ein; letzteres widerspricht Götze so weit, daß er versichert, unter den vielen Iltißen die er zergliedert hat, auch nicht in einem den Bandwurm, wohl aber Blasen- und Egel-Würmer gefunden zu haben.

Der Jäger kann nicht thätig genug seyn, dieses trotz seiner Liliputaner Größe so gefährliche Raubthier, mit allen im zu Gebote stehenden Vertilgungsmitteln zu verfolgen.

Art. e. Großes Wiesel*) auch Feldwiesel — Waldwiesel. Mustela erminea.

Unter der Benennung: Wiesel sind beide Geschlechter begriffen.

Männchen.

Gestalt.

Kopf schnell sich verdickend, vorn scharf zugespitzt, mit glatten, kurzen, breiten, abgerundeten, dicht am Kopfe liegenden Lauschern, kleinen, schwarzen, lebhaften, weit vorne im Gesicht stehenden, vor dem inneren Augenwinkel und dem obern Augenliede lang und borstig behaarten Sehern, platter, in der Mitte der Länge nach gefurchter, sehr beweglicher Zunge, vorzüglich scharfem Gebiße, eben so viele Zähne, wie das des Iltißes enthaltend, und ziemlich langem nach allen Richtungen wendbaren Halse, der etwas schmäler als der Kopf und der Leib ist, wodurch das Wiesel in den Stand gesetzt wird, durch alle auch noch so engen Klüfte und Ritzen zu schlüpfen, durch die es den Kopf zu zwängen vermag.

Körper 1 Fuß lang, 2—3 Zoll hoch, walzenförmig, schlank, geschmeidig, hinten etwas höher wie vorne, mit kurzen, scharf beklauten zehigen Branten (an den Hinterbranten ist der sogenannte Daumen sehr versteckt), mit 4—5 Zoll langer, hinterwärts langbehaarter, abgestumpfter Ruthe, und mit 2 Drüschen am Waidloch, voll widerlich, dabei etwas bisamartig riechender Feuchtigkeit, dann mit 19 Schwanzwirbel.

*) Unrichtig geben Einige dem bei uns einheimischen großen Wiesel den Namen Hermelin. Damit bezeichnet man das im nördlichen Rußland, besonders in Sibirien, in Lappland, fast in ganz Norwegen, selbst schon in Lithauen, in Nordamerika lebende Wiesel, welches im Winter bis auf die schwarze Ruthenspitze rein weiß ist, und den bekannten Hermelinpelz liefert.

Götze hat bei Zergliederung des großen Wiesels Folgendes als bemerkenswerth gefunden: die 7lappige Leber ist sehr blaß; die Gallenblase außerordentlich klein. Die Tracht fast wie bei der Katze. An den Mutterröhren sind die Eierstöcke deutlich zu sehen und die Gedärme haben eine Länge von 1½ Elle.

Farbe.

Hierüber sagt Dietrich aus dem Winkell:

„Hätte ich es mir erlauben wollen, von dem in Bechsteins Handbuche der Jagdwissenschaft angegebenen Kennzeichen der Art etwas wegzulassen, so würde ich es hier gethan, und sie blos auf die buschige, stets in einer schwarzen Spitze endigende Ruthe beschränkt haben, denn selbst bei uns gibt es außerdem in Rücksicht der Farben, wie es mir scheint, 2 für sich bestehende Racen, die sich jedoch fruchtbar miteinander begatten.

Diese sind a) das braune oder rothbraune und b) das weiße Wiesel, welches jedoch im schlechten Sommerkleide gelblich erscheint. Ersteres erscheint am ganzen Oberkörper, die schwärzliche Schnauze, den diese umgebenden, gelb, weiß und schwarz melirten Bart, die meist weißen Lauscherkanten und die hintere schwarzgezeichnete Hälfte der Ruthe abgerechnet, im Sommer gelbroth oder schmutzig rothgelb, im Winter rothbraun gefärbt. Diese am Kopfe merklich dunklere Farb läuft an der auswendigen und Vorderseite der Blätter und Vorderläufe, so wie an der auswärts und hinterwärts gekehrten Seite de Hinterläufe, zwickelförmig bis auf die weißen Branten herab. De größte Theil der Wangen, das Kinn und die Kehle sind stets rei weiß. Ebenso stellt sich der übrige Unterleib, nebst den vorher nich erwähnten Stellen an den Läufen im Winter, im Sommer aber gelb lich dar. —

Bei dieser Race findet man vorzüglich im Winter Spielarten, a dem Oberkörper, aus der stets röthlichweißen Grundwolle, graubra nes, karmelirtes, dunkelbraunes, leberfarbenes und aschgraues Ha sich erhebt. An andern sind die weißen Theile schwefelgelb.

Das bis auf die schwarze Ruthenspitze weiße Wiesel verände in unsern Gegenden seine Farbe nie ganz, sondern wird im Somm nur gelblichweiß. Aus der Vermischung beider genannten Racen en stehen viele gescheckte und gefleckte Varietäten.

Weibchen

unterscheidet sich vom Männchen durch gar Nichts, als durch den me dünnen und mehr spitzen Kopf. Es hat 8 Bauchzitzen.

Junge.

Sie sind schon im ersten Jahre fortpflanzungsfähig.

Mit sehr scharfen Sinnesorganen ausgestattet, behauptet das gro

Wiesel unter den schlauen, boshaften, blutdürstigen und mordgierigen Raubthieren, eine der ersten Stellen. Scheu und schüchtern vor Menschen, ist es muthig und verwegen, gegen Thiere, die es anfallen. Das bekannte Sprichwort: „Laufen wie ein Wieselchen," bezeichnet zur Genüge dessen Flüchtigkeit. — Mehr gewandt im Schwimmen und Springen, als im Klettern, drängt es sich mit der Geschmeidigkeit eines Aals durch sehr enge Öffnungen, wenn es nur einmal den Kopf durchgezwängt hat, und ist troß seiner Bosheit, Blutgierde und Mordlust eines der muntersten Jagdthiere.

Vaterland.

Das große Wiesel, ist in ganz Europa, in Persien, Nordamerika, in der Barbarei einheimisch, auf den kurilischen Inseln, vorzüglich zahlreich vorhanden, und ebenso im hohen Norden wie in Südafrika zu finden.

Aufenthalt.

Die Birkenwälder allen andern Waldungen vorziehend, hält sich das Wiesel am liebsten in solchen Holzstrecken auf, welche von Quellen oder Bächen, von Wiesen und Heiden durchschnitten, oder ihnen nahe gelegen sind. Trockene Uferlöcher, oder versteckte Baumwurzelhöhlungen, Vertiefungen von Windbrüchen, Felsenklüfte und Steinritzen, dornigbebuschte Feldraine, hochgrasige Hecken, Remisen, Stein- und Holzhaufen, Hamster- oder eigens ausgeführte, sehr enge Röhren, besonders Maulwurfslöcher, die es nach zuvor geschehenem Vertreiben der Bewohner, zu seiner Bequemlichkeit erweitert, und um schnell entfliehen zu können, mit 4 Eingängen zu dem in der Mitte gelegenen, mit Moos und Gras üppig ausgefüttertem Lager versieht, sind des großen Wiesels Aufenthalt, welchen es jederzeit verändert, wenn öftere Beunruhigungen oder Gefahr sich zeigen.

Wie der Iltiß, vertauscht es beim Eintritt kälterer Herbsttage seinen Aufenthalt im Freien, mit dem in bewohnten, am Walde nahegelegenen Häusern, am liebsten in sogenannten Einöden, und hat da auch Verstecke wie der Iltiß, nämlich unter alten Mauern, in den Schlupfwinkeln der Gebäude, in Holzschoppen und Ställen.

Fraß.

Haar- und Federwild, Hausgeflügel jeder Art, in Ermanglung dessen Ratten, Mäuse, Maulwürfe, Hamster, Schnecken, Käfer, Frösche und in der Hungersnoth einige Arten von Pilzen, wie auch Aas frißt das große Wiesel aber Eier, Fische und Blut nimmt es mit solcher Begierde an, daß es ein Ei ausschlürfend, auf Fische lauernd, oder einem Thiere das Blut aussaugend, beinahe nichts gewahrt, nichts verwindet, nichts vermerkt und so, ein Opfer der allerheftigsten Gierde nach solch einem Leckerbißen, öfters während dessen Genußes beschlichen und erschlagen wird.

Rauben.

Dieses geschieht sehr selten bei Tage, fast immer in der Nacht, zu verschiedenen Stunden, vorzüglich in der Morgen- und Abenddämmerung, beim Mondschein die ganze Nacht hindurch. Wir haben bereits Hamster, Mäuse, Wasserratten rc. als Fraß des Wiesels kennen gelernt; es geht aber vorzüglich den kleinen Vögeln nach, die es im Neste oder Schlafe beschleicht, aber nicht nur kleine Vögel und ihre Eier sind des Wiesels Beute: dieses schlaue, boshafte, mordlustige, blutgierige Thier stellt auch dem größern Federwild nach; Fasanen, Auer- und Birkgeflügel, das Haselhuhn, das Rebhuhn, die Wachtel u. s. w. sind keinen Augenblick vor diesem kühnen Räuber sicher, und gelingt es ihnen auch, seiner Schlauheit, seinen scharfen Fängen zu entrinnen, so bleibt ihm doch ihr Gelege zur Beute.

Stundenlang sizt es am Ufer kleiner, seichter Bäche, mit den kleinen feurigen Augen in die Fluthen starrend; kommt ein Fisch so nahe, daß es ihn mit einem Sprunge erreichen kann, so hat es ihn augenblicklich mit den scharfen, kräftigen Fängen gepackt und ans Ufer geschleppt, wo es ihn mit Gierde auffrißt und nur die ganz kleinen Gräthen übrig laßt. Auch Milch ist ein Fraß des Wiesels, nicht genug, daß es in den Vorrathskammern die Milchnäpfe leert; es schleicht sogar in die Viehställe, saugt den Kühen die Milch aus und verlezt dabei gewöhnlich die Euter oft so gefährlich, daß die Kuh darüber zu Grunde geht.

Im Hühnerstalle oder Taubenschlage raubt das Wiesel nur immer ein Stück; entweder ein altes oder ein junges; jenem saugt es blos das Blut aus, wobei es durch das Einsetzen der Fänge im Hinterhalse nur vier kleine Wunden macht, und läßt es dann liegen; dieses aber schleppt es in sein Loch, um es gemächlich aufzuzehren. Findet es aber im Hühnerstalle oder Taubenschlage Eier, so vergißt es im ersten Augenblick das Geflügel über diesen Leckerbissen und macht sich über die Eier. Mit eigner Kunstfertigkeit nagt es in diese ein mit freiem Auge kaum sehbares Löchchen und schlürft durch selbes, mittels rinnenartig gebogener Zungenspitze, Dotter und Weisses aus. Bekanntlich macht jedes Geflügel, in dessen Behältniß ein Raubthier erscheint, großes Gelärme mit Geschrei und Flügelschlagen. Dieses ist auch der Fall, wenn das Wiesel sich einfindet; und vor der Hand seiner nach Eiern unersättlichen Gierde fröhnt. Durch dieses Gelärme wird manche wachsame Hausfrau die Retterin ihrer Schützlinge, indem sie auf solche Veranlassung herbeieilt, und den Räuber verscheucht, oder, findet es nicht gleich wieder das Ausschlupfloch, gar todtschlägt. Wird es beim Ausschlürfen der Eier von einer Gefahr bedroht, so entflieht es nicht ohne ein Ei nach seinem Lager mitzunehmen, oft auch zwei; das eine hält es sehr geschickt unter dem Kinne, das andere trägt es im Gebiße fort.

Wer sollte denken, daß dieses Raubthier-Zwerglein die Frechheit

hat, Rehe, junge und alte, selbst Rothwildkälber anzunehmen, und daß auch jedes dieser Thiere seine sichere Beute ist, hat es ihm gelungen, es in der Ruhe so zu beschleichen, daß er ihm ins Genick springen kann? Ist es auf dieser Stelle, so schlägt es die Fänge ein, so fest, daß kein Aufspringen, kein Fortfliehen durch das am wildesten verwachsene Dickicht den Mörder abzuschütteln oder abzustreifen vermag. Das von Schmerz und Angst gegeisselte Stück Rehwild, wie auch das Rothwildkalb rennt fort, bis es unter dem Sauger dieses vierfüßigen Vampyrs verschweißend zusammen bricht und verendet. Ein Förster im Thüringer Walde war, wie Bechstein erzählt, Augenzeuge, daß ein Wiesel auf einen Spießbock gesprungen ist, und ihm die Halsflechsen durchgebissen hat. Der Freiherr von Horneck ließ in einem mit Birken und Schwarzholz besezten Berge, der nicht weit von seinem Schloße Dietrichskirchen, Damwild aussetzen, das sorgfältig gehegt und in den, auch nicht strengen Wintern reichlich gefüttert, vortrefflich gedieh und sich sehr vermehrte. Im August des Jahres 1803 fand man bald nach einander 3 Damwildkälber, etwas später in selber Gegend ein Schmalreh eingegangen, daran aber keine Spur der Verletzung, als eine von ganz geringer Bedeutung im Genicke. Der Jäger, ein fleißiger und geschickter Mensch, aber mit der Raubart des Wiesels nicht vertraut, glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er, in der Feistzeit auf einen Damhirsch anstehend, plötzlich im Dickichte brechen hörte und gleich darauf ein Damwildkalb in voller Flucht, mit auchängendem Graser daher kommen sah, dem ein Wiesel im Genicke saß. Er schoß das Kalb nieder. Das Wiesel hatte sich so verfangen, daß der Jäger Zeit hatte, es auf dem Kalbe mit dem Genickfänger todt zu stechen. Ein erfahrner Jäger aus der Nachbarschaft, dem er noch am nämlichen Abend dieses Ereigniß mittheilte, belehrte ihn über die Raubmethode der Wiesel und die Nothwendigkeit, selbe auszurotten, welches auch unverzüglich mit dem größten Eifer geschah; der Erfolg war, daß in dieser Gegend kein auf solche Weise eingegangenes Damkalb mehr gefunden wurde.

Das Wiesel schlüpft in die Kaninchenbaue und saugt sich am Schweiße dieser wehrlosen armen Thierchen so voll an, daß es oft erst zwei Nächte darauf wieder nach Raub geht. Gleich den Rothwildkälbern und den jungen und ältern Rehwild beschleicht es den Hasen im Lager, in der Saße und verfangt sich in seinem Genicke.

„Im Jahre 1816, so erzählt Beblen, stellte sich der Privat-Förster K. eines Abends vor dem Elme nach Hasen an. Während er noch beschäftigt war, seinen Stand etwas aufzuräumen, vernahm er in einiger Entfernung das klägliche Geschrei eines Hasen; gleich darauf kam derselbe auch in voller Flucht aus dem Holze und K. bemerkte, als derselbe ihm nahe war, daß auf dem Nacken des schreienden Hasen ein Wiesel saß. Der Hase konnte sich des festsitzenden kleinen Reiters, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht entledigen. Als K. eben durch einen Schuß der Qual des Hasen ein Ende machen

wollte, stürzten Beide, Hase und Wiesel, in eine kleine Vertiefung, wodurch sie den Augen des Försters entzogen waren; das Geschrei des Hasen verstummte nun sogleich, K. lief eiligst hinzu, kam jedoch zu spät, um den Mörder zu bestrafen, denn derselbe sprang zu früh von seiner Beute und lief in's Holz zurück. Der Hase war bereits verendet; nur ein Tropfen Schweiß perlte aus dem Nacken hervor und verrieth den tödlichen Biß. Da K. vermuthete daß das Wiesel wieder zum Vorschein kommen würde, drückte er sich in schußmäßiger Entfernung von dem Hasen hinter einem Gesträuche nieder. Es währte auch nicht lange, so kam das Wiesel aus dem Walde hervor, sah langhalsig nach dem Hasen und näherte sich demselben mit raschen Sprüngen. Ehe es ihn jedoch erreichte, erhielt es aus des Försters Geschoße den wohlverdienten Lohn für den begangenen Mord. Es war das: große Wiesel; (Mustela erminea) der Hase eine alte Häsin, war völlig gesund. Wahrscheinlich hatte das Wiesel den Hasen in der Saße überfallen."

Nach den Mittheilungen glaubwürdiger Männer schleicht sich das Wiesel an den schlafenden Bären, schlüpft ihm, so weit es kann, in das Gehör und Troß der heftigsten Anstrengungen, dieses Blutsaugers ledig zu werden, erliegt seinem Zahne, seinem Einschlürfen des Schweißes dieser furchtbare Koloß und verendet unter den furchtbarsten Rasereien einer ohnmächtigen Wuth. Eine der gefährlichsten Reptilien Afrikas ist der Basilisk, eine Art gelber Schlangen. Seine Ausdünstung macht die Pflanzen verdorren und sein Athem betäubt die Menschen und Thiere, die ihm nahe kommen. Das Wiesel ist der Todtfeind des Basilisk's, der vor ihm flieht und oft seine Beute wird.

Zum Schluße noch eine, sich hieher eignende Begebenheit, die wir von unserm sehr achtbaren und höchst glaubwürdigen Behlen in diese Blätter übertragen:

Einige Arbeitsleute waren auf einer Wiese nahe am See von Lewes in England mit Grasmähen beschäftigt, als sie einen großen, schönen Adler sich über den Bergen erheben sahen, die dieses Thal begrenzen. Eine solche Erscheinung war nicht selten, aber es liegt etwas so Imponirendes und Majestätisches in dem Fluge dieses königlichen Vogels, daß er immer die Aufmerksamkeit der Zuschauer erregt, wenn er in Spirallinien sich in die Höhe des Aethers erhebt. Die Anwesenden, welche ihm diesesmal mit ihren Blicken folgten, bemerkten, daß etwas Besonderes mit ihm vorgehe. Er schlug gewaltsam die Flügel und diese Bewegung wiederholte sich so oft, daß man annehmen konnte, er sei durch irgend etwas in Unruhe versetzt. Die Zuschauer bemerkten unter andern, daß die Zirkel die er in seinem Fluge beschrieb, immer kleiner wurden, je höher er sich erhob. Sie überließen sich verschiedenen Muthmaßungen, indem sie ihm stets mit den Augen folgten, doch bald nahmen sie wahr, daß er herabsinke, aber nicht in Spirallinien, wie er sich erhoben hatte, sondern es schien, als wenn eine Masse willenlos niederfiele. Je näher er der Erde kam, desto deutlicher bemerkte

man, daß sein Fall ganz dem eines geschossenen Vogels ähnlich sey, er schlug krampfhaft seine mächtigen Flügel, die nur wenig sein jähes Sinken verhinderten. endlich stürzte er nahe bei den Bauern und deren Kindern auf dem Boden. Sie liefen nach ihm hin, und sahen, daß ein großes Wiesel mit schwarzem Schweife sich von dem todten Raubvogel entfernte, sich auf die Hinterläufe stellte, einen Augenblick seine Feinde erwartete, und endlich mit großer Schnelligkeit in ein nahes Gebüsch entschlüpfte. Der König der Lüfte hatte aufgehört zu leben, aber er war mit Blut bedeckt, und als die Mäher ihn untersuchten, fanden sie eine tiefe Bißwunde in seinem Halse. Diese mußte ohne Zweifel von dem entflohenen Thiere herrühren. Vielleicht hatte der Adler das Wiesel sich zur Beute ausersehen, es erfaßt und in die Höhe getragen, dieses aber seinen Feind in den Hals gebißen und während seines Niederfallens sich durch seine Gewandtheit in eine Stellung versetzt, daß es vor Beschädigung sicher war. Schade, daß man das Wiesel nicht einfieng; um zu sehen, ob es durch die Kralle des Adlers verletzt worden, aber noch mehr Schade, daß kein Augenzeuge gegenwärtig war, der berichten konnte, ob vielleicht das Wiesel selbst den mächtigen Vogel zuerst angegriffen und sich auf ihn geschwungen habe, wie diese gewandten Thiere es mit anderm Geflügel zu machen pflegen.

Nach des Professors Titius Bekanntmachungen im Wittenberg'schen Wochenblatte vom Jahre 1773, S. 41 verursacht das große Wiesel bedeutenden Schaden in den Bienenstöcken und die Landleute behaupten: das große Wiesel sauge nächtlicher Weile den Kühen die Milch aus, verwunde sie aber dabei gefährlich im Euter.

Wir haben bereits gehört, daß das große Wiesel sich an starkes Federwild, als Auer- und Birckwild, an Fasanen ꝛc. wagt und meistens dieses Wild selbst, oder dessen Junge, oder dessen Gelege raubt. Aber merkwürdig ist es, daß dieser Bezwinger des Rehwildes, des Edel-, Dam- und Elennkalbes, des stattlichsten Wald- und des kräftigsten Hausgeflügels auf einem Raubgeschleiche nach Schwalbennestern mit Schand und Spott, mit zerzaustem Rücken und matten Gebeinen von seinem Raubversuche ablassen mußte, weil er von Schwalben besiegt wurde. Ich gebe die Sache, wie sie uns die Zeitschrift: das Ausland im Jahrgange 1836 erzählt: „In der Nähe von Girnen in Schottland bemerkte unlängst ein Landmann mit seinen Leuten, wie ein großes Wiesel sich an mehrere, in den Sand gebaute Schwalbennester machte, um die Eier zu rauben. Kaum hatte er den Raub begonnen, als auch schon eine Anzahl der tapfersten Schwalben auf den Räuber losstürzte, ihn an der Ruthe packte, die Hinterbranten in die Höhe hob und ihn mit großer Gewandtheit den Abhang hinab stürzte, auf dem diese Nester reihenweise aufgerichtet waren. Das Wiesel wiederholte seinen Raubversuch mehrere Male, ward jedoch immer auf dieselbe Weise zurückgewiesen, und überließ endlich den Schwalben den Sieg."

Ranzen.

Nach Bechstein lebt das Wiesel in der Monogamie; man sieht während der im März 10–12 Tage dauernden Ranzzeit nur ein Männchen beim Weibchen, von welchem es, selbst beim nächtlichen Ausgehen auf Raub mit großer Bescheidenheit begleitet, aber nach Verlauf dieser zärtlichen Vereinsdauer wieder verlassen wird. Sehr kontrastirend ist die Stille, die im Laufe des Ranzens beim Wiesel herrscht, gegen die tumultarischen Rasereien, und Kämpfe, gegen das Kneffen, Jeckern, Miauen, Pfutzen, Knurren und Zischen, wodurch die Wildkatze, der Steinmarder, der Iltiß ihren verliebten Paroxismus, ihre Eifersucht, ihren Triumph so weit hörbar verkündigen.

Werfen. — Erste Erziehung der Jungen.

Eine Freundin der Bequemlichkeit, bereitet sich das Wieselweibchen in einer der oben angeführten Wohnungen ein Wochenbett, das aus einem sorgfältig zusammengetragenen und künstlich geordneten Gemenge von Federn, Moos, Baumblättern, Wolle, Farrenkraut, Grashalmen, auch, wenn sich solches in der Nähe befindet, aus Heu, Stroh, Lappen 2c. besteht, um da 4½—5 Wochen nach dem Aufnehmen 5–6, oft sogar 7—9 Junge zu werfen, welche gewöhnlich nach 10–12 Tagen die Seher öffnen, und so lange mit Muttermilch genährt werden, bis sie im Stande sind, junge, ihnen von der Mutter zugeschleppte Mäuse zu freßen.

Sind sie so weit gekommen, so versagt ihnen die Mutter das Saugen und führt sie in mondhellen Nächten ins Freie, um sie an das Freßen, an das Rauben, vorzüglich an das Klettern zu gewöhnen. Ein lebendiger Vogel, der an den Flügeln gelähmt, eine lebendige Maus, die durch einen heftigen Biß in die Hinterfüße am Entrinnen gehindert ist, müßen die qualvollen Martern eines grausamen Wechsels momentaner Freiheit mit Todesgefahr, des tölpisch verletzenden Spieles der Jungen mit dem kunstgeübten Getändel der Alten stundenlang erdulden, bis sie ein Opfer dieser blutgierigen Brut werden. Findet man zur Zeit, wo die Jungen bereits im Rauben unterrichtet werden, ein Wiesellager, so trifft man in selbem mehrere lebendige, auf obige Art gelähmte Mäuse. Ein Augenzeuge des Kletter-Unterrichts, wie ihn die Mutter den Jungen ertheilt, konnte mir nicht genug sagen, wie unterhaltend solch ein Anblick ist. Die Mutter klettert voran, sich immer nach den Jungen umsehend. Stockt es bei diesen, so holzt sie mittels eines weiten Sprunges über die Jungen hinab, klettert hinter den Jungen, schiebt mit dem Kopfe, mit der Schnautze nach, klettert den Jungen zur Seite, um ihnen alle Vortheile des Einsetzens der Krallen der nachhelfenden Bewegung u. s. w. recht anschaulich zu machen. Und so geht es stundenlang mit unerschöpfbarem Eifer. Ist eines der Jungen gar zu unbehilflich, zu furchtsam zu dem, so erboßt sich die Mama so gewaltig, daß sie zu pfutzen, zu jekern anfängt, die

Tölpel mit der Schnauze in die Seite, auf den Rücken stoßt, ihn sogar mit dem Gebiße faßt und tüchtig abschüttelt.

Auch die Wieselmutter trägt die Jungen aus dem Lager in einen andern, ferne gelegenen Schlupfwinkel, wenn diese beunruhigt oder gefährdet sind.

Sind die Jungen mannbar, so verlassen sie die Mutter um einzeln für sich zu leben.

Des großen Wiesels

Stimme

wird nie gehört, außer wenn es sich so in die Enge getrieben sieht, daß es der Gefangenschaft oder dem würgenden Zahne des Hundes nicht mehr entgehen kann. Der Laut, den es nun aus Aengsten oder Bosheit vernehmen läßt, hat die größte Aehnlichkeit mit dem pfeifenden Gequichse der Spitzmäuse.

Spur.

Sie unterscheidet sich in keiner Bewegung von der des Iltißes — ist jedoch — was im körperlichen Verhältniße liegt — viel geringer als jener.

Zähmbarkeit.

Wem möchte es wohl gelüsten, diese immer tückische, mordgierige, stinkende Bestie sich zum Stubengefährten heranzuziehen? — Man müßte ein Merikaner sein, der sich ein freudiges Geschäft daraus macht, immer ein Dutzend gezähmter Wiesel in seiner parfümirten Coje zu haben, um sie zu Dickwänsten zu mästen, dann als Leckerbissen bei den ebenso appetitlichen Familiengastereien zu schmausen.

Nutzen — Schaden.

Der Balg des bey uns einheimischen großen Wiesels wird — ist ihm der aus den Drüschen übergegangene üble Geruch durch künstliche Behandlung genommen — höchstens zum Ausfüttern der Kleider benützt, auch vom Landmann zur Erwärmung angeschwollener Kuheuter mit Erfolg gebraucht. Das große Wiesel vertilgt auch viele Mäuse, Ratten und Maulwürfe. Darin besteht der ganze Nutzen, den dieses Thier schafft, während es in Wäldern wo Stand- Auer- und Birkgeflügel ist, in Fasanen, in Wildentengehegen, unter jungen Reh- und Hasenwild, unter Feld- Hausgeflügel, unter den Vögeln und ihren Bruten und Eiern, solche listige und grausame Raub- und Mordthaten, mit unstillbaren Vertilgungssucht ausübt, daß der Jagdbesitzer, dem an der Erhaltung seiner Wildbahn liegt, für ein Wiesel eben soviel Schuß und Fanggeld geben soll, als er für den Fuchs giebt.

Noch nicht genug des Schadens, den das Wiesel so häufig im Haushalt und im Bereiche des Waidwerks erzeugt; es kann auch den

Fluren, ja selbst den Wohnungen der Menschen gefährlich werden, wenn es in großer Mehrzahl einen Damm, der zur Schutzwehr gegen Ueberschwemmung angelegt worden, zu seinem Aufenthalt wählt. — Die vom Wiesel ausgeführten Röhren, von Jahr zu Jahr durch die Vermehrung dieser Thiere auch vermehrt, erweitert und vertieft, werden allmählig dem steigenden und anschwellenden Wasser zu kleinen ableitenden Kanälen, durch welche es endlich gewaltsam bricht und sich auf die geschützt sein sollenden Felder und in die nahe liegenden Häuser ergießt.

Man muß ein Tatar der Provinz Ust-Kentschuk seyn, um zu wissen, welch unschätzbaren Werth das Wiesel hat. Ist ein solcher durch eines Feindes Zauberei auf das Siechlager geworfen, so erscheint vor dem Leidenden einer seiner Priester, — Kam genannt — um den Hals mit Wieselbälgen behangen, denen Augen von Metall eingesetzt sind. Der Priester berührt unter heftigem Trommeln den Bezauberten, mit den angeheimen Kräften reichen Wieselfellen und mit Blitzesschnelle entschwindet die bösliche Verzauberei.

Wir brauchen nicht bis in die Provinz Ust-Kentschuk zu reisen, um zu sehen, wie weit der Aberglaube geht; den finden wir in unserer Umgebung überflüssig vor. — In allen Gegenden Deutschlands giebt es Landleute, die, wenn sie im Walde oder auf etwas bebuschten Wiesen oder sonst auf einem Platze gearbeitet haben, wo sich ein Wiesel aufhalten möchte, und in irgend einem Körpertheile eine Geschwulst, eine Entzündung bekommen, dieses Uebel gleich dem Unglücke zuschreiben, von einem Wiesel angehaucht worden zu seyn. Da wird dann der leidende Theil mit Wieselfett gerieben, und wenn sich zufällig das Uebel verliert, die Heilsamkeit des Wieselfetts den Kindern und Enkeln gepriesen. Ebenso großes Ansehen genießt beim Landmann der Wieselbalg zur Vertreibung der Eutergeschwulst an den Kühen, zur Heilung des Schwindens der Glieder, und versagt das Pferd ein Futter, oder schwillt an den Beinen, so wird ein Wiesel — koste es was es wolle, beigebracht, in einem neuen Topf verbrannt und die Asche dem Pferde eingegeben. — O sancta simplicitas.

Besondere Eigenheiten.

Wenn das große Wiesel Eier raubt, so weiß es 2 Stück recht künstlich fortzubringen, indem es das eine im Gebiße, das andere unter dem Kinn trägt.

Auf der Flucht vor Hunden oder Menschen macht es Kegel wie der Hase.

Für seine Größe ist es unglaublich stark und kraftvoll, wodurch es sich bei seiner Raubgierde, Mordsucht, Verwegenheit und Grausamkeit andern, wenn auch an Kraft und Körpergröße ihm weit überlegenen Thieren wirklich furchtbar macht; es ist auch der Schrecken aller Hausfrauen, deren noch so fein und sorgsam getroffenen Vorsichts-

maßregeln zur Sicherung ihrer Eiervorräthe und Geflügelbehältnisse an der List und Kühnheit dieses argen Räubers scheitern.

Wenn auch nicht in so heftigangenehmem Grade, wie der Iltiß, doch immer noch lieblich genug, um böse Geister auszutreiben, stinkt das große Wiesel und giebt der eignen so wohlriechenden Ausdünstung noch dadurch einen sehr aromatischen Zusatz, daß es sein Lager immer mit den Leichnamen verschiedener, nach und nach geraubter Thierchen und Thiere umgibt, die es nach Bequemlichkeit frißt, am liebsten — wie es scheint — wenn sie in Verwesung übergehen. Aber wir haben auch kein Haarwild, dessen Geruchsnerven gegen den scheuslichsten Aasgestank so abgestumpft sind, als die des großen Wiesels. Büffon fand in dem Cadaver eines, bereits in die ekelhafteste Fäulniß übergangenenen Wolfes das Wochenbett eines Wieselweibchens, welches sich uebst seinen drei Jungen in dieser Pesthöhle recht wohl gefiel.

Kümmern. — Eingehen. — Verenden.

An Jagd- und Haushunden, an alten, halbverwilderten Katzen, hat das Wiesel gefährliche Feinde, mit denen es sich furchtbar herumbeißt, aber doch, — bleibt es auch Sieger — an den Folgen ihrer Bisse meistentheils bald eingeht. Noch gefährlicher ist ihm der graue Geier, der bärtige Geieradler, der Hühnerhabicht. — Der Storch — si fabula vera est — sitzt stundenlang vor einer Wieselröhre und kommt dieses zum Vorschein, so bohrt er ihm den Schnabel in den Leib, daß daran das Wiesel wie an einem Bratspieße zappelt, ohne die Ehre zu haben, von dem langbeinigen Lancier gespeist zu werden. Man kennt keine Krankheiten, an denen das große Wiesel kümmert, und rechnet ihm eine Lebensdauer von 6 — 8 Jahren zu.

Naturgeschichte der Otter.

IV. Gattung. Otter — Lutra.

Gattungscharakter.

Fünf fingerartig lange, durch eine lappige Schwimmhaut verbundene, an den Vorderbranten unbehaarte Zehen. Krallen unbeweglich, ausgekehlt, an den Vorderbranten lang und spitzig, an den hintern kurz, breit und stumpf. Vorderzähne sechs in jedem Kiefer, wovon die mittlern verkürzt, die obern länger als die untern, von den untern die vorletzten etwas nach innen gerichtet. Fänge oben und unten 2, lang, gekrümmt, scharf, innwendig kanntig. Backenzähne oben und unten 10, zackig, auf jeder Seite die Vordersten sehr klein, spitzig, die hintern mit mehreren Kronen, im ganzen 36 Zähne. Der Kopf verhältnißmäßig klein, dick, plattgedrückt; die Schnauze

kurz, breit, abgestumpft, von aufgeworfenen Lippen umschlossen; Lauscher klein, Zunge halbwarzig, rauh, doch weniger als bei den Katzen; Hals kurz, unförmlich dick. Der Rumpf gestreckt, dicklich oben platt, gleichsam in der Ruthe vorlaufend; diese fast halb so lang wie der Rumpf. Branten sehr kurz und stark; Sohlen zum Theil nackt; Afterdrüsen; das Weibchen Bauchgesäuge mit 4 Saugwarzen, unterm Geburtsgliede eine Falte. Aufenthalt an und im Wasser, meist sehr verborgen. Fraß vorzüglich Fische und Schaalthiere, aus Noth Frösche, Wassermäuse ꝛc. Sehr menschenscheue, zähe Thiere, boshaft, amphibienartig, schwimmen, und tauchen sehr gut unter, wittern schon in unglaublicher Ferne, rauben gewöhnlich bei Nacht.

Art. a. Flußotter*) auch Fischdieb, Fischotter, gemeiner Fischotter, Landotter. Lutra vulgaris.

Beide Geschlechter werden unter der Benennung: Die Flußotter begriffen.

Männchen. Gestalt.

Kopf — immer gesenkt getragen — im Verhältniß zum Körper klein, dabei dick, plattgedrückt, oben etwas abgerundet, zwischen Stirn und Nase nicht sehr merklich eingebogen, einigermaßen einem Fischkopfe sich annähernd, mit fast runden, niedriger als die Seher stehenden Lauschern, kleinen, braunen, mehr oben gegen die Nase befindlichen, mit einzelnen Fühlhörnern versehenen Sehern und breiter abgestumpfter Schnauze, die wie die Nase, mit harten, silbergrauen, gegen 3 Zoll langen Barthaaren besetzt und von dicken, aufgeworfenen Lippen, vermittelst ihrer starken Muskeln so fest umschlossen ist, daß, wenn die Flußotter unter dem Wasser ist, dasselbe nicht in die Schnautze eindringen kann. — Die untere Kinnlade kürzer und schmäler als die Obere, bewegt sich nie vorwärts, nur auf und nieder, auch ein wenig seitwärts, sie fällt selbst beim Skelet nicht heraus, da ihre Köpfe von den Rändern der Pfanne genau umschlossen sind. — Das sehr scharfe Gebiß besteht in jeder Kinnlade aus 6 Vorderzähnen, wovon die mittelsten kleiner als die äußersten sind, auch der zwischen den mittelsten und äußersten auf jeder Seite in der untern Kinnlade befindliche, steht weiter einwärts, dann aus 2 gekrümmten nach innen zu gezackten Fängen, zu jeder Seite aus 10 spitzigen Backenzähnen, mehr denen des Hundes als des Dachses ähnlich

---

*) Die Sumpfotter ist auch eine Fischotter, da Fische auch ihr Haupt- und Lieblingsfraß sind. Daher habe ich für geeignet gefunden, der Lutra vulgaris die Benennung: Flußotter zu geben, hergeleitet von ihrem Aufenthalte an süßen fließenden Gewässern, zum Unterschiede von der Lutra minor, die sich vorzüglich an stehenden Altwässern, in morastigen Gegenden aufhält, und daher mit Recht den Namen: Sumpfotter führt.

von denen die vordern 5, in der obern Kinnlade, einfach und klein sind, der lange, breite vierte Zahn auswendig 3 ungleiche Zacken hat, der etwas kleinere fünfte breit, in der Mitte vertieft und viereckig ist. Noch muß bemerkt werden, daß der erste Zahn auf jeder Seite des einen Kinnbackens den im Kinnbacken ihm gegenüberstehenden selbst bei geschlossener Schnautze nicht berührt. Der Hals ist stark, kurz, unförmlich, und trennt den Kopf nur wenig von dem Leibe.

Leib — bis zur Ruthe 2 Fuß lang, 11 — 12 Zoll hoch, 18 — 25 — 30 Pfund inständig habend — langestrekt, quaggelig, mit sehr kurzen starken Branten, die in 5 gleiche, durch eine Schwimmhaut verbunden, scharf beklaute Zehen auslaufen, wovon die der Vorderbranten eine unbehaarte Hautbedeckung, eine weniger breite Schwimmhaut und lange, spitzige Klauen, die aber der Hinterbranten eine behaarte Hautbedeckung, eine breitere Schwimmhaut, dann kurze, stumpfe Klauen haben; dann mit einer 14 — 16 Zoll langer, an der Wurzel dicker, nach dem Ende sich spitz verlierender, bei dem Gehen der Flußotter auf dem Lande, etwas nach der Seite gekrümmter, den Boden berührender Ruthe, und mit zur Seite des Waidloches liegenden Stinkdrüsen; deren Inhalt, fast wie fauler Käse, dabei etwas bisamartig riechend, wahrscheinlich die Fische herbeilockt, da jeder Fischer weiß, daß ein Köder von altem Käs, oder mit Bisam gerieben ein vorzügliches Mittel ist, Fische heranzulocken; dann mit im Leibe verborgenen Hoden, nach vorne stehendem Fruchtgliede, mit Gliedknocken ohne Saamenbläschen, und mit 14 Rippen, mit 6 Lenden-, 3 Kreuz- und gegen 20 Schwanzwirbeln; endlich 5 Fuß langen Därmen und — wie bei allen Wasserthieren — großer Leber.

Farbe.

Die theils kurzen und seideweichen, theils langen und borschen Haare sind im Grunde grau und weiß, auf dem Oberleibe an den Spitzen kastanien- oder dunkelbraun, an den Branten lichtkaffeebraun; an der Kehle, am Stich und Bauch bleiben sie graulich. Im Winter ist die Farbe dunkler, als im Sommer; mit dem höhern Alter wird sie gelblicher und am Kopfe grau.

Farbenvarietäten.

Wir kennen weißliche und hellgelbröthliche Flußottern; sie sind aber sehr selten. Im Winter des Jahres 1819 schoß der Hofmarksjäger zu Train, Anton Rieger, auf dem Anstande am Flüßchen Abends eine weißliche Flußotter, und 2 hellgelbröthliche Exemplare befinden sich in der zoologischen Sammlung des Grafen von Zwellen in Herrmannsdorf.

Weibchen.

Von schlankerem Baue und heller gefärbt als das Männchen, hat

es 4 Bauchzitzen und unter der Nuß eine sackähnliche Falte, die mit einer stinkenden, nach Bisam riechenden Feuchtigkeit angefüllt ist. Nach Müralt einem berühmten Anatomiker, sind die äußerlichen Theile der Gebärglieder (die Nuß) wie beim Menschen beschaffen.

Die

Jungen

haben anfangs eine ganz schwarze Farbe, sind bis zur Häßlichkeit unförmlich und zeichnen sich in den ersten Monaten ihres Lebens von allen andern Thieren, durch eine merkwürdige Unbeholfenheit, durch ein eben so tölpisches als dummes Benehmen aus. Von ihnen sagt Büffon: „Ungeachtet sonst selbst die häßlichsten Thiere in der ersten Jugend ein leidliches, oft nicht unangenehmes Ansehen haben, so ist dies bei der Flußotter gerade umgekehrt. Ihre Jungen sind häßlicher als die Alten; ihr unförmlicher Kopf, ihre niedrig sitzenden Seher, ihr finsteres Ansehen, ihre verkehrten, seltsamen Bewegungen, ihre durchaus unedle mißgestaltete Figur, ihr maschinenmäßiges unaufhörlich wiederholtes Geschrei, alles kündigt in der jungen Flußotter ein überaus dummes Thier an.“ — Sie sind in 2 Jahren völlig ausgewachsen und fortpflanzungsfähig.

Die Flußotter, sehr fein witternd und vernehmend, übertrifft das meiste Haarwild an scharfem Gewahren, und rivalisirt darin bei Nacht mit der Wildkatze. — Mit Wildheit und Tücke eine besondere List vereinend, und, ihrer vorzüglichen Scheue wegen, den Menschen wie auch den Hund schon aus weiter Ferne fliehend, ist sie gegen letzteren furchtbar wüthend, wenn sie ihm nicht entrinnen kann. Der Hund darf sehr gewandt und kräftig seyn, will er ihrem schrecklichen Gebiße entkommen, daß ihm mit einem einzigen Biße einen Knochen zermalmt, oder sich so fest schließt, daß eine verfangene Flußotter nicht losläßt, bis sie an einem Schuß oder einem Schlag auf die Nase verendet hat.

Im Tauchen sehr geschickt, und länger anhaltend als die Sumpfotter, ist sie ein vortrefflicher Schwimmer, wobei sie so tief unter dem Wasser geht, daß nur das Näschen zu sehen ist.

Das Mehrere bei den besondern Eigenheiten.

Vaterland.

Wird auch die, in ganz Europa bis Lappland einheimische Flußotter bei uns immer seltener, da sie ihres werthvollen Balges wegen, besonders aber als mordsüchtiger und unersättlicher Fischdieb, von Berechtigten und Unberechtigten verfolgt wird, so ist sie desto häufiger in Oberpersien und Nordamerika (Canada liefert die stärksten und schönsten Fischottern), im nördlichen und nordöstlichen Asien bis nach Kamtschatka. — Auch Chili ist ihr Vaterland.

In neuesten Zeiten haben sich an den Ufern des Rezatflußes, besonders in der Gegend von Gunzenhausen, Flußottern angesiedelt, und so sehr vermehrt, daß man 1825 und 1826 in einer Nacht oft 7 bis

Stücke in geringer Entfernung von einander sah. Ob sie noch so häufig in jener Gegend sind, kann ich nicht angeben.

Aufenthalt.

Die Flußotter hat zweierlei Aufenthalt, den einen für die Zeiten, wo sie nicht durch Ueberschwemmungen beunruhigt ist, und ihren gewöhnlichen Haushalt führt, den andern, wenn die Wasser angeschwollen und aus ihren Ufern getreten sind.

An Landseen, Teichen, an fischreichen Bächen lebt die Flußotter, da sie aber einsame, wenig belebte Gegenden vorzüglich liebt, so siedelt sie sich größtentheils da an, wo die Ufer der Gewässer bewaldet, oder mit Weiden- oder Erlengesträuchen dicht bewachsen sind, oder felsige, mit Gebüschen abwechselnde Strecken haben. — Der Ausdruck Otterbau, wie auch die Meinung, daß die Flußotter sich eigene Baue ausführt, ist ganz eine unrichtige, denn die Flußotter hat keinen eigentlichen Bau, sondern sie führt an einsamen Uferstellen eine mehr rinnen-, als kanalartige, oft 4 Fuß lange und nach dem Lande aufsteigende Röhre aus, worin sie sich in einer kesselförmigen Erweiterung ihr Lager bereitet oder sie bewohnt; Wasserriße und Höhlungen unter überhängenden Ufern, hohle Flutbetten, Mühlgerinne und Wehre, beim Eingange vom Wasser bespühlte, dann aufwärtsgehende Löcher, Klüfte und Ufergesteine sind die Aufenthaltorte der Flußotter, die sie aber immer so vorsichtig wählt, daß sie nicht nur einen freien Einstieg ins Wasser, sondern auch einen freien Ausstieg ins Trockene hat.

Ich habe sehr viel mit Flußottern zu thun gehabt, und mich besonders gerne mit dieser Wildart beschäftigt, aber nie gefunden, daß sie, wie Döbel und Flemming sagen, unbefahrne Dachs- oder Fuchsbaue, die nahe an einem Uferbewaldeten Gewässer liegen, zu ihrer Wohnung wählt; die Angabe, daß Flußottern bei Berlin in großen Holzmagazinen unfern des Spreeufers sich öfters einschieben, ist gewiß auf Erfahrungen gegründet, denn bekanntlich geht die Flußotter, wenn sie die Gewässer ihres Standes und die zunächst liegenden möglichst ausgefischt und auch an sonstigem Fraß Mangel zu leiden angefangen hat, sehr weit nach Raub aus; um zu einem fischreichen Teich oder Bach zu gelangen, nimmt sie ihren Weg meilenweit gerade über Land, wird sie dabei vom Tage überrascht, so schiebt sie sich wie der Dachs, unter Reisighaufen, Windwürfen rc. ein. So hatten wir vor einigen Jahren den Fall, daß bei einem Treibjagen in dem Grasser-Revier bei Regensburg, mitten in einem, von der Donau und andern Gewässern ziemlich weit entlegenen Gehölze, eine Flußotter geschossen wurde, die sich in einer Erdhöhlung unter einem verwitterten Eichenstocke eingeschoben hatte, und da von den Hunden aufgethan wurde.

In der eigentlichen Wohnung, nämlich in Höhlungen unter überhängenden Ufern, oder unter alten, großen, dicht am Ufer befindlichen Baumstämmen, in Klüften des Ufergesteines steckt die Flußotter bei Tage, (denn nächtlicher Weile ist sie mit Fischen

beschäftigt) wenn das Wetter sehr ungünstig oder die Umgebung nicht ruhig genug ist. Aber bei günstiger Witterung, unter den sonnigen warmen Mittagsstunden, besonders in, von Menschen und Thieren wenig besuchten Gegenden, drückt sie sich auf erlenen mit dichtem Stockausschlage versehenen Blöcken, in dicht verwachsenen Weidengesträuchen, unter schmalen Uferüberhängen, am Fuße alter Weidenbäume, und überläßt sich auf diesem behaglichen Lager einer so sorgenlosen Ruhe, daß sich der Jäger mit gutem Winde, aber mit Beobachtung der größten Stille bis auf halbe Schußweite anschleichen kann.

Hat auch die Flußotter ihr gewöhnliches Lager nur am Ufer in solchen Höhlungen, Löchern, Steinklüften rc. deren Eingang unter dem Wasser liegt, oder vom Wasser bespühlt wird, so ist das Lager doch immer ganz trocken, indem genannte Löcher rc. nach dem Lande zu, eine aufsteigende Richtung haben, überdieß hält sich die Flußotter ein amphibienartiges Thier, nur im Wasser auf so lange sie fischt, die übrige Zeit aber im Trocknen. Tretten nun die Eisgänge, die Wasseranschwellungen ein und erreichen sie solch eine Höhe, daß sie in die Lagerstätte der Flußotter dringen, so flieht diese aus ihrem bisherigen Aufenthalte und wählt sich für die Dauer der Gewässeranschwellung, (denn nach deren Rücktritt in den gewöhnlichen Wasserstand nimmt sie unverzüglich den alten Stand wieder an,) nahe am Ufer stehende, stark überhängende Weiden, oder andere nicht hohe Bäume zu ihrem einstweiligen Aufenthalt, oder die höchsten trockenbleibenden Stellen kleiner Inseln des Gewässers, an dessen Ufer sie ihr Lager hat.

Die Flußotter sonnt sich gar zu gerne an stillen, einsamen Plätzen, besonders an den recht sonnig liegenden Wänden hoher, nach Süden abdachender Ufer.

Man kann den Aufenthalt der Flußotter in Haupt- und in Nothlager eintheilen. Jenes ist die eigentliche Heimath, die Stätte, wo, oder ganz in deren Nähe sie das Licht der Welt erblickte, und bis zur Zeit des Vermögens der Selbsternährung, ihren Tummelplatz hatte. Diese Heimath, dieses Hauptlager behält sie größten Theils ihres Lebens bei; ist sie auch längere Zeit, oft 1–2 Jahre, selbst noch länger davon entfernt gewesen, um an einem fischreichern Gewässer zu leben, so kehrt sie doch wieder an das heimathliche Lager zurück und fast jederzeit bis zu der theuren Geburtsstätte fischend, um dort mittels des alten, wohl eingeprägten Ausstieges zu erscheinen.

ußer diesem Hauptlager der Wiege ihrer ersten Jugend und dem jederzeit den Vorzug behauptenden Aufenthalte, hat sie an den Seen, Teichen und Bächen, die im Bereiche ihrer Räubereien liegen, mehrere Nothlager, die ihr als Absteigquartier zum Ausruhen von den Anstrengungen des Fischens, zum bequemen Freßen des Raubes, auch zum Versteck vor Menschen und Hunden dienen; besonders wenn sie im Hauptlager vom Jäger öfters beunruhigt wird.

Dietrich a. d. W. sagt: „Wenn die Flußotter nicht durch Beunruhigung oder Verpönung zum Auswechseln gezwungen

wird, so kehrt sie von Zeit zu Zeit, fast immer nach Verlauf gewißer und gleicher Zwischenräume auf die alten ihr liebgewordenen Fisch- und Wohnplätze zurück." Das hier ausgesprochene Einhalten gewißer und gleicher Zwischenräume kann ich nicht zugeben. Im bayer'schen Walde, am Fluße Regen bei Blaibach und Miltach im Jagdreviere meines Schwagers und dann an der Abens, zwischen Neukirchen und Siegenburg, sind Hauptlager, in welchen fast nie die Flußotter beunruhigt wurde, aber wo ich Nächte lang, mit unverwüstlicher Geduld ansaß, da ich den Fang mit Tellereisen nicht ausübte, um das Vergnügen des Schießens zu haben. Im Verlaufe von 4 Spätherbsten und Wintern, ward mir die Ueberzeugung, daß die Flußotter ein und das nämliche Lager gar nie in gewißen und gleichen Zwischenräumen annimmt. Sie thut es oft 3 oder 4 Nächte nach einander, kehrt aber dann gewöhnlich erst nach mehreren Wochen wieder zurück.

Im Sommer riecht man ein Flußotter-Lager bei vollem Wind, schon aus weiter Ferne her, da die übrig gebliebenen Fischköpfe und sonstige Fisch-Ueberbleibsel, die in der Nähe des Lagers aufgehäuft sind, einen pestilenzialischen Gestank verbreiten.

Fraß.

So lang die Flußotter in ihrem Fischereibezirke noch eines Fisches, sey es auch des letzten in diesem Bezirke, habhaft werden kann, verschmähet sie Frösche, Spitzmäuse und Wasserratten, geht aber mit Begierde an diese, sobald Mangel an Fischen eintritt, und begnügt sich lange Zeit damit, da sie sich schwer entschließt weit von der Heimath zu gehen, um fischreiches Gewässer aufzusuchen und sich an deren Ufer für einige Zeit anzusiedeln. Am gefährlichsten ist sie den Forellen und den Krebsen. Einen Theil des bayrischen Forstes Dürnbuch durchströmt ein Forellenbach; die darin immer sehr bedeutend gewesene Fischerei gehörte früherhin den Förstern, deren Reviere dieser Bach durchströmte. Ungeachtet die Abens, welche Standflußotter hat, von diesem Forellenbach kaum ¼ Meile weit entfernt liegt, so spürte man in selbem doch nie Flußotter und die ältesten Leute erinnerten sich nicht, daß dort Flußotter gefischt hätten. Aber im Sommer des Jahres 1794, wurde eine Flußotter, die gegen Sonnenuntergang fischte, von dem Straßberg'schen Reviergehülfen, der am Ufer dieses Forellenbaches auf einen gewöhnlich dort vorbeiwechselnden Hirsch anstand, geschoßen. Und seit jener Zeit spürt man von Zeit zu Zeit Flußotter an diesem Bach und, seit jener Zeit ist es eine Seltenheit darin noch eine Forelle zu sehen. Daß übrigens die Abens noch immer sehr viele und sehr große Krebse hat, ist auffallend, da an ihren Ufern Standflußotter hausen, und diese, wie bekannt, den Krebs jedem Fisch vorziehen.

Nach mehreren Naturgeschichte-Verfassern frißt die Flußotter Baumrinde und Gras. Ich habe davon nie etwas im Magen der Otter gefunden. Ist dieses der Fall, so möchte sie selbe Vegetabilien

als ein Abführungsmittel gebrauchen, wohl aber nicht, wie Einige a
geben, als eine Umhüllung der scharfspitzen Gräten, denn das wä
wohl ein gar zu künstlicher Prozeß; wer eine Flußotter zerglied
hat, der hat auch gefunden, daß im Magen der Flußotter a
Gräten und andere spitzige Fischknochen mit einer sehr zähen Schlei
maße gleichsam eingewickelt sind, aber nicht mit Gras oder Rinde.

Manche begnügen sich nicht in der Flußotter den gefährlichst
Fischräuber zu sehen, sie beschuldigen selbe auch, Wasservögel und de
Eier zu rauben, ja sogar Exkursionen in die Gehöfte zu machen u
da sich unter dem Hausgeflügel, ja sogar unter den jungen Lämme
einen Fraß zu holen. Kein Jäger hat noch die Erfahrung gemac
daß Wasserfederwild und deren Eier ein Fraß der Flußotter si
und was im Hause des Landmannes der Marder und der Iltiß v
schulden, das rechnet die Unwissenheit auch der Flußotter zu.

Fischen.

In wenig beunruhigten Gewässern, vorzüglich in Flüssen, de
Ufer streckenweise bebuscht sind, in Waldbächen, fischt die Flußott
zu allen Tageszeiten sonst in der Regel nächtlicher Weile, am liebs
in mondhellen Nächten. Bei: Fraß haben wir gesehen, wie verde
lich sie den Forellen- und Krebsbächen ist, auch einen Satzteich le
eine Flußotter in unglaublich kurzer Zeit gänzlich aus. Aber
schlimmste Eigenschaft dieses vierfüßigen Korsaren ist, daß er n
blos fischt, um seinen Hunger zu stillen, sondern so lange raubt,
er einer Beute habhaft werden kann, die er dann größtentheils
abgebißenem Kopfe, oft ohne davon das geringste gefressen zu hab
nicht als Vorrath bewahrt, sondern dem Verfaulen überläßt.

Die Flußotter fischt nie anders als Stromaufwärts, of
Meilen weit in einem Zuge, und nimmt alle im Umfang ei
Meile gelegenen Flüße, Bäche, Ströme und Teiche an, indem sie
Zu- und Abflüßen nachgeht, deren Ufer ihr im Nothfalle sichere V
stecke geben. Sie macht beim Fischen durch Schlagen der Ruthe
Wasser, durch heftige Bewegung der Vorderbranten ein starkes Geräu
entweder um die Fische hinter den Steinen hervor ins freie Wasser
schrecken, oder sie nach einer von Steinen, Baumwurzeln, von Sc
laugen umschloßenen Wasserstellen fliehen zu machen, wo dann
Räuber auch noch ein beliebiges Wählen sich bietet. Vom Fisc
müde, drückt sich die Flußotter auf einen, im Wasser hervo
genden Stein, oder dicht am Wasser im Ufergras, auf einen Baums
an eine Baumwurzel und lauert auf neue Beute. Der Fisch na
mit einem Sprunge hat sie ihn erreicht, oder fährt mit unglaubli
Gewandtheit hinter ihm drein, fast immer der Beute habhaft werde
Ist der Fisch klein, so verzehrt ihn die Flußotter auf der St
den Kopf über die Wasserfläche hervorstreckend und langsam aufw
schwimmend, ist er aber einer der größern, so wendet sie um, beq
dem Züge des Wassers sich überlassend, auf dessen Oberfläche sie
lange Strecken fort liegend zu erhalten vermag, und ist sie zu
vom Haupt- oder Nothlager entfernt, so steigt sie an einer

ichten, möglich einsam gelegenen Uferstelle aus, wo sie ganz gemächlich
n Fisch, mit Ausnahme des Kopfes, des Hauptgerippes, der Schuppen,
n Krebs aber mit Hinterlassung der Schaalen frißt oder, wenn sie nicht
s Hunger, sondern blos aus wahrer Mordsucht geraubt hat, den
nzen Fisch oder den größten Theil desselben liegen läßt.

Die Flußotter weiß recht gut, daß in den mit Fischen besetzten
ichen, sind diese mit Eis bedeckt, da und dort Löcher gehauen wer-
, um den Fischen Luft zu geben. Sind die fließenden Gewässer, an
nen die Flußotter ihr Lager hat, unter eisiger Decke, so zieht sie
an die Teiche, steigt durch ein Eisloch ins Wasser, fischt unter
n Eise und kommt, den geraubten Fisch im Rachen, durch eine
dere Oeffnung, die sie recht gut zu finden weiß, wieder zum Vor-
ein, sichert nach allen Seiten und hält gleich am Ausstieg ihre
ahlzeit. Eben so künstlich fischt sie auch von einem Klange zum
dern.

Bei eintretendem Mangel an Fraß, nämlich wenn es ihr nicht
r an Fischen und Krebsen, sondern auch an Fröschen, Spitzmäusen,
d Wasserratten gebricht, scheuet die Flußotter eine Wanderung
n mehreren Meilen nach andern Gewässern nicht, und bleibt in
em Teiche oder Bache, wo sie genügenden Fraß findet, oft ein paar
hre, kehrt aber dann wieder in die Heimath zurück. Folgenden Fall,
für meine Angabe des Auswechselns, wie der Rückkehr in
frühern Lagerplätze genügend spricht, kann ich mit meinem Worte
bürgen:

Gegen Ende July 1815 war in der Gegend von Siegenburg bei
nsberg, einem bayrischen Städtchen, die Abens, in Folge von hef-
m Gewitterregen so aus den Ufern getreten, daß sie die anliegenden
sen in einen See verwandelt hatte. Der Fischer des Dörfchens
ulirchen hatte einen Tag vor der eingetretenen Ueberschwemmung
f einer hügelartigen Abensinsel, die einige alte verkrüppelte Weiden-
ume trug, ein Netz zum Trocknen gelassen. Er schiffte auf einem
hn dahin, um sein Geräthe abzuholen. Die Spitze der Insel, ragte
h etwas über die Wasserfläche empor. Mit der Natur der Fluß-
ter vertraut und wissend, daß in dieser Gegend mehrere Otter-
ger waren, ließ er den Nachen ganz stille nach der Insel gleiten,
n zu sehen, ob nicht ein Otter auf eine Kopfweide sich gedrückt
be. Leise landete er, mit gutem Winde schlich er, das Ruder in
lagfertiger Haltung, an den Weiden hin, er sah eine Flußotter
f einem Erlenblocke, er hob zum tödtenden Hiebe aus, der Schlag
l, aber nicht die Otter, die flinker war als der Schläger, jedoch
e Ruthe zurückließ, dicht an der Wurzel war sie abgehauen, so
att hatte sie die schneidige Ruderkante vom Körper getrennt, als wäre
r Hieb mit dem schärfsten Damascener geführt worden. Fort und
rt wurden in der nächsten Umgebung dieses Inselchens Otter gesehen,
fangen, geschossen, aber an keiner fehlte die Ruthe. Da fing sich 3
ahre später, in einem vom Revierjäger auf dem nämlichen Inselchen

gelegten Tellereisen, eine ruthenlose Fischotter. Man sah deu[tlich] an der Wundennarbe, daß sie nicht ohne Ruthe zur Welt geko[m]men, daß sie deren durch irgend ein Instrument beraubt worden wa[r]; es konnte keine andere sein, als jene Otter, die unter dem Ruderschla[g] des Fischers die Ruthe eingebüßt, dann diese Gegend gemieden hat[te], aber nach 3 Jahren wiederkehrte, um da, wo sie einen Körpertheil [ge]lassen, nun den ganzen hinzugeben.

In der Ranzzeit fischen Männchen und Weibchen [ge]meinschaftlich, auch fischt die Mutter mit den Jungen, bis diese [für] sich leben, zu andern Zeiten aber fischt das Männchen und d[as] Weibchen nur für sich, da sie sich nie länger, als während der Da[uer] der Ranzzeit zusammengesellen.

„Während der 35 Jahre, die ich dieses Revier begehe, habe [ich] darin am Regen und an den Schloßweihern 109 Flußotter gefang[en] und geschossen. Dieses Wild zu belauern und zu beobachten, habe [ich] zu allen Jahreszeiten Tage und Nächte aufgewendet, und die beste G[e]legenheit dazu an jener Flußstrecke gehabt, wo der Regen an seine[m] linken Ufer von der Einleiten, an seinem rechten vom Gillersberg *) ei[n]geschlossen wird. Unzählige Mal war ich Augenzeuge des Fischens u[nd] auch des Lauerns auf Fische von einem Ufersteine herab oder un[ter] einer Baumwurzelhöhlung hervor, und jederzeit habe ich die Bem[er]kung gemacht, daß die Flußotter, raubt sie einen großen Fisch [im] Schwimmen, oder fährt sie ihm vom Lauerplatze nach, dem Fi[sche], ehe sie ihn mit den Zähnen faßt, einen Schlag m[it] einer Vorderbrante auf das Rückgrath gibt. Der Schl[ag] muß entweder sehr derb geführt seyn, oder der Fisch a[uf] dem Rücken eine gewiße, sehr empfindliche Stelle h[a]ben, denn jederzeit hat sich der geschlagene Fisch, w[ie] ich deutlich gesehen, allsogleich auf die Seite geleg[t] oder wie betrunken im Kreise gedreht. Doch nur b[ei] großen Fischen habe ich diese Beobachtung gemacht.“

Diese, vielleicht wenig bekannte Methode der Flußotter be[im] Fischrauben hat mir der Revierjäger Matthias Muggenthal[er] zu Miltach mitgetheilt und ich darf dieser Angabe ganz vertrauen, [da] Muggenthaler als der glaubwürdigste Mann bekannt ist.

Ranzen.

Darf man Wildungen unbedingten Glauben schenken, so ist [der] Monat Februar nicht die einzig bestimmte Ranzzeit der Flußott[er], indem, nach Wildungen, auch im August, im Dezember ju[...]

*) Eine äußerst wilde, felsige, dicht bewaldete Strecke im bayers[chen] Walde zwischen Miltach und Kamerau, wo seit langer Zeit [die] Flußottern mehrere Hauptlager haben und wo sie, mit Ausnah[me] der Zeit des Flössefahrens, auch am hellen Tage ihr Wesen t[rei]ben, indem sie in dieser einsamen, unbesuchten Strecke auch n[icht] beunruhigt werden und vorzüglich gut zu beobachten sind.

[F]lußotter gesehen wurden. Auch Bechstein hat sich schon dahin [aus]gesprochen, daß bei der, gewöhnlich im Februar angenommenen [R]anzzeit der Flußotter Ausnahmen Statt finden, und schließt [aus de]m Vorkommen junger Flußotter im Spätherbste auf ein Ran[z]en im Sommer, dessen Erscheinung er den jüngern Generationen [zu]rechnet. Für die Ausnahme von der angenommeuen Regel: „die [F]lußotter ranze im Februar," spricht folgender, von Behlen [er]zählter Fall: „In der ersten Woche des Jänners 1832 wurde [(wo] es geschehen, ist nicht angegeben) eine Flußotter im Eisen ge[fa]ngen, die 3 Junge im Leibe hatte; diese waren, ihrer weit [vorgeschr]iebenen Ausbildung nach, da sich schon Haare an ihnen zeigten, [ü]ber die Hälfte der Tragezeit, wohl schon 6 Wochen getragen und [so]mnach Ende Novembers empfangen. So gäbe es denn [die] verschiedensten Ranzzeiten der Flußotter."

Dietrich a. d. W. sagt vollkommen richtig: „daß, wenn diese [An]gaben gegründet sind, die öftere Erscheinung des Ranzens be[i de]r Flußotter nach aller Wahrscheinlichkeit von dem guten Zustande [her]rühre, in welchem sich das ganze Jahr hindurch die Flußotter [an] Leibe und Balge befinde." Uebrigens bleibt eine im Januar [tr]ächtige Flußotter immerhin eine Ausnahme und Seltenheit, [un]d es ist eine auffallende Merkwürdigkeit, bei einem Raubthiere, in [des]sen Fortpflanzung sonst eine große und weise Regelmäßigkeit herrscht, [wo]durch der zu großen Vermehrung derselben gesteuert wird, eine solche [An]omalie zu finden.

In Gegenden, wo Standflußotter sind, erkennt der aufmerk[sam]e Jäger den Eintritt des Ranzens aus dem öfters als sonst mit [Ein]bruch der Nacht ertönenden Pfeiffen von der einen und dessen [Be]antwortung von der andern Seite. Dieses wird von Zeit zu Zeit [wi]ederholt, bis Männchen und Weibchen sich vereint haben, und dann [so] lange zusammenleben bis sich das Weibchen befruchtet fühlt.

Der Beschlag selbst wird, wie schon öfters in sehr mondhellen [Nä]chten beobachtet worden, gewöhnlich im freien, dicht am Uferrande, [ni]cht in der Nähe eines Lagers vollbracht, wobei das Männchen äußerst [hit]zig ist, und beide Theile öfters und anhaltend kikern. Er wird [ba]ld nacheinander 2—3 mal ausgeübt. Das Weibchen ist viel genüg[sa]mer als das Männchen, es kreischt, wenn dieses gar zu begehrlich [wir]d, es beißt den Zudringlichen und zwar tüchtig. Ich selbst, auf [ein]em Weidenbaume lauernd, resp. ansitzend, war nicht nur Augen[zeu]ge dieser bißigen Abweisung, sondern habe auch am Männchen, das [ich] im Augenblicke schoß, als es dem ins Wasser fallenden Weibchen [folg]en wollte, 2 sehr bedeutende Bißwunden an der Kehle und am [Ha]lse gefunden.

Daß 2 oder mehrere Männchen bei einem und demselben Weibchen [zur] Ranzzeit sich einfinden, daß sie um dessen Besitz kämpfen, kommt, [wi]e die aufmerksamsten Jäger versichern, bei uns nicht vor, jedoch [mö]chte dieses wohl da, wo sie in großer Menge vorhanden sind, z. B.

in Nordamerika, der Fall sein, da es noch nicht erwiesen ist, daß di
Flußotter in Monogamie lebt.

Junge bringen. — Deren erste Erziehung.

Hätte nicht das Flußotterweibchen, wie auch das Männ-
chen, die Gewohnheit, ihren Raub außerhalb der Wohnung zu fresse
und in deren Nähe sich zu lösen, so möchte es schwer seyn, die Höh-
lung zu finden, wo es das Wochenbett hält. Kommt die Zeit de
Jungenbringens heran, so wählt das Weibchen hiezu entweder eine
seiner Lager, das sich an einem möglichst abgeschlossenen, stillen, schwer
zugänglichen Orte befindet, oder es benützt eine tief und weit unter-
höhlte, dicht mit Weidengestrippe oder Erlenstockloden bewachsene Ufer-
stelle, die im geräumigen Umfange bebuscht ist, um da durch de
Ausstieg, im Falle der Noth, für sich und die Jungen einen rech
verbergenden Versteck zu haben, wenn sie gehindert ist, durch den Ein-
stieg ins Wasser zu fliehen. —

In solcher Verborgenheit bringt das Weibchen, nachdem es 9 W-
chen dick gegangen, 2–3–4 Junge, die 9—12 Tage blind sind, zu
Welt. —

Wer junge Flußotter zur Zeit beobachtet, wo sie anfange
mit der Mutter ins Freie zu kommen, um sich da zu sonnen, u
auf die Rückkehr der zum Fischen ausgegangenen Mutter zu warten
der schwankt zwischen Lachen und Aerger über die unbeschreibliche T
pelhaftigkeit und Unbehülflichkeit, die sie in gleichsam tappendem U
herwanken und in ihren plumpen Spielen zeigen. Doch fehlt es ihn
nicht an Instinkt, für ihre Sicherheit zu sorgen; denn sobald sie e
verdächtiges Geräusch vernehmen, oder etwas Unheimliches gewa
ren oder wittern, so eilen sie nach Leibeskräften dem Geschlei
ihres Lagers zu, jedoch zeigt sich auch in dieser Eile ihr linkisches u
schwerfälliges Benehmen.

Nach einigen Wochen, wo sie abgesäugt, die schwarze Haarfar
gegen einen kastanienbraunen Balg vertauscht und sich im Fisch
bereits versucht hat, ist die junge Flußotter nicht mehr als d
früher so häßlich gestaltete, so unbeschreiblich unbeholfene Bestie zu e
kennen, und sie entwickelt von Tag zu Tag immer mehr List und V
schlagenheit, bei vorkommenden Fällen mit Muth gepaart, welche
zum würdigen Sprößling so würdiger Eltern stempeln. In der Reg
behält die Mutter die Jungen ein Jahr bei sich, nachdem sie selbe
Schwimmen und Fischen gehörig unterrichtet hat.

Auswechseln.

Hierüber ist das geeignete bei Aufenthalt und bei Fisch
gesagt.

Pfeifen. — Kickern. — Klagen. — Kreischen.

Die Flußotter pfeift, wenn sie schwimmt, von Zeit zu Z
und wenn sie fischt. Dieses Pfeifen, ein ausgehaltener, hoch u
hell pfeifender Ton, ist ein periodisches Ausstoßen des Athems, da

tief unter dem Wasser schwimmt, daß nur die Nase hervorsteht, wo=
ch zu beiden Seiten der Schwimmenden zwei lange Furchen sich
den. — In recht stillen Nächten hört der ansitzende Jäger dieses
ifen schon aus weiter Ferne her, und es ist für ihn ein freudiges
chen der Annäherung des Gegenstandes, seiner so oft getäuschten
hnsucht und so oft auf die Probe gesetzten Geduld. Daß zur Ranz=
it Männchen und Weibchen in tiefer Nacht ein Pfeifen, und zwar
rasch sich folgenden Wiederholungen vernehmen lassen, haben wir be=
s bei: Ranzen gesagt und bemerken nur noch, daß wenn zur Ranz=
t das eine des Paares erlegt wird, das Uebriggebliebene nicht nur in
Nacht, sondern auch in der Morgen= und Abenddämmerung pfeift,
bei anhaltender und gellender als sonst, um das Verlangen nach ei=
m Gegentheil in all seiner Stärke und recht weit hin kundbar zu
chen.

Das Kickern hört man am häufigsten von gezähmten Fluß=
tern, wenn sie sich nach reichlichem Fraße an einer sonnigen Stelle
ederthun, und da mit sich selbst scherzen, oder wenn man sie am
lse kitzelt. — Dieses Kickern ist ein, dem leisen Kichern junger Leute
nlicher Laut und drückt bei der Flußotter ein Gefühl der Freude,
s Wohlbehagens aus.

Die auf dem Lande so angeschossene Flußotter, daß sie, des
ähmten Hintertheiles wegen, nicht mehr fort kann, klagt so heftig,
ß es zum förmlichen Kreischen wird, welches in seinem Laute
r nicht zu beschreiben und nur von der Flußotter zu hören ist, wenn
r Zorn und ihre Bosheit den höchsten Grad erreicht haben.

Spur.

Die reine Spur zeigt uns sehr deutlich die Schwimmhaut
ischen den sämmtlichen Zehen der 4 Branten, die ziemlich dicht ne=
neinander befindliche Stellung von immer 2 Tritten, und daß einer
eser Tritte immer etwas weiter rückwärts als der andere steht. —
verkennbar ist im weichen Schnee, im feuchten Flußsand, im Schlamme
r furchenartige, von Zeit zu Zeit etwas unterbrochene Ausstrich, der
t immer auf der linken Seite nachschleifenden Ruthe.

Jungen Jägern möchte es wohl leicht begegnen, auf den ersten
nblick eine Flußotterspur für eine Dachsspur anzusprechen; doch dür=
n sie selbe nur etwas genauer betrachten, so finden sie in der reinen
pur den Abdruck der oben erwähnten Schwimmhaut, welche dem
achse mangelt, und erkennen kaum die Ballenabdrücke, welche beim
achs sehr bemerkbar und viel stärker sind als bei der Flußotter, die
brigens allein Haarwild, den Dachs ausgenommen, an Flüchtig=
eit weit nachsteht, welches von ihrem Körperbaue herrührt.

Zähmbarkeit.

Wer Gelegenheit hat, eine ganz junge Flußotter lebendig
u bekommen, der wolle sich der in der Folge lohnreichen Mühe widmen,
e sorgfältig aufzuziehen und zum Fischfangen abzurichten. Als Haus=

gefährte wird sie ihm durch ihre Fähigkeit, allerlei Kunststücke zu e
lernen, manches Vergnügen, als Fischer manchen Vortheil gewähre

Die Hauptregel der Zähmung und beim Unterricht im Fischfangen i

1. die Flußotter anfangs mit Milch und Semmel zu füttern, dan
an die gewöhnliche Hausmannskost, wie sie auf den Tisch kommt, zu g
wöhnen, besonders an Gemüse und Milchspeisen, jedoch diese nicht
heiß, vielmehr lauwarm ihr vorzusetzen;

2. Blut, rohes Fleisch, rohe Fische oder deren Eingeweide würd
die Raubgierde einer auch schon gänzlich gezähmten, an gekochte Sp
sen gewohnten Flußotter so sehr erregen, daß sie nur nach lebendig
Fischen trachten und jede andere Nahrung, wenigstens für längere Ze
verschmähen würde. Der Revierförster Senger zu Berghausen bei Ma
burg hatte eine Flußotter, die nicht zahmer seyn konnte. Während sein
mehrtägigen Abwesenheit wurde sie von der unverständigen Köchin m
Karpfen gefüttert, die im Fischbehälter abgestanden waren. Von die
Stunde an verschmähte Sußchen, so hieß dieses gar liebe Thierchen, al
Gekochte; durch List wußte sie sich aus dem Speisegewölbe rohes Flei
zu verschaffen: hieran verhindert tödtete sie einige Hühner, Enten u
Tauben, ohne jedoch mehr davon zu verzehren, als ihnen die Kö
abzubeißen und das Blut auszusaugen. Plötzlich war sie verschwund
Bald fand man die Spuren ihres Daseyns und ihrer Räubereien
dem nahe gelegenen Pfarrweiher, den seit undenklichen Zeiten kei
Flußotter mehr angenommen hatte. Im nächsten Winter erschoß
der Sohn des Revierförsters auf dem Anstande an einem, fast nie
frierenden, in diesen Weiher sich ergießendes Bächlein. Während
wenigen, ganz im Freien und im Stande der Wildheit zugebrach
Monate war sie so stark geworden, daß kein Mensch das kleine, schla
Sußchen in ihr erkannt hätte, würde sie nicht eine auffallende Con
sance am linken Blatte gehabt haben, wodurch sie sich äußerst ken
lich machte.

3. Kommt die Zeit der Abrichtung zum Fischfangen, so lasse m
sie einige Tage Hunger leiden, und werfe ihr dann einen siede
heißgekochten Fisch vor. Mit Begierde wird sie ihn aufnehmen, a
mit einem schmerzlichen Gekreisch und einer Art von Pfuchzen
Sprudeln den brühheißen Bissen von sich schleudern. Dieses aprob
Mittel, die Flußotter vom Fischfreßen abzuschrecken, einige Mal wied
holt, und der Zweck ist erreicht.

4. Die sehr gelehrige Flußotter wird bald im Apporti
unterrichtet seyn. Man fängt die Apportir-Dressur gewöhnlich da
an, daß man sie lehrt, einen in Gestalt eine Fisches mit Wolle a
gestopften Lederbalg in das Maul nehmen und auf Commando fa
zu lassen. Nicht gleich anfangs, sondern erst, sobald sie den vorgewo
nen Gegenstand aufnimmt und auf ein gewisses Wort wieder fa
läßt, lehre man sie Fische, zuerst todte dann lebendige apportir
erstere auf dem Lande, letztere aus einem nicht zu tiefen Bassin,
dessen Ermanglung aus einem Fischbehälter, aus einem Rohrbrun

aften, einer Braubottig, einem weiten, ziemlich tiefen Kübel; es rsteht sich ohnehin, daß beide letztere mit Wasser gefüllt seyen.

5. Gleich das erste Mal, wenn die Flußotter, von ihrem Naturel ngerißen, einen zum Apportiren vorgeworfenen Fisch oder Krebs auf- freßen, versuchen würde, sollte sie durch das Nr. 3 angegebene Ab- reckungs-Mittel nicht gewarnt genug seyn, strafe man sie tüchtig ab.

6. Sowohl vor jeder Apportir-Lection, als auch vor der Benützung Flußotter zum Fischfangen selbst, lasse man sie recht hungrig werden, ie ihr dann einen reichlichen, sie vollkommen erfüllenden Fraß d schreite nun gleich zum Unterricht, oder, ist sie im Apportiren s dem Wasser schon ferm, gleich zum Fischen selbst; durch vorher- gangene tüchtige Erfüllung wird sie um so mehr von der Lust ab- halten, die gefangenen Fische zu fressen.

In den ältern Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissen- aften aus der Naturlehre ist eine Anleitung zur: Abrichtung r Flußotter zum Fischfang enthalten, folgenden Inhaltes:

In Strömen und Bächen, wo der Fischotter haußt, befinden h gewöhnlich große Steine und Baumwurzeln, dicht über dem Bach bogene Stämme, so wie die Ufer meistens sehr viele Höhlungen haben. iese Steine dienen dem Otter gewöhnlich dazu, seine Losung darauf zulegen, wodurch dann sein Bau verrathen wird.

Will man nun den Fischotter lebend fangen, so verfährt man hie- i auf folgende Weise. Man läßt sich ein Fangeisen, wie die gewöhn- hen, machen, aber zwey bis dreymal größer. Wenn es gespannt ist, festigt man an jedem Halbkreis einen Beutel, der aus kleinen Ketten macht ist, wie ein Panzerhemd. Wenn ein solches Fangeisen zusam- enschlägt, wird es völlig kugelrund; man muß es sehr rein und blank lten, und so oft man es aufsetzet, mit Eingeweide von Fischen wohl streichen.

Man setzet das Fangeisen auf einen Stein, der etwas spitzig und cht höher überm Wasser ist, als daß das Wasser die Kettenbeutel be- cken kann, die sich unter dem Fangeisen befinden. An die Platte im angeisen bindet man ein Fischohr und streuet etwas Fischköpfe und ingeweide um die Platte herum. Sobald der Otter den angebundenen isch nimmt, schlägt das Fangeisen zusammen und der Otter sitzt da- nnen, wie in einem Bauer, ganz unbeschädigt. Aber dieses läßt sich ur mit alten Ottern bewerkstelligen. Die Jungen müßen von Wasserhun- n, welche dazu abgerichtet sind, aufgesucht werden, die über löcherichte fer, Steine und Wurzeln gehen und bellen, wenn sich ein Otter da- innen verborgen hält. Sollte sich bei solchen Umständen ein alter Otter arinnen finden, so geht er gleich heraus, und da ist keine andere Art, hn zu fangen, als daß man ihn schießt oder sticht, aber die jungen tter gehen ohne den größten Zwang nicht aus ihren Löchern. Wenn an also findet, daß ein Otter zurückbleibt, so ist es gewiß ein junger, s mögen nun zwey Ottern beisammen, oder einer in einem Baue nahe ei dem andern, sein. Nun sucht man den Ausgang, setzt einen Fisch-

hammen vor den Bau und beunruhigt den Otter darinnen mit ein[illegible] eisernen Stange, oder mit einem spitzigen Handspieße, daß er hervorkom[illegible] men muß.

Man soll keinen jungen Otter eher fangen, als nach Michaeli[illegible] denn sonst sind sie zu zart, weil sie sehr langsam wachsen. Wenn m[illegible] einen solchen jungen Otter lebend fängt, so verwahret man ihn sogle[illegible] und giebt ihm einige Tage Fische zu fressen und Wasser zu saufe[illegible] nachgehends vermengt man das Wasser immer mehr und mehr m[illegible] Milch, Brühe, Kohl oder Erbsen. Sobald er sich gefallen läßt, die[illegible] unvermengt zu fressen, so muß er selten Fische bekommen, sondern sc[illegible] ihrer Brod, das zu seinem Futter genug ist. Endlich muß er niema[illegible] ganze Fische oder Eingeweide, sondern nur die Köpfe davon bekomm[illegible] Weil er auf diese Art verwahret ist, welches in einem Zimmer geschehe[illegible] muß, wo sich beständig Leute befinden, so muß man ihn so zahm a[illegible] möglich zu machen suchen, welches sich auch in kurzer Zeit bewerkste[illegible] gen läßt.

Man mache sich nachgehends eine Maschine von Stroh mit Se[illegible] garn überbunden oder mit Leder bekleidet, ½ Viertheil lang und so di[illegible] daß der Otter den Rachen darüber aufsperren kann, an jedes Ende se[illegible] man zwey Zapfen kreuzweise, ein Viertheil lang. Nachgehends nim[illegible] man einen dünnen Strick, an den man 4 oder 5 Kugeln, so groß [illegible] Nüße macht, an jeder Kugel sind 4 Zacken gleich gegeneinander. Die[illegible] Strick legt man dem Otter um den Hals und bindet ihn in sein[illegible] Nacken an, an diesen Knoten wird ein anderes kleines Stückchen, [illegible] paar Ellen lang, gebunden. Nachdem dieses solchergestalt vorgerich[illegible] ist, muß man ihn anfangs leiten, daß er willig nachgeht, alsdann [illegible] Wort erwählen, z. B. Hieher! und so oft man dieses Wort sagt, [illegible] an dem Stricke ziehen, so, daß er schnell kommt und gehorsam wi[illegible] Alsdann nimmt man den Otter vor, stecket eine Hand in den St[illegible] im Nacken und windet, bis der Otter den Rachen aufsperrt, seb[illegible] dieses geschieht, gibt man ihm die vorerwähnte Maschine hinein, w[illegible] man allemal einerlei ausruft: Greif zu! So oft er es gehen l[illegible] muß man winden, bis er es endlich festhält; sobald er es festhält, [illegible] man den Strick winden, bis er gehen läßt, und ihm zurufen: [illegible] geben! so fährt man fort, bis der Otter auf den ersten Zuruf nim[illegible] und gehen läßt.

Hierauf legt man das strohene Werkzeug auf den Fußboden, [illegible] sich kein Sand finden muß, man zieht auf die vorerwähnte Art [illegible] Stricke, beuget den Kopf des Otters nieder, zieht den Otter mit [illegible] einen Hand zur Maschine, und hält die Maschine mit der and[illegible] anfangs zieht man sie dem Otter weg, endlich aber bringt man s[illegible] ihm, und hilft ihm, daß er solche bei dem Ausrufe: Greif [illegible] fest halte.

So fährt man fort, bis er nur auf ein kleines Rücken des la[illegible] Strickes die Maschine aufnimmt, da man dann erst ruft: Hie[illegible] und ihn so gelinde zu sich zieht, nachgehends mit dem Ausrufe: [illegible]

geben! von ihm nimmt. Wenn man solches einige Tage bewerkstelli-
get hat, und er bald nach der Maschine geht, wenn man solche wirft,
so kann man ein Schnupftuch oder einen Handschuh werfen. Endlich,
wenn er zu allem willig ist, ohne daß man ihn ziehen oder klemmen
darf, so wirft man ihm etwas vor, das er gerne frißt, er muß aber
mit dem Stricke gezwungen werden, solches wieder zu bringen, welches
nicht schwer ist, weil man auf diese Art alle Geschöpfe, wenigstens die
sonst mit sich handthieren lassen, gewöhnen kann, etwas zu bringen.
Nachdem er Alles wiederbringt, was er tragen kann, und wornach er
geschickt wird, so nimmt man ihn an ein helles und nicht allzutiefes
Wasser und hat einige kleine todte und einige ziemlich große lebendige
Fische bei sich, man wirft erst die todten hinein, die er ohne allen Zweifel
ganz willig aufnehmen wird, sobald er aber solche bekommt, muß man
ihn anhalten, daß er selbige sogleich von sich giebt; endlich läßt man
die lebendigen ins Wasser, die er auch ohne Schwierigkeit fest hält,
und sobald er solche heraufbringt, giebt man ihm sogleich den Kopf.

Man ist hiemit so weit gekommen, daß ein Mann, der in Schone
[...] Christiansstadtlehn, in der nördlichen Herrschaft, dem Kirchspiele
[...]sterben wohnet, Namens Bengt-Nilsson, in Forsmöllar, täglich von
[...]em dergestalt abgerichteten Otter, soviele Fische bekommen hat, daß
[...] damit seine ganze Haushaltung unterhalten hat.

Da nun diese Thiere sonst die Fische verzehren, so scheint es sehr
[...]lich, daß sie durch Fischen den Menschen Nahrung bringen können,
[...] über dieses von dem Schaden abgehalten werden, den sie sonst den
[...]chern thun, indem sie die Netze bei den Fischereien zerreißen. Ein
[...]er und ein junger Otter lassen sich beide nicht auf einerlei Art ab-
[...]en, der Nutzen ist aber ungleich, denn sobald ein alter Otter zur
[...]zeit fortkömmt, so ist es ungewiß, ob nicht die Gewohnheit von
[...] Natur wird überwogen werden. Wenn aber ein junger Otter auf
[...] Art erzogen wird, und 1 Jahr lang vom Wasser ist abgehalten
[...]en, so wird seine Natur stärker verändert, weil im entgegengesetzten
[...] ein beständiger Aufenthalt im Wasser, die Natur des Otters
[...] und ihre Hitze vermehrt.

Endlich kann man mit einem solchen gezähmten Otter auch Alles
[...] sich in der Nachbarschaft findet, fangen und ausrotten, welches
erwähnter Bengt-Nilsson mit dem seinigen versucht hat. Bei sei-
[...] Gute befand sich eine Mühle, bei der Mühle auf beiden Seiten
[...] hohe Wand, so, daß der Otter nicht in den Mühldamm selbst hin-
[...]kommen konnte, dieserwegen ließ er in das eine Schutzbrett, nahe
[...] Wasser, einen kleinen Deckel machen, durch den er den Otter ver-
[...]denemal ließ, und als der Otter da durchzugehen gewohnt war,
[...] es dergestalt eingerichtet, daß er, sobald er daran rührte, leicht
[...]auf, aber nicht zurückgehen konnte; unter diesem Deckel war eine
[...] Fallkiste gemacht, darein dann viele wilde Otter der zahmen folgten
[...] also gefangen wurden.

Herr von **Wildungen** erwähnt in seinem Neujahrsgeschenk für

Forst= und Jagdliebhaber auf das Jahr 1798 eines zahmen Fis
otters, den er selbst besitzt, „der meinige, sagt er S. 48, dessen
oben erwähnte, ist nun 3 Monate alt. Er folgt jedem, der ihn
sich lockt, scherzt und spielt, wie ein junges Kätzchen, ohne die minde
Falschheit zu verrathen, trollt possierlich Trepp auf Trepp ab, wech
aus einem Zimmer ins andere, und lebt mit meinen Hunden so ein
als ob sie seines Gleichen wären. Wenn man ihm schmeichelt, legt
sich flugs auf den Rücken, und kekert ganz fein, wie ein junger Vog
Nur dann, wenn man ihm seinen Fraß nehmen, oder irgend ein G
sich zu Gast bitten will, beißt er mit ganz eignen Tönen des Unwill
um sich, und eilt mit seiner Beute in den nächsten Winkel. Hoffe
lich wird meine Bemühung, diesen ungewöhnlichen Hausgast noch m
zu humanisiren, nicht mißlingen, und vielleicht glückt mir dieses
eben dem Grade, wie jenem polnischen Edelmann der nach Göze
Erzählung, den seinigen so trefflich dressirt hatte, daß er alle seine F
seligkeiten bewachte, sich auf ein gegebenes Zeichen ins Wasser stür
und Fische für die Küche herausholte, auch mit den Hunden auf
Jagd auszog und die geschossenen wilden Enten apportiren half.

„Vielleicht ist es manchem Waidmann nicht unangenehm,
Dietrich aus dem Winkell, einiges über eine gezähmte Fi
otter zu lesen, welche unter der Pflege eines in Diensten meiner Fam
gestandenen Gärtners aufwuchs, und meinen Brüdern und mir
viel Vergnügen machte."

Noch ehe sie halbwüchsig wurde, befand sie sich nirgends som
als in menschlicher Gesellschaft. Waren wir im Garten, so kam s
uns, kletterte auf den Schoos, verbarg sich vorzüglich gern an
Brust des einen oder des andern von uns, und guckte nur mit
Köpfchen aus dem zugeknopften Oberrocke. Als sie mehr herangew
reichte ein einziges Mal Pfeifen nach Art der Otter, verbunden
dem Ruf, des ihm beigelegten Namens, hin, sie sogar aus dem
der einen Theil des Gartens umgab und in welchem sie sich gern
Schwimmen vergnügte, heraus, und zu uns zu locken. Bei sehr g
ger Anweisung hatte sie apportiren, aufwarten, und nächstdem die K
sich 5—6 mal Kopfüber zu kollern, gelernt, und übte dieß alles
willig und zu unserer Freude aus.

Beging sie, was wohl zuweilen geschah, eine Ungezogenheit, so
es für sie die härteste Strafe, wenn sie mit Wasser stark besprengt
begossen ward, wenigstens fruchtete dieß mehr, als Schläge. Bei
Züchtigung hörte man den in §. 3. erwähnten klagenden oder w
ligen Laut.

Ich erinnere mich nicht, daß der Pächter des Fischreichen
über erlittenen Schaden geklagt hätte, der ihm durch diesen sonst
gemachten Fischfeind erwachsen wäre, auch habe ich sie nie einen
fangen oder verfolgen gesehen. Wahrscheinlich kam dieß daher,
das Thier nie etwas von Fischen zu fressen bekommen hatte."

„Ihr liebster Spielkamrad war ein ziemlich starker Dachshund. [So]bald dieser im Garten sich nur blicken ließ, war auch gewiß gleich [die] Otter da, setzte, solange sie jung war, sich ihm auf den Rücken, [un]d ritt gleichsam auf ihm spatzieren. Gedultig gab sich der Hund zu [alle]n Allen her. Zu andern Zeiten zerrten sie sich beide spielend herum, [ba]ld lag dabei der Dachshund oben, bald die Otter. War diese recht [be]i Laune, so keckerte sie dabei in einem weg."

„Gieng man mit dem Hunde in ziemlicher Ferne vorüber, und schien [er] nicht Willens seinen Freund zu besuchen, so lud diese durch wieder[ho]ltes Pfeifen ihn ein. Jener folgte, wenn es der Herr erlaubte, [au]genblicklich dem Rufe."

„Ein eigennütziger, boshafter Mensch brachte das Thierchen, als [es] ein und ein halbes Jahr alt war, ums Leben."

Der bekannte englische Naturhistoriker, Dr. Goldsmith versi[che]rt: eine Flußotter gesehen zu haben, die auf Befehl ihres Herrn in [ein]en Teich ging, Fische in einen Winkel trieb, den größten darunter [he]rauslas, ihn zwischen die Zähne nahm und seinem Herrn brachte.

Berwick erzählt als eine wohlbeglaubigte Thatsache, daß ein Revier[jä]ger unweit Worcester (in England) eine Flußotter besaß, die so zahm [wa]r, daß sie ihm auf Schritt und Tritt folgte. Eines Tages nahm [sie] sein Sohn auf den Fischfang mit, allein sie kehrte auf das gewohnte [Zei]chen nicht zurück und man hielt sie für verloren. Der Vater ließ [ke]in Mittel unversucht; seinen Liebling wieder zu bekommen. Nach [lä]ngerer Zeit und immer fruchtloser Bemühung rief er einst zufällig [a]n der Stelle, wo die Flußotter abhanden gekommen war, ihren Na[m]en. Plötzlich stieg sie aus dem Wasser, bezeugte große Freude, ihren [H]errn wieder zu sehen und verließ ihn nicht wieder.

Jacob Campbell, ein Landwirth bei Inverneß besaß eine junge [F]lußotter, die er aufgezogen und gezähmt hatte. Die Otter folgte ihm [al]lenthalben und eilte sogleich herbei, wenn er ihren Namen rief. Kam [ih]r ein Hund zu nahe, so suchte sie bei ihrem Herrn Schutz und be[st]rebte sich sogar, zu noch größerer Sicherheit, ihm in die Arme zu [sp]ringen. Er gebrauchte sie häufig zum Fischfang und das herrlich dres[si]rte Thier fing bisweilen an einem Tage 8—10 Lachse. Wurde sie [n]icht gehindert, so suchte sie den Fisch hinter den Floßfedern zunächst [d]es Schwanzes zu zerreißen; nahm man ihr aber die leckere Beute, [so] fuhr sie augenblicklich ins Wasser und setzte den Fang fort. War [d]ie Otter müde und wollte nicht länger fischen, so gab man ihr reich[l]ich zu fressen. Nach gehaltenem Fraße rollte sie sich zusammen und [s]chlief ein; in diesem Zustande wurde sie nach Hause getragen. Diese Otter fischte eben so eifrig im salzigen See- als in süßem Flußwasser.

Banieri schildert in seinem: Praesidium rusticum die Art, wie [m]an mit einer zahmen Flußotter Fische fangen kann. Paißonnier [h]ielt diese Sache für ein Mährchen; er verschaffte sich daher eine junge Flußotter, um einen Versuch damit zu machen, und zu seinem großen [E]rstaunen fand er, daß das Thier nach kurzem Unterrichte in den

Fluß fuhr, der etwa 200 Fuß von seinem Hause entfernt war und se
ten ohne einen lebendigen Fisch im Maule zurückkam. Auch zähm
er die Otter so, daß sie stets pünktlich in ihren Stall zurückkehrte, s
mochte auch noch so weit von ihm entfernt seyn.

In Indien bedient man sich ebenfalls der Flußotter zum Fischfang
und zwar häufiger als irgendwo, ja sie sind in manchen Gegenden d
beständigen Fischfang-Gehülfen der Einwohner. Dr. Herber, Bisch
von Calcutta, dem wir sehr viele interessante Nachrichten über Indi
verdanken, berichtet Nachstehendes: „Wir kamen auf unserer Fah
den Ganges hinab zu meiner Ueberraschung an einer Reihe n
nicht etwa weniger als neun bis zehn großen und schönen Flußotter
vorbei, deren jede ein Stroh-Halsband trug, welches durch eine lang
Leine an eine in das Ufer eingerammte Bambusstange befestigt wa
Einige schwammen so weit, als es ihre Leine erlaubte, im Kreise um
her, oder lagen halb im, halb außer dem Wasser: andere wälzten s
im Sonnenschein auf dem sandigen Ufer, wobei sie gellende pfeifen
Laute hören ließen, als ob sie spielten."

„Es wurde mir gesagt, daß jeder Fischer in dieser Gegend ei
oder mehrere Flußotter halte, die fast so zahm wie Hunde und zu
Fischfang höchst brauchbar seyen; sie treiben bisweilen ganze Zü
Fische in die Netze und kommen häufig mit großen Fischen zwisch
den Zähnen ans Land. Der Anblick gewährte mir viel Vergnüg
und Unterhaltung. Es ist bisweilen mein Gedanke gewesen, daß
armen Geschöpfe, die wir zu Tode hetzen, blos um unserer wilden L
zu genügen, durch zweckmäßigen Unterricht uns vielfältig
Nutzen und manche höchst angenehme Unterhaltung gewähren könnte
Der rohe Hindu zeigt hier mehr Geschmack, und gesunde Vernun
als die Mehrzahl des englischen Adels, der zum Zeitvertreib Flußot
und Füchse hetzt."

Sehr auffallend ist, daß die ältern Naturforscher, und selbst Bu
fon behaupteten: die Flußotter lasse sich nicht zähmen und zu gewi
Verrichtungen abrichten. Die Erfahrung hat uns das Ungegründ
dieser Behauptung kennen gelehrt, aber eben so auch, daß die A
ziehung und Zähmung der Flußotter eine große Geduld u
Bemühung in Anspruch nimmt, und daß ihre Abrichtung zum Fi
fang eine besondere, durch viele und verschiedenartige Versuche result
Geschicklichkeit des Dressirenden erfordere.

Nutzen. — Schaden.

Darüber werden sich Jäger und Fischer nie vereinen, denn je
wünschte sich ein Dutzend Flüße, Teiche, Bäche, und an jedem
zahlreiche Flußotter-Colonie, dagegen schließt der Fischer
Flußotter in seine Morgen- und Abendandacht ein, mit der i
brünstigen Bitte: „Herr! erlöse mich von diesem Uebel!"

Würde sich die Flußotter mit so vielen Fischen begnügen,
sie zu ihrer Ernährung braucht, so möchte es angehen, aber sie ist

Wasser noch verderblicher, als der Wolf, der Luchs, die Wildkatze auf dem Lande sind. Bis zum Zerplatzen erfüllt, fischt sie noch so lange fort, als ihre Kräfte es erlauben, aber nicht, um sich für andere Mahlzeiten Vorräthe zu beseitigen, sondern aus wirklich schauderhafter Raub- und Mordlust. Sie trägt die Fische ans Land, läßt sie da verfaulen, und verursacht dadurch den größten Schaden, daß sie immer wieder nach frischem Raub ausgeht.

Wir trauern mit dem Fischer und freuen uns mit dem Jäger, dem die Flußotter ein gutes Schuß- und Fanggeld,*) einen theuren Balg (dessen Haare der Hutmacher gleich jenen vom Castor benützt, während der Maler und Vergolder aus Ruthenhaaren gefertigte Pinsel gut bezahlt), und wenn die Zubereitung von kochkunstfertiger Hand geschieht, ein delikates Gericht gibt, welches die Karthäuser-Mönche, immerwährend zum Genuße von Fastenspeisen verurtheilt, aufs allerschmackhafteste zubereiteten, da die Flußotter (m. s. Biber) zu den Fastenspeisen katholischer Glaubensgenossen gerechnet wird. In frühern Zeiten, wo es in Bayern noch viele Klöster, daher viele sibaritische Fasttage gab, wurde die Flußotter bekanntlich eine Fastenspeise, an die Mönche und Nonnen inständig verkauft und von selben das Pfund mit 1 fl. 30 kr. bezahlt.

Der Otterbalg, bekanntlich der kostbarste unserer innländischen Bälge, ist das ganze Jahr hindurch brauchbar, doch im Winter noch schöner, besonders in sehr strengem, als zu anderer Zeit.

Die Rauchhändler trachten sehr nach den aus Nordamerika zu uns kommenden Bälgen, Spiegel-Otter genannt, nach diesen zahlen sie am theuersten die Bälge der, an kleinen Flüssen lebenden Flußotter, welche, wie die Kirschner behaupten, um die Hälfte mehr Werth haben, als die Bälge der, an großen Strömen wohnenden Flußotter.

Besondere Eigenheiten.

Wird die Flußotter beim Fischen, oder sonst im Wasser tödtlich angeschweißt oder gleich todt geschossen, so geht sie auf dem Anschuß wie ein Stück Blei in ganz senkrechter Richtung unter.

Wenn die Flußotter in ganz gesundem Zustande aussteigt, so ist die Behaarung im Mond- oder Sonnenlicht glänzend wie Silber und so trocken, als wäre die Otter viele Stunden in der Sonnenhitze gelegen; aber angeschweißt oder todt aus dem Wasser gebracht, trieft sie davon.

---

*) In vielen Jagdrevieren des Königreichs Bayern werden für die Flußotter 4—5 fl. Schuß- und Fanggeld bezahlt; in andern herrscht die Sitte, daß der Jäger, der eine Flußotter schießt oder fangt, von dem Fischer, in dessen Fischwasser dieses geschehen ist, einen vollen Tag mit Schmaus, Bier und Branntwein reichlich tractirt wird.

Die Flußotter hat einen so dichtfesten und so starken Balg, daß auch der kräftigste Hund mit dem allerschärfsten Gebiß kein Loch in selben zu beißen vermag. Beim meisten Haarwild begegnen sich die Haare auf dem Rücken, an den Läufen oder Branten etc. in ihrer Richtung mit den Spitzen und bilden Näthe. Die Flußotter hat keine Näthe an ihrem Balge, dagegen sind die Haare mehr electrisch, als die der Wildkatze. „Diese Bemerkung, sagt Dietrich a. d. W. mag wohl manchen Jäger und Schriftsteller verleitet haben, das nächtliche Leuchten der Flußotter im Wasser, (welches dann wohl sichtbar seyn muß, wenn der Glanz des Vollmondes den des Haares erhöht) für elektrischen Schein zu halten und anszugeben."

Ein einziger Biß der Flußotter zermalmt auch dem starkknochigen Hund das Bein, wo sie ihn gefaßt: öfters aber schließen sich nach solch einem Biße, die Kinnladen so krampfhaft fest, daß, so lange die Otter noch Leben in sich hat, das verfangene Gebiß nicht anders aufgebrochen werden kann, als durch dessen Zerbrechen mittels einer eingezwängten Eisenstange.

Wir haben bereits gesagt, daß die Flußotter über alle Maßen scheu ist. Aber über diese Scheue siegt heldenmüthig die Mutterliebe, denn zur Zeit, wo sie die Jungen noch bei sich hat, hält sie, wenn Hunde sich ihrem Lager nahen, dessen Einfahrt so lange besetzt und beißt so lange auf die Hunde und selbst auf Menschen los, bis ihre Jungen sich ins Wasser gerettet haben, denen sie dann mit einer Gewandtheit und Schnelle nachfährt, welche man ihrem plumpen Körper nicht zutrauen sollte.

Die Flußotter löset sich nie im Wasser, denn ihre Losung, sehr leicht erkennbar an Fischgräten, Krebsschaalen, ist von sehr heftigen, häßlichen Thrangeruch, und dieser würde die Fische weit und breit verscheuen; sondern immer am Lande, vorzüglich gerne auf kleinen Inseln, Sandstellen, Steinhaufen.

Die Flußotter liebt den Geruch von Moschus und Zibeth so sehr, daß wenn man eine kleine Quantität von einer dieser Substanzen mit etwas sehr feinem Flußsand vermengt, auf einen Platz streuet, wo man in der Folge ein Eisen legen will, sie sich da unter beständigem Kickern lange wälzt und diesen Platz öfters annimmt; ein Wink für Jäger zum Fang.

Wie einige Schriftsteller, und auch Reisende behaupten, sollen die Nordamerikanischen Flußotter alle auf ihren Wanderungen nach Raub ihnen vorkommende Biber mit heftiger Wuth begehren, denen sie aber gewöhnlich unterliegen.

Kümmern. — Eingehen. — Verenden.

Die Flußotter wird 12—16 Jahre alt, man kennt keine Krankheit, an der sie kümmert und eingeht, hat keine Feinde, als den Jäger, den Fischer und deren Hunde, von denen sie aber manchen zu Schanden beißt und verendet schnell an einem quer über die Nase ge-

hrten Streich, muß aber an einem Hauptteffen angeschossen
n, wenn sie im Feuer stürzen soll.

„Jeder Jäger, der Gelegenheit hat, sich mit dem Flußotter-
nge zu beschäftigen, wird gewahr werden, daß die Flußotter, bei
:em sonst so zähen Leben, im Wasser (selbst wenn es so seicht
:, daß das Thier davon kaum bedeckt wird, leicht und
ld verendet, in so fern sie auch nur mit einer Zehe
ı Eisen hängt. Man hat deßhalb hin und wieder die Vermu-
ng geäussert; die Flußotter ersäufe sich, nach einigen fruchtlosen
rsuchen zu entkommen, aus Wuth. Dies mag nun wohl der Fall
ht seyn, sondern ich erkläre mir die Sache so. Sobald die
ußotter sich gefangen sieht, fährt sie mit größtmöglichster Gewalt
s Wasser und thut noch einige heftige Rucker an dem am Ufer mit
er Leine befestigten Eisen. Bei dieser Anstrengung erfolgt um so
:r Erstickung, vermöge des öfter nöthig und zugleich beschwerlicher
rbenden Athmens unterm Wasser. Im seichtern Wasser kommt die
lußotter vielleicht, bei den wiederholten Versuchen, sich mit Ge-
ilt loszureißen, auf den Rücken zu liegen, wird aber durch die Schwere
s Eisens verhindert, sich umzuwenden; unter diesen Umständen kann
dann nicht wieder fehlen, daß, aus gleichen Gründen wie vorher,
bald verenden muß." Dietr. a. d. Winkell.

Büffon behauptet: daß, wenn eine Flußotter, bei Verfol-
ıng eines Fisches mit ihm in eine Fischreuse geräth und stecken bleibt,
sich nicht mehr durch Zerbeißen der Reuse losmachen könne, weil
wenige Augenblicke nach dem Steckenbleiben erstickt.

Art. b. Sumpfotter — auch kleine Fischotter,
leine Otter, Krebsotter, Minx, Nörz, Otter-
arder, Steinhund, Wasserwiesel. Lutra minor.

Beide Geschlechter werden unter dem Namen; die Sumpfotter
ıfgeführt.

Männchen. — Gestalt.

Kopf, klein, mehr platt gedrückt als bei der Flußotter, flach be-
irnt, mit runden ziemlich dicht anliegenden, inwendig recht wolligen
auschern; kleinen, dunkelgelben, kurzen, etwas länglich geschnittenen,
echendblickenden Sehern; länglicher, hundsartiger, mit 5reihigen
Bartborsten besetzten Schnautze, etwas rauher nach innen etwas
arziger Zunge, mit äußerst scharfem Gebiße und dem Kopfe an
Dicke gleichem Halse. Körper 19—20 Zoll lang, 8—10 Zoll hoch,
pitz auslaufend, 10 — 12 Pfund inständig habend, an allen seinen Thei-
en übel riechend, in Folge der aus den Afterdrüsen dringenden, öli-
en, stinkenden Feuchtigkeit, mit breitem Stich, kurzen, breiten, an der
Sohle stark behaarten Branten, die vordern länger als die hintern,
die Zehen durch halbe, haarige Schwimmhaut verbunden und mit 9 —

10 Zoll langer, runder, und reichbehaarter, in eine Spitze auslaufen der Ruthe.

Farbe.

Auf dem Grunde gelbbraun, an den Spitzen der Haare schwar gefärbt, hat die Sumpfotter einen hellbraunen, zuweilen mit Wei melirten Kopf, das Kinn, wie auch der Rand und die Spitze de Schnautze ist weiß, die Lauscher schwarz, die Kehle grau, der übri ge Körper dunkelfarbiger als wie die Flußotter und die Ruth schwärzlich.

Weibchen.

Ist nur an den Geschlechtstheilen vom Männchen zu unterscheiden Es hat 8 Bauchzitzen.

Junge.

Anfangs häßlich, plump und unbeholfen, wie die der Flußotter dagegen schon nach 10—12 Monaten vollwüchsig und fortpflanzungsfähig

---

Die Sumpfotter nicht sehr fein vernehmend, übertrifft die Fluß otter an Schärfe des Gewahrens und Verwindens, komm ihr aber ganz gleich an Scheue, Bosheit, Gefräßigkeit und Verheerungs sucht.

Vaterland.

Eine etwas seltene Erscheinung in Deutschland, jedoch im Bra denburg'schen, an der Priegnitz (wo sie unter dem Namen Stei hund bekannt ist) bei der Stadt Lenzen; bei Göttingen an der Lei ein Standhaarwild, findet sich die Sumpfotter sehr häufig un verbreitet im nordöstlichen von Europa, vorzüglich in Polen, Fin land und Rußland, ebenso im nordöstlichen Asien, am häufigsten i den mittlern Provinzen von Nordamerika.

Merkwürdig ist, daß man in Sibirien keine Sumpfotter fin det, da sie doch in den Uralischen Gebirgen, welche Sibirien von Ru land trennen, häufig geschossen und gefangen wird. Es mag wohl vo dem gänzlichen Mangel an Fröschen und Krebsen herrühren, der i Sibirien herrscht.

Aufenthalt.

Aus diesem hat die Sumpfotter ihren Namen geschöpft, den sie lebt meistens an großen Sümpfen in morastigen buschigten Gege den, die von kleinen Flüßen durchströmt werden und Brüche mit Que len sind, die im Winter nicht zugefrieren; auch hält sie sich am A wasser der Flüße, an Kanälen, Abzugsgräben auf, und hat ihr La in Vertiefungen unter überhängenden Ufern, unter unterwaschenen Uf baumstämmen, auf den Kaugen sumpfiger Stellen, nimmt beim E gange, bei Ueberschwemmungen ihre Zuflucht auf schrägstehende Uf bäume, drückt sich in schönen Tagen auf dicht belodeten Erlenstöck oder Weidenstumpen und hat mehr Lager, und verändert häufiger Unfenthalt, als die Flußotter.

Fraß.

Fische gewöhnlich, Frösche, Wasserratten, Wasserkäfer, Wassermäuse im Nothfall, aber Krebse und Schildkröteneier als Leckerbissen.

Fischen.

Nach Aussage glaubwürdiger Augenzeugen benimmt sie sich dabei wie die Flußotter, raubt aber nie, wie Bechstein sagt, wildes und zahmes Geflügel, dem sie — nach seiner irrigen Angabe — das Blut aussaugt.

Ranzen. — Junge bringen.

Wäre ich je für längere Zeit in Gegenden gewesen, wo die Sumpfotter, wenn auch nicht als Standwild, doch als Wechselwild zu finden ist, so würde ich alles aufgeboten, würde keine Mühe gescheut haben, die Sumpfotter in ihrem Leben und Treiben, in ihrer Oekonomie so genau als möglich zu beobachten.

Wir finden die Sumpfotter an der Prieznitz, an der Leine, dort möchten doch wohl dem fleißigen Beobachter keine so großen Schwierigkeiten entgegentreten, daß er nicht im Stande sein sollte, aus dem Vorrathe seiner Forschungen und Erfahrungen uns über obige Gegenstände genügende Aufschlüsse zu geben, die man, wie Dietrich a. d. W. sagt, „von Jägern erwarten muß, die in Gegenden leben, wo diese Otter häufig gefunden wird." Leider wird dieses Erwarten noch ein sehr fernes Ziel sein, das doch so leicht und seit lange zu erreichen gewesen wäre.

Anzunehmen ist der Februar als die gewöhnliche Ranzzeit, aber auch, daß sich diese, wenn die Sumpfotter reichlichen Fraß hat, später erneuert, daß Dickgehen 9 Wochen dauert, daß die Sumpfotter an erhabenen trockenen Orten, in den Brüchen, unter Baumwurzeln, in Erdhöhlungen ꝛc. 3—5, aber nicht wie Einige sagen, 6—8, wahrscheinlich 9-10 Tage blind bleibende Junge bringt, und daß sie diese mit Muttermilch, mit Fraß ernährt, und im Fischen und Rauben unterrichtet, wie ihre Gattungsverwandte.

Auswechseln.

Die Sumpfotter ist in so ferne als eine Vagantin zu betrachten, da sie nie länger als einige Wochen den nämlichen Stand behauptet. In der Wahl ihres Aufenthaltes sehr veränderlich, wechselt sie oft im Jahre aus.

Stimme.

Sie soll mit der Flußotter bei nämlichen Veranlassungen das Pfeifen, Kickern, Klagen und Kreischen gemein haben.

Zähmbarkeit.

Hievon ist nichts bekannt.

Nutzen — Schaden.

Aus dem Fraße ersehen wir den Schaden, welchen die Sumpfotter verursacht, jedoch soll er lange nicht so bedeutend sein, als der, den die Teichbesitzer und Fischer der Flußotter verdanken, da die

Sumpfotter in ihrem Aufenthalte zu unstät und zu kurz verweilend ist, um, wie jene, ganze Teiche auszufischen, und Forellen- und Krebsbäche auf meilenweit zu entvölkern. — Sonderbar ist es, daß die deutschen Kürschner den wirklich sehr schönen und vortrefflichen Balg, sehr wenig achten, während er von den nordischen Rauchwaarenhändlern sehr gesucht und gut bezahlt wird; besonders hohen Preis hat er von den Sumpfottern, die an kleinen, in den Amur sich ergießenden Flüßen ihren Stand haben. Ein solcher Balg wird fast so werthvoll gehalten, als ein Zobelbalg, daher sehr theuer bezahlt.

In wiefern die Sumpfotter ein wohlschmeckendes Gericht gibt, mögen die Freunde von Fastenspeisen aus jenen Gegenden, wo die Sumpfotter in ihre Küche kommt, am besten urtheilen können. Die Angabe daß die Sumpfotter durch die Verfolgung von Wasserratten unter Brücken und auf den nahe am Ufer stationirten Schiffen sich sehr nützlich macht, könnte wohl als eine ungegründete verworfen werden, da die Sumpfotter fast nie an andern, als sehr kleinen, mithin nicht schiffbaren Flüßen hauset, und auch nur in der Regel in kleinen Flüßen, in Wald- und andern Bächen, in stehenden sumpfigen Wassern fischt und raubt.

Besondere Eigenheiten.

Die Sumpfotter dünstet einen sehr übeln Geruch aus; aber dieser wird zum unerträglichen Gestank, wenn sie sehr zornig ist.

Gleich dem Frettchen ist die Sumpfotter in unaufhörlicher Bewegung, alle Winkel und Löcher auszuspähen; in der Flüchtigkeit übertrifft sie die Flußotter und schwimmt und taucht so gut wie jene.

Sie schlüpft durch äußerst enge Oeffnungen.

Scheuer als die Flußotter, ist sie noch bißiger und kühner als diese, wenn sie ihre Jungen zu vertheidigen hat.

Der Cadaver einer Sumpfotter geht lange nicht in Verwesung über, und bleibt nach Pallas von den Insekten ganz unberührt.

Kümmern. — Eingehen. — Verenden.

Noch ist nicht bestimmt, wie alt die Sumpfotter wird, eben so wenig, an welchen Krankheiten sie kümmert oder eingeht.

Ihr Leben soll noch zäher, als das der Flußotter seyn; und nur ein Anschuß, der ihr den Kopf zerschmettert, oder die Herzkammer zerreißt, macht sie schnell verenden.

B. Nagethiere, Glires.

„Das Hauptkennzeichen dieser sehr natürlichen Ordnung von Säugthieren besteht in dem Bau und der Stellung der Vorderzähne. Alle haben nämlich nur zwey Schneidezähne im Ober- und im Unterkiefer, keine Eckzähne, sondern statt derselben einen leeren Raum, eine Zahnlücke und drey bis sechs Backenzähne.

Die obern Schneidezähne sind ziemlich lang, gleichlaufend, nach innen schief abgeschnitten und bilden eine scharfe, meiselartige Schneide zum Schaben der Rinden und zum Zernagen weicherer Körper; die untern laufen spitzig zu und haben eine pfriemenförmige Gestalt, weßhalb ihre Bisse leicht innerlich eiternde Wunden veranlassen, weil diese sich gleich schließen. Die Vorderseite der Nagezähne ist bei vielen mit sehr starkem Schmelz, oft von braungelber Farbe, überzogen. Sie wachsen, während sie sich oben abnutzen, von unten immer wieder nach, und zwar so stark, daß wenn der eine abbricht oder ausfällt, der andere zu einer unförmlichen Größe gelangt. Die Schnautze der Nager bekommt dadurch, daß beide Kiefer in die Schneidezähne auslaufen, sich nach vorn verschmälern, etwas schnabelartiges, wie diese Thiere überhaupt durch ihr Gehirn, das glatt und ohne Windungen ist, durch ihr flinkes, hurtiges, gewandtes Wesen, durch ihre Schwäche, Schreckhaftigkeit und Furcht, durch die bei den meisten fast unmittelbar aneinandergränzenden, oder nur durch einen geringen Zwischenraum voneinander geschiedenen, großen Augenhöhlen durch die langen Hinterfüße, auf denen mehrere Arten wahrhaft gehen, durch ihre große Fruchtbarkeit, sowie durch das Bauen der Nestern und Wohnungen, sich den Vögeln sehr nähern. Ihr Unterkiefer bewegt sich vor- und rückwärts, und der Bewegung desselben, die durch einen eigenthümlichen Muskel bewirkt wird, ist eine doppelte Lage von sich kreuzenden Fleischfiebern am Kaumuskel sehr günstig. Die Backenzähne haben flache, in Blätter gefaltete Kronen, und die mit solchen versehenen Nagethiere nähren sich ausschließlich von Pflanzen, dagegen fressen diejenigen, bei denen die Backenzähne höckerich sind wie die Ratten, vielerlei, und die, bei denen sie, wie bei den Eichhörnchen Zacken haben, fallen auch andere kleine Thiere gern an. Die meisten, nämlich die schlanker, zierlicher und feiner gebauten, sind mit Schlüsselbeinen versehen, vermöge deren sie die Vorderpfoten handähnlich gebrauchen können; diejenigen, denen die Schlüsselbeine fehlen, oder bei denen sie man nur unvollkommen findet, sind plumper, größer und nähern sich den Wiederkäuern."

„Der Magen ist bei denen, welche auch thierische Nahrung genießen, einfach, bei denen aber, welche sich blos aus dem Pflanzenreiche nähren, hat er einige Abtheilungen.

Die meisten haben große, lebhafte Augen, der Hals ist kurz, die Hinterfüße sind im Vergleich mit den Vorderfüßen bei allen vorzüglich und bei einigen ausgezeichnet lang, die Füße haben freie Zehen. Einige, und zwar die meisten, tretten mit dem ganzen Plattfuße auf, andere berühren nur zum Theil mit der Ferse die Erde. Der Körper ist sehr gebogen und in gewöhnlicher Stellung, die Hinterfüße sind sehr nahe an den Vorderfüßen. Da der Leib dieser Thiere zart und leicht gebaut ist, so zeigen sie zwar wenig Muskelkraft, sind aber schnell im Laufe, und geschickt im Klettern und Springen, einige auch im Graben und Schwimmen. Unter ihren Sinnen sind die Geruchsorgane vorzüglich ausgebildet, nächst diesen das Gehör. Sie ernähren sich vorzugs-

weise, und einige ganz alleine, von Pflanzen, besonders von Früchten, Wurzeln, von der Rinde der Bäume und von zarten Blättern. Einige machen auch auf Insekten, auf Vögel und deren Eier Jagd, oder fressen Fett und Fleisch von Thieren, doch nie als Hauptnahrung. Einige sammeln sich Vorräthe für den Winter ein, andere halten einen Winterschlaf. Alle bringen mehrere, gewöhnlich blinde, nackte Junge, die erst nach mehreren Tagen das Gesicht und ein haariges Fell erhalten, zugleich zur Welt, und die meisten mehrmal im Jahre, so daß sie sich unter den Säugethieren unstreitig am stärksten vermehren. Die meisten können sich aufrichten und ihre Nahrung mit den Vorderpfoten zu Munde bringen. Fast alle zeichnen sich durch Flüchtigkeit, Lebendigkeit und Kunstfertigkeit mehr oder weniger aus und mehrere haben in ihren possierlichen Stellungen und Bewegungen etwas Affenartiges. Ihr Leib ist mit dichten, feinen Haaren, oder mit Stacheln bedeckt. Die meisten sind klein, und selbst der Haase und das Stachelschwein haben keine beträchtliche Größe. Sie verbreiten sich fast über die ganze bewohnbare Erde bis zur Schneegränze hinauf. Einige sind nur in wärmern, andere nur in kalten Ländern einheimisch. Ueberreste von Nagethieren aus frühern Zeiten werden im jüngern Kalkstein, in den Kalkbreccien, und in den lehmartigen Ausfüllungen der Gipsgebirge angetroffen."

Nachtrag.

a) Die Nagethiere unterscheiden sich durch den schmäleren Kopf von den fleischfressenden Thieren.

b) Sie haben einen eigenthümlichen Muskel, der vorzüglich auf die Vor- und Rückwärtsbewegung des Unterkiefers wirkt. (Musc. mandibul. — maxillaris.)

c) Die Schneidezähne sind bogenförmig gebildet.

d) Das größte unter den Nagethieren, Cavia capybara, hat nur die Größe eines halbjährigen Schweins.

e) Die Nagethiere sind über die ganze bewohnbare Erde verbreitet, doch gehen sie nicht so weit zur Schneegrenze hinauf, als die fleischfressenden Thiere.

Die Nagethiere werden eingetheilt in:

I. Nagethiere, welche sich in ihrer Lebensweise oder ihrer Bildung den fleischfressenden Thieren nähern;

II. Nagethiere, welche blos von Pflanzenstoffen leben;

III. Nagethiere, welche eine Stachelhaut haben;

IV. Nagethiere mit einer Schwimmhaut,

V. Nagethiere mit hufartigen Klauen.

Da wir uns in diesem Werke nur mit den Jagdthieren, und in dieser ersten Abtheilung nur mit dem Haarwild beschäftigen, wir auch das ganze Werk hindurch Behlens Classifikation als Basis angenommen haben; so reihen sich nun:

a) der gemeine Hase, } Nagethiere welche blos
b) der veränderliche Hase, } von Pflanzenstoffen
c) das Kaninchen, } leben;
d) das gemeine Eichhorn, Nagethier, welches sich in seiner Lebensweise, oder Bildung den fleischfreßenden Säugethieren nähert;
e) der gemeine Biber, Nagethier mit einer Schwimmhaut.

Naturgeschichte des Hasen.

I. Gattung. Hase, Lepus.

Gattungscharakter.

An den Vorderläufen 5, an den hintern 4 Zehen, Oberlippe gespalten (Hasenscharte), in jedem Kiefer 2 Nagezähne, an der vorderen gekehrten Fläche gefurcht, hinter den obern noch 2 kleinere, hingefurchte. Backenzähne auf jeder Seite des Oberkiefers 6, des Unterkiefers 5. Löffel lang, Seher groß, Blume kurz, Fußsohlen, das Innere der Lippen, behaart, Magen inwendig der Länge durch eine Falte getheilt, Blinddarm 1½ Fuß lang. Wurmfortsatz bei etwa 15 Fuß lang.

Alle Gattungsverwandte gänzlich wehrlos und daher furchtsam, leicht und schnell erschreckbar, doch vorsichtig und nicht ohne List, bewegen sich hüpfend, laufen schnell, sind sehr geil und sehr fruchtbar. Milchgesäuge mit 4 bis 10 Zitzen, Zitzensack mangelnd. Aufenthalt im Walde und Felde. Aesung Vegetabilien.

In der Bibel wird vom Hasen gehandelt: Lev. 11. 6. Deut. 14. Moses den Hasen als wiederkäuend betrachtend, erklärte denselben für eine unreine Speise und verbot dieselbe den Israeliten. „Der Hase wiederkäuet auch, aber er spaltet die Klauen nicht, darum ist er euch unrein.“ Mos. 3 B. 11. C. 6 V. Mehrere Rabinen, so wie arabische, griechische, römische Schriftsteller, Kirchenväter, Comentatoren und Interpretatoren handeln davon.

Der hebr. und arab. Name soll nur den gemeinen Hasen Lep. timidus, von den griechischen Benennungen dagegen soll das erste Wort ihn, das zweite dagegen das Kaninchen, Lep. cuniculus,

bezeichnen, obgleich auch bei mehreren Schriftstellern beide Namen al
synonim erscheinen oder wenigstens in den Beschreibungen beide Thie
arten nicht getrennt sind. Aristoteles IV. 1. führt beide Namen a
und Plinius X. 63. unterscheidet sie ebenfalls; indem er von der zah
reichen Fortpflanzung dieser Thiere redet.

Mehrere Stellen über den Hasen finden sich in Oppianus, Aug
stinus, Dioskorides, Galenus, sowie Lockmanns und Aesops Fabeln d
von reden, daß der Hase für unrein gehalten werde.

Galenus, Altius und Rasis schreiben, es bringe der Genuß d
Hasenfleisches dickes und melancholisches Blut hervor. Dieser Meinu
tritt auch Damir bei und der Pabst Zacharias schrieb an den Boni
zius: „es sollen sich die Christen des Hasenfleisches enthalten."

Der hebr. Name ist eigentlich nach dem arab. gebildet, bedeu
ein Thier, das die Erde aufbricht und durchwühlt und paßt sohin m
auf wilde Kaninchen, als auf den Feldhasen.

Hyginus (II. Astronomic.) berichtet, es seyen vor Alters a
der Insel Lero keine Hasen gewesen, von den Einwohnern aber absic
lich dahingebracht worden, indem sie trächtige Häsinen von Au
herbeiholten und ihre Fortpflanzung unterstützten. Die große V
mehrung gewährte den Einwohnern durch das Fleisch und durch
Bälge große Vortheile, nach kurzer Zeit war aber die ganze Insel
Hasen so bevölkert, daß durch ihre Nahrung die Vortheile überwiege
Nachtheile entstanden, daher ihre Ausrottung beschlossen werden mu
weil sonst Mangel und Noth zu befürchten gewesen wäre.

Athenäus (IX 14.) meldet in Astygaläa seyen unter dem Kö
Antigonus die Hasen so häufig gewesen, daß die Einwohner das D
phische Orackel darum befragten worauf die Pythia antwortete,
sollen Jagdhunde halten. Dieses geschah und in einem Jahr wur
6000 Hasen erlegt.

Auf der Insel Cargath waren, (wie Polux V. 12. Sect. 1)
richtet, keine Hasen; nachdem aber einige hingebracht wurden, verm
ten sie sich dergestalt, daß sie die Früchte verzehrten. Dasselbe be
ten Hesychius und Suidias, sowie Eustachius und Dyonisius u.
Schriftsteller. Auch Strabo III sagt, es seyen von den Hasen S
geln, Wurzeln und Kräuter verzehrt worden, Plinius VIII 55. schre
die Hasen werden in Spanien cuniculus genannt, sie vermehren
sehr stark und ihre große Zahl verwüste auf den balearischen In
ganze Ernten, wogegen die Einwohner den August um Truppen be
Damit stimmt eine Stelle im Strabo überein, nach welcher die
wohner dieser Inseln Gesandte an die Römer schickten, um durch
Hilfe von diesen Thieren befreit zu werden.

Der hebr. Namen des Hasen im Gesetz Moses bezeichnet
weibliches Thier. Der Grund hievon läßt sich nicht angeben,
das Hasen Geschlecht ist viel Fabelhaftes in den Schriften des A
thums.

Aben-Ezra sagt: entweder müßten männliche Hasen nicht zu f

wesen sein, oder es müßte zeitweise der nämliche Hase in den weib-
chen und umgekehrt sich verwandeln. Donatus erklärt das Letztere
nd sagt: die Naturkundigen hielten den Hasen von unbestimmtem
eschlechte. Ebenso bezeugt Demokritus (Geoponicon. XIX. 14.) es
andle der Hase im Geschlechte sich um, und sey bald erzeugend, bald
bärend. Archeläus bei Plinius sagt dasselbe, und Aelian (hist.
XIII. 12.) berichtet: es sey in einem geöffneten männlichen Hasen eine
rucht gefunden worden.

Damir, ein arab. Schriftsteller, von der Begattung des Hasen
dend, behauptet, er sey ein Jahr männlich, das andere weiblich.
enso heißt es im Akazinius und im Ibnolatsir. Rabbi Gersen,
eno Salonius widerspricht der Fabel, indem nach seiner Angabe
erstöcke für Hoden gehalten wurden und Kinichius gibt als Quelle
s Irrthums an, daß an zerlegten Hasen es schwer sey die Geschlechts-
eile zu unterscheiden.

Nach Aristoteles sollen auch die Hasen in Aegypten kleiner als in
riechenland seyn, und das fliegende Eichhorn der orientalischen Schrift-
eller ist von vielen für das wilde Kaninchen gehalten worden.

Art. a. gemeiner Hase. Lepus timidus.

Der gemeine Hase hat nach dem verschiedenen Aufenthalt,
o er, wenn nicht immer, doch meistentheils, sein Lager oder seine
asse behauptet, auch verschiedene Benennungen, welche sind:

Berghase, in bergigen bewaldeten Gegenden, auf fortlaufenden,
it Gehölze und kräuterreichen Matten abwechselnden Höhen.

Bruchhase, gleichbedeutend mit Moorhase.

Buschhase, immer im Freien, aber vorzüglich auf niedrig be-
uschtem von Rasenstrecken und hochgrasigen Vertiefungen durchschnit-
nen Strecken; zugleich eine Farbenvarietät.

Feldhase, immer im Freien, auf Saatfeldern, in Sturzäckern,
ur bei sehr strenger Kälte oder anhaltendem Regen in dicht bebusch-
n Hohlkreppen, im Bodendickicht der Vor- oder Feldhölzer; —

Grundhase, gleichbedeutend mit Feldhase.

Holzhase gleichbedeutend mit Waldhase.

Moorhase, in bruchigen, in sumpfigen mit beschilften Gräben,
orngesträuchen, Kranabitstauden abwechselnden Strecken.

Sandhase, in sandigen Gegenden, am liebsten in eingegange-
en, mit Nadelholzanflug zerstreut bewachsenen Sandgruben; —

Steinhase, in steinigen Höhen und Hängen, von urbar ge-
achten Feldstrecken durchschnitten.

Sumpfhase gleichbedeutend mit Moorhase;

Waldhase, mit Ausnahme der Zeit, wo er auf die anliegenden
Saat- oder anderen Felder nach Weide rückt, in geschlossenem Walde,
ach der Tiefe hin, oder in großen Feldhölzern.

In wie ferne der Hase temporär sein Lager und seine Sasse von einem Platze zum andern verändert, ersehen wir bei Aufenthalt.

Der Berghase gehört zum Waldhasen, die übrigen zum Feldhasen, und alle sind unter der Benennung, gemeiner Hase begriffen.

Männchen — Rammler, Hase.
Weibchen — Satzhase, Häsin.

Rammler — Gestalt.

Kopf, dick und rundlich, etwas hinterwärts gebogen, mit erhabener Stirn, an den Seiten faltig zusammengebogenen, abgerundeten, oben schmäler werdenden, langen Löffeln, großen eierrunden, schwarzen, sehr hervorragenden und herausgetriebenen, glanzlosen Augen ohne Nickhaut und Augenwimpern; mit dicker, großer, oben in eine tief gespaltene, inwendig behaarte Oberlippe ausgehenden, mit langen, nach den Seiten abstehenden Barthaaren (m. s. bei Abth. IV. d. Art. Hasenbart) besetzter Schnautze, die sehr beweglich und stets schnüffelnd ist, dann mit feinwarziger, von den Seiten zusammengedrückter, in der Mitte lanzettförmig erhabener Zunge, mit 28 Zähnen, [nämlich in der obern Kinnlade vorn (als Nagethier) 2 auswendig gefurchten Schneidezähnen, hinter diesen 2 inwendig gefurchten kleinen stiftenartigen Zähnen und auf jeder Seite 6 schmalen Backenzähnen, und in der untern Kinnlade vorn gleichfalls 2 auswendig gefurchten Schneidezähnen, an jeder Seite 5 Backenzähnen] und mit kurzem, starkem Halse.

Körper, 2 Fuß lang, 8½ Zoll hoch, lang gestreckt, mit engem Stich, dann mit in 5 Zehen ausgehenden Vorderläufen, verhältnißmäßig kurz und schwach gegen die noch etwas mehr als die halbe Länge des ganzen Hasen habenden, bis an die Ferse auftretenden, mit dem Hasensprung versehenen, wie jene an den Sohlen überall und stark bewollten Hinterläufen, und mit kurzem Feder; dann mit 12 Rippenpaaren, 7 Lenden- 4 Kreutz- und 20 Schwanzwirbeln und 5lappiger Leber.

Farbe.

Diese zu beschreiben, wäre wohl sehr überflüssig. Wir bemerken daher nur, daß der Rammler im Sommer mehr röthlich-gelb ist und daß wir in Teutschland vom gemeinen Hasen folgende

Farbenvarietäten.

haben:

a) den Berghasen, mit tief- dunkelbrauner oder fast schwarzer Wolle unter dem Halse;

b) den ganz weißen, L. tim. albus, zuweilen mit grauen Rückenstreifen, eine sehr seltene Farbenvarietät, die aber nicht mit dem Alpenhasen verwechselt werden darf;

c) den röthlichen, L. tim. fulvus, der Bauch und das Fe[…] rein weiß, alle übrigen Theile ganz rothgelb, semmelgelb oder Fu[…]

b. Sehr alte Rammler nehmen zur Sommerszeit letztere Farbe
nchmal an;

d) den ganz schwarzen, L. tim. ater: oder schwarzbraunen,
ide äusserst selten;

e) den grau und weiß gefleckten, oft zur Hälfte weiß, zur
lfte grau,

f) den mit weißer Blässe, auch manchmal mit weißen Läufen.

Bei einem Treibjagen im Späthherbst von 1824, gehalten an der
lichen Grenze des Odenheimer Reviers im Oberforstamte Bruchsall
rde ein rein-weißer Hase geschossen.

Mein Schwager, Freiherr von Schönprun auf Miltach, hat in
nem sehr ausgebreiteten und an Niederjagdwild sehr reichen Jagd-
irke im bayerschen Walde eine ganz nördlich und in sehr rauher
gend gelegene, von Brüchen, struppig- bebuschten Strecken, felsigen
ngen und eingegangenen Teichen umschlossene Waldung, die Schacht
nannt, worin seit unfürdenklichen Zeiten eine ganz eigene und sehr
rkwürdige Hasen-Race ihren Stand hat. Rammler wie Häsin,
nahe um ¼ stärker, als der gewöhnliche gemeine Hase, sind zu
n Jahreszeiten sehr grau- hellroth, haben eine reinweiße Blässe,
nkelbraun gesäumte Löffel und an irgend einem Körpertheile eine
nutzigweiße, mehr oder minder starke Conaissance. Der Miltacher
vierjäger, Andreas Weber, ein sehr geschickter, thätiger Waid-
nn, ein eifriger Naturforscher, hat dieses Hasenvölklein mehrere
hre hindurch während der ganzen Rammelzeit genau beobachtet und
Bemerkung gemacht, daß es sich nur unter sich fortpflanzt, indem
er aus den umliegenden Gehölzen und Feldern in die Schacht zum
mmeln hereinwechselnde Hase von den Gliedern dieser interessanten
milie mit aller Heftigkeit abgerauft und aus ihrer Markung ver-
gt wird. Ungeachtet diese seltne Spielart sorglich gehegt, im Winter
chlich gefüttert, das ganze Jahr hindurch die gehörige Schießzeit
sgenommen, geschont, gegen Haar- und Feder-Raubwild möglichst
schützt, und, um sie zu erhalten, größtentheils nur auf dem Anstande,
d da sehr mäßig beschlossen wird, so ist die Vermehrung doch sehr
ring. Die Bälge geben immer nach München an den Hofkürschner,
r sie sehr gut bezahlt. Das Wildpret ist äusserst saftig und zart,
er von unangenehm-bittern Geschmack; ohne Zweifel eine Folge des
ufigen Aesens der Kranabitbeeren, von deren Gesträuchen die ganze
ngebung der Schachten gleichsam bedeckt ist, und die, wie die
rte, junge Schale und Triebe dieser Pflanze, nicht nur eine Lieb-
ngs- sondern die Hauptäßung dieses Hasenvölkleins zu seyn scheinen.

Im Jänner 1808 wurde in dem Fürstlich Leiningschen Forstrevier
Rudau bei einem großen Hasentreiben ein Hase erlegt, der unter
n bemerkenswerthen Farbenvarietäten eine bedeutende Stelle
rdient. Die Schlegel dieses, an sich schon viel heller, als gewöhn-
che Hasen gefärbten Rammlers, waren von den Hessen an bis
um Ziemer mit einem großen weißen Fleck bezeichnet. Dem

Federl fehlte der bekannte schwarze Streif, und es war daher gan weiß. Ueber die Stirne zog ein ganz schmales weißes Bläschen, we ches sich am Maule in eine weißliche Platte verlor, die sich unter de Augen auf beiden Seiten des Kopfes bis an die Kinnlade ausbreitet

Im Herbste 1831 schoß der Forstmeister von Düring bei Rote burg im Bremen'schen einen fast ganz schwarzen Hasen, un in der Naturaliensammlung des Forstmeisters Behlen befindet sich ei ausgebalgter, im Waldistricte Lindig 1½ Stunde unterhalb Aschaffe burg geschossener Rammler, der dem Alpenhasen im Somme kleide sehr ähnlich ist.

Im Prater bei Wien wurde vor mehreren Jahren vom Erzherz Johann ein Rammler geschossen, dessen Vordertheil glänzend schwa war und der, von den Blättern bis an die Hessen gewöhnlich g färbt, von letztern bis zur Spitze der Nägel eine rein: wei Farbe hatte.

Alle Standhasen am Rothenberge und dessen Umgebung, d dortige Boden ist Lehm, von auffallend rother Farbe u mag diesem Berge davon den Namen gegeben haben, sind auße ordentlich roth und contrastiren sehr gegen die etwas schwärzlich Hasen am Harze.

Am Rheine und in vielen Gegenden von Franken sind einzel Hasen mit Blässen gar nicht ungewöhnlich.

Im Jahre 1791 ward in der Gegend von Marburg ein ga weißer Hase mit einem silbergrauen Streife über den Rück und fast zur nämlichen Zeit ein grauer Hase mit einer gro blendendweißen Blässe vor der Stirne und vier weiß Läufen geschossen.

Häsin.

Bei keiner Haarwildart haben beide Geschlechter soviele und kennbar sich zeigende Unterscheidungsmerkmale als beim Hasenwi Diese Merkmale genau zu kennen, muß dem Jäger um so wichti sein, als es in seinem Interesse liegt, immer den Rammlern be tendern Abbruch zu thun, als den Häsinen.

Die Unterscheidungs Merkmale sind folgende:

1. Der Rammler im ganzen gedrungen gebaut, hat stät Lenden, einen kürzern aber breiteren und mehr bewollten Kopf, ei dichtern Bart nnd an den Blättern eine braunröthere Färbung als

Häsin, welche stärker und gestreckter, auf dem Rücken selbst Sommer, wenn der Rammler sich durch seine fast fuchsröth Rücken= und Blätterfarbe kenntlich macht, schwärzlich grau ist;

2. Das Federl des Rammlers stets aufwärts gerichtet, wegt sich fast immer und zwar in häufigen und geschwinden Schnel

Das Federl der Häsin etwas länger, aber weniger breit weiß, ist in der Rammelzeit abwärts gerichtet, sonst fast immer beweglich aufwärts stehend;

3. Die Löffel des Rammlers liegen in der Sasse dicht

nmen, gerade nach dem Rücken zu, stehen aber beim Männchen=
d Kegelmachen auf der Aeßung und in der Flucht aufwärts,
:rs abwechselnd einer von dem andern sich hinterwärts bewegend;
Die längern, schmälern und dunkler gefärbten Löffel der Häsin,
niger dicht zusammenstehend, liegen, sowohl in der Sasse als beim
:rausfahren aus selber platt an den Seiten des Kopfes;
4. Wenn man in der Rammelzeit ein Feld abgeht, so
ht der Rammler schon in weiter Entfernung aus der Sasse,
r vom Flecke weg, wo er sich für kurzen Aufenthalt gedrückt hat;
Die Häsin hält bedeutend länger aus.
5. Liegen im Herbste oder Winter 2 Hasen im nämlichen
'er, oder auch mehrere beisammen und stehen sie bei der Suche auf,
ist es immer der feige Rammler, der zuerst das Hasenpanier
reift, während die Häsin den Jäger viel näher an sich kommen
r.

Junge.

Vom Satze weg, sind sie sehend, nicht bewollt, sondern kurz be=
art, dunkel gefärbt, und die meisten haben einen weißen sternförmi=
Fleck an der Stirne, der Sage nach ein Zeichen eines aus mehre=
Jungen bestandenen Satzes und hängende Löffel.
Als achttägiger Embryo ist der Hase so stark wie eine
erbohne, 14 Tage ist er zwar ganz kahl, aber schon so ausgebildet,
man die Hasengestalt erkennen kann und in der 3. Woche ist er
lig gebildet und die schwarzgraulich scheinenden Haare sind schon
vorgekommen.
Sie sind halbgewachsen oder halbwüchsig, wenn sie die
lfte, sie sind Dreiläufer, wenn sie Dreiviertheile der gewöhnlichen
ärke eines ausgewachsenen Hasen erreicht haben.
Schon im 5ten oder 6ten Monat zur Fortpflanzung fähig, sind
fast erst im 15ten oder 16ten völlig ausgewachsen und unterscheiden
dann von den ältern Hasen durch folgende Kennzeichen:
1. Der junge Hase hat einen weißlichen Fleck an der
tirne, seine Flanken sind gelbröthlich, sein Unterleib ist breiter
iß, als der des alten Hasen.
2. Der Balg des jungen Hasen ist im Herbste und Winter
er gefärbt, als der des alten.
3. Beim alten Hasen liegt zwischen den Löffeln der Balg
t unbeweglich auf, beim Jungen läßt er sich leicht in die Höhe
ben.
4. Mit einem leichten Riße kann man die Löffel des jungen
asen von der Spitze bis zur Wurzel der Länge nach in 2 gleiche
eile trennen. Die Löffel des alten sind so zähe oder spröde,
man sie nur mit Mühe voneinander zu reißen vermag und selten
2 gleiche Theile, sondern meistens mit einer Ausfaserung nach einer
ite hin.

5. **Die Gelenke an den Vorderläufen** des **jungen** Ha-
sen haben einen sehr fühlbaren Zwischenraum, die des **alten** fast ga
keinen.

Die jungen Hasen bekommen oft gar sonderbare Pflegmütter
Folgende, Orts- und Gegendkundige, von ihm feierlich verbürgte Tha
sache, als ein Beispiel davon erzählt der Jäger K. **Albert** au
Aschaffenburg:

„Vor einigen Jahren fing der Bauersmann J. Karl von Ne
hütten im Spessart einen jungen Hasen, nahm ihn mit nach Hau
und warf ihn einer säugenden Katze als Futter vor. Die Katze hat
auf dem obersten Speicher ihr Nest, worauf der Bauer nicht aufme
sam war. Nach beiläufig 4 Wochen führte die Katze zur großen Ueb
raschung des Bauern den Hasen, den sie sorgfältig gesäugt und gepfleg
ihre Jungen aber hatte verhungern lassen, die Treppe herunter u
beide lebten geraume Zeit zusammen, so daß der Hase beinahe
Größe (soll heißen Stärke) eines alten erreicht hatte, als er noch
seiner Pflegmutter zusammen in dem Hause des J. Karl sich befa
Waren beide Morgens früh zusammen gefüttert, so schlich die Ka
im Dorfe umher, der Hase gieng ins Feld und am Abende vereinig
sie sich wieder. Kam der Hase nicht recht zeitig, so gab die Katze i
Besorgnisse um das Pflegekind und ihre Sehnsucht nach ihm du
klagendes Geschrei zu erkennen."

„Zufällig wurde die Mutter des Bauern J. Karl geisteskrank
im Dorfe die Meinung rege: **sie sey durch den Hasen beh**
worden, was der Umstand beweise: **daß er sich von der Ka**
habe groß ziehen lassen."

„**J. Karl schlug daher den Hasen todt.**"

Und ich möchte diesen Herrn J. Karl, die allerdümmste Bestie
ganzen heiligen römischen Reiche, todt schlagen, und ich möchte
weltlichen und geistlichen Lichter kennen, deren Lehre und
tung die Gemeinde von Neuhütten im Spessart so weit erleuchtet
aufgeklärt haben, daß diese noch im ersten Drittheil des 19. Jahr
derts im felsenfesten Glauben an **Beherung durch Hasen** leb

Ein Pächter in der Gegend von Morlair legte einer Katze,
Junge hatte, zwei kleine Hasen zum Fressen vor. Nach einiger
fand er zu seiner Ueberraschung, daß diese Hasen von der Katze ge
und wie ihre eignen Junge behandelt wurden.

Was auf dieser Stelle bei den vorgehenden Jagdthieren über
Sinnesorganisation und Naturgaben gesagt worden
beim gemeinen Hasen unter den: **Besondern Eigenhe**
aufgeführt; hier nur noch über die

Stärke des Hasen.

Die **stärksten** Hasen im Allgemeinen findet man unte
kalten und gemäßigten Himmelsstrichen; **bedeutend ge**
ger sind sie unter den **heißern**, und unter den **heißesten** ka

Hase entweder gar nicht fort, oder er kümmert an Lebenskraft
) ist daher höchst gering. Aber auch selbst unter kalter wie unter
näßigter Zone weichen die Hasen in Beziehung auf Stärke und
ständigkeit sehr voneinander ab. Da hat oft zur ganz guten
t, nämlich im Dezember und Januar ein Hase inständig 12–15
und, während ein anderer, nur ein Dutzend Meilen von jenem ent=
nt, kaum 7—9 Pfund hat. Diese Abweichung geht aus der Ver=
edenheit des Klima, in welchem er lebt, und aus der mehr oder
nder reichlichen, mehr oder minder kräftigen Aeßung hervor, die
n zu Theil wird. Uebrigens ist erwiesen, daß die Wald= und
erghasen in allen Ländern, wo Hasenwild gedeiht, an Stärke
d Inständigkeit die Feldhasen und deren Localverwandte
Bruchhasen, Sandhasen ꝛc.) fast um den 3. Theil übertreffen.

Vaterland.

Finden wir auch den gemeinen Hasen in der ganzen alten
Welt, besonders im nördlichen Asien, in Japan, in Aegypten, in der
arbarei, so sind doch immer die gemäßigten Himmelsstriche und die
uchtbaren Erdstriche, die Heimath, in welcher der gemeine Hase
rzüglich gedeiht.

Wie stark der Hasenstand in der Umgebung von Weimar ist,
sehen wir aus dem im Jahre 18¾ gemachten Abschuße, wo bei
nem einzigen 5 Stunden währenden Treibjagen 1600 Stücke geschos=
n wurden, und, nach Versicherung von Augenzeugen eine fast eben so
roße Anzahl entkam.

Aufenthalt.

Der Jäger muß wissen, wo er in jedem Monat seinen Hasen zu
uchen hat. Der Aufenthalt des gemeinen Hasen zerfällt in
en des;

a) Waldhasen (Holzhasen) und den des

b) Feldhasen, (auch Bruchhasen, Buschhasen, Grundhasen, Moorhasen, Sandhasen, Steinhasen, Sumpfhasen.)

Der Waldhase nimmt nur ein Feld als temporären Aufenthalt
in, wenn er innerhalb seiner eigentlichen Heimath, der großen Wal=
dung, auf Waldwiesen, jungen Gehauen, ꝛc. nicht mehr genug Weide
findet. Ist der Winter streng, so zieht er sich in die Tiefe des Wal=
des, in die wärmsten Dickichte zurück, — die übrige Zeit hat er sein
Lager im jungen Anfluge in den lichten Bodendickichten der Vorhölzer,
der größern Feldhölzer.

Der zum Waldhasen gehörige Berghase hält sich wie jener
während der kältesten Winterzeit in der Tiefe der Bergwaldung, zur
übrigen Zeit an deren Saume, auf den sonnigen, niedrig bebuschten
Bergkuppen, in den Sommerleithen auf.

Der Feldhase saßt sich im

Januar in etwas nördlichgeschützt=liegenden, schon während des
Frühjahres gemachten, vielgrasigen Sturzäckern, in Brüchen, auf be=
staudeten Sommerhängen, in dichtgrasigen, mehr bei den Krautäckern

und Obstgärten der Dörfer gelegenen, trockenen Gräben, an Feldbürgerhäufen, in den von Schweinheerden gemachten, tiefen Wühlungen; im

Februar ebenso, auch in dichtverwachsenen, gegen Süden ablaufenden Hecken, an der Mittagsseite der bestrauchten Hohlkreppen, unter überhängenden, nach Süden gelegenen Rainen, in den Tiefen ungebrauchter, zerstreuter Sandgruben; im

März, solange eine mehr oder etwas minder strenge Kälte herrscht, an vorigen Plätzen, mit dem Eintritt gelinder oder warmer Witterung, in Saatfeldern, auf Getraideäckern, die noch Stoppeln haben. — ebenso im

April und Mai. Mit der wachsenden Sommerwärme sucht er schattige Plätze, daher findet man ihn während der Monate

Juni und Juli im Getreide, auf hochgrasigen, abgelegenen Wiesen, in trockenen, beschatteten Abzugsgräben, auf der Nordseite kleiner Feldköpfe, in Saumdickichten; im

August macht er sich seine Sasse in Brachäckern, besonders solchen, worin er gute Kräuter, vorzüglich Wegwartwurzeln findet, — in frischgeackerten Feldern, vertauscht aber diese im

September mit Haberstoppeln; bei anhaltenden Regen lagert er sich in Hecken und Gesträuche, saßt sich den

Oktober hindurch in frischen Sturzäckern, je klumpiger diese sind, desto lieber, in Kraut-, Rüben- und Kleefeldern, verändert aber während der Monate

November und Dezember sein Lager, je nachdem die Witterung abwechselt. Ist sie nicht zu kalt und dabei trocken, so wählt er zu seinem Aufenthalt sogenannte Umriße, das Vorschilf in ausgetrockneten Teichen, binsenbewachsene Vertiefungen und frühzeitig gesäete Oelsaat. Bei anhaltendem Regen macht er sich eine Saße auf der südlichen Seite steil ablaufender sandiger Anhöhen, oder lagert sich in den sehr tief verwachsenen Bodendickichten der Feldköpfe, in den Höhlungen der vom Wildwasser ausgeschwemmten Feldraine; wird bei vielem Schnee die Kälte streng, so hält er sich auch in solchen Bodendickichten und allen geschützten Plätzen auf, die er im Januar und Februar zu seinem Winterquartier wählt.

Wir haben bereits des Bruchhasen, nämlich des vorzüglich gerne in bruchigen Strecken sich aufhaltenden Hasen erwähnt. Ueber solchen sagt der Revierförster W. Pfeil zu Redozyn folgendes:

„Ein Theil des Reviers, welches ich inspicire, besteht aus ungefähr 6000 Mg. Bruch, welcher nur im Winter zugänglich ist und wovon ein Theil ganz unter Wasser steht, so daß die mit ihren Wurzeln hervorragenden Ellern wie Inseln in demselben stehen. In der Mitte befinden sich mehrere wirkliche Inseln oder Horste, welche dem in den Brüchen stehenden Wildpret (Rothwild) zum Aufenthalt dienen. Nun kömmt es sehr oft, daß die, in diesen Inseln sich beständig aufhaltenden Hasen während des Winters auf das Eis in die Brüche nach Weide rücken, wo sie an dem stellenweise sehr hohen Grase eine reich-

che Aesung finden. Entweder das Thauwetter überrascht sie im Bruche, der sie haben diesen Aufenthalt zu lieb gewonnen, als daß sie ihn rlaßen möchten; genug, wenn das Wasser so hoch ist, daß ich im ahne das Holz befahren kann, so finde ich sehr oft auf jenen, an sich rüchigen Inseln Hasen, welche ganz ruhig von einem Horste zum anern schwimmen, ohne den Bruch selbst zu verlassen. — Geöhnlich werden jedoch diese Halbamphibien eine Beute des im Wasser ebenderen Fuchses, oder die Aesung im Bruche ist ihnen so nachtheig, daß sie allmählig eingehen, denn ich habe nie eine Vermehrung eser quasi Wasserhasen bemerkt, und durch sehr genaue Beobachtung ich überzeugt, daß ihr Geschlecht nur durch die neuen Ankömmlinge on dem festen Lande erhalten wird."

Sasse.

Ueber diese ist Folgendes zu bemerken:

a) Der gemeine Hase hat ein Lager und eine Sasse. Der uhe- oder Schlafplatz, welchen er unter einem Gesträuche, im hohen rase auf einer Moorkaupe, in einer Wurzelzwusel (das Zusammenuslaufen von starken, hoch über die Erde ragenden Wurzeln in einen Winkel oder eine Rundung, wodurch sich eine umschlossene Vertiefung ildet, worinn sich vorzüglich gern der Wald- und Berghase lagert) nnimmt, ohne die Erde aufgescharrt zu haben, nennt man ein Lager.

Der Wald- und Berghase, auch der Buschhase haben in r Regel ein Lager; dagegen hat der Feldhase nur da ein Lager, o er, entweder um eine kurze Zeit zu ruhen, oder um sich vor den unden zu verbergen, in eine Furche, Hecke, Vertiefung ꝛc. sich drückt, er sein eigentliches Bett ist die Sasse, eine mit den Vorderläufen in den oden gescharrte Vertiefung, welche so tief, breit und lang ist, daß der dain mit ausgestreckten Vorderläufen, auf diesen der Kopf, mit zurückgelegn, dicht angeschlossenen Löffeln und mit unter dem Leibe zusammengezoenen Hinterläufen liegende Hase, nur den obern Theil des Rückens twas sichtbar werden läßt. Solche Sassen bereitet sich der Hase n Schnee, in Sand- und Lehmgruben, an den Hängen der Hohlkrepen, oder kleiner weichbodiger Anhöhen, in den Saat-, Brach- und Sturzäckern, an Rainen; auch auf Wiesen, Lehden-Kaupen, unter hoen überhängenden Rainen, unter Gesträuchen, in den Wurzelzwuseln . ꝛc. scharrt er manchmal die Erde auf, um noch bequemer zu liegen, ber er macht keine eigentliche Sasse sondern er vertieft nur den intern Theil des Lagers.

b) Die Lage der Sasse verändert sich nach Jahreszeit und Witterng. Im Frühjahre, an schönen, sonnigen Tagen saßt sich der Hase auf er Kante der Bifange, auf Erhöhungen, wo er frei im Sonnenscheine liegen ann. Im Sommer und Frühherbst macht er seine Sasse in die Furchen nd auf andern Plätzen, so daß er mit dem Kopfe gegen Norden, aber geen Süden schattig liegt; den Winter hindurch saßt er sich mit dem Vordertheil gegen Süden. Tritt stürmisches Wetter ein, zu welcher

Jahreszeit es sey, so verläßt er seine sonstige Sasse und führt sich eine neue aus, worin er unter dem Winde liegt.

Aeßung.

Wie durch Verschiedenheit des Aufenthalts, eben so unterscheiden sich Waldhase und Feldhase durch verschiedene Aeßung. Waldkräuter, und Eicheln, Waldwiesengras, im Winter frisch hervorsprießende Pflanzen an warmen Waldquellen, zarte Baumrinde besonders von jungen Ulmen, Akazien, Eschen rc., die Knospen gefällter Bäume sind in der Regel die Aeßung des Waldhasen. Mangelt es aber daran, so rückt er auf die Weide, nimmt aber nur die ganz nahe an der Waldung gelegenen Fruchtfelder an.

Der Feldhase äßet die Wintersaat, bis sie zu schossen anfängt, dann die Sommersaat, alle Rübenarten, abgefallenes Obst, Kohl und noch andere Vegetabilien; als Leckerbissen die Petersilie und die Gartennelken, die er, hat er Zeit und Gelegenheit dazu, ausreißt und bis auf das letzte Wurzelfäserchen verzehrt. Dagegen verschmäht er die Salatpflanzen und noch mehrere Küchengewächse, so lange er etwas ihm angenehmeres zu schmausen hat.

Ist der Winter streng, so ist der Hase den Baumschulen und Baumpflanzungen gefährlich.

In sehr schneereichen und strengen Wintern muß für die Erhaltung der Hasen gesorgt werden, und dieses geschieht durch Fütterung. Für die Wald- und Berghasen streuet man auf verschiedenen Wald- und Bergplätzen, für die Feldhasen auf verschiedenen Feldstrecken, am besten auf solchen die durch Vertiefung unterm Winde liegen, oder auf zerstreut-bebuschten Oedplätzen, Rüben, Krautstränke, Kohlblätter, Erbsenstroh und gutes Heu in kleinen abgesonderten Partien auf.

Auf die Weide rücken.

Der Waldhase, der Berghase und der Feldhase rückt gegen Sonnenuntergang, ist aber in den Morgen- oder Mittagsstunden ein warmer Regen gefallen, oft schon eine Stunde früher auf die Weide, nachdem er den ganzen Tag schlafend und faullenzend im Lager oder in der Sasse zugebracht hat.

Der Wald- oder Holzhase nimmt die jungen Gehaue, die Waldwiesen, die Rasenstrecken an Waldbächen, an Waldquellen, im Herbst die Eichenbestände, im strengen Winter die am Saume oder in der Nähe der Waldungen gelegenen, mit Wintersaat bestellten Felder an.

Der Berghase rückt auf die seinem Lager zunächst gelegenen, mit den üppigsten Kräutern bewachsenen Hänge und Leithen, auch zur Abwechslung auf die nicht zu fernen Saat-, Rüben- oder Krautäcker.

Der Feldhase rückt aus seiner Sasse auf die Saatfelder, auf die Brachäcker, auf die mit jungen Pflanzen besetzten Kraut-, auf die frischbesäten Rübenfelder. Die Aeßungs-Abwechslung liebend, vertauscht er, je nachdem die Jahreszeit ist, die Kohl- und Rübenfelder mit den Kleeäckern, mit Wiesen; benutzt jede offene Stelle, um den

bst- und Gemüsegärten seinen naschigen Besuch zu machen, und be-
utzt nach Herzenslust, zur Freude der Baumzüchtler, die Baumschulen
nd Baumpflanzungen, wenn nicht die Baumstämme, vom Grunde an
hoch am Stamme hinauf, als der sich nach Kräften streckende Hase
ichen kann, durch eine Umwicklung von Dornzweigen geschützt sind.

Es gehört unter die Waidmannsfreuden, den Hasen bei Anbruch
nes schönen Frühlings-, Sommer- oder Herbstmorgens zu beobachten,
enn er (der Wald-, Berg- oder Buschhase zu Lager, (der Feld-,
runds-, Moor-, Sand-, oder Steinhase) zu Sasse rückt.
us dem Klee- oder Saatfelde, dem Brach- oder Fruchtacker, wo er
b eben geweidet, auf einem trockenen, am liebsten sandigen Platz hop-
lnd, macht er da ein Männchen ohne Zweifel, um zu erschauen, ob
ichts Gefährliches ob kein Kamerad zur Kurzweil in der Nähe sey?
nn rutscht er eine Strecke hin und her, schuttert sich, wälzt sich 2c.
esellen sich andere dazu, so geht ein wahrhaft tolles Spiel an, das
le Aehnlichkeit mit dem von zwei jungen Hunden hat, die im Kreise
mherrennend, sich gegenseitig fangen und fangen lassen, auf dem Rü-
en dahinrutschen, einander überspringen. Wie sehr der Hase von
iesem Vergnügen des Tummelns und der Neckereien selbst gegen sicht-
are Gefahr gleichsam geblendet wird, weiß der Jäger am besten, der
eißig genug ist, zu dieser frühen Tageszeit seine Reviere an den Wald-
iumen zu begehen, und über dessen Sicherheit zu wachen.

Hat sich der Hase genug getummelt und satt gespielt, so verläßt er
iesen Spielplatz, um seinen Ruheplatz, Lager oder Sasse, zu be-
iehen. Dahin geht es aber nicht hoppelnd, oder in mäßiger Eile,
ndern der närrische Patron rennt, als wären ihm alle Windhunde auf
en Fersen. In der Nähe des Ruheplatzes angelangt, spielt er den
Pfiffikus, der dem Jäger und dem Hunde gern ein X für ein U ma-
hen, d. h. ihnen vorspiegeln möchte, daß er nicht da sein Lager, seine
Sasse hat, wo dieser Ruheplatz wirklich ist. Er macht nun seine
Widergänge, seine Absprünge, huscht dann mit einem tüchti-
gen Satze in sein Bettlein, und lacht ins Fäustchen, selig im Glauben,
aß ihn da kein Jäger, kein Hund zu finden vermag, weil er ihnen durch
Widergang und Absprung eine andere Richtung vorgefabelt
habe. Der Simpel denkt nicht an die gute Hundsnase im Herbst,
n den spurverrathenden Schnee im Winter.

Wenn man im Frühling, Sommer und Frühherbst zu anderer
Zeit, als gegen Sonnenuntergang, oder gar in den Mittagsstunden
inen Hasen nach Weide rücken sieht, so darf man gar nicht zwei-
feln, daß dieser eine säugende Häsin ist, die zur Ersetzung der ab-
gegangenen Milch, sich außer der sonst gewöhnlichen Aeßungszeit re-
stauriren muß.

Rammeln.

Das Hasenvolk ist das geilste Gesindel in der ganzen Thier-
welt. Jedes Haarwild hat seine natürliche bestimmte, Begattungszeit,

aber der Hase scheint von der allgemein-stipulirten Ordnung frei zu sein, Schnee und Kälte sind allerdings die Schranken, an denen sich seine wilde Lust bricht, aber auf wie lange?

Gibt der Spätherbst schöne, warme, sonnige Tage, so rammelt das Pack im Oktober, selbst noch im November mit einer Gierde, mit einer Beweglichkeit, als hätte der heiterste, mildeste März alle seine belebenden und aufregenden Quellen verjüngter Kraft und Lebenslust geöffnet, und ein sehr gelinder Januar versinkt nicht im Strome der Zeiten, ohne das Vergnügen gehabt zu haben, des vielberühmten Gotthold Krammers Rasereien der Liebe durch Herrn Lampe und seine keusche Amorosa in den possirlichsten Gestaltungen repräsentirt zu sehen. Dafür spricht die Thatsache, (und diese ist nicht die einzige, sondern hat unzählige im Gefolge) daß im Dezember 1807 nicht ferne von Stuttgart mehrere tragende Häsinen, und in Mitte Januar 180[illegible] in nämlicher Gegend einige fast halbgewachsene Hasen geschossen wurden, wie auch die Jagdberichte des Jahres 1795 aus verschiedenen Gegenden Deutschlands gleichlautend sagen, daß es gegen Mitte des Monat März genannten Jahres Dreiläufer gab.

Der Februar, ist er gelind, der März, war der Winter streng, sind in der Regel die Rammelzeit. Letztere ist dem Jagdbesitzer die nützlichste, da zu frühe Sätze, durch den sie noch treffen den Frost oder Schnee, wenn er auch nur geringe Zeit anhält, zu Grunde gerichtet werden und viele Häsinen an den Folgen der Milchversetzung eingehen.

Das Rammeln und die Eifersucht und das Raufen der Rammler beschreibt unser Altmeister Dietrich a. d. W. mit solcher Wahrheit und so angenehmer Laune daß ich die darüber von ihm gegebene Stelle wörtlich anführe.

Zu Anfang der Begattungszeit schwärmen die Rammler Häsinen suchend, unaufhörlich umher und folgen der Spur derselben, gleich den Hunden, mit zur Erde gesenkter Nase. Sobald ein Paar sich zusammenfindet, beginnt die verliebte Neckerei durch Kreislaufen und Hackenschlagen, wobei anfänglich der Satzhase immer der vorderste ist. Aber nicht lange dauert es, so fährt dieser von der Seite und ehe der Rammler es sich versieht, gibt ihm die äusserst gefällige Schöne praktisch Anleitung zu dem, was er thun soll. In möglichster Eile bemüht sich dieser nun, seine Gelehrigkeit thätig zu beweisen, ist aber dabei so ungalant im Moment des höchsten Entzückens mit den scharfen Nägeln der Vorderzehen der Geliebten große Klumpen Wolle von den Dünnungen und Keule abzureißen."

„Kaum erblicken andere seines Geschlechts den Glücklichen, so eilen sie blitzschnell heran, um ihn entweder ganz zu verdrängen, oder mit ihm die Freuden des Genusses mit ihm zu theilen. Anfänglich versucht zwar jener, seine Schöne zur Flucht zu bewegen, aber aus Gründen, die sich aus den unersättlichen Begierden derselben leicht erklären lassen, bezeigt sie nur selten Lust dazu, und so hebt ein neues Schauspiel

ndem die Häsin von mehreren Competenden verfolgt und geneckt, ndlich aber von dem behendesten, der sich dem Minnesold dann nicht nicht entgehen läßt, eingeholt wird. Daß unter so kritischen Verhältnissen nicht alles ruhig abgehen kann, versteht sich von selbst. Eifersucht erbittert auch Hasengemüther und so entsteht ein Kampf zwar nicht auf Leben und Tod, aber höchst lustig für den Beobachter. Zwei, drei und mehrere fahren zusammen, rennen an einander, entfernen sich, machen Kegel und Männchen, fallen wieder unter possirlichen Sprüngen auf einander los und bedienen sich dabei mit, in ihrer Art, kräftigen Ohrfeigen, so daß die Wolle weit umherstiebt, bis entweder der stärkste den Siegerlohn empfängt, oder noch öfter sich betrogen findet, indem die undankbare Schöne, müde, dem unnützen Balgen zuzusehen, sich mit einem der Streitenden, oder gar mit einem neuen Ankömmling in aller Stille entfernt, gewiß überzeugt, daß auch die Hintergangenen nicht unterlassen werden, fremden Reitzen zu huldigen, sobald sich Gelegenheit dazu findet."

Diesem eben so launigen als auf vieljährige und vielseitige Beobachtungen gegründetem Gemälde habe ich nur noch beizufügen, daß auf Waldwiesen, jungen Gehauen und Waldheideplätzen, daß auf Feldmarkungen das Jagen der Rammler nach der Häsin zu allen Tagesstunden, der Beschlag aber selbst weniger am Tage als in der Morgen- und Abenddämmerung geschieht; und daß dabei die Rammler, sey es der Ausdruck der Begierde oder Eifersucht, ein dem Schnurren des Spinnrades sehr ähnliches Knurren fast ununterbrochen hören lassen, welches, wenn zwei bis drei Häsinen mit ihren Gunstkompetenten auf einem Gehaue einem Acker 2c. in mäßiger Entfernung von einander sich einfinden, an ruhigen stillen Morgen oder Abenden sehr weit vernehmbar ist.

Der Königl. Sächs. Hegereiter Heink zu Friedrichsstätt bei Dresden sagt in seinen: „Practischen Bemerkungen über die kleine Jagd." „Oft habe ich im April 10—12 Hasen hinter einander laufen sehen, worunter gewiß nur eine einzige Häsin war. Sie marterten die Häsin zu Tode, indem sie ihr keine Ruhe ließen und sie immer jagten, bis sie endlich ermattet liegen blieb; ja im Tode fallen sie noch über sie her und scharren mit den Vorderläufen auf ihr herum, bis sie ganz von Wolle entblößt ist. Es vergehet vom März bis zu Ende Septembers fast kein Tag, ohne daß ich, mein Bursche, oder einer meiner Beauftragten täglich eine alte Häsin finde und nach Hause bringt, die von Rammlern getödtet und zerfetzt worden ist."

Herr Kammerassessor von Grün aus Greitz, der vorstehende Stelle in öffentliche Blätter eingeführt hat, rühmt des Hegereiters Heink Bemerkungen als mit verdientem Beifall aufgenommen. Ich kann nicht darüber urtheilen, da ich sie nicht kenne, aber ich muß aufrichtig gestehen, daß jenes Bekannte: „Obstupui, steterunt que

commae, vox faucibus haesit" bei mir im vollem Umfange eintrat, als ich die Versicherung las, daß Heink oder die seinigen fast täglich eine getödtete Häsin nach Hause brachten, und zwar vom März bis Ende Septembers. Das sind 214 Tage. Wollen wir nun das Wörtlein: Fast — für den vierten Theil dieser Zeit hingeben lassen, so bleiben uns noch 161 Tage, also eben so viele getödtete Häsinen. Rechnen wir nun auf jede Häsin nur 4 Hasen, mit denen sie zu Winters Anfang wieder zu Holze rückt, und diese Berechnung ist gewiß die allermäßigste, so hat Heink in seinem Revier einen durch die Geilheit der Rammler ihm jährlich zugefügten Verlust von 161 Häsinen und 644 jungen Hasen, im Ganzen von 805, sage achthundert fünf Stück Hasenwild. Ich argumentire nun so: Ein Hegereiter, der sagt: er verliere nicht durch Jagdbetriebe, nicht durch Winterstrenge, nicht durch Ueberschwemmungen, Wilddiebe und Raubwild, sondern bloß durch die Geilheit der Rammler jährlich ein Quantum von 800 Hasen, der ist entweder ein Hasen-Crösus, oder ein radicaler Windbeutel. Ich glaube ungestraft für letzteres stimmen zu dürfen.

Setzen.

Vom Tage der Befruchtung an, 30—31 trächtig gehend, und während dieses Zustandes immer fort rammelnd, setzt die Häsin alle 6 Wochen, und zwar eine junge 3—4, eine alte 4—5—6 mal vom Frühjahre bis in den Herbst, auch noch öfter, da die Hasen wie wir bereits gehört, in sehr gelindem Winter schon im Januar, oft auch, wenn die Witterung sehr günstig ist, im September und Oktober rammeln, wie man gar häufig im Oktober, selbst noch im November Satzhäsinen schießt, die noch trächtig sind, deren Satz aber immer zu Grunde gehen muß, der kalten Morgen und Nächte wegen, auch fast immer der Fall ist, daß so spät tragende Häsinen bald nach dem Setzen eingehen. Als ein merkwürdiges Beispiel späten Tragens erzählt und verbürgt der K. B. Reviersförster von Götzler zu Breitenstein bei Elmingen, daß er am 17 Dezember 1839 unter einer Kranabitstaude in einer mit Bauchwolle, Moos und Riedgras sorgfältig ausgefütterten Vertiefung 3 frisch gesetzte Hasen gefunden, nach Hause getragen, aufgezogen und im nächsten Frühjahre ausgesetzt habe. Auch ist beglaubigt, daß am 20 Dezember 1798 in der Gegend von Kassel eine noch mit 5 Jungen trächtige Häsin geschossen wurde.

Die Waldhäsin scharrt im dichtesten Bodendickicht, die Feldhäsin in einer Hecke, in Klee, in eingegangenen mit Riedgras und Strauchwerk bewachsenen Feldgräben, eine fast kreisförmige Vertiefung, beseitigt die abgescharrte Oberfläche und füttert, wie die Waldhäsin, diese zum Wochenbett dienende Vertiefung mit eigener ausgerupfter Bauchwolle, mit zartem Laub, Grashalmen 2c. aus.

In der Regel setzt die Häsin im Jahre 4 Mal und zwar

m März 1—2, im May 3—5, im July 3—5, manchmal 4—6 und
m September 1—2 Junge.

Ueber die Fruchtbarkeit der Häsinen sagt ein altes Jäger-
sprichwort: „Selbander geht der Has um Simoni aus, selb 15 um
Bartlomäi nach Haus."

Die Häsin ist unter allen Haarwildweibchen, die liederlichste,
ügelloseste Creatur, denn selbst im Zustande der Schwangerschaft, wo
des andere Weibchen sich von aller fleischlichen Vermischung enthält
rammelt sie mit einer unersättlichen Geilheit fort; sie ist aber auch
e schlechteste aller Mütter, die während des Säugens der Jungen
:s höchstens 3 Wochen dauert, nur die ersten 5—6 Tage bei ihnen
rweilt, *) dann unbekümmert um die theuern Pfänder ihrer keuschen
ebe, sich von diesen so lange zur Stillung ihrer Brunst herum-
:ibt, bis die Gefahr vor Milchversetzung sie zwingt, an ihr Wochen-
:t zurückzukehren, die aus selben abwesenden Jungen durch ein
anz eigenes Geklapper der Löffel an den mütterlichen Busen
rufen, und ihnen solange das Gesäuge zu reichen, bis sie des
ückenden Milchvorrathes entledigt und zur Erneuerung ihrer geilen
ntriebe wieder frank und frisch ist.

Da bei der Häsin Mutterscheide und Uterus Eins sind, da man
der Muttermund noch Mutterhals (wie bei andern Thieren) findet,
ndern da jedes der Mutterhörner, auch Trompeten genannt,
ie Oeffnung hat, welche bis in die Mutterscheide geht und so in der
hat eine doppelte Gebärmutter besteht, so ist nicht nur die Möglich-
t der

Ueberfruchtung

rhanden, sondern diese gehört zu den nicht seltenen Erscheinungen,
von ich nur eine aufführen will, deren Götze in seiner europäi-
ren Fauna erwähnt und welche hier als eine merkwürdige Selten-
t eine Stelle verdient:

„Götze zergliederte an einem Septembertage eine Häsin, die
an ihm unmittelbar, nach dem sie geschossen war, noch warm brachte.
ese war in der einen Gebärmutter mit 2 schon behaarten Häschen
ichtig, die noch bei der Zergliederung lebten. Götze entdeckte i
n hohlen Unterleib dieser Häsin, zwischen dem Gescheide 2 leder-
ige straffgespannte, etwas flache Kugeln in der Größe einer geballten
ust, welche darin frei herumkollerten und ihm entgegenfielen. Nach-
n sie gehörig gereinigt geworden, waren sie so glatt wie ein Ei

*) Es möchte wohl nicht zu bezweifeln sein daß die kleinen Kugeln von geronnener Milch oder Lab, die man im Magen ganz junger Hasen findet, und die binnen 3—4 Wochen allmählich verschwinden, diesen von der Rabenmutter so vernachläßigten Thierchen statt der, ihnen nur ungeregelt zukommenden Muttermilch, zur Erhaltung dienen.

und an ihnen auch nicht das geringste Fäserchen zu bemerken, wodurch
sie irgendwo befestigt gewesen."

„Bei der Oeffnung der einen Kugel quoll ihm ein schon mit
ziemlich langen Haaren bewachsenes Häschen entgegen, das weit stärker
war, als die, welche in dem eigentlichen Uterus die völlige
Reife erhalten haben und gesetzt werden. Denn das Häschen hatte
sehr straff- gespannt gelegen und war unter dem lederartigen Ueberzug
mit Kopf, Leib und Läufen dergestalt zusammengepreßt, daß es als
ein Klumpen anzusehen war. Nase und Maul steckten tief unter den
Läufen, so daß man offenbar sah, es habe keine Nahrung zu sich neh-
men können; das war eben der merkwürdigste Umstand. Von der
Nabelschnur war keine Spur zu sehen, alles war verwachsen, behaart
und das zarte Wasserhäutchen so fest auf den Haaren angewachsen,
daß es mit der Zange nicht abgezogen werden konnte. Die äußere
dicke, lederartige Haut aber, worin das Häschen gelegen, ließ sich wie
eine Eierschaale abnehmen. Der Augenschein lehrte, daß dies das
ganze befruchtete Ei gewesen war, welches sich hier an diesem unge-
wöhnlichen Orte nebst den andern entwickelt hatte. Da diese Häschen
in der lederartigen Kugel stärker als die andern waren, so ergebt sich da-
raus hervor, daß sie länger als die andern in ihrem Uterus gelegen
hatten. Daß aber diese Kugeln an nichts, an gar nichts befestigt
waren, und keine Spur von einer Nabelschnur entdeckt werden konnte,
war das merkwürdigste, denn es ließ sich nicht begreifen, wodurch
sie waren genährt worden."

Dieses erkärt sich Götze auf folgende Art:

„Die Art der Begattung (des Beschlages), der Befruchtung und
der Empfängniß (des Aufnehmens) ist ganz die gewöhnliche der fleisch-
lichen Vermischung des Hasenwildes gewesen. Die Häsin ward mit den
beiden an den lederartigen Kugeln enthaltenen Jungen zuerst trächtig,
dagegen die andern beide in der gewöhnlichen Gebärmutter, das Ergeb-
niß der Ueberfruchtung waren. Nur ist die Frage: Wie sind die
beiden ersten Häschen an diesen ungewöhnlichen Ort, in den Unterleib
zwischen das Gescheide gekommen, da zwischen dem Eierstocke, der Ge-
bärmutter und dem hohlen Unterleibe gar keine Verbindung statt hat?"

„Noch eine Frage: Auf welche Art und Weise sind die beiden Häs-
chen hier ernährt worden, daß sie diese Ausbildung und Stärke errei-
chen konnten, da der gewöhnliche Weg der Ernährung durch die Na-
belschnur gar nicht bestand, indem keine Nabelschnur vorhanden war?"

Götze gibt hierüber folgende Erklärung: „Meiner Meinung nach
hat die Natur hier folgenden Fehler begangen. Bei der Befruchtung
sind diese beiden Eier von dem Eierstock losgerißen. Nach dem ge-
wöhnlichen Gange hätten sie sollen in die eine Gebärmutter gehen
und darin durch die Nabelschnur und den Mutterkuchen ge-
nährt werden. Da aber der Hase wegen des öftern Beschlages die
Theile so oft angespannt, so sind die Fimbrien der Gebärmutter, die
sich ausdehnen, um die befruchteten Eier aufzunehmen, schlaff geworden

und zu schlaff gewesen, dies zu erfüllen. Die Eier sind also vorbei und in den hohlen Unterleib gefallen. Weil sie aber einmal den Reitz zur Entwicklung bekommen hatten, so haben sie sich hier durch den innern Wachsthumstrieb entwickelt und die Frucht ist an diesem Orte, nach aller Wahrscheinlichkeit, durch das Einsaugen der warmen Dünste ernährt worden, damit das Wachsthum fortschreiten konnte. Uebrigens sind beachtungswerthe Gründe zur Vermuthung vorhanden, daß diese beiden Häschen nicht ein wirkliches animalisches Leben, sondern blos ein vegetabilisches Leben gehabt haben, wie aus der Lage aller körperlichen Theile zu ersehen gewesen. Das Eigenthümlichste dieser Art ist noch, daß sie niemals von der Mutter hätten geboren (gesetzt) werden können; nach allen diesen Erscheinungen kann es nicht anders seyn, weil sie auf ordentlichem Wege nicht zur Welt kommen konnten. Vermuthlich hätten sie sich verknorpelt."

Götze versichert, mehrere Jahre später, und zwar im Sommer des Jahres 1792 eine der oben beschriebenen ganz ähnliche Ueberfruchtung in einer sehr alten Häsin gefunden zu haben.

Ist bei den Häsinen die Ueberfruchtung keine seltene Erscheinung, so ist beim männlichen und weiblichem Hasen voll- die der

Mißgeburten

eine noch viel häufigere, welche mehrere Naturforscher der ungewöhnlich-frequenten Begattung des Hasen zuschreiben.

Aus den so vielen, wahren und nicht wahren Mittheilungen über: Hasen-Mißgeburten will ich nur einige, aber verbürgte, hier aufführen:

In dem großherzogl. Badischen Oberforstamts Bezirk Bruchsal wurde 1813 auf der Feldmarkung zu Unteröwisheim ein frischgesetzter todter Hase gefunden, der 3 vollkommen ausgebildete Augen und 3 eben so vollkommen ausgebildete Löffel hatte.

In der Nähe von Erosdorf im Weilburgischen fand man zur Herbstzeit des Jahres 1807 auf dem Felde einen ebenfalls frischgesetzten todten Hasen, der 4 Löffel und 8 Läufe nebst 2 Hintertheilen hatte, die, vollkommen ausgebildet, unterhalb des Stiches von einander getrennt waren.

Im Hessischen wurde 1806 ein ganz ausgewachsener Hase geschossen, der sowohl oben als unten 2 krumm gewundene, fast 3 Zoll lange, gerade aus stehende Vorderzähne hatte. Wie dieser Hase mit solchen Auswüchsen des Gebißes sich äßen konnte, ist wirklich unbegreiflich.

Unter Bürgschaft des als Augenzeugen sich nennenden Arztes Parmentier zu Pierrefitte im Maaß-Departement theilt uns der: Narrateur de la Meuse die Erscheinung einer Doppelt-Hasen-Mißgeburt mit, welche in 2, am Rücken zusammengewachsenen, mit vollkommen ausgebildeten 2 Köpfen, 4 Löffeln und 8 Läufen ver-

sehenen Hasen bestand. Ein Jäger aus der Gegend von Tillebois hatte am 12 Februar 1821 diese höchst merkwürdige Mißgeburt geschossen.

Hasen mit doppelter Zunge, mit Zähnen, die an den Seiten des Mauls, den Fangzähnen der Hunde gleich, lang heraussteben, mit 2 Köpfen, mit 2 ungleich langen Federlen, mit 3 Vorder- oder 3 Hinterläufen, mit dicht am Rumpfe aufsitzenden, nach den Seiten hin unbeweglichem Kopfe sind keine ganz seltene Erscheinung.

In dem naturhistorischen Kabinet des August Chesnon, Vorstehers des Kollegiums zu Bayeur, im Departement Calvados, sieht man einen Hasen, oder vielmehr zwei Hasen, die einen Kopf und zwei ganz von einander abgesonderte Körper haben, aber so, daß, wenn der eine geht, die Läufe des andern gen Himmel stehen, und umgekehrt. Diese äußerst merkwürdige Mißgeburt konnte einen Monat alt seyn, als sie leider durch einen Arbeitsmann in Bayeux getödtet wurde. Ridinger hat unter seinen Blättern die Zeichnung einer ähnlichen Hasen-Mißgeburt geliefert.

Zu Oberkleen, in der Gegend von Wetzlar, wurde 1825 ein Has geschossen, dem die Vorderläufe an den Leib angewachsen waren, und der dessen ungeachtet auf den Hinterläufen, nach Art der Springhase und Kängurubs, ziemlich rasch hüpfte.

Es ist mit gerichtlichem Zeugnisse belegt, daß 1783 eine im Anspachischen geschossene Häsin 2 Junge trug, wovon das eine noch lebend natürlich gestaltet, das andere aber todt war und den ganzen Rücken der Länge nach einen Spalt hatte, in dessen Mitte ein vollständig ausgebildetes Hasenköpfchen sichtbar ward. Hasen, mit doppelten Zungen mit kleinen hornartigen Auswüchsen auf der Stirne, mit langen an den Seiten des Maules hervorstehenden Zähnen, mit unförmlich dicken Federl kommen häufig vor.

Im Forstreviere Kayöde wurde zur Erntezeit des Jahres 1824 von einem Schnitter mit seiner scharfen Sense ein junger Hase todt gemäht, dessen merkwürdig gebauter Körper mit 7 Läufen versehen war. Zwei derselben die Vorderläufe saßen an der gewöhnlichen Stelle des Vordertheils des Körper, welches übrigens keine Abnormität zeigte; von den letzten Rippen an war der Rumpf des jungen Hasen in zwei natürlich- und völlig ausgebildeten Hintertheilen ausgebildet, woran also jeder Hintertheil zwei Läufe hatte. Der siebente Lauf fand sich mitten auf dem Rücken dort, wo die beiden Hintertheile sich scheiden, die untere Seite des Laufes war nach vorne gerichtet.

Die europäische Fauna erzählt uns von einer sehr merkwürdigen zu Rudolstadt in Weingeist aufbewahrten Mißgeburt, die in zwei völlig ausgebildeten Hasen besteht, deren Körper vom Halse bis zum Federl vollkommen, mit den Nasen und den Schnautzen aber in Einen Kopf zusammengewachsen sind, so, daß sie keine Nahrung empfangen, mithin auch nicht leben konnten.

In Ridingers Vorstellungen sonderbarer Thiere sind auf

10. und 64. Platte zwei Hasen abgebildet, deren untersten Vorderzähne, wie das Gewaffe eines männlichen Schwarzwildes gebildet und so lang und verhältnißmäßig so stark sind, als das Gewaffe eines Hauptschweins.

Ob es

gehörnte Hasen

je gegeben hat in neuern Zeiten hat man keine Beispiele davon und es geht bei ihnen, wie bei den Heiligen mit den Mirackeln — die sind auch nicht mehr in der Mode — dürfen wir weder bejahen noch verneinen, indem wir noch nicht das Glück hatten, solch ein interessantes Naturspiel mit diesen unsern eignen Augen zu sehen, und da diejenigen Schriftsteller, von denen als ein besonderes Naturspiel der gehörnte Hase aufgeführt wird, nicht Auctorität und Glaubwürdigkeit genug haben, um ihre Angabe als beurkundet annehmen und veröffentlichen zu können. Wildungen sagt in seinem: Neujahrsgeschenk für Forst*) und Jagdliebhaber auf das Jahr 1798: „Ob es wirklich gehörnte Hasen gebe, habe ich lang bezweifelt und meine Bemerkung, daß die in manchen Naturaliensammlungen aufbewahrten sogenannten Hasengehörne augenscheinlich von sehr geringen Spiesböcken abstammten, hat diesen Skepticimus merklich bestärkt. Seitdem ich indessen alles (?) was über diese fast ganz unerklärbare Natur-Anomalie von jeher (?) geschrieben und gesagt worden ist, etwas sorgfältiger zu sammeln angefangen habe, fange ich endlich an, auch von jenem Unglauben mich zu bekehren. Die vom regierenden H. Reichsgrafen von Erbach mir in natürlicher Größe nun mitgetheilte getreue Abbildung desjenigen Hasengehörnes, womit der auf Ridingers 80. Platte mit 2 bezeichnete Hase geschmückt erscheint, und wovon das köstliche Original aus der Sammlung des H. Grafen von Tannenburg in Tyrol in die des erwähnten Naturliebhabers übergegangen ist, unterscheidet sich wenigstens durch den noch daran befindlichen ganz unverkennbaren Hasenschädel allzuwesentlich von einem Rehbocksgehörne, als daß man auch hierbei eine Täuschung noch argwöhnen könnte."

So schrieb Wildungen im Jahre 1798; auch vom nämlichen Jahre aus nennt er die in der: Diana, Leipz. 1795, S. 149 gelieferte Urkunde, „ein zu Platzenburg aufbewahrtes Hasengehörne betreffend, ein ehrwürdiges, ein in dieser Rücksicht nicht minder wichtiges Actenstück:"

Und in Weidmanns-Feierabenden. Heft III. S. 21 bemüht sich Wildungen, die Unmöglichkeit der Existenz

*) Soll das heißen: Neujahrsgeschenk für den Forst? — oder Neujahrsgeschenk für Forstliebhaber? — Der Forst möchte wohl nicht ein Gegenstand seyn, den man zum Neuen Jahr beschenkt, und ein Forstliebhaber kommt in keinem Wörterbuche der teutschen Sprache vor. Der Setzer.

eines gehörnten Hasen einleuchtend zu erweisen! — ! — Also war es doch eine Täuschung! Ein Herr von Wildungen wurde mystificirt! Ist es möglich? — ? Und die Plaßenburger Urkunde ist also nicht mehr ein ehrwürdiges Document? — ? —

Die ältern Jäger und Jagdfreunde haben so manches gesagt und geschrieben, was in jenen Zeiten als eine Sache, die so ist und nicht anders sein kann, mit voller Kraft geltend gemacht wurde, gegenwärtig aber selbst dem murrköpfigsten Waidmann ein herzliches Lachen entlockt. Es ist nämlich hier die Sprache von den

Zwitterhasen.

So erzählt Herr Christian Wilhelm von Heppe in seinem: einheimisch und ausländisch wohlredenden Jäger (1779) S. 195.

„Unter den Hasen befinden sich mehrfältig Hermaphroditen, ja einige wollen glauben, daß ein Rammler sich in eine Häsin verwandle und Junge setze, allein dieß scheint mir unwahrscheinlich und gegen die Natur zu sein. Doch ich muß bekennen, etwas Wunderbares von einem Hasen gesehen zu haben, welchen ein mir damals subordinirter Jäger, Balthasar Haider zu Leibs in dem Rottenburger-Revier geschossen. Dieser Hase war ein starker Rammler, hatte auf dem Kopfe 2 kleine feste Hörnchen zwischen den Löffeln stehen. Als nun der Förster den Hasen auswarf, hatte solcher, gleich einer Häsin 4 Junge in sich verschlossen gehabt, die in Zeit von 8 Tagen gesetzt werden müssen. Wir durchsuchten demnach Alles, konnten aber nicht das mindeste Zeichen finden, daß dieser Hase Hermaphrodit gewesen, als lediglich, daß er Dutten hatte, die stark mit Milch angelaufen waren. Wenn es nun nicht gänzlich gegen die Natur wäre, so wäre aus diesem wohl zu vermuthen daß ein Hase sich in eine Häsin verwandelt."

Ich kenne alte Jäger, die, unerschütterlich in ihrem Köhlerglauben, bis zum letzten Athemzuge mit aller Hitze einer felsenfesten Ueberzeugung behaupten: daß es unter den Hasen Zwitter gibt und mancher Rammler wie die Häsin setzt; daß sich sogar öfters Hasen vorfinden die bald männlichen bald weiblichen Geschlechtes sind, und abwechselnd beschlagen und setzen.

Der französische Jagdschriftsteller Clement de la Chapoille versichert in seinem, 1742 in Paris erschienenen: Nouveau Traité de Venerie (Neue Abhandlung über das Waidwerk) mit dürren Worten: daß der Rammler in seinem eignen Leibe, jedoch nie mehr als einen Jungen empfange. „Und selbst Döbel, sagt Jester, behauptet in seiner bekannten Jagdpracktik, was dieser Franzos versichert hat, obwohl er die noch sonderbarere (man möchte sagen, kindischunsinnigere) Meinung einiger Jäger:" wornach der Hase in jedem Monat sein Geschlecht verändert, für unerweislich hielt."

Mit Vergnügen haben wir den Herrn von Heppe, den Sieur Clement da la Chapoille und den Großpapa Döbel als eifrige Garan-

ten der Existenz von **Zwittern** unter dem **Hasengeschlechte** angehört. Solche recht ernstlich gemeinte Novitäten machen viel Spaß, sie sind sogar schätzbar und heilsam, denn sie erregen einen unwiderstehlichen Lachreitz und das Lachen trägt ungemein viel zur Beförderung der Gesundheit bei. Aber das harmlose Lachen bricht plötzlich ab wie ein morscher Stab, wir verstummen vor Erstaunen und Ehrfurcht und nicht mit Worten, sondern in Gedanken bitten wir die obenbenannten, sehr verehrlichen Herren um gütevolles Verzeihen, daß wir über ihre Mittheilungen von **Zwittern unter den Hasen** so unanständig gelacht haben, denn in der: **Allgemeinen Forst= und Jagd-Zeitung**, Jahrgang 1837, S. 252 steht ganz deutlich gedruckt:

„Das Jahr 1836 bot hier mehrere **Zwittererscheinungen** dar."

„Der Unterzeichnete schoß im Anfange Septembers einen **ausgewachsenen jungen Hasen**, welcher **Milch** im **Gesäuge** hatte, aber **kein weibliches Geschlechtsglied von außen** besaß; vielmehr lief dessen vorhandener innerer Kanal mit dem Waidloche in einer und derselben Oeffnung aus. Dagegen hatte derselbe eine **vollkommen männliche Ruthe**, aber kein Kurzwildpret; im Innern des Körpers **aber alle weiblichen Geschlechtstheile vollkommen ausgebildet**."

„Die Milch im Gesäuge und die gezogenen Zitzen bewiesen, **daß er Junge gehabt**,"

„Da ich gleiches noch nicht vernommen hatte, so schien es mir ein der Veröffentlichung würdiger Gegenstand. Ich gebe die Sache treu, wie ich sie wahrgenommen und überlasse es Naturforschern, weitere genauere Beobachtungen darüber anzustellen."

Bartenstein im Unter=Mainkreise Bayerns im Februar 1837.

Molter K. B. Revierförster.

Welch sonderbare, welche merkwürdige Dinge erlebt man, wenn das Leben nur recht lange währt. Es hat sich zwar **Büffon** die Freiheit genommen, gegen das Daseyn von **Hasenzwittern** zu Felde zu ziehen, indem er eben so gründlich als faßlich sagt: „Die Eichel an der weiblichen Ruthe des Satzhasen ist fast eben so stark und eben so weit hervorragend, als an der männlichen. Da nun an der **Häsin** das **Feigblatt** nicht in die Augen fällt und überdieß das **Kurzwildpret** der **Rammler**, besonders in ihrer Jugend, nicht zu sehen ist, so ist es oft schwer, den **Hasen** von der **Häsin** zu unterscheiden. **Daher** ist es gekommen, daß man glaubt, es gäbe unter den Hasen **Zwitter**."

Auch erlaubt sich **Dietrich a. d. Winkell** zu sagen: „Dadurch sowohl, daß die Häsin ihre lüsterne Begierde **eben** so wie die Hündin beweißt, (nämlich durch das sogenannte Reiten des Weibchens auf dem Männchen) als auch dadurch, daß die Oeffnung, durch welche bei der Begattung, (der eigentlichen fleischlichen Vermischung) das Fruchtglied des Rammlers hervortritt, fast an eben der Stelle steht, wo das ver-

borgene Fruchtblatt des Satzhasen sich befindet, konnte wohl die fabelhafte, jetzt veraltete Meinung, daß es unter dem Hasengeschlechte Zwitter gebe, und ebenso die noch lächerliche, die Verwandlung der Geschlechter behauptende, desto leichter entstehen, da, außer der Rammelzeit, beim alten männlichen Hasen das Kurzwildpret nicht immer, beim jungen nie fühlbar ist."

Aber jetzt wissen wir es besser. Herr Molter hat die von Kurzsichtigen als fabelhaft angesehene Existenz von Zwittern unter Hasen wieder zu Ehren gebracht und auf einen felsenfesten Grund gebauet, denn Herr Molter ist das glückliche Sonntagskind, das da, wo die blöden Augen anderer Sterblichen noch nichts gewahrt haben, mit seinem alldurchdringenden Auge einen Hasen mit Milch im Gesäuge, aber ohne weibliches Geschlechtsglied mit vollkommnem männlichen Fruchtgliede, aber ohne Kurzwildpret und mit allen Beweisen eines statt gehabten Satzes erschauet hat, und dem wir die Unfehlbarkeit des Daseyns von Hasenzwittern zu danken haben.

Ohne Zweifel ist der Molterische Mann-Weib-Hase ein Ur-Urenkel jener Zwitterhasen, mit denen uns Heppe, Döbel und Clement de la Chapoille so großmüthig beschenkt haben.

Auswechseln.

Kein Haarwild hat solche Anhängigkeit an seine Heimath, als der Hase. So veränderlich er in der Wahl seines Lagers, seiner Sasse ist, so fest hängt er an dem Bezirke, wo er gesetzt worden ist; ein Flächenraum von tausend Morgen Gehölz oder Feld ist die Strecke, worin er sein munteres, immer bewegliches Daseyn hinbringt.

Wird er aber durch vieles Hetzen mit scharfen Hunden oft recht erzürnt, manchmal durch Ueberschwemmungen mit Gefahr, in strengen, lange-währenden Wintern durch Mangel an Weide mit dem Hungertod bedrohet, so wechselt er aus, und sucht sich in weiter Ferne eine neue Heimath.

Dieses Auswechseln zu verhindern, unterlasse man das Hetzen, und kann man auch, wie in der Natur der Sache liegt, den Ueberschwemmungen nicht vorbeugen, so vernachlässige man dagegen nicht, Winterfütterungen anzulegen, worüber ich bereits bei: Aeßung gesprochen, aber noch folgendes beizufügen habe:

1. Sowohl im Walde, als auf dem Felde lege man die Winterfütterungen in jenen Gegenden an, wo zu dieser Jahreszeit die Hasen am häufigsten sind, und welche Gegenden wir bei: Aufenthalt haben kennen gelernt.

2. Dem bei: Aeßung angegebenen Futter kann man auch Waizenkörner von der geringsten Sorte, sogenannter Hühnerwaizen, Möhren, Erbsenstroh und Kleeheu beigeben. Die Waizenkörner und die, in kleine Stücke geschnittenen Möhren streue man häufchenweise auf.

3. Die Fütterungen lege man nie in der Nähe von Fuchsbauen an. Ueberhaupt empfehle ich in Wintern, die so streng sind, daß man die Hasen füttern muß, die Füchse mit Geschoß und Fangzeug aufs eifrigste zu verfolgen und sie durch Verderbung ihrer Baue (wie dieses geschieht, ist beim Fuchs angegeben) zum Auswechseln zu zwingen, da in strengen Wintern der Fuchs dem Hasen am allergefährlichsten ist.

„Dem Auswechsel der Hasen in andere Reviere während sehr harter Winter wird gewiß am sichersten dadurch vorgebeugt, wenn man dem, aus Haber- oder Waizenkörnern, Möhren, Kohlstrüncken, Erbsenstroh, Heu und Kleehen bestehenden Winterfutter täglich etwas gekochten Kohl auf dem Felde, im Holze hingegen frisch gehauene birkene, aspene, oder schwarzdornene, 24 Stunden in Heringslake geweichte Reiser beifügt." So lehrt unser wahrer Lehrer Dietrich a. d. Winkell, und obgleich ich selbst weder mit dem Beisatze von gekochten Kohl noch mit dem von eingeweichten Ruthen bei meinem Hasen-Winterfutter gemacht und deren Wirkung erprobt habe, so darf ich diese Beisätze ohne Anstand empfehlen, da man auf Dietrich a. d. W. unbedingt vertrauen darf.

Gronnen, Rerren (gleichbedeutend mit: Schreien), Krätschen.

Der Hase, Männchen wie Weibchen, gronnt von Zeit zu Zeit während des Aeßens, wenn er sich auf guter, üppiger Weide recht behaglich fühlt. Die Häsin lockt während der Rammelzeit den Hasen durch einen gronnenden, öfters wiederholten Laut; sie krätscht aber auch zu dieser Zeit, wenn sie, durch zu vieles Rammeln ermattet, von unersättlichen Männchen zur Willfahrigkeit durch Kratzen, Beißen und Rupfen gezwungen wird. Der Hase, Männchen wie Weibchen, jung wie alt, rerrt (oder schreiet) wenn er an den Läufen oder am Hintertheile so angeschossen ist, daß er nur mehr rutschend sich fortbewegen kann, und in diesem Zustande von den Hunden gepackt, oder vom Jäger bei den Hinterläufen zum Abgenicken aufgehoben wird. Dieses Rerren, bei anderm Haarwild nennt es der Waidmann Klagen, hat in der Ferne eine täuschende Aehnlichkeit mit dem Geschrei eines Wickelkindes.

Rutschen — Hoppeln — Flüchtig seyn — Rennen.

Der Hase rutscht, wenn er sich weidet. Dieses Rutschen besteht darin, daß er unterm Aeßen die Vorderläufe nach vornehin so [illegible] möglich ausstreckt, dann mit dem Hintertheil nachdem er so [illegible] ist, eine nachrutschende Bewegung macht, [illegible] ist.

[illegible] ein Fortbewegen ist ein Mittelding [illegible] Mäßig-Flüchtigsein andern Haa[illegible]

wildes; es ist ein Hüpfen, welches die Stelle eines leichten, nicht schnellen Trabes ersetzen soll. Das Hoppeln findet statt, wenn der Hase vertraulich auf der Weide ist, eben so, wenn er, von Hunden gejagt, vor diesen einen weiten Vorsprung hat, einen Widergang macht und nach einem Dickicht oder sonst einem Versteck seine Richtung nimmt, um sich da, des Ausruhens wegen, etwas zu drücken. Auch bei Treibjagen im Walde hoppelt er häufig, wenn er, ohne von Hunden verfolgt zu seyn, gleich beim Beginnen des Triebes aufgethan wurde, eine weite Strecke im Holze fort flüchtig gewesen ist und nun in mäßig-schnelle Bewegung fällt, um während des Hin- und Herhoppelns gleichsam mit sich selbst zu Rathe zu gehen, ob er sich irgendwo drücken oder sein Heil in der Flucht suchen soll.

Sein stärkeres Laufen zerfällt in das Flüchtig seyn und in das Rennen, welches der Jäger auch Fahren nennt, besonders wenn es im Walde über ausgebreitete freie Strecken, und wenig beholzte Anhöhen, im Felde über geebnete Flächen, Wiesen rc. geschieht und wo sein Springen auf einen hohen Rain hinauf oder von selbem herab mehr einem Flug als einem Sprunge gleicht.

Der Hase bewegt sich immer springend fort; das Vermögen dazu, sey es die springende Bewegung des Hoppelns oder des schleunigsten Rennens gibt ihm die Elasticität des Hasensprungs und daß er im Laufen so schnell ist, kommt von der Ueberbauung seines Hintertheils her, denn die Hinterläufe sind bedeutend länger als seine Vorderläufe, und diese Länge erschwert ihm sehr das flüchtige Bergablaufen, so wie sie die einzige Ursache ist, daß sich der Hase im ruhigen Zustande, mittels ganz kurzer langsamer, auf der Flucht aber mittels sehr rascher und weit ausgreifender Sprünge, jedoch nur immer satzweise, fortbewegt.

Alte Jäger behaupten, ob mit Recht oder Unrecht, will ich nicht entscheiden, daß der Rammler schneller läuft, als der Satzhase. Soviel ist aber durch Erfahrung hergestellt, daß der Hase in der Zeit, wo er Dreiläufer ist, die größte Flüchtigkeit hat.

Spur.

Bei jeder, mehr oder minder schnellen Fortbewegung (mit Ausnahme des Rutschens, wenn er sich recht vertraulich fortäßet), also beim Hoppeln, wie beim Rennen überschnellt der Hase, d. h., er setzt bei jedem langsamen oder raschen, bei jedem kurzen oder weiten Sprung die Spuren der Hinterläufe vor die Spuren der Vorderläufe, so daß

A

0 0

B

0

0

die beiden Spuren A, die der Hinterläufe, und die beiden Spuren B, die der Vorderläufe sind.

Da der Hase mit den Hinterläufen jedesmal bis auf die Ferse austritt, und da die Spur des Hinterlaufes bedeutend länger und breiter als die des Vorderlaufes ist, so unterscheiden sich diese Spuren sehr kennbar von einander.

Eine reine Hasenspur, d. h. der Trittabdruck aller 4 Läufe des Hasen im frischgefallenen Schnee, im feuchtzähen Lehm- oder Moorboden, im naßen, feinen Sand, hat beinahe die Figur eines Dreiecks. — Wenn der Hase hoppelt, so stehen die Spuren der Hinterläufe neben einander,

B 0 0

und die Sprungweite ist kurz; ist er aber flüchtig, so setzt er den rechten Hinterlauf schräg vor den linken Hinterlauf,

B 0
0

und je flüchtiger er rennt, desto größer ist der Zwischenraum von Sprung zu Sprung, der oft eine Weite von 8—9 Fuß hat.

Die Spuren der Vorderläufe stehen immer in fast gerader Richtung hintereinander

A 0
0

ob der Hase hoppelt oder rennt.

Zähmbarkeit.

Es ist eine bekannte Sache, daß junge Hasen mit Milch und Semmel dann mit Kohlblättern und Möhren sehr leicht aufzuziehen, die auch zu verschiedenen Kunststückchen, als Trommeln, Schildwache stehen, Abfeuern von kleinen Kanonen ꝛc. abzurichten sind. Der gräflich Lodron'sche Revierjäger Stauber zu Hornbach hatte einen Hasen, den er zu verschiedenen Tageszeiten in den großen Schloßgarten ließ. Sobald Stauber auf dem Finger pfiff, kam sein Lustl, wie er den Hasen nannte, in der größten Flucht daher gefahren, trug immer von der Pflanze, die er so eben benascht hatte, ein Restchen im Maule daher, und legte es zu seines Herrn Füßen nieder.

Vor einigen Jahren sahen wir in Regensburg einen alten vorzüglich starken Satzhasen, den ein Tiroler um Geld sehen ließ, und der wirklich bewunderungswürdige Kunststücke machte. „Auf meine Frage: wie es möglich sey, einen Hasen zu solcher Meisterschaft zu bringen, welche selbst der gelehrige Hund nicht zu erreichen vermöge, versicherte mir der Tiroler, daß man bei der Abrichtung eines Hasen mit derben Züchtigungen nicht sparsam seyn dürfe, die wirksamste aber sey, ihm in den Tagen, wo er ein Stückchen einlernen soll, nur sehr wenig Äsung zu geben, ihn aber förmlich beinahe verhungern zu lassen, wenn er ein besonderes schweres Kunststück erlernen soll. Macht er darin nur einige Fortschritte, so bekommt er gleich reichliche und ausgesuchte Äsung, auch ein Paar Tage Ruhe; nach zwei, höchstens drei tüchtigen Hungerkuren hat sich der Hase auch das schwerste Stückchen so

eigen gemacht, daß er es, ohne weitere Einübung nach Verlauf von vielen Monaten wieder so ferm producirt, als er es frisch von der Dressur weg gemacht hat.

Nutzen — Schaden.

Daß dem gemeinen Hasen so häufig und eifrig nachgestellt wird, geht wohl aus dem vielfältigen Nutzen hervor, der aus ihm gewonnen wird. Jedermann kennt die Schmackhaftigkeit des Hasenwildprets, *) die sovielseitige Benutzung des Winterbalges in den Werkstätten der Hutmacher, Leimsieder, Beutler, Siebmacher, aber auch im Krankenzimmer, wo er, gichtkranke Glieder umhüllend, schmerzstillend ist und gegen Verkältung schützt, wo er als Unterlage des Kranken diesen während eines auch noch solange dauernden Krankenlagers vor dem Wundenliegen bewahrt. Der Hasenfuß (für Laien sage ich, daß der Jäger mit diesem Worte den Theil des Hasenlaufes von der Zehenspitze an bis zum Knochelchen oder der Ferse bezeichnet) dient dem Buchbinder als Pappinsel, dem Gold und Silberarbeiter als Kehrbesen, dem Vergolder zum Glätten, dem Physiker zum Reiben, des Elektrophors. Aus dem Hasensprung fertigt der Kunstdreher Pfeifenräumer, Ahle ꝛc.

Der Jäger darf sich jetzt mit vollem Rechte der Hoffnung hingeben, daß er seine Winterhasenbälge jährlich besser verwerthet, ja ohne Zweifel auf den, vor 18—20 Jahren bestandenen Preis von 48—54 Kreutzer erhöhet sehen wird, da man endlich so vernünftig geworden ist, die Erbärmlichkeit der Seidenhüte zu erkennen und die seit Jahren unbeachtet gelassenen Filzhüte wieder zu Ehren zu bringen.

Wer an Zahnschmerzen, an Geschwüren, an eingestochenen Splittern leidet, der bedient sich mit gutem Erfolge des Hasenschmalzes als eines zertheilenden oder aufzeitigenden Pflasters.

In vielen Gegenden, besonders im bayer'schen Walde, unterläßt kein Jäger, am ersten Freitag des Monats März ein Paar Hasen zu schießen und Leinwandläppchen oder Hanfgarn in den Schweiß zu tauchen, die von den Landleuten als ein probates Mittel gegen den sogenannten Rothlauf gekauft werden; ohne Zweifel ein eingewurzelter Aberglaube, bei dem sich aber der Jäger wohl befindet, da ihm solche Schweißläppchen um guten Preis bezahlt werden.

Schädlich ist das Hasenwild in Feldern, wo es so stark gehegt und zur Vermehrung gelassen wird, daß dessen Stand, mit dem

---

„*) Die Morgenländer verschmähen es, sagt Jester. Das Mahomedanische Gesetz, so wie vor diesem das israelitische, untersagt den Genuß des Hasenwildprets. Die alten Griechen und Römer schätzten es sehr hoch. Nach Martial hat unter den vierfüßigen (eßbaren) Thieren der Hase im Geschmacke den Vorzug; sein Schweiß wird für den süßesten und schmackhaftesten gehalten, aber sein Schmalz ist ungenießbar.“

bigen Abschusse nicht im gehörigen Verhältniße steht. Aber auch wo der Hasenstand gering ist, müßen die im Freien angelegten umschulen, sehr dicht und mit aller möglichen Vermeidung von ken eingefriedigt, die im Freien gepflanzten Obstbäume besonders die gen, durch eine untere Stammbekleidung mit Dornenzweigen rc. chüzt werden, da der Hase im strengen Winter solche Bäume so f in den Kern hineinbenagt, daß sie größtentheils absterben.

Ich theile hier einige Schutz-Mittel gegen Beschädigunn durch Hasen mit, deren entsprechende Wirkung ich theils selbst robt, theils von verläßigen Waidmännern als bewährt zu öffentlicher fanntmachung erhalten habe.

1. In Baumschulen und Baumpflanzungen, die nicht gehörig einriedigt, oder die Baumstämme selbst nicht mit Dornbüschen umfelt werden können, bestreicht man den Stamm, vom Grunde aus 4 Fuß hoch sehr dick mit einer recht zäh angemachten Mischung flüßigem Lehm und Häckerling, so daß der Stamm von einer –2 Zoll dicken Kruste umschlossen ist. Diese schützt nicht nur gegen Rindebenagen von Seite der Hasen, als sie auch dem Bäumchen, dem Baume eine sehr wohlthätige Bekleidung ist.

2. Alle Bäume, um welche man nahe am Stamme im Umkreis 2—3 Fuß frisch ausgeführten Abtrittdünger ausbreitet, vermeidet Hase so lange, bis dieser Dünger ganz zu Staub geworden ist.

3. Man macht aus einer tüchtig durcheinander gekneteten Mischung 3 Theilen Thran, 3 Th. Schweinefett und 1 Th. Theer eine lbe, bestreicht damit kleine Stäbe oder Weidenruthen und steckt e kreisförmig um den Baum.

4. Wenn man Weidenzweige spaltet, diese Reife mit einer gleichtligen Mischung von Schießpulver und Unschlicht oder Schweinefett f bestreicht und sie dicht an einander um eine Baumschule oder umpflanzung bogenförmig in die Erde steckt, so nahet sich diesen Hase. Das bestreichen der Bögen muß alle 2 Monate erneuert rden.

5. Wer eine nicht zu große Obstbaumanlage oder Baumschule, und legenheit hat, sich mit Fuchsschmalz zu versehen, der bestreiche Baumstämme tief unten; das Bestreichen sey ringförmig und nicht iter als 2—3 Zoll.

6. Man bestreiche die Bäume bis an die Krone mit einer sogenten Weiße von 2 Theilen Kalk und 1 Th. Schornsteinruß, aber frisch von dem Rauchfang her seyn muß.

7. ½ Pfund ganz ordinäres Schießpulver, zu Staub gerieben, d mit soviel Asa Foetida vermischt, daß der Geruch der letzteren s vorschlage. Die Mischung mache man mit Wasser zu einem ei an, dem man recht klar gemachten Lehm beigiebt, damit dieser ei, mit welchem jeder Baumstamm etwa 3 Fuß hoch vom Grunde fwärts dick anzustreichen ist, mehr Bindung erhält.

8. Man schäle frisch abgehauene Tannen- oder Fichtenäste

ab, hänge sie in der Esse (dem Rauchfange) auf und stecke deren 3—4 an die gegen das Benagen der Hasen zu schützenden Bäume. Von Zeit zu Zeit werden sie durch andere, ebenfalls aus der Esse genommene Aeste ersetzt.

9. Alle 8—14 Tage bestreiche man die Baumstämme mit grüner in Seifensiederlauge gekochter Seife, oder

10. mit einer wohl unter einander gearbeiteten Mischung von Hirschhornöl, Baumöl, Schweinschmalz und Terpentin, von jedem ½ Pfund; eben so gute Dienste leistet

11. eine Mischung von Lein- und ranzigem Baumöl unter welche zu gleichen Theilen soviel Schießpulver und Rauchfangruß gemengt wird, daß das Ganze eine etwas dicke Salbe giebt, womit man die Baumstämme bestreicht, welches auch zu gutem Erfolge geschieht; mit

12. einem Anstrich von Ochsengalle, klein geschnittenem oder gehacktem Knoblauch und alten, recht stinkenden Schmierkäse, welchen Ingredienzien soviel Wasser beigegeben wird, daß man einen etwas zähen Brei erhält.

Muß der Besitzer von Baumschulen oder Baumpflanzungen im Freien aus Mangel an Dornengesträuchen, die als Umkleidung der Baumstämme gebraucht, immer das wohlfeilste und sicherste Schutzmittel gegen Hasen sind, einen der vorstehenden Anstriche in Anwendung bringen, so geschehe dieses schon gegen Mitte oder Ende October und erneuert wird der Anstrich, sobald er aufhört, den ihm eigenthümlichen Geruch zu verbreiten. Da der Hase die Baumstämme nicht blos am Grunde, sondern so hoch hinauf benagt, als er, sich möglichst nach der Höhe streckend, hinauf reichen kann, so muß der Baum von der Erde an bis zu einer Höhe von 3½—4 Fuß bestrichen werden.

Ist aber der Fall, daß Bäume vorhanden sind, die, früher nicht gehörig geschützt, mehr oder minder bedeutende Beschädigungen erhalten haben, so heilt man sie durch folgendes Mittel: die durch den Hasenbiß beschädigte Stelle wird so weit im Umfange und so tief hinein ausgeschnitten, bis man keine, durch ungesunde Farbe, schwarze Punkte &c. mehr gewahr wird, und nur das reine, gesunde, wenn ich mich so ausdrücken darf, Baumfleisch vor sich hat. Dann bediene man sich des unter dem Namen:

von Train'sche Baumsalbe *) sehr bekannten und als vorzüglich heilsam bewährten Baumpflasters. Dieses besteht aus einer

*) Gleiche Behandlung und die nämliche Salbe giebt man auch mit dem besten Erfolge den an Krebs, Brand und Harzfluß leidenden Obstbäumen. Hat man von dieser Baumsalbe einen Vorrath für künftigen Gebrauch gemacht, so übergießt man sie in dem neuen, inwendig gut glasürtem Topfe, worin sie aufbewahrt werden soll, zur Erhaltung der Geschmeidigkeit, mit Leinöl, verbindet den Topf mit einer Blase und verwahrt ihn an einem im Sommer kühlen, im Winter mäßig warmen Orte.

lischung von 3 Theilen geschlämmter weicher Kreide
der 3 Theilen an der Luft zerfallenen Kalkes), und 1 Theil ge-
alverter Holzkohle, (oder 1 Theil sehr fein gesiebter Asche von
uchenholz.) Nun befeuchtet man die Mischung von Kreide und Holz-
ble mit Leinöl, gießt etwas weniges Terpentin, der über Kohlen
rlaßen worden ist, hinzu und rührt alles sorgfältig in einander, bis
e ganze Maße eine Salbe ist, die sich mittels eines steifen, kurzbor-
gen Pinsels leicht auftragen läßt, welches nur einmal geschieht, und
r so dick, daß die beschädigten Stellen mit dieser Salbe gut bedeckt
d.

Um die Hasen von Kohläckern, jungen Saaten und schlecht ver-
hrten Gemüsegärten abzuhalten, bedient man sich mit gutem Erfolge
gender Mittel:

1. Wenn man Stäbchen mit jenen Mischungen bestreicht, womit
h obiger Angabe die Baumstämme bestrichen werden, und am Saume
s zu schützenden Feldes ꝛc. von 8—12 Fuß auseinander einsteckt;
nn man

2. statt dieser Stäbchen, die schon längere Zeit zum Räuchern der
hinken, Würste ꝛc. in der Eße gebrauchten Stangen verwendet;
nn man

3. Läppchen mit Schießpulver tüchtig einreibt oder in aufgelösten
ufelsdreck taucht, an Stäbchen befestigt und diese im Saatfelde 20—30
hritte von einander vertheilt; wenn man

4. an eben solche Stäbchen Lappen anbringt, die in eine aus altem
lg, Schweinefett, Schießpulver, Terpentin und Franzosenöl bestehende
ischung getaucht worden sind,

so ist man allerdings für so lange Zeit, als diese Mischungen
en sich weit verbreitenden, recht eindringenden Geruch von sich ge-
, in den Gemüsegärten, Saatfeldern ꝛc. vom Wildschaden
rch Hasen gesichert; daher die Mischungen von Zeit zu Zeit er-
ert werden müßen.

Das Landvolk, in der Regel und mit äusserst wenigen Ausnahmen
t dem alten Schlendrian gleichsam zusammengewachsen, begnügt sich,
ie Kohläcker ꝛc. durch Strohpopanze, alte weiß übertünchte Töpfe,
Pfählen befestigt, und kleine, Windmühlenartig sich bewegende Vor-
tungen die Hasen abschrecken zu wollen; doch bald haben sich diese
die unschädlichen Schreckengestalten gewöhnt und äßen mitten unter
en aufs behaglichste fort. Der Bauer hat zur Zeit des Kohlheim-
ngens ¼ Krauthäupchen und ¾ Krautstrünke; durch Schaden wird
ling, und im nächsten Jahre, stellt er wieder die Töpfe und Stroh-
nner als wackere Kohlwächter auf.

In einem K. Sächsischen Dorfe — der Name ist mir entfallen —
chte mich der Gastwirth, bei dem ich 1807 im Quartier lag, mit
n Mittel bekannt, wodurch die Bewohner dieses Dorfes und vieler
lliegenden ihre Kohlfeuchtfelder gegen alle Besuche der Hasen

schützen. Schon am ersten Tage, an welchem die jungen Kohlpflan
vom Saamenbett hinweg in das freie Feld gesteckt werden, legen die
diese Dorfbewohner mehrere 1—2 Fuß lange, aus entmarkten u
ausgehöhlten Hollunderästen gemachte Rinnen platzweise im Kohl
umher, füllen sie mit dem ordinärsten, zu 2 Theilen mit feinem Kohl
staub vermengten Schießpulver aus, und zünden dieses an.

Diese Räucherung, welche alle 8—10 Tage wiederholt wird,
sich durch das ganze Feld hin und gibt den Kohlpflanzen einen Ge
der den Hasen eben so verhaßt als furchtbar ist.

Besondere Eigenheiten.

Der gemeine Hase wittert sehr fein, aber sein Verne
men ist noch feiner. Hat er vollen Wind, so vernimmt er die Tr
eines wenn auch nicht plump auftretenden Jägers auf mehr denn
Schritte. Dieses rührt daher, daß der Hase in dem Ohrengange
in das felsenförmige Bein (os petrosum) führt, mit einer bein
beinernen Röhre versehen ist, die ihre Richtung hinterwärts
ein natürliches Schallloch nimmt, wodurch auch der ger
und sehr ferne Laut zu seinem Gehörwerkzeuge dringt. Aber eb
lich ist das Aeugen des Hasen, besonders gerade aus, unge
seine Augen keine Wimpern, keine Nickhaut haben und im Kreise
ganze Rundung machen, so daß er rings um sich herum sehen k
Es mangelt nicht an beglaubigten Beispielen, daß Schützen, die
eben abgeschossene Gewehr frisch zu Laden noch nicht Zeit hatten
auf einem Waldfahrtwege oder einem Steige in gerader Richtung
sie loskommenden Hasen, die Mündung des Gewehrlaufes nach
Kopfe hin vorhielten und diese den vorgehaltenen Gegenstand n
gewahrend, sich so heftig an die Mündung anstießen daß sie
überschlugen und im Augenblicke verendeten.

Der Hase ist sehr munter und sehr flüchtig, dabei schla
als man ihm zutrauen möchte, besonders, wenn es seinen Balg
Kann der Waldhase durch die Schnelligkeit seiner Läufe den
folgungen von Hunden oder Raubthieren nicht in der Flucht d
Stangenholz, über Waldblößen, Schläge, Waldwiesen entgehen,
macht er, wenn nur immer möglich, soviele Widergänge
Absprünge, als er für nöthig achtet, seine Verfolger in der
haltung seiner Spur zu verwirren, und zu ermatten, damit er
zu großem Vorsprung und dadurch die Möglichkeit seiner Rettung
gewinne. Der Feldhase, vom Windhund gehetzt, bietet alle s
Kräfte auf, das nächste Gehölz, sey es auch nur ein kleiner Feld
zu erreichen, weil er weiß, daß ihm da der Windhund nichts an
kann. Findet er auf dieser Flucht einen Hasen in der Sasse
im Lager, so ist er schlau genug, ihn aufzustoßen und sich
dessen Bettlein zu drücken, während der Windhund den Andern
wider Willen aufs eifrigste verfolgt. Oder der Schlaukopf, stehen

ht diese Rettungsmittel zu Gebote, rennt gerade zu in eine Vieh-
rde, wo er sich im dichtesten Haufen verbirgt, er fährt in einen
ldbau, in Teichschilf, hohle Bäume, Steinklüfte, Erdhöhlungen; er
uft schrägstehende Weidenbäume hinan und drückt sich im Ruthen-
schlag. Kommt er an Gewässer, seyen diese nun ein unbedeutender
ach oder ein ziemlich breiter Fluß, so springt er von dem wenn
ch sehr hohen und steilen Ufer mit einem kühnen Satze in die Flu-
n und schwimmt mit sehr großer Behendigkeit nach dem entgegen-
etzten Gestade.

Der Hase ist sehr leicht geschüchtert und begeht in die-
n Zustande eine Menge der lächerlichsten Dummheiten.
Ein sehr glaubwürdiger Augenzeuge erzählt folgendes:

„Es war an einem Sonntage während des Vormittags-Gottes-
nstes, als ein Hase über den Schützenplatz bei Scharzfels, einer wohl
0 Schritte langen Ebene kam und neben mehreren Häusern und
haafställen vorbei gerade auf die Oder zulief, und zwar weit vor ei-
m Bauernknaben her, der ihn ohne Zweifel am Saume des Wäld-
ens im dortigen Gestrippe aufgejagt und eine kleine Strecke mit
schrei und „Huß! huß!" verfolgt hatte."

„Der Hase kam dicht unterhalb der Brücke an das hochaufge-
uerte Ufer, und obgleich er dicht dabei über die Brücke laufen oder
ht unterhalb an einer niedrigen Uferstelle an das Wasser gelangen
nnte, sprang er ohne Verweilen von dem hohen Ufer herab in den
hen Strudel unter der Brücke, wurde vom Wasser fortgerissen, und
m am andern Ufer ganz durchnäßt heraus. Statt nun über die
iese und dann in's Holz zu fliehen, lief er nach dem Zolle (einem
irthshause) welcher der Brücke gegenüber liegt und sprang drei bis
rmal kerzengerade an dem Hause herauf gegen ein Fenster der un-
n Gaststube, indem er daran mit den Vorderläufen kratzte, ohne es
zerbrechen. Als ein Bursche das Fenster öffnete, um die Ursache
s Lärms zu erforschen, lief der Hase nicht über die gerade vor ihm
gende Brücke, sondern sprang unter dem eisernen Geländer weg in
: Oder und rannte den Weg zurück, den er gekommen war."

Auf meiner Jagdgränze suchte ich ein Stoppelfeld nach Hasen ab;
s nämliche that auf seiner mein Jagdnachbar. Wir waren ungefähr
-600 Schritte von einander entfernt. Vor ihm steht ein Hase auf;
schießt, fehlt, und in diesem Augenblicke fährt dicht vor mir ein Hase
s der Sasse, den ich mit beiden Läufen auf die allerschändlichste
eise fehlte. Des Nachbars Hase rennt in gerader Richtung auf mich,
r meinige eben so auf ihn zu. Sie sind so nahe aneinander, daß sie
t die Köpfe zusammenstoßen, als sie sich erst gewahren, darüber je-
ch so erschrecken, daß sie, wie mittelst eines Zauberschlages auf dem
ecke gebannt, dicht vor einander Kegel machten, zu meinem und des
chbars fast unstillbarem Gelächter lange Zeit, wie Statuen, unbe-

weglich in dieser Stellung blieben, dann wie aufs Commandowort um warfen und nach der entgegengesetzten Seite flohen. — Mehrere Jäge versicherten mir, schon öfters den Fall erlebt zu haben, daß Hasen di auf der Flucht plötzlich zusammentrafen, fast Kopf an Kopf Kegel mach ten, sich anstarrten und dann pfeilschnell davon rannten.

Oft wird der Hase durch eine wirkliche manchmal nur gefürchtete Gefahr so geschüchtert, und von der Fassungskraft so verlassen, daß e nicht mehr Muth und Besonnenheit genug hat, sich durch die Fluch zu retten, sondern wie unsinnig auf kleinem Raume umherlauft, a Bäumen, an Gebüschen ꝛc. in die Höhe springt und dabei aufs jäm merlichste rerrt.

Ist der Hase in der stärksten Flucht, und kommt er an eine wenn auch noch so wenig breiten Graben, so springt er fast nie übe sondern in selben, und rennt in der Tiefe eine Strecke fort, w er sich dann drückt, oder nach dieser oder jener Seite die Flucht fo setzt, fast immer nach der entgegengesetzten Seite.

Man kann sich keine Vorstellung von der Bosheit des Ramm lers machen, die er gegen junge Häschen ausübt, und zwar a eine grausame Art. „Ich hörte einst, erzählt unser gewiß höchst glau würdiger Autor, einen jungen Hasen klagen, glaubte, da es in d Nähe des Dorfes war, ihn in den Klauen einer Katze zu finden u eilte hinzu, um dieser den Lohn mit einem Schuße zu geben. St meine Vermuthung bestättigt zu sehen, fand ich einen Ramml vor dem Häschen sitzen und ihn mit beiden Vorderläufe von einer Seite zur andern das arme Thierchen maulschelliren, daß das arme Thierchen schon ganz ma zu werden anfing. Dafür mußte aber auch der alte Barbar sei grausame Bosheit mit dem Leben bezahlen. Das junge Häsch nahm ich mit nach Hause, verstutzte ihm die Löffel, setzte es nach ei gen Wochen wieder aus und hatte die Freude, im folgenden Frühj beim Rammeln zu sehen, daß ich mir einen Satzhasen erhalten hat

---

Der Hase benützt nie eine fremde Sasse zu seinem Schlafe er nimmt aber auch seine eigne nicht wieder an, wenn er öft darin beunruhigt wurde, oder wenn er wittert, daß ein Mensch mit der Hand, mit dem Fuße berührt, oder wenn ein Fuchs re nahe an ihr sich gelöset hat.

Wie der Hirsch seinen Wechsel, wo er aus dem Holze tritt auf Aeßung zieht, wie der gejagte Fuchs seinen Paß, seinen Ri hat, wo er schleichend oder flüchtig erscheint, so hat der Waldh seinen Steig, auf welchem er nach Weide und von da wieder Holze rückt. Beim Schnee werden an jedem Waldsaume d Steige gefunden.

Wenn im Felde ein Hase aufsteht, so thun dies gewöhnlich lle übrigen, im nämlichen Felde liegenden Hasen.

Wenn ein Rammler während der Rammelzeit ein ganz unges Häschen schreien hört, so eilt er in größter Schnelligkeit dem Geschreie zu. Noch hat kein Naturforscher ermittelt, warum er dieses hut; die darüber von Einigen aufgestellten Meinungen sind mehr ächerlich, als wahrscheinlich.

Wird der Hase lang und von scharfen Hunden verfolgt, so sucht r sich auf Plätzen zu verbergen, die ihm sonst ganz fremd sind, nämch in hohlen Bäumen, in Fuchs- und Dachsbauen, in Teichschilf, uf mehreren Fuß hohen, schiefstehenden, mit Ausschlägen versehenen Weidenköpfen, auf kleinen Inseln, nach denen er selbst über ziemlich reites Gewässer schwimmt.

Sucht ein Jäger von der letzten Hälfte des Neumondes an is gegen Mitte des ersten Viertels die Felder ab, so steht der Hase icht vor, sondern hinter ihm auf, nachdem er vorher den Kopf mit harf gereckten Löffeln gehoben hat. Die ersten Schritte von r Sasse weg, hoppelt er, dann aber geht er in voller Flucht rt.

Der junge Hase, wird er von Hunden aufgestochen, ent- rnt sich nie weit vom Aufstich, sondern wendet und drückt sich kurzer Entfernung von diesem, wodurch er, besonders bei seinen vie- n Wiedergängen und Abspringen auf einem kleinen Terain n Hunden viel zu schaffen macht.

Der alte Hase dagegen rennt vom Aufstiche hinweg, in ge- der Richtung eine weite Strecke fort, macht dann einen Wiedergang, n Paar Absprinige und kehrt von entgegengesetzter Richtung her ch dem Aufstich zurück.

Man findet nie Hasen in der Nähe der Kaninchenbaue il es ihnen da zu unruhig ist.

Der Hase hat nur einen Magen, und einen sehr starken linddarm. Dadurch wird die Unmöglichkeit des Wiederkäuens ifs gründlichste bewiesen und die Behauptung einiger Schriftsteller: der Hase gehöre zu den Wiederkäuern, als gänzlich un- chtig dargethan.

Die Oberlippe des Hasen ist fast immerwährend in schneller ewegung, deren Grund man in der Gewohnheit dieses Thieres, Alles i beschnuppern, wie auch in seiner Vorsicht, durch beständiges Win- en sich vor Ueberfällen zu schützen, liegen mag.

Der Hase schläft immer mit offenen Augen, wie er auch it offenen Augen gesetzt wird.

Von dem Augenblick an, wo er zu säugen aufhört, trinkt der

Hase nichts mehr; jedoch wollen Einige, die sich der genauesten Be-
obachtung des Lebens und Waltens der gemeinen Hasen rühm-
bemerkt haben, daß der Hase, wenn er nach einem sehr hei-
Sommertag in der Abenddämmerung auf die Weide rückt,
breitblättrigen Pflanzen, besonders vom Klee den Thau leckt. So
zählige Mal ich Gelegenheit hatte, den Hasen auf Plätzen, wo er
hätte thun können, genau zu beobachten, so ist doch diese Angabe
Thaulecken für mich eine ganz neue Neuigkeit.

Glaubt der Hase etwas zu vernehmen oder zu verwit-
was seine Neugierde oder seine Besorgniße erregt, so macht er
Männchen; will er aber etwas eräugen, so zwingt ihn
Kurzsichtigkeit, ein Männchen zu machen.

Wenn der Mond im Abnehmen ist, wie man im gemei-
Leben spricht, so liegt der Hase in seinem Lager oder seiner Sa-
so fest, *) daß man sich ihm auf 2—3 Schritte nähern kann,
daß er aufsteht, daher in dieser Zeit so mancher Hase vom,
Augenblicke ferm vorstehenden, dann aufs Wort des Jägers ein-
genden Hühnerhund aus dem Lager, aus der Sasse lebendig
wird; ist aber der Mond im Zunehmen, so fährt der H-
auf 2—300 Schritte vor dem, das Feld absuchenden Jäger,
Sasse, im Holze vor dem Treiber aus dem Lager. Ein sehr beacht-
werther Wink für angehende Jäger und Jagdfreunde.

Wenn gegen das Vordertheil eines in der Sasse liegenden Ha-
in ganz gerader Richtung geschossen und er in den Kopf getroffen
so macht er, und ist auch der Anschuß tödtlich, einen schnurge-
Sprung in die Höhe ein Paar Fuß hoch; öfters überschlägt er
der Luft, daß er auf den Rücken zu liegen kommt und im Augen-
verendet.

Eine besondere Eigenheit des Hasen ist seine Berei-
des Herensteiges. Mit scharfem Zahne beißt er durch das
Getreid ein Pfädchen, um bequemer auf kürzerem Wege und nicht
sehr vom Abend- und Morgenthau durchnäßt nach den Wiesen
den jungen Saaten, und auf solchen schmalen Pfädchen wieder in
Holz oder in seine Feldsaße ꝛc. zu kommen. Der Aberglaube schi-

---

*) Wildungen verwirft dieses und nennt es einen altm-
schen Jägerglauben. Wie Wildungen sich einen Wai-
mann nennen und solch eine mit der Natur des Hasen sozusa-
verschwisterte Wahrheit in das Reich der Mährchen verweisen kan-
ist wirklich unbegreiflich. Nicht blos der Jäger, sondern der Hir-
der Bauer, jeder, der zu verschiedenen Zeit-Perioden in's F-
kommt, muß über diese Sage dem lächerlich absprechenden Wi-
dungen zurufen: Si tacuisses, philosophus mansisses.
Anmerk. d. R.

diesen Pfädchen den Namen Herensteig, denn es war allgemein
als unbestreitbar angenommen, daß die Heren, wenn sie sich nächtlicher
Weile besuchen, ihren Weg immer in ganz gerader Richtung nehmen
(es ist auch wirklich merkwürdig, daß die Herensteige in so gerader
Richtung fortlaufen, als hätte sich der Hase mittels angelegter Gar-
tenschnur durchs Getreide gebissen,) und im Getreide solche Pfade als
Spuren ihrer Wanderung hinterlassen.

Wenn die Hasenmama zur Säugezeit an den Satzplatz zurückkehrt,
der gewiß nicht aus Sehnsucht und Zärtlichkeit, für die armen, klei-
nen Waisen, denn dazu ist sie eine viel zu liederliche, herzlose, sinnliche
Mutter, sondern um der sie brennenden Milchfülle ledig zu werden
so lockt sie die Jungen durch ein ganz eignes Geklapper der Löffel
an sich.

Dem Hasen ist das possirliche Manöver eigen, daß er sich auf
die Hinterläufe setzt und mit den Vorderläufen trommelt, wel-
ches man an den Jungen frühzeitig gewahr wird.

Auf das Raizen läuft der Rammler, meistens bis zu den
Füßen des Jägers, der im Raizen (oder Reitzen, auch Rätzen) recht
geübt ist. Nur der Rammler lauft; die Häsin wird durch das
Raizen vergrämt. Noch ist es keinem Naturforscher gelungen,
die Ursache dieses Laufens aufs Raizen zu ergründen: die darüber
hier und da ausgesprochenen Muthmaßungen sind theils zu gehaltlos,
theils zu sehr aus der Luft gegriffen, um sie hier aufzuführen.

Fällt von der Zeit an, wo der Feldhase nach der bis zum
Tages-Anbruch genossenen Aeßung wieder in seine Sasse gerückt ist,
tiefer Schnee, so läßt er sich ganz einschneien.

Die Hasen der nördlich und südlich am Kaukasus gelegenen
Thäler haben die besondere Eigenheit, sich an verschiedenen Stellen
2–3 Fuß tiefe, röhrenartige Erdhöhlungen auszuscharren, von denen
sie nie Gebrauch machen, ausser wenn ein starker Raubvogel in der Nähe
ist, vor dem sie sich durch schnelles Einfahren in diese, aus weiser
Vorsicht zum sichern Versteck ausgeführten Erdhöhlen verbergen.

„Um nichts zu übergehen, sagt Jester, bemerke ich noch, daß
die manchen, dem Hasen in Absicht auf Charakter und Gemüthsart
anklebenden Eigenheiten zu verschiedenen Sprüchwörtern Anlaß
gegeben haben, die im gemeinen Leben gang und gäbe sind. So sagt
man von einem Menschen, der viele Feinde hat: Viele Hunde
sind der Hasen Tod; von einem, der wankelmüthig ist und auf
dessen Wort man sich nicht verlassen kann: Er bleibt bei seinem
Worte, wie der Hase bei der Trommel. So bezeichnet: da
liegt der Hase im Pfeffer, die Ursache irgend eines Uebels, und

er hat ein Hasenherz, er ergreift das Hasen=Panier
heißt so viel als: er ist ein furchtsamer Mensch, er läuft davon; un
von Einem, der immer Possen macht, gebraucht man das Sprüchwort
der hat einen Hasenfuß in der Tasche."

Auch der Aberglaube beschäftigt sich mit dem Hasen. So hatte
schon die Römer den bis zu uns fortgepflanzten Wahn: daß demjen
gen ein Unglück bevorstehe, dem ein Hase über den Weg lauf
und daß eine bedeutende Feuersbrunst nahe sey, wenn ein Ha
an einem Stadtthore oder einer Stadtmauer vorübe
läuft! Ich habe in meinem vieljährigen vertrauten Umgange m
der Jägerei unter alten Jägern, die sonst ganz gescheide Menschen sin
so manchen Aberglauben eingewurzelt gefunden, der wirklich unbegrei
lich ist. Davon nur ein Beispiel, auf Hasenwild bezüglich:

Der Revierjäger M. H. . . . zu L. . . . . g wurde 1803 a
Morgen des Thomas Tages von den Seinigen unter den schmerzlichst
Besorgnissen gesucht, da er die verflossene Nacht nicht zu Hause g
kommen und in dieser Gegend so mancher Wildschütze war, der de
unermüdeten und fast tollkühnen Feind aller Wilddiebe den Tod g
schworen hatte. Der Reviergehülfe fand seinen Prinzipal in der Wal
hütte eines Köhlers gefährlich krank. Man brachte ihn nach Hau
und erst nach mehreren Wochen befand sich der Revierjäger wieder i
Stande, seinen Dienst zu versehen. Die langwierige, bedeutende Kran
heit war die Folge eines jähen, äußerst heftigen Erschreckens, und w
rüber? — — Ueber einen Hasen, der an ihm vorbeig
laufen war. Es hatte ihm, als er noch Jagdlehrling war, ei
im großen Rufe der Wahrsagerkunst gestandene alte Vettel prophez
daß er, früh oder spät, in der Thomasnacht und zwar gegen Mitt
nacht zu, an einem Kreuzwege stehen, daß dort ein Hase ihm über d
Weg laufen und er wenige Tage darauf sterben werde. M. H. .
stand in der Thomasnacht, zur bezeichneten Stunde, wirklich an ein
Kreuzweg, um an einer riesigen Eiche auf einen berüchtigten Wildd
zu lauern, der, wie man ihm verrathen, an diesem Abend ein Hau
schwein geschossen und beschlossen hatte, es noch vor Tagesanbruch n
dem nahen Städtchen V. . . . . rg zum heimlichen Verkauf zu f
ren; er hätte an diesem Kreuzwege vorüber müßen. Der Revierjä
sah beim Vollmondlicht von der Seite her ein kleines Thier komme
er erkannte es als einen Hasen, und im nämlichen Augenblicke,
der Hase ganz vertraulich über den Kreutzweg hockelte, erinnerte
der Revierjäger an die Prophezeihung des alten Hirtenweibes.
Erinnerung war so lebhaft, sein Glaube an die Unfehlbarkeit
Orackelspruches so felsenfest, daß er in Folge der allerheftigsten Gemüt
bewegung in Ohnmacht sank, und vor dem Tode des Erfrierens
durch den Köhler gerettet wurde, den zu dieser Stunde ein guter En
vorüber geführt hatte, noch wochenlang in Lebensgefahr schwebte. H. .
lebt noch, ist ein gesunder rüstiger Greis, und seit seiner Genesu
von allem Aberglauben geheilt.

Kümmern. — Eingehen. — Verenden.

Wie kurz ist die Spanne Zeit, die der gemeine Hase zu chleben hat? Nur 7—8 Jahre darf er sich den Freuden eines so ußreichen Lebens hingeben, und doch ist sehr gering die Zahl der glück- en Lampen, die dieses natürliche Lebensziel erreichen. Da sind alle aarten und gefiederten Raubthiere, sogar die erbärmlichen Krähen und lern, die ihm nach dem kurz zugemeßenen Leben streben; da ist der mpeste Bauernhund, der den im Alter so unbeholfenen, von aller chtigkeit verlaßenen Hasen nach kurzem Wettlaufe einholt und bestialischer Tölpelhaftigkeit auffrißt. Wie viele Hasen röcheln ihr tes Leben in der Jugendblüthe, unter dem zermalmenden Zahne Keulers, der Bache, des zahmen Schweines aus.

Der Hase kümmert an venerischen Krankheiten, die er sich durch e zügellose Geilheit zuzieht, er geht ein an geschwächter Lebens- t, Folge obiger Raserei; an Blasenwürmern, die im Herzen, in der ge und Leber nisten; an Leberfäule, hat er faule Kohl- oder Rü- blätter, hat er die Oelsaat, den gipsgedüngten Klee im Uebermaße jet; er ist ein Opfer ansteckender, oft ganze Reviere befallender the- und Eingeweidekrankheiten von Zwirn-, Egel- und mehreren dwürmern. Zum Ueberfluß kömmt der Jäger mit dem Schießge- r, der Junker mit dem Windhunde, der Wildbieb mit der Draht- life.

Er ist sehr empfindlich an Nase und Genick; daher leicht zu töd- durch einen Schlag auf einen dieser Theile, eben so leicht durch n starken Druck mit dem Daumen und Zeigefinger gegen die Lungen erhalb der Blattschaufeln.

Kein Jagdthier ist so vielseitigen Gefahren, Verfolgungen und Ab- chen ausgesetzt, als der gemeine Hase. Bei dieser Anzahl von en, die an Krankheiten eingehen, unter den Fängen der Raubthiere, er dem Geschoße des Waidmanns, unter den Verheerungen der Aas- rei verenden, gehört es in das Bereich des Wunderbaren, diese dart noch bestehend, in manchen Revieren noch so sehr vermehrt finden.

In dem: Berichte über die Jagddenkwürdigkeiten s Jahres 1812 aus dem südlichen Deutschland, beson- s aus der Rheingegend" lesen wir folgendes:

„Im Frühlinge des laufenden Jahres wurde die Tollwuth unter Füchsen in der Umgebung von Karlsruhe so gemein, daß die mei- Füchse dieser Gegend eingiengen oder von den Jägern im Walde auf den Feldern geschossen, von den Landleuten bei Tag und ht in den Dörfern erschlagen wurden. Manche Förster ließen die ährlichkeit des Aufenthalts im Walde wegen der Fuchswuth öffent- verkündigen."

„Aber die Wuth blieb nicht unter den Füchsen, sondern ng auch auf die Hasen über. Zu Neubrun im Fürstenthume ingen wurde ein Hase erschlagen, der einen Fuhrmann mit einem

Gespanne Ochsen nach officieller Aussage zweimal so heftig angegr
fen hat, daß er schlechterdings erschlagen werden mußte. Bei sei
durch den Fürstl. Leibwundarzt und einem Thierarzte vorgenommen
Section zeigte sich, daß alle Theile gesund, nur die Gal
ganz schwarz war und der Balg ungewöhnlich trock
auflag."

Wir schließen die Naturbeschreibung des gemein
Hasen mit der Frage:

„Welches sind die Ursachen des von Jahr zu Ja
sichtbaren Herabkommens des Hasenwildstandes

Die Beantwortung dieser Frage, wie ich sie hier gebe, ist
Resultat meiner mehr denn vierzigjährigen waidmänni
Erfahrungen:**)

1. Die Verpachtung der Jagd an Nichtjäger.

Wer das Unglück hat, mit dem eignen Revier an eines zu gr
zen, das nicht ein Jäger ex professione, sondern ein Pseudojäger
pachtet hat, bekommt Gelegenheit genug, die liebe Nachbarschaft zu
wünschen. Ich kenne Reviere, die, als sie verpachtet wurden, ei
Hasenstand hatten, der zu überreich war und, ohne ihm zu scha
bis zur Hälfte abgeschossen werden konnte. Jetzt ist das Revier i
Jahre verpachtet und im ganzen Bezirke spürt sich kein Dutzend Ha
mehr. Und ist einmal das heillose Verpachtungssystem adoptirt
gebe man die Jagden an Edelleute, Gutsbesitzer, reiche Privatiers
einen tüchtigen Jäger erhalten können; man gebe sie an Offiziere
Durch solche Verpachtung wird es nie an einem, mit dem Fläc
halte und dem gehörigen Abschuß verhältnißmäßigen guten Ha
wildstand mangeln.

Kein Revier, und wären selbst Dietrich aus dem Wi
und Behlen die Jagdvorsteher, wird waidmännisch- ächter beg
als jene, die ein Offizircorps gepachtet. Jedes Corps zählt in se
Cyclus tüchtige Waidmänner; der Geist der Ordnung und Ruhe
festen Bestehens auf den eingeführten Jagdgesetzen beseelt den
administrative, wie die ausübende Jagd leitenden Ausschuß, und
die Aasjägerei verachtend, als den statusmäßigen Abschuß stren
haltend, stellt das Offiziercorps in der waidmännischen Begehung
Reviers eine Muster-Bewirthschaftung der Pachtjagd auf.

2. Die Zwillingsflinten.

Nicht genug, daß viele Hasen, die, mit dem einen Lauf ge

---

*) Alles Nachstehende beschränkt sich nicht blos auf das
senwild, sondern begreift bei den meisten Nummern
ganze Niederjagd in sich. Anmerkg. d.

**) Der als Waidmann und Jagdschriftsteller so gediegene
so beachtungswerthe k. B. Revierförster C. E. Diezel ha
die nämliche aus seinem vielbewegten Jägerleben geliefert.
Anmerkg. d.

salvis gewesen wären, hätte nicht der zweite das tödtende Blei
geschickt, es werden auch seit Einführung der Doppelflinten sehr
e Hasen zu Schanden geschossen und dem Raubthier zur Beute,
em so mancher Schütze, des ersten Fehlschußes sich schämend, nun
recht den Hasen aufs Korn nimmt, oft zu lange zielt und erst
er giebt, wenn der Hase schon aus der angenommenen Schußweite.
Aber ein Paar Schrote erreichen ihn noch, er ist, wie der Jäger
ausdrückt, angeplankelt, und geht in der Folge ein.

3. Die Legion Schützen.

Recht wohl erinnere ich mich der Zeit, in welcher der landesherr-
oder der Hofmarksjäger schon 14 Tage vor einem Herbsttrei-
n auf Hasen, dem waidmännisch- genannten Klopfen, in der
bbarschaft umhergehen mußte, um mit den allerhöflichsten Worten
schönsten Redensarten so viele Schützen zu seinem Treibjagen auf-
ringen, als er nur für die Hauptstände nöthig hatte. Und es
vom Glück zu sagen, wenn die Hälfte der geladenen Jagdgäste er-
en, von denen die Mehrzahl durch den reichlichen Jagdschmaus an-
ckt wurden. Jetzt aber muß man ein Treibjagen in der Nähe einer
dt mitmachen, um seine Wunder zu sehen. Da ist die Zusammen-
ft an der bezeichneten Haltstatt Morgens 9 Uhr festgesetzt; aber
n mit dem Grauen des Tages eilen aus allen Thoren Schützen
n, um ja die, vielleicht ½ Stunde entfernte Haltstatt zu rechter
zu erreichen. Das modernste Jagdcostüm, man könnte sich darin
einem Balle produciren, die theuersten Zwillinge, ohne solchen er-
nt kein Schreiberlein, und wenn er auch alle zehn Jahre einmal
rennt, ganze Heerhaufen von Hühnerhunden, wovon aber $\frac{9}{10}$ nicht
r als die Haut werth sind. Man hat, der Connexionen wegen,
n soviele, wenn auch nicht Schützen, doch Knalllustige geladen, daß
jeden Trieb wie mit Pallisaden umstellen kann; es kommen aber
mehr ungeladene als geladene. In den alten Zeiten, ich verstehe
meinigen darunter, bockelte der Revierjäger den wenigen, gemäch-
daher schlendernden Schützen, mit entblößtem Kopfe, mit den sub-
ssten Verbeugungen entgegen, sich der Ehre und Gnade in zierlichen
ten erfreuend, die ihm ein so venerabler Besuch verschaffe. Jetzt lehnt
dirigirende Jäger, die geschmackvolle Pfeife im Munde, an einem
m, empfängt die Komplimente der schaarenweise heranstürzenden
dgäste mit einem gütigen Lächeln, einem herablassenden Nicken des
bedeckten Hauptes und ist hold und freundlich denjenigen, bei denen
uf ein hübsches Trinkgeld rechnen darf. Da, wo es wenig Schützen
hatten auch die damals sehr zahlreichen Hasen unbesetzte Plätze
g, auf denen sie eines unangefochtenen Entrinnens sicher waren;
aber, wo jeder angestellte Schütze seinem Nachbar eine Prise bieten
, ohne den Arm viel auszustrecken, würde nach jeder Klapperjagd
ein sogenannter Saamhase übrig bleiben, hätten wir nicht unter
Verehrern Dianas aus der Gewürzbude, der Schreibstube, der
bereitungsschule ꝛc. so viele gute Christen, die das heilige Gebot:

„Du sollst auf der Jagd nicht tödten!“ mit frommem Gehorsam be-
obachten.

4. Das öftere Verlappen. Hierüber das Ausführliche bei
Jagd auf Hasen.

5. Das Mitnehmen der Hunde bei Feldarbeit.

Dieser Unfug, gegen welchen Jäger und Flurwächter nicht aufmerk-
sam und strenge genug seyn können, hat einen bedeutenden Einfluß au
die Verminderung des Hasenwildes. Der Hund schleicht umher
ganz sich selbst überlassen von den Landleuten, die ihn mit ins Fel
nehmen; er fängt ein Häslein im Klee, in der jungen Saat, unte
einem Gesträuche, das erst vor kurzem gesetzt worden ist. Mit dem
Fangen und Todtbeißen ist es nicht abgemacht. Dem Hunde schmeck
der zarte Bissen; er verlangt nach mehreren, und so kommt es, daß er end
lich sich vom Hause zu allen Tageszeiten fortschleicht und die Felder na
Hasen absucht, wobei er sich, wie wir der Beispiele genug habe
eine eigne Fertigkeit erwirbt, selbst alte Hasen aus der Sasse he
aus zu fangen.

6. Noch einwirkender auf das Herabkommen des Hasenwil
standes sind die Schafhirten. *) Wer nicht Gelegenheit hat, si
selbst zu überzeugen, wie richtig die meisten Schäfer schon aus weit
Ferne den Hasen in der Sasse kennen, und welche Gewandthe
sie im Tödten desselben haben, der kann sich keinen Begriff dav
machen. Ihnen ist recht wohl die Zeit bekannt, zu welcher der Has
in der Sasse fest liegt, und sich beschleichen läßt. Da erlegen sie i
entweder durch einen Schlag mit der schaufelartigen Spitze ihr
Stabes oder sie heben mit dieser Schaufel eine schwere, feste Erdsch
aus und schleudern sie mit solcher Sicherheit und Gewalt nach de
Kopfe des Hasen, daß dieser entweder gleich verendet oder lange gen
betäubt ist, um von dem heraneilenden diebischen Hirten todt geschl
gen zu werden. Ich war im Verborgenen Augenzeuge, daß Schäf
einen Hasen, der vor ihnen aus der Sasse fuhr, durch das Na
werfen eines Erdklumpens, so schnell und richtig trafen, als hätte i
ein geübter Schütze im Feuer niedergeschossen. Von dem Schade
welchen die Schafhirten unter den Hasen stiften, will ich nur ein
einzigen Fall erzählen, der für meine Behauptung, daß, wo nic
alle, doch die meisten Schafhirten zur Verminderu

*) Es ist hier nicht die Sprache von den Dorfhirten, die das sog
nannte Kleinvieh auf die Felder treiben, sondern von den eigen
lichen Schafhirten, den sogenannten Schäfern, den
die Pflege und Bewachung großer, einem einzelnen Oeconomieb
sitzer oder einer ganzen Gemeinde Schafheerden übergeben sind u
welche größtentheils aus dem Württembergischen zu uns komme
Uebrigens ist es auch Nichts seltenes, daß unsere gewöhnlich
Groß- und Kleinviehhirten, so stockdumm sie in der Regel sin
Schlauheit, Gewandtheit und guten Willen genug haben, b
jungen, wie den alten Hasen Abbruch zu thun.

s Hasenwildstandes vorzüglich beitragen, zur Genüge richt. In meinem gegenwärtigen Wohnorte, Karthaus-Prül i Regensburg, hat ein reicher Oeconomiebesitzer, H. T. v. G. eine r zahlreiche Schafheerde und dazu einen eignen Schäfer. Vor einigen ahren, im Spätherbst, sah sich der Gutsbesitzer aus sehr wichtiger eranlassung bewogen, die Effecten seines Schäfers zu untersuchen, und fand 39 Hasenbälge, von alten und jungen, von Sommer- und Herbst-sen. Der Schäfer gestand, alle diese Hasen im Laufe dieses Sommers d Herbstes theils mit seinem Hirtenstabe erschlagen oder durch chleudern von Erdklumpen getödtet zu haben.

7. Die Aasjägerei auf Hasen, das Hetzen mit Wind-unden, das Jagen im Walde mit scharfen, lange anhal-nden Hunden, das Fangen in Drathschleifen von Seite r Wilddiebe, die zu wenig geschehende Vertilgung der erfüßigen, wie der befiederten Raubthiere, die höchst nachtheilige chonung der auf den Feldern umherschleichenden Haus-tzen, das zu frühe Beschießen des Hasenwildes und der t bis in den März hinein verschobene Abschuß, das Mitnehmen r Bauernbursche auf Jagden, welches die beste Methode ist, ühzeitige Wilddiebe heranzuziehen, das Unterlassen der ütterung in strengen, langewährenden Wintern, das unsinnige achschießen über die als ächt-waidmännisch angenommene chußweite von 45—50 Schritten, wodurch so viele Hasen ange-länkelt werden und nach einigen Tagen eingehen, das zu geringe chußgeld, sowohl für den Hasen selbst, als für das Raub-ild, wodurch soviele Jäger, der Theurung des Pulvers, Bleies und s Bieres wegen, auf einer Seite so viele Hasen niederschießen, als erlegen können, um doch ein genügendes Schußgeld herauszuschin-n, während sie auf anderer Seite in Erlegung von Füchsen, Wild-nd Hauskatzen, Wieseln, Iltißen, Mardern und Raubvögeln äußerst enig leisten, da ihnen das zu geringe Schußgeld keinen Ersatz für usgaben und Bemühung gibt. Alles dieses und noch so manches, ozu viele Jäger das Gipsen des Klees rechnen, welches der Ge-ndheit des Hasen höchst nachtheilig seyn soll, sind die sehr gewich-igen Ursachen des, wo nicht allgemein, doch in sehr vielen Gegen-n, jährlich sich mindernden Hasenwildstandes.

Aber die Hauptursachen sind

8. gelinde Winter.

Ungeachtet ich diese Behauptung als eine durch vieljährige Erfah-ungen in mir festgewurzelte Ueberzeugung aussprechen kann, so will h doch hier nur anführen, was Pastor Paulus zu Rinteln darüber ben so begründet als erschöpfend sagt:

Der Begattungstrieb des gemeinen Hasen ist auf keine Pe-iode eingeschränkt, ihn regiert nur der Einfluß der Witte-ung. Es ist die Wärme, die, gleichviel ob im Lenz oder in der Mitte des Winters, im leicht reitzbaren Rammler die Begierde erregt.

Häsinen aufzusuchen, und sie ohne Rast und Ruhe zu verfolgen. Ueber die Begierde nach dem Rammeln wird Aeßung und Schlaf vergessen und so verschwenden Männchen und Weibchen weit mehr Kräfte, als die spärliche Winterweide wieder zu erstatten vermag. Nach 4 Wochen setzt die Häsin und wieder einfallender Frost oder Schnee bringt, gewöhnlich den Jungen den Tod. *) Eine zweite, wärmere Periode, die oft eine Januarnacht in eine laue Mainacht umwandelt, reitzt neuerdings zur Ausübung des Beschlages. Der zweite Satz hat das Schicksal des ersten, und so dauert dies den ganzen Winter **) hindurch bis zur rechtmäßigen Zeugungsepoche fort.

Die poetische und für einen Pastor sehr indecent- vorgetragene Klage über die Vergeudung der zeugenden und gebärenden Kräfte vor der gehörigen Zeit behagt mir zu wenig, um sie noch weiter wörtlich zu geben; daher ich in ganz trockner, aber nicht anstössiger Prosa die so begründete Behauptung wiederhole, daß

„gelinde Winter eine Haupt-Ursache der Verminderung des Hasenwildstandes sind, weil

a) das Rammeln zu früh beginnt, dadurch das Setzen zu früh eintritt, weil

b) ein nur etwas strenger Nachwinter, eine etwas bedeutende Kälte, oder auch recht naßkalte, mit Schnee verbundene Witterung im März und April die Früchte des zu frühen Beschlages tödtet und manche Mutter, der die Jungen bald nach dem Satze eingegangen sind, eben dieses Schicksal durch Stockung der Milch hat, weil

c) sich daraus ergiebt, daß nach so gelinden Wintern, und durch das dadurch erzeugte Eingehen der Frühsätze und vieler Mütter, sich diese so vermindern, daß sich die Zahl der Rammler zu den Häsinen verhält, wie 5 zu 2, wodurch die Vermehrung so bedeutend gehindert wird, und weil

d) die gelinden Winter schon so frühzeitig die Rammler zur Begattung gereitzt, diese so frühzeitig ihre Kräfte verschwendet und sich dadurch so erschöpft haben, daß sie dann später, wo dem Satze keine Witterungsgefahr mehr drohte, nur Schwächlinge erzeugen können, die sich eben so fortpflanzen.

Art. b. Veränderlicher Hase, — auch Alpenhase, Schnee- und Steinhase. Lepus variabilis.

Ueber den Alpenhasen sagt Bechstein in seinem: Handbuch der Jagdwissenschaft. S. 157—159.

„Er bewohnt die kältesten und höchsten Gegenden von Europa

---

*) Und so manche Häsin geht an der Milchversetzung ein. Anmerkg. d. R.

**) Es versteht sich ohnehin, daß hier nur vom lauen Winter, d. h. vom sehr gelinden die Sprache ist. Anmerkg. d R.

Asien und Amerika. In Teutschland trifft man ihn auf den salzburgischen, tyrolischen und untern südlichen Alpen an."

„Im Sommer erscheint die Farbe seiner Wolle größtentheils in einer sanften Mischung von Weißgrau mit Schwarz und Rothgelb. Der Kopf ist röthlichgrau, der Nacken braungrau. An den Seiten verläuft nach unten zu, das Weißgrau sich immer mehr in Weiß, so daß der Bauch nur einen gräulichen Schimmer behält. Die Blume bleibt immer ganz weiß, nur die äusserliche Spitze ist schwarz. Die Fußsohlen sind dicht mit schwarzer, in Sibirien aber, wo der Balg überhaupt weit stärker bewachsen ist, mit gelber Wolle besetzt."

„Im Winter färbt sich der veränderliche Hase völlig weiß bis auf die Ränder der Löffel, welche beständig und überall schwarz bleiben."

„Die Färbezeit tritt gewöhnlich in den Monaten April und September ein."

„In Grönland verdient diese Hasenart vorzüglich den Namen des weißen oder Schneehasen, denn dort bleibt er das ganze Jahr weiß, in Lappland nur 10 Monate hindurch, während den übrigen zwei färbt er sich fahl."

„Die Löffel des nordischen Hasen sind kürzer, die Läufe viel dünner, als am gemeinen. Jener ist weniger geschwind, und nur auf Hudsonsbay so stark als dieser, sonst wiegt er selten mehr als 6½ Pf. Er wird sehr feist. Gezähmt, verwandelt er dennoch im Zimmer die Farbe."

(Der Angabe mehrerer Schriftsteller; „die Häsin dieser Art setze jährlich nicht öfter als einmal und nur zwei Junge" kann Dietrich a. d. Winkell, gestützt auf die Autorität eines sehr achtungswerthen Mannes und welcher eben so verläßig in seinen Behauptungen ist, als er zehn Jahre in Nordamerika zubrachte, und dort die Natur fleißig studierte und beobachtete, wiedersprechen. Nach der Versicherung dieses Mannes setzt nämlich der veränderliche Hase in Kanada mehr als einmal im Jahre auch mehr als zwei Junge auf einmal.)

„Die veränderlichen Hasen leben nicht so isolirt, als die unsrigen, sonder sie ziehen sich schaarenweise aus den hohen Gebirgen an der südlichen sibirischen Grenze, in fruchtbarere Ebenen, oder in nördliche Waldungen, und von da, wenn es die Jahreszeit verlangt, wieder zurück."

„Sie halten sich gern in Felsenritzen, aber nicht, wie die Kaninchen in Bauen auf, und äßen in der wilden Jahreszeit Alpenkräuter und Kräuter (gewiß auch, wo sie es haben können, grünes Getreide und Kohl) in Grönland das dort wachsende weiße Moos, im Winter überall Schale und Knospe der Bäume und Sträucher.

Das Wildpret soll, besonders im Winter unschmackhaft seyn, doch essen es die Grönländer gekocht, das im Magen sich befindliche Geäße aber ohne weitere Zubereitung. Das Gescheide gibt ihnen Dochte für die Lampe, der Pelz Bekleidung für die Kinder.

„Die Jagd hat nichts besonderes, in Lappland fängt man sie in einer Art von Stecknetzen."

„Ungeübten Schützen soll es oft wiederfahren, daß sie im Winter beim Schnee den weißen Hasen übersehen, wenn sie nicht besonders auf den schwarzen Löffelrand, und auf die gleichfarbige Blumenspitze Acht haben."

So viel Bechstein. Nun hören wir, was Behlen in seinem sehr werthvollen; Lehrbuch der Forst- und Jagdthiergeschichte S. 142 u. f. über diese Hasenart sagt:

1. Kennzeichen der Art. Ohren kürzer als der Kopf, an der Spitze schwarz; Körper im Sommer röthlich grau; im Winter ganz weiß; Schwanz zu allen Jahreszeiten weiß; Fußsohlen dicht behaart, gelb oder schwarz.

2. Besondere Beschreibung. ⅛ kleiner als der gemeine Hase, an Gestalt demselben gleich, nur die Gliedmassen kleiner und dünner; Haare sehr weich, im Norden besonders dicht.

Farbenwechsel geschieht gewöhnlich im April und im September, indessen in Grönland das ganze Jahr hindurch, in Lappland ist dieser Hase 10 Monate des Jahres weiß, die 2 heißen Sommermonate aber fahl.

3. Sinnesorganisation, Naturgaben und Eigenheiten.

Wenig davon bekannt, wahrscheinlich darin dem gemeinen ähnlich, lebt aber gesellig, sammelt sich in Schaaren, um Wanderungen anzutreten, wozu der Mangel an Nahrung zwingt, oft in Heerden von 500—600, läuft nicht schnell, kann aber gut schwimmen.

4. Vaterland, Verbreitung und Aufenthalt. Der hohe Norden Europens und Asiens, in Sibirien, an den Ufern der Wolga gemein, im Winter die hohen Berge der südlichen Grenzen verlassend, um in Ebenen oder in nördlichen waldigen Gegenden Nahrung zu suchen; kehrt dann im Frühjahre wieder in die gebirgige Heimath zurück.

In Deutschland, auf den Salzburgischen, Tyrolischen und andern südlichen Alpen, auch in der Schweiz. In Amerika, in Canada, in der Hudsonsbay ꝛc. Hält sich gern in Felsenschluchten und andern steinigen Schlupfwinkeln auf.

5. Nahrung. Moose, Alpenkräuter, Holz-, besonders Birken-Knospen; im gezähmten Zustande, Honig und beinahe alles, was man ihm giebt von der verschiedenen Hausmannskost; ein annähernder Sturm veranlaßt ihn den eigenen Unrath zu fressen.

6. Fortpflanzung. Wie bei dem gemeinen Hasen, doch ist diese Art bei weitem nicht so fruchtbar und setzt im Jahre gewöhnlich nur einmal 2 Junge.

7. Natürliches Lebensziel. Unbekannt.

8. Feinde und Krankheiten. Wie bei dem gemeinen Hasen.

9. Nutzen. Das Fleisch schmeckt unangenehm, kienig, der schöne weiße Winterbalg ist ein sehr gutes Pelzwerk und in Rußland ein starker Handelsartikel nach China.

10. Zähmbarkeit. Leicht.

11. Schaden. Unbeträchtlich, da er in kultivirte Gegenden und in wärmeres Klima nicht kommt.

Auch wollen wir hören, was Dr. Michahelles in seinen: Notitzen zur Naturgeschichte der bayerschen und benachbarten Tyroler Hochgebirge uns über den Alpenhasen als das Resultat mehrjähriger Beobachtungen mittheilt:

„Lange wurde der Alpenhase so wie das Schneehuhn der Schweizer- und Tyroleralpenkette mit ihren nordischen Verwandten verwechselt. Früher hielt man sogar beide, sowohl den Lepus variabilis der europäischen Alpen, als den Lepus glacialis Grönlands, für Varietäten des gemeinen Feldhasen, bis nähere Untersuchungen und Beobachtungen diesen Irrthum hoben. Schinz hat zuerst mehrere, zum Theil sehr gute, zum Theil unrichtige Nachrichten über den Alpenhasen geliefert, welche ich theils berichtigend, theils mit meinen eigenen Beobachtungen verbunden, hiemit mittheile."

Der veränderliche Haase ist viel lebhafter, munterer und gewandter als der Feldhase; wäre er Varietät desselben, so würde er, wie alle Albinos schwächlich sein, rothe Augen haben und sein weißes Kleid stets behalten, was durchaus nicht der Fall ist. Der Kopf ist verhältnißmäßig etwas kleiner, runder als am gemeinen Hasen, die Hinterläufe sind kürzer, die Nägel lang, krumm, spitz, von schwarzer Farbe, die Zehen sind länger und lassen sich weiter aus einandersetzen als beim gemeinen Hasen, wodurch die Spur auch viel größer erscheint. Die Augen sind dunkelbraun. Das Federchen ist immer ganz weiß. Sehr merkwürdig ist der Farbenwechsel des Alpenhasen, woher er auch, nicht unpassend „der veränderliche Hase" genannt wird. Vom Ende November an ist er den ganzen Winter hindurch bis zum März rein weiß, wie der ihn umgebende Schnee, ausgenommen die schwarzen Löffelspitzen und die auf den Sohlen gelben Sprünge. Im März fängt er an graulich zu werden und zwar erst auf dem Rücken, wogegen die weiße Winterkleidung an den Läufen beginnt. Im April ist er graugefleckt, im Mai vollkommen graubräunlich. Dieser Farbenwechsel geschieht gleichzeitig mit der des Schneehuhns, hält mit ihr gleichen Schritt und richtet sich zugleich nach der Witterung, je nachdem Winter und Frühling früher oder später eintreten."

Herr Schinz sagt a. a. Ort:

„Im Herbste ist die Abwollung sicher, im Frühjahre hingegen scheint sich die Farbe der Haare selbst zu ändern, was von der veränderten Nahrung sich erklären ließe."

„Dieß ist gerade umgekehrt. Ich kann dieß mit Bestimmtheit sa-

gen, da mir die Gebirgs- und Gemsjäger der verschiedensten Gegenden dieß einstimmig versicherten. Der weiße Hase verliert im Frühjahre sein weißes Winterkleid durch Härung, während sich sein graues Herbstkleid weiß färbt."

„Herr Schinz ist auch in seinem neuern Werke zu derselben Einsicht gelangt. Die Haare des Alpenhasen sind stets kürzer als die des Feldhasen, von den Hutmachern wenig geachtet, auch ist sein Wildpret nicht sehr beliebt. Er erreicht ein Gewicht von 6—12 Pf. ist aber gewöhnlich kleiner und leichter als der Feldhase.

Als den amerikanischen Repräsentanten des: Veränderlichen Hasen kann man den Polar-Hasen (Lepus glacialis) betrachten. Da er aber im Allgemeinen ein stärkeres Thier ist, als dieser, auch mehrere Eigenthümlichkeiten hat, so glaubt Dr. Leach, ihn als eine besondere Art aufführen zu müßen. Er bewohnt die Barrengrounds und die Inseln des Eismeers, bis hinauf zum 75. Grad und lebt von den Knospen und Blättern der kleinen Gesträuche, die in jenen hohen Breiten wachsen, z. B. der arktischen Weide, des Arbutus alpinus; er äßet auch einige Beerenarten, auch die Blätter der labradorischen Theepflanze. Am liebsten hält er sich in steinigen Gegenden auf und im Winter sucht er Schutz in einer röhrenartigen Vertiefung, die er im Schnee ausführt. Während des Sommers grauweiß, im Winter reinweiß, behält er das ganze Jahr hindurch die Spitzen der Löffel schwarz gefärbt.

Art. c. Wildes Kaninchen, *) auch Karnikel, Küllen, Küniglein, Künigl, Künighase, Kunelt, Künlein, Lamprette, Lulle, Murkchen, Rabeit, Lepus Cuniculus — Lepus Cuniculus ferus.

Unter dem Namen; Kaninchen werden beide Geschlechter begriffen.

Männchen. Gestalt.

Das Kaninchen, nur halb so stark als der gemeine Hase, 15—18 Zoll lang, 6—7 Zoll hoch, 4—5 Pfund inständig habend unterscheidet sich von diesem in der äußern Gestalt durch verhältnißmäßig geringe Länge der Löffel (sie beträgt 2½ Zoll) und der Hinterläufe; im Innern findet nicht die mindeste Abweichung dieser beiden Lepus-Arten statt.

---

*) Daß das wilde Kaninchen der Stammvater des vielfarbigen zahmen sey, ist nicht zu bezweifeln, da beide Racen augenscheinlich zu Einer Art gehören und die Mannigfaltigkeit der Farben eine bei allen Thieren gewöhnlich Folge der zahmen Erziehung ist.

Farbe.

„Die Farbe des gemeinen, wilden Kaninchens sagt
ietrich a. d. Winkell, erscheint bei flüchtiger Ansicht schwarz
nd gelbbräunlich melirt, nur am Unterleibe weißgrau; bei ge-
nauerer Untersuchung aber fand ich die einzelnen Theile des Körpers
r folgenden Beschreibung gemäß gezeichnet und gestaltet."

„Die Löffel sind mit sehr kurzem Haar besetzt, welches am aus-
endigen Rande, wie auf der ganzen innern Seite derselben weiß-
raulich gefärbt ist. Auf der auswendigen verbreitet sich ¼" von der
pitze herab ein schwarzbrauner Flecken, welcher nach dem auswärts
kehrten Rande in einen schmälern gelbbraunen, mit Schwarz
stichelten, nach dem einwärts stehenden aber in einen asch-
rauen breiteren Streifen verläuft. Mit den eben gedachten Streifen
der ganze übrige Theil der Löffel bis zur Wurzel herab belegt. Der
nze Körper ist auf dem Grunde des Balges mit dunkelgrauer Wolle
setzt, aus welcher auf der Stirne dichtstehendes, an der Wurzel schwar-
s, an der Spitze aber dunkelfalbes Haar hervorgeht, so daß die Ober-
äche schwarzgelb erscheint."

„Bei alten Kaninchen sind die Seher mit einem gelblichen, bei
ungen mit einem weißlichen Rande umgeben. Aus diesem zieht sich
n gleichgefärbter, schmaler Streifen bis zu den Löffeln hinauf und bis
dem theils aus schwarzen, theils aus grauen 2—2½" langen
aaren bestehenden Schnurbarte herab. Die wie am Hasen geformten
fzen, ingleichen die untern Kinnbacken und die Kehle sind weißgrau
haart, der Augenstern ist schwarz. Zwischen den Löffeln fängt ein
ströthlicher, fingerbreiter Streif an, welcher über den ganzen Hals
rabgeht, und zwischen den Schultern in einen eben so gefärbten 1¼"
eiten, 2" langen Flecken endigt. An beiden Seiten dieses Streifs ist
s Genick mit gelbweißlicher und fahler Wolle besetzt. Von den Schul-
rn an verbreitet sich über den ganzen Rücken bis auf die Keulen
gleicher Mischung rostgelbes und schwarzes Haar, welches an den
ntern Theilen der letztern eine blaßgraue Farbe annimmt. Die Blume
auf der obern Seite bis zur weißen Spitze schwarz, nur falb ge-
ndert, unten ganz weiß. Die Seiten des Halses, die Blätter, die
eiten. Dünnungen und die auswärtsgekehrten Theile der Keulen, er-
einen oberwärts dunkler, unterwärts heller gelbfahl; die äussern und
rdern Seiten der Läufe roströthlich. Die Brust ist dunkelsemmel-
rbig wenig mit Hellweißgrau gemischt; der Unterleib und
e einwärts gekehrte Seite der Läufe bis znm Kniee herab, hin und
ieder in Grau schillernd."

„Die Nägel an den Zehen sind weiß, scharf und lang."

Farbenvarietäten.

Im Herbste von 1830 schoß der Landgerichts-Actuar Münch auf
em Sande bei Alzenau, nicht ferne von Hanau, ein ganz schwarzes

wildes Kaninchen, welches ausgebalgt in die (damalige) Königl. Bayersche Forstlehranstalt zu Aschaffenburg abgeliefert wurde.

Wilde Kaninchen mit weißer Conoissance, graubraune mit eingemengten weißen Haaren, und sehr tiefbraune sind keine selten Erscheinung.

Weibchen.

Dem Männchen an Bau, Stärke und Farbe ganz gleich, unterscheidet es sich von diesem nur durch das Bauchgesäuge mit 10 Zitzen und durch die Geschlechtstheile.

Junge.

In warmen Ländern nach Erreichung des 5ten, bei uns nach der des 8ten Lebensmonats zur Fortpflanzung fähig, im 12ten vollkommen ausgewachsen, haben die jungen Kaninchen in allen Theilen des Balges eine weniger lebhafte und eine hellere Farbe, als die alten.

Mit äusserst feinen organisirten und scharfen Sinnen des Äugens, Vernehmens und Witterns begabt, ist das Kaninchen äusserst vorsichtig und listig, verschmitzt und schlau, sehr gesellig. Es hat so manches in seinem Charakter wie bei der Aufzählung seiner Besonderen Eigenheiten sich darthut, was dieses Thierchen höchst liebenswürdig macht.

Vaterland.

Ursprünglich in den wärmern Zonen der alten Welt zu Hause, dann aus Griechenland und Spanien nach Amerika verpflanzt, und von da nach Frankreich und Italien zu uns gekommen, findet es sich häufig in den höchsten Gegenden von Asien und Afrika, nie aber in kalten Ländern im freien, und nach Norden nicht als bis zum 55° N. B.

Wie wenig das Kaninchen in, wenn auch nicht kalten, doch immerhin rauhen Gegenden gedeiht, davon habe ich mich selbst überzeugt. Der zu Viechtach im bayerschen Walde domizilirte k. Advokat Dr. Schießel, Besitzer eines sehr ausgebreiteten Jagdbezirkes, und ein in jeder Beziehung fermer Jäger, ließ sich vor einigen Jahren mehrere Kaninchen aus Rheinbayern kommen. Er setzte sie im Frühjahr in einer besonders dazu geeigneten Gegend aus, die auch zu diesem Behufe von allem behaarten und befiederten Raubgesindel aufs sorgfältigste rein gehalten wurde.

Die kleine Colonie gedieh vortrefflich und vermehrte sich über alle Erwartung des Jagdbesitzers. Der nächste Winter war gelinde und im folgenden Frühjahre keine Abnahme der theuren Häupter dieser Fremdlingsschaar zu bemerken. Aber der Herbst ward rauher, als gewöhnlich, ein früher Winter folgte ihm, streng und lange während. Mit trüben Ahnungen blickte Schießel dem ersehnten Frühjahre entgegen. Er hatte sich nicht getäuscht. Nur aus wenigen Individuen mehr bestand die

onie, und diese raffte der nächste, seinem Vorgänger ganz gleiche
ater hin.

Aufenthalt.

Vorhölzer mit Blößen, die mit Wachholdergesträuche bewachsen sind,
gige, selbst steinige Gegenden, von Wiesen, Feldern, Kiefern oder
otengehölzen durchschnittene Gegenden, am liebsten mit Sandboden,
lt sich das Kaninchen zum Aufenthalt; aber es hat nicht
der Hase, ein Lager, eine Sasse sondern einen Bau, den es
t ausführt, und zwar durch Aufscharren des Bodens mittels der
derläufenägel, zugleich die Erde mit den Hinterläufen herauswer-
, aber nie, oder nur äusserst selten, in der Tiefe größerer Wal-
gen, sondern in Vorhölzern oder Feldköpfen, wenn es in selben
nicht an Bodendickichten, Gesträuchen, vorzüglich Wachholderstau-
mangelt. Es trifft sich sogar, daß Kaninchen, die wegen zu
ker Vergrößerung der Kolonie oder zuhäufiger Beunruhigungen eine
ere Gegend zum Aufenthalt wählen; in felsigen Berghöhen oder
von allem Gehölze und Gesträuche entblößten Strecken sich ansiedeln,
n jene entweder nur einiger Maßen eine zur Ausführung von
uen genügende Erdschicht oder wenn sie Klüfte und Ritzen haben,
statt des Baues bewohnt werden können, oder wenn die nackten
ecken ganz geeignet sind, tüchtige Baue in günstiger Lage ausführen
lassen.

Ein Kaninchenbau unterscheidet sich vom Dachs- oder Fuchs-
u durch die minder tiefe Lage der Kessel, durch die mehr winke-
n Einfahrten und durch den nach innen sich immer mehr
engenden Einlauf der ebenfalls winkeligen Röhren, welches Ver-
en gleich beim Ausführen des Baues deßwegen bereitet wird,
nit der Fuchs, des Kaninchens gefährlichster Feind, an räuberi-
n Ueberfällen gehindert ist, und wollte er in das Innere des Baues
dringen, dieses nur durch Erweiterung der Röhre geschehen könnte,
durch das Kaninchen Zeit genug gewinnt, durch eine der Ausfahr-
n sich zu retten.

Je stärker die Kaninchen-Kolonie ist, desto mehr Röhren
der Bau, von denen jede in einem Kessel auslauft, der im tiefsten
ntergrunde einer von den vielen sich durchkreuzenden Röhren, die
inige Wohnung eines alten Kaninchen oder eines tragenden Weib-
ns ist, während die jungen zu 8—5 einen und den nämlichen
ssel bewohnen. Aus jedem Kessel führt noch eine besondere
hre ins Freie, nämlich eine Fluchtröhre, auch Ausfahrt ge-
nnt, deren sie sich nur bei drohender Gefahr bedienen. Diese Flucht-
re hat gewöhnlich ihr äusseres Geschleife in einem dichten Gesträuche
d ist von innen her meistens ganz leicht verstopft, dadurch wenig
tbar von aussen. Mit der Verstärkung der Kolonie mehrt
auch die Zahl der Baue, und so trifft es sich, daß ganze Strecken,
gige, wie flache, unterminirt sind.

Doch ist der Bau selbst nur die Wohnung des Kaninchens b
sehr stürmischer, bei regnerischer Witterung, im strengen Wint
größtentheils zur Nachtzeit.

Den Aufenthalt im Freien, wenn es nur immer mögli
ist, liebt das Kaninchen mehr, als jedes andere Haarwild.

Das hohe Wiesengras, der Klee, die Getreideschwaden in d
Nähe des Baues, sind die Plätze, wo man während den günstig
Jahreszeiten, an schönen Tagen, selbst in warmen Winternächten
Kaninchen findet. Im Winter, an schönen, wenn auch kalten Tag
drücken sie sich nahe an den Bauen unter den Gesträuchen, o
in den kleinen, von Rüdengras überwachsenen, sassenartigen Vertief
gen der nächsten Umgebung.

Äßung.

Was der gemeine Hase äßet, davon nährt sich auch das Kani
chen; aber es begnügt sich nicht damit, denn es scharrt Wurzeln u
Kräuter und krätzt die Knospe des kleinen Gebüsches ab, zieht a
aller andern Aeßung die jungen Triebe, die zarte Rinde und die Frü
des Wachholderstrauches vor. Auch Oliven-Blätter sollen ihm
Leckerbissen sein, aber ein sehr schwächendes Blutharnen zur Fo
haben.

Rücken auf die Weide.

Vor dem Antritt dieser großen Reise, die sich, der geraden Richt
nach, in der Regel auf 4—500 Schritte erstreckt, zeigt sich das Kan
chen eben so vorsichtig, als es auch dabei liebevolle Gesinnungen ge
seine Familie, wie auch gegen die übrigen Kolonienmitglieder beurk
det. Aus dem Baue kommend, oder schon im Freien liegend, m
sich das Kaninchen gewöhnlich mit dem Erscheinen des Abendste
von seinem Ruheplatze auf und dicht vor die Einfahrt hin,
sichert nach allen Seiten aufs schärfste. Eräuget, vernim
oder verwindet es irgend etwas Unheimliches, so fährt es b
schnell ein, jedoch nie, ohne vorher so heftig als möglich gestru
zu haben. Nach einer kurzen Weile wird es wieder vor dem
schleife, aber nur mit halbem Leibe sichtbar, verweilt da etwas,
wieder zu sichern und hoppelt dann, wenn sich nichts Gefährli
vermerken läßt, der Weide zu, jedoch von Zeit zu Zeit sicher
besonders am Saume des den Bau umgebenden Gehölzes oder Str
werks. Nun hoppelt es lustig fort, nach der Wiese, dem Klee,
Oelsaat, dem reifen oder grünen Getreide, dem Kohl- oder Rübena
je nach dem Jahreszeit und Aeßungsreife wechseln. Im Winter is
Kaninchen den Baumschulen und den Baumpflanzungen gefä
cher, als der gemeine Hase, da es die Stämme noch heftiger be
und benagt, daher alle, beim gemeinen Hasen angegebene Mi
zur Abhaltung von Baumpflanzungen auch beim Kaninchen in
wendung zu bringen sind, welches überdies die Wintersaat mehr
Schnee entblößt, als der Hase, und eine besondere Gewandtheit hat

ben von der Erde frei zu machen und bis auf die Wurzel aufzuäßen.
Der anbrechende Tag ist die Zeit, wo das Kaninchen wieder
Holze rückt um im Baue selbst oder an schönen Morgen, auf
n angeführten Plätzen dem schwierigen Geschäfte des Verdauens,
n des Ausruhens von den erschöpfenden Anstrengungen des Wei-
is den Tag hindurch gemächlich auszurasten.

Zur Säugezeit nimmt das Weibchen auch bei Tage, und im
se desselben öfters, die Weide an, jedoch immer nur auf sehr
e Zeit.

Rammeln.

Mit dem Februar, in sehr strengen oder sehr naßkalten Wintern,
dem März beginnt die Rammelzeit des wilden Kanin-
ns und schließt sich im Herbst. Das Männchen gesellt sich zu
m Weibchen und bleibt ihm standhaft treu, so lange es an ihm
Wohlgefallen findet; ist das Weibchen aber so flatterhaft, sich von
zu trennen, um bei seinen Lebensgenüßen die Bewährtheit des
n Sprichworts: variatio delectat geltend zu machen, so ist der
schmähte zu stolz, um durch erneuerte Liebkosungen die Erneuerung
vertrauten Verhältnißes erbetteln zu wollen. Mit stoischer Resig-
on entflieht er der Treulosen und tröstet sich über den empfangenen
b im zärtlichen Vereine mit einem andern Weibchen, welches ihm
wieder Gelegenheit gibt, seine bittere Erfahrung im Reiche weib-
r Unbeständigkeit zu vermehren.

Der Beschlag selbst wird, vor dem Bau oder in dessen nächster
ebung bei Tage, häufiger in den Abendstunden vor dem Rücken
die Weide, wie auch auf der Weide selbst, zur Morgenzeit
der Heimkehr vom Aeßen und zwar in der Art vorgenommen,
das Weibchen sich auf die Erde streckt und durch eine Art leise pfeifen-
Stöhnens den Ausdruck der Wonne hören läßt, während es das
nchen, im Ausbruche verliebter Raserei, ziemlich derb ins Genick
t.

Setzen.

Nahet Zeit dazu, so bereitet sich das Kaninchen-Weibchen
iner, jedem andern Bewohner des Baues verschlossenen Kammer
sehr bequemes Wochenbett in einer, für sich und die zu erwarten-
Liebespfänder genug raumvoller Höhlung, scharrt da alle harten
nstände, als Steine, Erdklöße rc. aus, und füttert diese, nun zum
nen Lager werdende, fast kreisförmige Höhlung reichlich mit Gras
Wolle aus, die es sich aus dem Bauche und vom Stiche zupft.
30. oder 31. Tage nach der Befruchtung setzt es 6—12, einige,
Tage blinde Junge, und wiederholt diesen Satz fast alle 5 Wo-
bis in den Oktober, indem es selbst während der Tragzeit
Rammeln fortsetzt und gleich nach dem Setzen befruchtungs-
ist.

Bis zum nächsten Setzen säugt es die Jungen und ist ihn während dieser Zeit eine sehr sorgsame, sie schützende und reichlich nä rende Mutter, als welche wir sie bei den Eigenheiten gebühre rühmen werden. Mit der Annäherung des nächsten Satzes nim es die Jungen mit ins Freie und nun beschäftigt sich das zärtli Elternpaar, die innig geliebten Sprößlinge mit den zartesten und a genehmsten Aeßungsmitteln bekannt zu machen, um ihnen die Fähigk mitzutheilen, für die eigene Erhaltung zu sorgen, da sie nun, näml beim Eintritt des nächsten Setzens von der Mutter gezwungen w den, ihre Kammer zu verlassen und entweder eine unbewohnte Hauptbaues zu beziehen oder sich eine eigne auszuführen.

Gleich der gemeinen Häsin mit einer doppelten Gebärmutter v sehen, hat man doch kein Beispiel von einem überfruchtet Kaninchen.

Die

Vermehrung

geht in's Unglaubliche. Pennant hat berechnet, daß ein einzi Kaninchenpaar sich in vier Jahren zu 1,274,840 Stück mehren kann. Wotton, ein berühmter und sehr glaubwürdi Reisender versichert, daß ein auf eine Insel in Westindien ausgeset Männchen und Weibchen von wilden Kaninchen diese Insel Einem Jahre mit 6000 Nachkommen bevölkert hat. Wie Stra und Plinius uns mitgetheilt, baten die Bewohner der Bale schen Inseln den Kaiser August um militärische Hülfe gegen ungeheuere Menge dieser Mitbewohner, durch welche sie aus i Wohnungen und Feldern verdrängt zu werden befürchteten. Im J 1782 wurden in der Umgebung von Quedlinburg mehr 2000 Kaninchen theils geschossen, theils gefangen, und doch w sie 1784 da wieder so zahlreich, daß alle Einwohner von Quedlin und der umliegenden Dörfer zur Vertilgung der Kaninchen auf dert und für die Ablieferung eines Paares Kaninchenlöffel mit Prämie von einem Groschen, in jener Zeit eine sehr respectable Prä belohnt wurden.

In Spanien vermehrten sich in ältern Zeiten die wilden Ka chen so stark, daß sie zur wahren Landplage wurden, und das selbst den Namen Cunica erhielt. Im Jahre 1481 brachten die tugiesen 4 wilde Kaninchen auf die Insel Puerto santo un ses doppelte Ehepaar ward der Stamm von solch einer Unzahl Nachkommen, daß die Insel nicht von Menschen bewohnt werden k ungeachtet einige Jahre nach dem Aussetzen der 2 Männchen Weibchen jährlich mehrere tausend Kaninchen getödtet wurden.

Das Kaninchen ist der Gegend und dem Baue, wo es ge geworden, fast noch mehr zugethan, als der Hase, wird jedoc

Auswechseln

leicht bewogen, wenn es Menschen und Thiere zu oft beunruhiger

Gefahr sich mehrt. Da ist plötzlich, wie hinweggeblasen, die ganze
…lonie verschwunden, und nicht in der Nähe der frühern Wohnung
…elt sie sich an, sondern sehr ferne davon.

Der Rittergutsbesitzer Freiherr von Zerbsten hatte in der Nähe
…nes Stammschloßes Lüköpging eine sehr zahlreiche Kaninchen-Colonie.
… Feldzuge von 1809 bekam er französische Chasseurs à pied ins
…artier, und zwar auf mehrere Wochen. Unter den Soldaten waren
…hrere gelernte Jäger, die des Gutbesitzers sehr starken Wildstand
…g zu Grunde richteten und nun auch über die Kaninchen mit aas-
…erscher Wuth herfielen. Zwei Tage, vom frühesten Morgen bis in
… sinkende Nacht hatte das Treibjagen gedauert, 297 Kaninchen
…ren die Beute dieser Metzeleien, und die Hoffnung auf noch größere
…ute, denn die Colonie war äusserst zahlreich, begleitete die Mord-
…igen am dritten Morgen an den wohlbekannten Platz, und siehe da,
…h nicht ein Kaninchen war noch zu sehen. In einer und der-
…en Nacht war der Rest dieser so geschüchterten, so gefährdeten Colo-
… ausgewechselt, und der Oberförster Reinke in Wildershusen,
…m Jagdbezirk von dem des Baron Zerbsten an 17 Meilen entfernt
… konnte sich nicht genug wundern, als ihm eines Tages sein Jäger
… einer so eben entdeckten Kaninchen-Ansiedlung Meldung machte,
… in seinem ganzen Jagdbezirke noch nie ein Kaninchen gehaust hätte.
… ergab sich in der Folge aus der Zeitberechnung, daß die ausge-
…chselte Colonie den 17 Meilen betragenden Weg vom Lüköp-
…ger Revier bis in das Wildershusische in 10 Stunden zurückgelegt
…e, und zwar nächtlicher Weile.

Des Kaninchens

Stimme

…ein hellpfeiffender Laut, wenn es Schmerzen empfindet, oder in der
…ßten Gefahr aus Angst klagt, und ein leises Pfeifen, wenn es sich
…t behaglich fühlt, besonders beim Weibchen unter dem Acte der
…rmischung.

Rutschen — Hoppeln — Flüchtig seyn — Rennen

… beim gemeinen Hasen, den er, ungeachtet nicht so überbaut
… dieser, an Schnelligkeit übertrifft, aber nur für die Dauer einiger
…rünne, denn auf eine Distanz von 3—400 Schritt holt ihn ein ziem-
… flüchtiger Vorstehhund im freien Felde ein.

Aber im Hackenschlagen ist das Kaninchen viel flüchtiger
… gewandter als der Hase.

Spur

…g gleich der eines halbgewachsenen gemeinen Hasen.

Zähmbarkeit.

Recht jung eingefangen und mit Milch und Semmel aufgezogen,

legt das Kaninchen alle seine Scheue und Furchtsamkeit, worin es im Freien lebend, den Hasen weit übertrifft, gänzlich ab, und wird ein geselliges Hausthierchen.

Nutzen — Schaden.

Der Winterbalg des wilden Kaninchens wird als geringes Pelzwerk, die Wolle als Vehikel zur Fabrikation feiner Hüte, Strümpfe, Handschuhe rc. verwerthet. Doch der Balg der in Deutschland einheimischen wilden Kaninchen steht im Preise weit unter dem, welchen das Bolognesische, vorzüglich das englische und moskovitische Kaninchen gibt.

Das Wildpret ist nur von jungen Kaninchen oder von denen saftig und sehr wohlschmeckend, die eine mit Quendel und andern zarten Kräutern bewachsene Weide und ihre Baue in hügeligen, mit Wachholdersträuchen umbuschten Gegenden haben.

Daß der Jäger Alles aufbieten darf, den wilden Kaninchen möglichsten Abbruch zu thun, daß er diesem Haarwild keine Schonzeit, keine Hege angedeihen lasse, geht vollkommen aus dem Schaden hervor, den das wilde Kaninchen in den Weinbergen, Obstgärten, Baumschulen, Baumpflanzungen und zu Felde stiftet. Nach der in Frankreich angestellten und ganz gegründeten Berechnung des Schadens, welchen dort ein einziges wildes Kaninchen verursacht, belauft er sich jährlich auf 1 Louisdor während das Kaninchen, in Parthien oder einzeln verkauft, nicht mehr als 12 Sous gilt. Daher auch, wie Dietrich a. d. Winkell sagt, Prinz Condé, der die zahlreichsten Kaninchen-Colonien in ganz Frankreich hatte, alle Kaninchen und alle ihre Baue ausrotten und zerstören ließ, da er zur Ueberzeugung kam, die Hälfte des Ertrags seiner so bedeutenden Domainen durch seine Kaninchen-Colonien zu verlieren.

Besondere Eigenheiten.

Unter diesen stehen oben an des Kaninchens Hang zur Geselligkeit, sein verträgliches Gemüth, die zärtliche Liebe der Gatten unter sich und zu ihren Jungen, die Bedachtsamkeit auf eigne Rettung bei drohender Gefahr, eben so auf die der andern Colonieglieder, die sie durch das bekannte Struppen in den sichern Versteck flüchtig macht und die kindliche Achtung, welche die jüngern Kaninchen den Alten, vorzüglich aber die ganze Familie dem Stammvater weihet.

Ueber letzteres sagt La Chapt de Moutier nach seinen bei zahmen Kaninchen angestellten Beobachtungen:

„Das Ansehen und die Rechte eines Vaters werden bei den Kaninchen sehr in Ehren gehalten. Ich schließe dieses aus der großen Ehrerbietung, die alle meine Kaninchen ihrem Stammvater bezeigen, den ich an seiner weißen Farbe desto leichter von allen übrigen erkennen konnte, weil er unter allen meinen Kaninchen das einzige von dieser Farbe war. Bei der stärksten Zunahme der Familie bleiben

e nach ihm entstandenen Väter ihm allemal gleichsam untergeordnet. sobald sie mit einander um eines Weibchens oder um des Futters Willen in Streit geriethen, säumte der Stammvater nicht, sobald er es Gelärme vernahm, aus allen Kräften zur streitenden Parthie zu len. Bei seinem Anblick waren alle augenblicklich wieder in Ordnung nd Ruhe. Jene Familienglieder, die er im Kampfe überraschte, wur- n schleunigst von einander getrennt, und der alte Herr, ein strenger, er gerechter Richter, gab auf der Stelle an den Schuldigen ein Bei- iel der Bestrafung. Als anderer Beweis von der Herrschaft des tammvaters über alle seine Nachkommen diene folgende Begebenheit. h hatte meine Kaninchen gewöhnt, auf einen Pfiff von mir sich n mich zu versammeln. Gab ich nun dieses Zeichen, und sie waren ch noch so entfernt, so sah ich doch immer den Altvater an der pitze der ganzen Gesellschaft daher hoppeln, und obgleich er zuerst kam, so ließ er doch alle Uebrigen einzeln an sich vorüber und in ren gemeinschaftlichen Behälter ziehen, worauf er ganz majestätisch n Zug beschloß."

Da die zahmen Kaninchen nur Varietäten der wilden d, und mit dieser Sinnesorganisation, Naturgaben ꝛc. gemein haben, darf gar nicht bezweifelt werden, daß die Achtung und Unterwür- keit der Jungen gegen die Alten, so wie der ganzen Colonie gegen n Stammvater, welche La Chapt du Moutier bei seinen zahmen aninchen ersehen hat, auch eben so von den wilden ausgeübt rden.

Wie der gemeine Hase, trinkt auch das wilde Kaninchen hts, außer der Muttermilch.

Nicht mit hängenden Löffeln, nicht mit offenen Augen, wie der neine Hase, wird das Kaninchen gesetzt, es schläft auch nicht, e dieser, mit offenen Augen.

Ungeachtet der gemeine Hase und das wilde Kaninchen ten einer und der nämlichen Gattung, dabei in ihrer Gestalt, im nern Baue ꝛc. einander so gleich sind, so herrscht doch zwischen die- beiden ein wahrer Familienhaß, der nicht zu beschwichtigen ist. perrt man einen ganz jungen Hasen und ein eben solches Kaninchen sammen, so verrathen sie schon in ihrer Kindheit einen hohen Grad n Feindschaft, der sich immer mehr verstärkt, jemehr sie heranwachsen.

Die Geilheit des Kaninchen-Weibchens übertrifft noch die gemeinen Häsin, und doch ergiebt sich ein weibliches Kanin- n nie einem, in gleiches Behältniß eingeschlossenem Rammler, ja es st durch die Anstrengung, sich seinen Zudringlichkeiten zu widersetzen, s Leben ein.

„Ich habe mir Mühe gegeben, sagt Büffon, zu erfahren, was aus einer Paarung des wilden Kaninchens und des gemeinen Hasen entstehen könnte. Zu dem Ende ließ ich von mehreren ein gefangenen wilden Kaninchen ein Männchen mit einer Häsin, und zwei Rammler mit zwei Kaninchenweibchen in einem eignen Behältniß verschließen. Das Kaninchen-Männchen und die Häsin, beide von gleichen Alter, lebten in der allerheftigsten Feindschaft, die in solchen Kampf ausartete, daß beide, an den Folgen ihrer sich gegenseitig durch Beißen und Kratzen beigefügten Wunden bald nacheinander eingingen. Von den beiden, mit zwei Kaninchenweibchen zusammengesperrten Rammlern ward der eine das Opfer seines immer gereitzten, vom Weibchen nie befriedigten Begattungstriebes, und der andere Rammler, noch hitziger, aber stärker und kräftiger, als der erstere, mißhandelte das stets seinen derben Zudringlichkeiten sich versagende Kaninchenweibchen, so brutal, daß es aus Erschöpfung und an tiefen Verwundungen zu Grunde ging. Ich ließ neuerdings vier männliche Kaninchen mit vier Häsinen zusammen setzen, aber auch diese brachten sich insgesammt in mehr oder weniger Zeit ums Leben.“

Solange das Kaninchenweibchen säugende Junge hat, rückt es nie auf die Weide, ohne vorher die Ausfahrt der Röhre an der Kammer mit Erde verstopft und diese tüchtig begallt zu haben. Dieses Thierchen ist eine sehr sorgsame Mutter, das Männchen aber auch ein sehr zärtlicher Vater, denn wenn er seine Kinder zum ersten Mal im Freien erblickt, so geberdet er sich ganz freudetrunken; er nimmt die Jungen zwischen seine Vorderläufe, streichelt sie aufs liebvollste und leckt sie an dem ganzen Leibe. Seine Zärtlichkeit geht oft in verliebte Raserei über, die den Jungen den Tod bringen würde, würde nicht die Mutter schützend über sie wachen.

Kümmern. — Eingehen. — Verenden.

Nicht genug, daß an den Krankheiten, welche dem gemeinen Hasen sein natürliches Lebensziel verkürzen, auch das wilde Kaninchen kümmert und eingeht; nicht genug, daß unter dem Geschoße des Jägers auf Anstand, und bei Treibjagd, durch das Frettiren, ganze Kaninchen-Colonien dahin gerafft werden; auch unter dem Gebiße des Fuchses, der wilden und zahmen Katze, der Wieselarten, unter den Fängen der Geier, Adler, Falken, Habichte, Eulen, Würger rc. verenden tausende von Kaninchen.

Daß von so vielen und vielartigen Krankheiten und Feinden gefährdet, nur wenige wilde Kaninchen ein Alter von 7—8 Jahren, ihr natürliches Lebensziel, erreichen, wird wohl nicht bezweifelt werden, eben so wenig, daß, bei solchen Umständen, in bevölkerten Ländereien kein wildes Kaninchen mehr existiren könnte, wäre die Fruchtbarkeit dieser Lepus-Arten nicht so außerordentlich.

Naturgeschichte des Eichhorns.

II. Gattung. Eichhorn, Sciurus.

Gattungscharakter.

An den Vorderläufen 4 lange Zehen und eine Daumenwarze mit Nägel; an den Hinterläufen 5 Zehen, so lang wie die vordern Nägel, etwas gebogen, scharf, uneinziehbar: Nagezähne oben und unten 2, beim lebendigen Thiere beweglich, keilförmig, die untern schmäler und spitziger als die obern; Backenzähne, oben 5 und unten 4 auf jeder Seite, von den obern der vordere sehr klein. Schnautze spitzig; Oberlippe überhängend, gespalten; Seher groß; Lauscher aufrecht; Rumpf schlank, oberwärts gekrümmt. Läufe kurz, die vordern kürzer als die hintern. Ruthe, an den Seiten langhaarig gefächert, einen zweizeiligen Busch bildend. An der Brust 2, am Bauche 6 Zitzen. Aufenthalt in Wäldern und Gehölzen; Aesung, Vegetabilien.

Muntere, lebhafte Thiere, äußerst geschickt im Aufbaumen, Fort- und Abholzen; auf Bäumen in Kobeln lebend; tragen Wintervorräthe ein.

Linné zählt 11 Arten des Eichhorns auf, (worunter einige bloß als Varietäten anzusehen) und benennt sie:
das gemeine E. Sc. vulgaris;
das schwarze E. Sc. niger;
das aschgraue E. Sc. cinereus;
das gelbe E. Sc. flavus;
das Wiesel-Eichhorn, Sc. Palmarum;
das afrikanische E. Sc. getulus;
das gestreifte E. Sc. striatus;
das Mäusen-Eichhorn Sc. Glis;
das Surinam'sche E. Sc. aestuans;
das fliegende E. Sc. volans und
den Pfeilschwanz Sc. Sagitta;

Das gemeine Eichhorn — auch Eicher, Eichhörnchen, Eichhörnlein, Sciurus vulgaris, — Art der Gattung Eichhorn, ist hier der Gegenstand unserer naturhistorischen Beschäftigung.

Beide Geschlechter sind unter dem Namen: das Eichhorn, begriffen.

Männchen. Gestalt.

Kopf rattenartig, dick, beinahe viereckig, mit erhaben gewölbtem Hinterhaupte und flacher Stirne, an den Seiten platt, gegen die Schnautze spitz auslaufend, mit kurzen, an der Spitze Haarpinsel bildenden, aufwärts tragenden Lauschern, großen, schwarzbraunen, vorwärtsliegenden Sehern, hochstehender Nase, kurz-, steif- und weißbehaarter, vorragender Oberlippe, nicht bis zu den Backenzähnen geöffnetem Maule; starker, dichter, dicker, feiner, warziger, im Grunde spitzigbewarzter Zunge, dann 22 Zähnen, (worunter vorn in der Ober- wie auch in der Unterlippe 2 keilförmige, äußerst scharfe, beim Nagen bewegliche Schneidezähne, und mit kurzem wohlgeformtem, sehr regsamem Halse.

Körper 8–9 Zoll lang und am Vordertheile 3¾–4 Zoll hoch, schlank, geschmeidig, mit proportionirtem Stich; mit beim Sitzen etwas, beim Flüchtigseyn sehr gekrümmten Rücken, kurzen Vorderläufen, (die Hinterläufe bedeutend länger als die Vorderläufe, zum Sitzen geeignet, in lange starke Zehen auslaufend, und zwar die Vorderläufe, in 4 scharf-, lang- und graukrallige, fingerartige nebst stumpfen Daumen, die Hinterläufe in 5 gleich scharf bewaffnete) und mit fächerförmig-langbehaarter, an 10 Zoll langer, im Sitzen fast gerade am Rücken hinauflaufender, in der Flucht gerade ausgestreckter Ruthe, auch Fahne genannt; dann mit 12 Rippenpaaren, (wovon 8 ganze), mit 7 Lenden-, 3 Kreuz- und 21 Schwanzwirbeln, 7 Brustbeinstücken, Schüßelbeinen, einfachen Magen, 7 Fuß langem Dünndarm, 1¼ Fuß langem Dickdarm, 3¼ Fuß langem Blinddarm, fünflappiger Leber, mit Gallenblase und Ruthenknochen.

Farbe.

Die weichen, langen, an der Wurzel aschgrauen Haare sind am ganzen Körper feurig braunroth, mit Ausnahme der Schnautze und Augenlider, wo sie weißgelb, der Kehle und des Bauches, wo sie weiß, der Ruthe, wo sie etwas weiß gemischt erscheinen.

Aus der Vermischung der bei uns vorkommenden

Farbenvarietäten,

a) des (etwas seltenen) aschgrauen,

b) des schwarzen und

c) des schwarzbraunen E. — (beide letztere im Thüringer Walde vorzüglich gemein), unter einander und mit dem gemeinen Eichhorn (dem feurig braunrothen), gehen durch Verschiedenheit des Klima und der Vermischung, noch andere Varietäten hervor, als:

ganz weiße, geschäckte, braunrothe mit milchweißer, oder mit schmutzigweiß und rothgemischter Ruthe, gefleckte mit weißen Extremitäten, grau- und rothstreifige, braunrothe oder schwarz- und weißgefleckte, weißgelbe mit rothen Sehern

(wahrscheinlich **Kakerlaken**), rothe mit weißer Fahne, **ganz graue**, längs des Rückens mit einem rothen Striche gezeichnet.

Im Jahre 1816 wurde in der Gegend von Karlsruhe ein gewöhnlich-rothes Eichhorn mit **rein-weißer** Ruthe geschossen.

Weibchen.

Dieses hat 2 Brust- und 6 Bauchzitzen, eine zweihörnige Gebärmutter, und unterscheidet sich vom Männchen durch einen schlankern, weniger hohen und weniger gestreckten Körper, durch eine kürzere, nicht so dicht und nicht so lang behaarte **Fahne**.

Jungen.

Anfangs und bis nach den ersten 6 Wochen schwarzbräunlich, schon im Oktober ausgewachsen und im nächsten Frühjahre zur Fortpflanzung fähig.

Weniger scharf äugend, als fein vernehmend und verwindend, ist das **Eichhorn**, ungeachtet seiner Munterkeit und seines possirlichen, angenehm lebhaften Wesens, ein listiges, verschmiztes, boshaftes, tückisches, im Laufe der Begattungszeit sehr bißiges und rachesüchtiges Thierchen. Das Uebrige bei den „**Besondern Eigenheiten**.“

Vaterland.

In ganz Europa, in Asien, in einigen Afrikanischen Ländern, besonders in Amerika, in Rußland bis über den 66° N. B. ist das Eichhorn einheimisch. In ganzen Heerden findet man das Eichhorn in Lappland, wo es nomadisch lebt, indem diese Heerden, sobald sie in einem gewissen Distrikt, die ihnen zusprechende **Aeßung** aufgezehrt haben, eine andere Gegend zur einstweiligen **Weide** wählen. Wir haben es sehr häufig in Deutschland; M. s. **Auswechseln**.

Aufenthalt.

Trockene und schattige Waldstrecken vorzüglich liebend, hält sich das **Eichhorn** gerne in der Tiefe der Waldungen auf, die größtentheils aus Fichten- und Tannenbäumen bestehen. Aber auch häufig findet man es in Vorhölzern und Feldköpfen, besonders solchen, von denen ein Dorf, ein Weiler, eine Einöde nicht weit entfernt liegt, da sie sich in der Nähe von Obstgärten und Haselnußhecken gar zu wohl befinden.

Nicht in Bauen, nicht in Steinritzen oder Felsenklüften bereitet sich das **Eichhorn** seine Ruhe- und Schlafstätte, sein Lager; das **Eichhorn** bewohnt einen

Kobel.

So nennt der Jäger das Behältniß, welches sich das **Eichhorn** aus den Materialien eines unbewohnt- gefundenen oder von ihm gewaltsam in Besitz genommenen **Horstes** bereitet, um es als Wohnung bei übler Witterung, strenger Kälte, als Schlafstelle, als Wochen-

bett zu benützen. Jedes Eichhorn hat in einer Waldstrecke von einigen Morgen wenigstens 4—5 Kobel in deren Alleinbesitz es sich tapfer und herrisch behauptet.

An einer Stelle, wo ein Baumast mit einem andern eine Gabel macht (an einer Zwusel) dicht am Hauptstamme des Baumes meistens in der Oberhälfte, oft nahe am Gipfel desselben, errichtet das Eichhorn seinen Kobel, welcher in Laubwäldern von dürren, beblätterten feinen Zweigen und trockenem Laube, in Nadelhölzern von grünem, zartem Reisig mit eingemengtem Moos geflochten, mit der ganzen Körperschwere zusammengedrückt, und das Geflechte von allen Seiten mittels der Vorderläufe dicht aneinander gepreßt wird. Dieser Kobel, der im verjüngten Maßstabe die Gestalt eines, auf seinem Obertheile stehenden Bienenkorbes hat, ist von Oben mit einer kegelförmigen Haube bedeckt, und in dieser ein nach Osten befindlicher Eingang, aber auf der dem Stamme zugekehrten Seite eine Oeffnung, das sogenannte Fluchtloch angebracht, um hier bei Nachstellung der Hauptfeinde, nämlich des Edelmarders und der Wildkatze entrinnen zu können. Eingang und Oeffnung sind nicht weiter, als daß nur das schlanke, geschmeidige Eichhorn durchschlüpfen kann. Bei starken Gewittern, Stürmen, anhaltendem oder Platzregen, wenn der Schnee stark fällt oder strenge Kälte herrscht, verstopft das Eichhorn den Eingang, wie das Fluchtloch aufs sorgfältigste, macht aber, wenn die schlimme Witterung oder strenge Kälte einige Tage anhält, auf der dem Winde entgegengesetzten Seite eine eigne kleine Oeffnung, um frische Luft einzulassen.

Den einen Theil seines Lebens bringt das Eichhorn im regen Wechsel des Aeßens, des Auf- und Abholzens, des Hin- und Herhüpfens auf den Aesten, auf dem Erdboden, den andern mit Schlafen hin, sowohl ausserhalb des Kobels in einer Baumzwusel, oder auf einem breiten, dichtnadeligen, tief beschatteten Baumast, als im Kobel selbst, und zwar während der Dauer des Winters, jedoch ohne zu erstarren; und zu verschiedenen Zeiten das bequeme Faulheitslager verlassend, um sich zu äßen. Ausser des eignen Kobels bedient sich das Eichhorn auch alter Krähen- und Elsternester, um darin, so gleichsam, wie in einem Absteigquartier, für kurze Zeit der Ruhe zu pflegen.

Äßung.

Wer hat nicht ein äßendes Eichhörnchen im wilden wie im zahmen Zustande gesehen und sich köstlich ergötzt an der possirlichen Stellung, an der Beweglichkeit der wie Hände gebrauchten Vorderzehen, die das Leckergericht, Nuße oder Mandeln, unter den fein nagenden Zähnen, so schnell drehen, daß man diesen Bewegungen kaum mit den Augen zu folgen vermag? Auch nicht ein Stückchen verschluckt das Eichhorn ohne es vorher zum feinsten Brei zermalmt zu haben, denn das Eichhorn hat einen ausserordentlich engen

ßlund, auch lehrt ihm der Instinkt dieses breiartige Zermalmen; ›em sonst jedes vor der Verdauung mit Anstrengung gemachte :berholzen oder ein, wie oft geschieht, geradezu von den Ober- en eines sehr hohen Baumes geschehendes Herabspringen der Ge- ıdheit sehr nachtheilig, selbst tödtlich sein würde, weil durch diese schütterung der mit großen Massen Nuß oder Mandel gefüllte Ma- ı, diese nach solch einem Sprunge gewaltsam von sich geben müßte, r in Folge der Erschütterung platzen würde.

Vergnügt sich der Beobachter eines äßenden Eichhorns an n Wohlbehagen, daß sich in dessen Mienen, in seiner ganzen Hal- ıg ausspricht, so bewundert er die Gelenksamkeit der Unterzähne, die) beim Nagen seitwärts öffnen und von denen jeder sich besonders := oder rückwärts bewegen kann, eine Eigenschaft, die sich nur am enden, aber nicht am verendeten Eichhorn findet; da sie bei term, wie die andern Zähne fest im Zahnfleische stecken und sich ht bewegen lassen.

Das Eichhorn ist nicht nur ein Leckermaul; denn es sucht t aller Gierde seine Leibgerichte, Nüße, Mandeln und Honigbienen ; es ist auch ein kleiner Vielfraß, der fast ¼ seines ohnehin kurz ıemessenen Lebens dem begehrlichen Magen widmet. Dagegen schöpft eigentlich nicht, sondern stillt seinen Durst im Sommer mit Lecken s Thaues, im Winter mit Lecken des Schnees.

Tannen-, Kiefern- und Fichten-, auch Ahorn- und Wachholdersaame, Knospen der mehresten Holzarten, vorzüglich der Kiefern, die zarte ınde der jüngsten, frischesten Zweige alter Birken, die Blätter der mbeer- und Preiselbeerpflanzen, die Kerne der meisten Waldbeerarten, cheln, Buchenkern, selbst einige Pilzarten sind des Eichhorns gewöhn- he Aeßung, seine Leckerbissen aber alle Nußarten, verschiedene Obst- ten, die Kerne einiger Steinobstsorten und Birnen mit sehr saftigem, ıschmeckendem Fleisch. Im Ausmachen des Tannen- Kiefern- und chtensaamens hat das Eichhorn eine besondere Fertigkeit.

Für den Winterbedarf trägt das Einhorn Nüße, Eicheln, uchenkern, Beeren ꝛc. ein.

Die Losung des Eichhorns, das vorzüglich Kieferknospen und adelholzsaamen äßet, wird dadurch so harzig und ölig, daß sie f glühende Kohlen geworfen, in helles Feuer aufflackert.

Ungegründet ist die, von einigen Naturforschern ausgesprochene leinung: das Eichhorn freße junge Vögel, oder schlürfe deren er aus. Das Eichhorn lebt blos von Vegetabilien, und hat man ıch unter dem Baume, wo es seinen Kobel hat, alte oder frische ierschalen gefunden, so sind diese nur solche, welche das Eichhorn ıs dem so eben in Besitz genommenen Neste oder Horste geworfen ıt, da es nichts Fremdes in seiner luftigen Zelle duldet, und darin, ie auch an seinem Körper stets die größte Reinlichkeit beobachtet.

In Waldungen, wo es keine Stand-Baummarder gibt und den ichhörnern nicht durch andere Raubthiere, durch Jäger, Kraul-

heiten ꝛc. ein bedeutender Abbruch gethan wird, tritt oft so starke Vermehrung ein, daß es an Aeßung gebricht; dieser Mangel hat ein

Auswechseln

zur Folge, welches jederzeit bei der Nacht geschieht, und so einstimmig und so gleichzeitig, daß man in manchen Gegenden, worin noch Abends eine Menge von Eichhörnern gesehen wurde, am andern Tage, schon zu früher Stunde, auch nicht einziges mehr aufzufinden war. Ich selbst habe 1817 in einer Waldstrecke eines damals von mir begangenen Reviers, diesen Fall gehabt. Erst im Herbste des Jahres 1819 fand ich in jener Waldung wieder einige Stücke, zu denen sich aber binnen 5 Wochen eine stärkere Anzahl gesellte, als sich da vor dem Auswechseln aufgehalten hatte.

Von solch einem, in Sibirien stattgehabten Auswechseln erzählt der berühmte Reisebeschreiber Pallas als Augenzeuge solcher Wanderung:

„In allen Waldungen zwischen dem Ob und Tomm, waren die „Eichhörner in unglaublicher Menge vorhanden. Schon im Sommer „hatte man bemerkt, daß sie aus den südöstlichen Gebirgen her sich „in das Tomskische Gebiet gezogen und gleichsam eine Wanderung „vorgenommen hatten. Am allerhäufigsten waren sie um Toms selbst, „ja in der Stadt sogar hielten sie sich jetzt in allen wüsten Gebäuden „und auf den Festungsthürmen auf, und wurden von den Knaben „häufig lebendig gefangen und feil geboten. Man bemerkte darunter „nicht nur die dunkelbraunen, oft sehr großen, sondern auch fahlschwarze „und ganz dunkelfarbige, welche gemeinhin etwas kleiner als gewöhn„lich waren. Es soll nicht das erste Mal sein, daß man eine solche „Wanderung der Eichhörner, die vermuthlich dem Mangel an Nahrung „in gewißen Gegenden zuzuschreiben ist, bemerkt hat, und man soll „sie zuweilen schaarenweise über den Tomm schwimmen gesehen haben.“ Das amerikanische graue Eichhorn hält im Herbst, wie Götze und Andere anführen, in ganz erstaunlichgroßen Heeren, eben solchen Auswechsel, und zwar von den höhern Gegenden nach Pensilvanien, wo sie die Maisfelder verwüsten und öfters in einer Nacht die ganze Ernte des Landmannes verderben. Wenn sie aus dem Gebirge kommen, muß jeder Einwohner in Marylande 4 Eichhornköpfe abliefern, und die Regierung in Pensilvanien gibt für jeden Kopf 3 Pens oder 21 Pfennige.

Man hat einmal, wie Götze anführt, allein 48000 Rthlr. bezahlt, woraus man auf die Menge der dort getödteten Eichhörner schließen kann.

Aehnliche Wanderungen, die, wie Einige behaupten, stets Vorboten eines strengen Winters sind, aber wahrscheinlich durch den in andern Gegenden entstehenden Mißwachs veranlaßt werden, zeigen sich auch in Lappland, wo die Eichhörner ebenfalls in großen Heeren von einem Ort zum andern, und über Flüße und Seen ziehen, bei diesen

elegenheit zuweilen verunglücken, und dann denen herumwohnenden
ppen zur Beute werden.

Begattung.*)

Diese findet beim ältern Eichhorn im März, beim Jüngern im
ril statt. Sie erneuert sich im Juni, sogar oft nochmal im August,
nn der Winter sehr gelinde und während desselben großer Vorrath
abgefallenen Eicheln, Buchekern ꝛc. vorhanden war, wenn Frühling
d Sommer sich durch günstige Witterung hervorthun und die Aes-
ng reichlich und kräftig ist.

Es sind in Revieren, wo ein starker Eichhornstand ist, 8—10
ännchen, die sich zur Begattungszeit bei einem Weibchen ver-
nmeln; da geht es wie beim Marder, Baum auf, Baum ab; voran
Weibchen, ihr auf der Ferse die brünstigen Verehrer.

Aber oft sieht sich das Weibchen von ihrem treuen Gefolge verlas-
, die Eifersucht, der Ingrimm hat das Corps der Huldigenden in
en auf den Tod sich raufenden Knaul verwickelt, der sich nur löst,
den Siegern die neue Rennbahn zu eröffnen; während die Besieg-
sich schämen und abgehen, oft aus mehreren Wunden schweißend.
wechseln die Brautfahrten durch Raufereien, bis eines der muthig-
t. kräftigsten Männchen den Sieg an sich reißt, und dem voran-
üpfenden Weibchen in das geheime Boudoir, d. h. in den Kobel
hschlüpft, der nun als üppiger Torus die Glücklichen empfängt,
zum verzweiflungsvollen Schmerz der um ihre schönsten Hoffnun-
betrogenen Nebenbuhler sich nicht mehr trennen, bis sich das Weib-
n befruchtet fühlt, und dem nun überlästigen Cicisbeo, auf grobe
r höfliche Weise den Abschied gibt.

Junge bringen.

Der Torus wird in ein, recht reichlich mit Moos ausgefüttertes
chenbett umgewandelt, die Kobelzugänge möglichst verwahrt — des ge-
rlichen Baummarders wegen. Und sind nun seit dem mit Erfolg,
). fruchtbar verübten Beschlag 4 Wochen dahingegangen, so bringt
Weibchen 3—7 Junge, die 8—9 Tage blind sind, von der Mut-
4—6 Wochen gesäugt, dann eine kurze Zeit mit Aeßung versehen,
Befahren der Aeste, im Auf- und Abbaumen, im Ueber-
Fortholzen unterrichtet, aber nach empfangener Belehrung und
igen glücklichen Versuchen von ihr fortgewiesen und sich selbst über-
en werden, welches in Beziehung auf eigne Erhaltung um so weni-
schwierig ist, da die Jungen gewöhnlich schon nach Erreichung der
en zwei Monate, so viele Gewandtheit in ihren Bewegungen, so
e Fähigkeiten zur Aufsuchung der nöthigen Nahrungsmittel und so

---

*) Nur beim Eichhorn und Biber — Einige auch beim Dachs — gebraucht der Jäger das Wort: Begattung, begatten sich, um bei diesen Jagdthieren die fleischliche Vermischung zu bezeichnen.

viele List und Schnellfüßigkeit bei eintretenden Verfolgungen des gefährlichen Marders haben, als ihnen nöthig ist, um sich gegen Hunger, auf sehr leichte Weise gegen Ungemach und Gefahr so viel als möglich zu schützen.

Auf- und Abbaumen. — Die Äste befahren. — Ueberholzen — Fortholzen.

Das Eichhorn schleicht nicht, trabt nicht, seine langsamen wie seine schnellen Bewegungen, sind immer Sprünge, kürzere oder weitere, die dieses Thierchen, ungeachtet seiner kurzen Läufe, sich sehr schnell fortbewegen machen.

Aber zum Erstaunen ist es, mit welcher Schnelligkeit das Eichhorn aufbaumt — waidmännisch besser gesagt: auffahrt. — Vom Stamme des Baumes, ist dieser auch einer der Höchsten und seine Rinde noch so glatt, selbst wenn sie mit Glatteis überzogen ist, bis zum Gipfel in ununterbrochener Eile aufzufahren, und auf eben diese Art wieder abzubaumen, und alles dieses mit solch reger Lebendigkeit, mit so wenig sichtbarer Anstrengung, diese Geschicklichkeit und die damit verbundene Sicherheit, erregen eben so sehr die Bewunderung des Beobachters, als auch die Fähigkeit des Eichhorns, von der Astspitze einer 40—50 Fuß hohen Tanne auf den Boden herabzuspringen, ohne sich weder im Innern des Körpers, noch an den Läufen im Geringsten zu beschädigen.

Vom Jagdhunde, in einem Bodendickicht aufgestochen, oder sonst vor Menschen flüchtig, nimmt es den nächsten, besten Baum an, um sich durch Aufholzen in Sicherheit zu bringen. Aber hier durch Schüße gefährdet, durch Steinwürfe, durch Klopfen an den Baumstamm geneckt, holzt es über auf den nächsten Baum, und ist dieser auch 12—16 Fuß entfernt, so erreicht es ihn. Es darf nur die äusserste Spitze eines frischen Zweiges mit den Zehen der Vorderläufe erfassen können, so schwingt es sich mit einer Behendigkeit, mit einer Kraft, die Staunen erregt, von dieser äussersten Spitze des bei[illegible] schwankenden Zweiges hinan, und fährt über solchen mit der äussersten Eile.

Aber nicht blos im Drange der Gefahr, selbst aus eigner Lust, [illegible] einer kleinen Privatergötzung treibt das Eichhorn dieses Ueberholzen auf solch bedeutende Entfernungen. Es begnügt sich damit nicht, besonders wenn es verfolgt wird, es holzt dann fort und fort [illegible] mehr oder minder weiten Absprüngen, so daß es oft eine Strecke [illegible] 1000 Schritten durch Fortholzen, gleichsam im Fluge zurücklegt.

Beim Ueber- wie beim Fortholzen springt das Eichhorn nie in horizontaler Haltung, sondern immer etwas abwärts, so daß [illegible] Stelle, wo es niederspringt, gewöhnlich um 1 Fuß tiefer liegt, [illegible] jene, von der es hinweg gesprungen, welches bei längerem Fortholzen am besten zu ersehen ist.

In wieferne die Angabe, daß beim Ueberholzen und Fo[illegible]

olzen dem Eichhorn die langbehaarte und doch so leichte Fahne
wissermassen als Segel dient, und daß Eichhörner, denen man
m Versuch die Ruthe abgekürzt und dann wieder die Waldfreiheit
geben hat, nicht mehr die Kraft und Leichtigkeit besaßen, kaum halb
weit mehr über-zu holzen, als sie früher gethan, mag dahin
stellt sein; aber es ist erwiesen, daß ihr Vermögen, sich an den äus-
rsten Spitzen der beim Ueberholzen erreichten Aestchen fest zu
lten, von der so beweglichen Gelenkigkeit der Zehen und der Schärfe
r Nägel, so wie auch von der etwas klebrigen Feuchtigkeit der Fuß-
hlen herrührt.

Knurren — Pfeifen — Gluchsen — Murren
Zischen.

Wenn das Eichhorn eine Nuß, eine Mandel, eine süße Birne
größter Ruhe verspeißt, so drückt es sein Wohlbehagen durch ein
teres Knurren aus, im fröhlichen Zustande, besonders wenn es,
n eigener Lust erregt sich das lustige Vergnügen des Ueberholzens,
Fortholzens macht, läßt es eine Art von Pfeifen hören; dieser
ut soll auch in der Begattungszeit der Lockton des Weibchens, wie
h der Siegeston des Männchens seyn, wenn es, den letzten Gegner
ämpft, und sich in den unbeschränkten Besitz des Weibchens gesetzt
t. Wenn das Eichhorn ganz arglos, im heitersten Vergnügen,
ter den schattigen Tannen umherhüpft, und es gewahret ganz nahe
en Menschen, einen Hund, ein Raubthier, dann fährt es mit
Schnelle des schwirrenden Pfeiles auf und bezeichnet den gehabten
hreck und das Gefühl der Beängstigung, durch Gluchsen, wobei
Töne ausstoßt, die wie Duck, Duck, Duck! lauten. Aber es
rrt, es zischt aus Zorn, auf eine fast kreischende Art, wenn es
Begattungszeit um das Weibchen kämpft, eben so, aus Angst und
hmerz, wenn es vom Hunde gepackt wird.

Spur.

Die Tritte der Hinterläufe, (welche beträchtlich länger
, als die Vorderläufe), kommen immer vor denen der Vorder-
ufe zu stehen, die viel dichter nebeneinandergesetzt sind, als die
tte der Hinterläufe. Im Schnee, in sehr feuchtem Schwarzboden
ken sich in jedem einzelnen Tritte die langen, ausgesperrten, lang-
eligen Zehen sehr deutlich aus.

Die Spur des Eichhorns bleibt sich in der Stellung der 4
itte immer gleich, ob es flüchtig ist, oder vertraulich forthüpft;
das nähere Zusammenstehen der Spur an Spur, oder deren wei-
s Abstehen von einander zeigt dem Jäger, ob auf dieser oder jener
lle das Eichhorn sich langsam, ob es sich flüchtig fortbewegt hat.

Unter allen Haarwild-Spuren ist die des Eichhorns die
gleichbleibendste und leicht kennbarste, da sie sich durch ihre eigen-
nliche Form zu sehr auszeichnet, um mit andern Haarwildspuren
wechselt werden zu können.

Zähmbarkeit.

Eine bekannte Sache, doch keine empfehlungswürdige, indem das Eichhorn immer boshaft und tückisch, zur Begattungszeit selbst demjenigen, der es täglich futtert, durch die Folgen der mittels des äußerst scharfen Gebißes gemachten Verwundungen oft sehr gefährlich ist, und indem die Schärfe seines Urins und seiner Losung die Atmosphäre verpestet, überdieß Ungeziefer im Ueberfluß erzeugt.

Nutzen. — Schaden.

Wer es noch nicht weiß, Jäger wie Nichtjäger, dem sage ich, daß es nichts köstlicheres giebt, als das Wildpret eines im Herbste oder zu Wintersanfang geschossenen Eichhorns. Gebacken, oder im Weine gedünstet ist das Eichhorn ein Gericht, welches selbst dem Feinschmecker als Leckerbissen gilt.

Der Kürschner benützt den Winterbalg zu Verbrämungen, die Büschel der Lauscher, an die Stelle der Hermelinschwänze, zu kostbarem Unterfutter; der Maler bereitet sich die Fahnenhaare zu guten Anstreichpinseln und für den Fischer hat zum Krebsfang kein Köder einen größeren Werth, als das Wildpret und das Gescheide des Eichhorns, sowohl in der Reuse, als im Gärnchen und an Stäbchen.

Der Werth des Balges des bei uns einheimischen Eichhorns steht in gar keinem Verhältniße zu dem des Eichhorns in nördlichen Gegenden, der, wie der Balg des grauen kanadensischen oder virginischen Eichhorns unter dem Namen Fehe, Fench, Veh, oder Grauwerk als ein vorzügliches Rauchwerk einen sehr hohen Preis gilt. Der schöne aschgraue ins Schwarze spielende Rückentheil mit schwarzer Feh, das ins Weiße spielende Bauch- und das Weiß ins Grau schillernde Fahnenhaar, wird weißer Feh genannt; Feh-wammen nennt man die Balgtheile an der Wammen, und zahlt um die Hälfte weniger als die Rücken- und Bauchtheile.

Die Forstwirthschaft rechnet das Eichhorn unter die schädlichen Waldthiere. In den Waldungen um Gunzenhausen, wie auch in denen von Pforzheim, wo es immer sehr viele Eichhörner giebt, hatten sie sich in den Jahren 1825 und 26 äußerst vermehrt und durch das Abfrätzen der Endknospen der Weißtannen einen Schaden von sehr großer Bedeutung gestiftet, der das dortige Forstamt veranlaßte, allen untergeordneten Revierförstern und Revierjägern die möglichste Ausrottung der Eichhörner aufzutragen.

Sehr richtig bezeichnet Behlen die Schädlichkeit des Eichhorns als Forstthier, indem er sagt:

„Bei recht genauer Prüfung der Säugethiere in Rücksicht auf Forstkultur zerfallen alle in direkt-schädliche, durch welche auf irgend eine Weise Nachtheil entsteht, und in indirekt-nützliche, welche durch Befeindung und Vertilgung anderer den Nachtheil verringern, direkt-nützlich aber ist keines."

„Daß Nagethiere, (wozu das Eichhorn gehört,) im Walde einen sonderlichen Vortheil bringen, läßt schon an und für sich

er Lebensart sich abnehmen, denn mehrere sind zwar von der Natur
Fleisch- und Pflanzennahrung angewiesen, und unter diesen möchten
noch die bessern seyn, weil sie Aas angehen und auch Insekten
ehren."

„Diejenigen, welche sich blos von Pflanzen nähren, müßen auf
Fälle einen direkt-schädlichen Einfluß haben, in verschiedener
tufung. Ihre Nahrung besteht, in Wurzeln, Früchten, Saamen und
beim Eichhorn auch in Knospen und jungen Trieben, manche
vergrößern den Nachtheil noch durch ihren Aufenthalt, oder durch
Weise, sich ihre Nahrung zu suchen, nämlich durch das Wühlen
Löchergraben.

Mit dem Eichhorn treten die sogenannten Absprünge in Ver-
bung. Die an der Erde liegenden, junge Triebe von Laub- und
delhölzern, welche in manchen Jahren mehr oder weniger häufig sind,
t man für eine Erscheinung an den Gewächsen selbst, und deutete
als das Zeichen eines fruchtbaren Jahres, welches sie zwar, jedoch
der bestandenen Meinung verschieden, seyn können. Bechstein
in seiner Jagdzoologie den Grund der Absprünge naturge-
chtlich dargethan, und das Eichhorn als den Thäter bezeichnet,
dem es die Triebe abbeißt."

„Von selbst springt an keinem ein Trieb ab, aber am spröden
lze wirft der Wind ihrer viele ab, wie an Pappeln in jedem Jahre
Herbst leicht zu sehen ist, doch bewirkt er nicht dieses an zähen
ieben, wozu die Birke, Lärche, und andere Holzarten gehören."

„Das Vorurtheil hat Bechstein widerlegt, es haben aber schon
hrere Forstmänner in Schriften gesagt, daß sogenannte Absprünge
Lärchen, Tannen und andern Nadelholzarten gefunden wurden."

„Genugsam schädlich war daher das Eichhorn durch
chstein schon bezeichnet, um es dem Jäger zum Hinwegschießen
überweisen. Sehr berichtiget wird die Naturgeschichte dieses Thieres
ch die Wahrnehmung, daß es den Lärchen die Triebe abbeiße, um
Saft zu leken und einmal gekostet, der Näscherei stark nachhänge.
r wollen vorerst nur so hingeben, und die Vermuthung äussern, daß
sprünge an Nadelholzarten auch durch das Abbeißen der Triebe durch
k-schnabelige Vögel entstehen möchten, die auf solchen Stämmen
en, und zwar aus Spielerei. Bleiben wir jedoch dabei stehen, ein
ier wiederhole die Aeusserung seines Instinktes auch ohne Zweck, so
d uns das Eichhorn als Nagethier, welches auf Bäumen
ebt, sogleich von der Seite verdächtig werden, daß es junge Triebe,
ohne Nahrung zu finden und zu suchen, abbeißen möge, denn von
äusearten ist uns ja auch das Benagen der Wurzeln, des Wurzel-
kes, der Rinde und des Holzes bekannt, ohne daß sie Nahrung da-
finden.

Besondere Eigenheiten.

Das Eichhorn ist eines der reinlichsten Thiere. Schon mit
gesanbruch verläßt es den Kobel, setzt sich auf einen nahen Ast

und beginnt nun, auf eben so eifrige, als possirliche Weise, von der Lauscher-Pinselspitze an, bis zur Blume der Fahne sich abzulecken und zu putzen. Nie löset es sich im Kobel, immer auf einem Aste, so, daß die Losung zur Erde fällt.

Das Eichhorn kündigt durch unruhiges Befahren der Aeste des Baumes, worauf es seinen Kobel hat, durch einen öfters ausgegebenen gluchsenden Laut den Eintritt stürmischer Witterung, durch theilweises oder gänzliches Verschließen seines Kobels den eines mehr oder minder anhaltenden Regens an.

In der wärmeren Jahreszeit, wenn das Wetter nur einigerma leidlich ist, kann das Eichhorn, mit Ausnahme der Zeit, die es mi Aesen hinbringt, kaum wenige Augenblicke auf einer und derselbe Stelle sich ruhig verhalten; immerwährend munter, ist es in stete sehr gewandter Bewegung.

List und Verschlagenheit, sagt unser hochgefeierter Auto womit die Natur das Eichhorn nicht stiefmütterlich ausstatte sprechen sich durch die Maßregeln aus, welche es zu ergreifen pfleg wenn die Rettung auf der Flucht beruht. Denn, werden diese Thi chen, (wenn sie gerade am Boden sich umher tummeln) einen wirkl chen oder vermeinten Feind gewahr, so eilen sie blitzschnell dem höchs der umstehenden Bäume zu, fahren fast immer auf der, dem Fein entgegengesetzten Seite bis in die erste Zwasel hinan, kommen höchstens nur mit dem Köpfchen zum Vorschein, holzen, wenn sie nicht sicher zu sein glauben, bis auf den höchsten Gipfel fort, drück sich platt auf einem Aste dicht am Hauptstamme, hängen sich, imm der Gefahr so viel als möglich ausweichend, am Hauptstamme an den scharfen Nägeln der vier Läufe, wobei sie mit schnell sich hin her bewegendem Kopfe nach dem Gegenstand ihrer Furcht hin äug oder holzen, sobald sie sich unbemerkt wähnen, von einem Baume den andern über und davon.

Das Eichhorn ist äußerst neugierig. Sitzt es auf einem und beschäftigt sich unter ihm Jemand, der es nicht zu beme scheint, so verfolgt es alle seine Bewegungen mit weit vorgestreck Halse, holzt auch ganz leise bis auf den niedrigsten Ast herab und ein höchst aufmerksamer, neugieriger Beobachter.

Sieht man in einer Zwusel einen Kobel, so darf man nur dem Gewehrschafte oder einem Stocke an den Baumstamm klopfen. das Eichhorn im Kobel, so guckt es gleich heraus, und so wird m ches Eichhorn das Opfer seiner Neugierde, wenn ein Jäger, der Eichhornruthe zu Bolzen, oder das Eichhorn selbst zum Krebs braucht, diese Neugierde benützen will.

Das Eichhorn trägt Wintervorräthe ein und bem

r in Baumhöhlungen, in eigenen Vorrathkobeln, die es gleichsam als Magazin benützt. Wenn es aber gerade keine schicklichen Verwahrungs-rte hat und den gesammelten Vorrath auf der Erde aufhäufen muß, bedeckt es ihn aufs sorgfältigste mit Laub, Reisig und Moos, um n vor den Blicken des sehr genäschigen **Holzhehers** zu verbergen.

Eine **merkwürdige Eigenheit** des **Eichhorns** ist, alles länzende und Buntfarbige in seinen Kobel zu schleppen. — In mei-n Lehrjahren hörte ich dieses von einem alten Jäger. Ohne es zu auben, machte ich doch einen Versuch, indem ich in der Nähe eines aumes worauf ein bewohnter Kobel war, einige glänzende Messing-ückchen, Läppchen von scharlachrothem Tuch, buntfarbige Seidenfleckchen nlegte. Kaum hatte ich mich im nächsten Gesträuche verborgen, als s **Eichhorn** ziemlich hastig abholzte, die zerstreut umherliegenden achen unter sehr lebhaft-possirlichen Wendungen des Köpfchens neu-rig beschaute, sie beschnuperte, hastig ein Messingstückchen ins Maul hm, mit Blitzesschnelle den Baum hinan in den Kobel fuhr und ch und nach Alles eintrug. — Ein zweiter Versuch lieferte die näm-chen Ergebniße, aber ein dritter gewährte mir ein Vergnügen, dessen hafte Erinnerung mich noch heute zum Lachen reizt. — Ich legte f die alte Stelle eine kleine, sehr glänzend geputzte, hellklingende helle, wie man sie am Schlittenzeuge hat, und woran ich eine Oehre estigte, damit das Eichhorn die Schelle gut mit dem Mäulchen fas-konnte. Das geschah, wie ich vermuthet hatte, aber durch die rünge des Eichhorns erschüttert, gab die Schelle einen hellen Klang sich. Das Eichhorn, darüber aufs heftigste erschreckend, ließ die helle fallen, fuhr mit unbeschreiblicher Flüchtigkeit den Baum hinan gluchste aus Angst so heftig, als wäre ihm ein Duzend Edelmar- auf der Ferse. Doch bald wich der erste Schrecken dem Verlangen dem Besitze des glänzenden Gegenstandes. Bedächtig, oft inne tend und nach allen Seiten sichernd, baumte das Eichhorn ab. ch längerem Zaudern das nämliche Anfaßen der Schelle, der nämliche gende Ton, die nämliche Flucht, aber nicht mehr bis in den Kobel, bis zur ersten Zwusel, wo es sich auf dem Aste drückte und mit t vorgestrecktem Halse, mit unbeweglichen Sehern auf den so sehr ünschten und eben so sehr gefürchteten Gegenstand herabäugte. — Mehr n sechs Mal nacheinander, in immer kürzern Zwischenräumen ward das el wiederholt, unter so komischen Gestaltungen, daß ich nur mit größter he das laute Lachen zurückzuhalten vermochte, wodurch das Thierchen leicht auf lange Zeit wäre vergrämt geworden. Nun kam die Hauptscene. dem letzten, durch Furchtsamkeit verunglückten Versuche zur Ent-rung der Schelle, hüpfte das Eichhorn bis an die Spitze des untersten es, auf dem es sich gemächlich wiegte, aber die Seher unverwandt der Schelle gerichtet. Ein plötzlicher Sprung zur Erde, die Schelle n, mit ihr im Maule den Baum hinan in den Kobel fahren,

war das Werk fast eines Augenblickes. Ich harrte noch eine volle Stunde, aber das Eichhorn kam nicht wieder zum Vorschein.

Abends erzählte ich meinem Lehr-Principal die komische Begebenheit. Er wollte sie nicht glauben. Am folgenden Morgen begleitete er mich an den bezeichneten Platz. Ich stieß mit dem Flintenkolben an den Baum; neugierig guckte das Eichhorn aus dem Kobel. Ich legte eine ganz ähnliche Schelle an den bezeichneten Ort, worauf wir uns im Gebüsche verbargen. Flugs baumte das Eichhorn ab; aber die Scene des Anfassens der Schelle und des furchtsamen Entfliehens unter heftigem Gluchsen wiederholte sich nur drei Mal; es sprang dann wie am Tage vorher, vom niedrigsten Aste herab und flüchtete sich eben so schnell mit der rasch erfaßten Beute in den verbergenden Kobel.

Ungeachtet das Eichhorn im Winter sehr viel schläft, so ist doch sein Schlaf nicht anhaltend, und da es nicht unter die im Winter erstarrenden Thiere gehört, so verläßt es auch bei der strengsten Kälte den warm-ausgefütterten Kobel, sobald die eingetragenen Vorräthe, mit denen es nicht sparsam umzugehen weiß, aufgezehrt sind, und der Hunger sich einstellt.

Das Eichhorn scheuet nicht, einen, auch etwas breiten Fluß zu durchrinnen, wenn es aus Mangel an heimathlicher Aeßung diese in der Ferne suchen muß. Aber auf dieser Wasserreise ist es so klug, jedes treibende Stückchen Holz, von welchem es getragen werden kann, so zu benützen, daß es mit dem Vorderleibe darauf ruht und ihm mit den Hinterläufen die Richtung nach dem jenseitigen Ufer gibt. Auf diese Art durchrinnt es selbst breite und reißende Ströme.

Kümmern. — Eingehen. — Verenden.

Die Herbstferien der Studierenden sind die furchtbaren Monate, in welchen das Eichhorn in steter Lebensgefahr schwebt. — Die künftigen Justizpräsidenten, Finanzminister, Feldmarschälle, Oberforstmeister, Kirchenlichter rc. haben in der wonnevollen Vacanz kaum der Eltern oder Verwandten-Schwelle überschritten, als sie schon von waidmännischer Lust durchglühet, nach dem tödtlichen Geschoße greifen, um gegen die gefährlichsten aller Jagdthiere, gegen Spatzen, Meisen, Nußhäher und Eichhörner verwegen zu Felde zu ziehen. Da rücken sie heran, die jungen, hochbegeisterten Herren, mit Doppelgewehren und Spatzenflinten, mit Standröhren und Musqueten, es knallt in allen Hecken und Feldköpfen. — Die nach Höherem strebende Musen-Jugend ekelt sich bald an dem kleinlichen Tödten armseligen Federwilds, nach dem Eichhorn verlangt der stolze Sinn, und ist die Vakanz vorüber, und zählt nun das greise Eichhorn, des Stammes weiser Herrscher, die Häupter seiner Lieben, so vermißt es manches theure Haupt.

Vom Jäger wenig gefährdet, braucht dieser nicht die Haare der Fahne zu Bolzen für die Bolzbüchse, verendet so manches Eichhorn unter den Fängen des Baummarders, seines gefährlichsten Feindes

ıch des Fuchses, der es oft beschleicht, der großen Haselmaus und der
ildkatze, die auf einem dichtbelaubten Ast, auf einem bemoosten
teinblocke gedrückt, das arglos und heiter unter ihm herumhüpfende
ierchen mit einem Sprunge raubt. — Jedes Raubhaarwild, selbst
tiß und Wiesel, von denen es oft im Schlafe überrascht und geraubt
rd, das größere Raubfederwild, in warmen Ländern mehrere Arten
hlangen, sind die Vertilger des Eichhorns, das überdieß an
lzböcken und Milben im Balge, an Bandwürmern in den Einge=
iden kümmert, durch den Genuß der Pfirschen= und Aprikosenkerne
räudiger Seuche eingeht. Tödtlich ist ihm, wenn Mangel an
serer Aeßung und mit ihm quälender Hunger eintritt, das viele
ßen der Holzrinde, indem das Eichhorn, wie oben gesagt, nicht
öpft, sondern nur Thau und Schnee leckt, und hat letzterer eine
uste, dadurch der Mittel beraubt ist, das Hitzige der Holzrindeäßung
rch kühlendes und auflösendes Trinken zu mildern und aus dem Ma=
ı zu bringen, der in manchem strengen Winter mit solcher Aeßung
t ausschließlich angefüllt ist.

Auch aus Hunger geht manches Eichhorn ein. Allerdings,
e zur Genüge hergestellt ist, trägt das Eichhorn mit der An=
herung des Herbstes, Nüße, Eicheln, Buchecken, Steine von Pflau=
m, Kerne von Waldbeeren ꝛc. ein und diese im Kobel, in Baum
hlungen aufgeschichteten Vorräthe würden, den Winter hindurch, für
Erhaltung des Eichhorns hinreichend sein, aber der gefräßige,
schige Holzheber wittert diese Vorräthe aus, und theilt sich mit dem
gentbümer zur größeren Hälfte in deren Besitz. Tritt dazu im
rbste, selbst zur Zeit, wo das Eichhorn noch Vorräthe eintragen
inte, naßkalte Witterung oder Regen für längere Dauer ein, so
schließt sich das weichlich=empfindsame Eichhorn in seinem wohl=
stopften Kobel und äßet fort und fort, bis der vom Holzheber
ıehin schon geschmälerte Vorrath aufgezehrt ist, ehe noch der Winter
d mit ihm der drückende Mangel eingetreten ist, welcher so man=
s Eichhorn dahinrafft.

Uebrigens findet man auch dort und da noch ein Eichhorn, des=
am Kopfe und am Rücken hin fast eisgraugefärbter Balg sein ho=
Alter verkündigt, und es als eines der immer seltener findbaren
ücklichen bezeichnet, die nahe sind an ihrem natürlichen Lebensziel,
n 7ten oder 8ten Lebensjahre.

„Eine Linne'sche Art der Gattung Eichhorn*), sagt Diet=
ch a. d. W., darf deßhalb nicht ganz mit Stillschweigen übergangen
rden, weil sie zum Theil in Gegenden einheimisch ist, wo doch schon man=
r teutscher Jäger sein Unterkommen gesucht und gefunden hat.
meine das

*) Nach Oken (Zool. Abth. 2. S. 864 o.) eine Art der Gattung Schlutt. Pteromas.

fliegende Eichhorn *) (Sciurus volans.)

Da es nicht nur im nördlichen Asien, sondern auch, obwohl seltener, in den ältern und neuern europäisch-russischen Provinzen, und nach Petri schon in Esthland anzutreffen ist, so könnte es auch das nördlich-europäische Eichhorn heißen."

Die Länge des fliegenden Eichhorns beträgt 9 Zoll, wovon die Fahne 3 Zoll wegnimmt.

Der Kopf ist kürzer und stumpfer geformt, als am gemeinen Eichhorn. Die großen, schwarzen, mehr vorwärts nach der Nase zu, als beim gemeinen, stehenden Seher haben weiße Augenbraunen. Die Lauscher sind kahl, kurz und abgerundet. Auch bei ihm sind die 4zehigen Vorderläufe kürzer als die hintern.

Merkwürdig ist besonders die Einrichtung des Körperbaues, wodurch die Natur diesen Thieren das Vermögen verlieh, ungleich weiter überholzen zu können, als das gemeine Eichhorn, ohne ihnen an der Behendigkeit im Auffahren etwas zu benehmen, und sie in den Stand setzte, bei minderer Beweglichkeit auf der Erde, sich doch mit Leichtigkeit den Nachstellungen ihrer Feinde zu entziehen. Der ganze Leib nämlich ist mit einer weiten, losen Haut umgeben, welche an beiden Seiten sich verlängert und hier die Vorder- und Hinterläufe bis an die Zehen umschließt. Dieser selbst im Sitzen des Eichhorns schlaff herabhängende Hauttheil ist sehr leicht durchsichtig und oben und unten fettig. Er besteht aus 2 Blättern, geht ausgedehnt an den Vorderläufen, bis über die Zehen zipfelförmig herab, von da gerade nach den Hinterläufen zu und bildet hier an den Seiten und Schenkeln gleichsam einen Zwickel. Zwischen diesen Blättern findet man eine Menge zarter, schwammiger Fasern, welche vom Rücken herab und in krummen Linien auslaufen. Vermöge der Dehnbarkeit derselben kann das Thier die ganze Doppelhaut, bis auf einen gewißen Grad willkührlich ausbreiten oder zusammenziehen. Eine andere Reihe elastischer, leinenartig verbundener Fasern, an welchen die vorerwähnten sich anschließen, ist mit dem einen Ende am Zehgelenke des Hinterlaufes befestigt, wird von dem untern Rande der Hautblätter umschlossen und ist an der Spitze eines dünnen Knöchelchens angewachsen, welches an dem Knie des Vorderlaufes aus einem eignen Wirbel hervorgeht. Dieser dünne Knochentheil schlägt sich, wenn die Spannhaut völlig ausgedehnt werden soll, bis über die Zehen der Vorderläufe herab und bildet dann den oben erwähnten Zipfel, welcher hingegen, sobald sich das Thierchen setzt, und das Knöchelchen aufwärts schlägt, verschwindet, oder doch weit weniger sichtbar wird. Endlich giebt es in den leeren Räumen, welche sich zwischen der Doppelhaut noch finden, eine

---

*) Auch Polatusche, von Oken a. a. O. S. 865 Art. 2. *Pteromas russica*, gemeiner Schlutt-Poletuch, von den Russen Ljetaga (fliegendes Thier) genannt.

nzählige Menge äusserst zarter Knorpel- oder Flechsentheile, die zum Inspannen des so sonderbaren Fallschirmes mit dienen müßen.

Der Rücken ist mit weißgrauen, der Unterleib mit schneeeißen, ziemlich langen, nicht dichtstehenden, die Springhaut mit hwarzgrauen, seidenweichen, kurzen Haaren besetzt.

Die vorstehende Beschreibung dieses Thieres wird den Leser überugt haben, daß das fliegende Eichhorn, so gestaltet, nicht anders s häßlich erscheinen kann.

Eine nur sehr wenig haltbare Haut bedeckt den ganzen Körper sselben; am dünnsten ist die, mit welcher die eigentlichen Springerkzeuge überzogen sind.

Vermittelst derselben sollen diese sonderbaren Thiere, nach Angabe ehrerer Schriftsteller, einen Raum von 60—100 Ellen in der Luft archschweben. Lassen wir die Wahrheit dieser allerdings nicht ganz ahrscheinlichen Angabe dahin gestellt seyn und hören lieber, wie uns eses Thieres fliegende (eigentlich immer nur springende) Beegung von Pallas und Götze beschrieben wird. Es soll sich nämch damit so verhalten: Wenn das (sogenannte) Fliegende Eichorn von den obersten Aesten eines sehr hohen Baumes nach einem itfernten niedrigen Gegenstande hinspringen will, (denn es ist das auptersoderniß, daß der Ort des Absprunges um so mehr über n zu erreichenden erhaben seyn muß, je weiter dieser von jenem stehbt), so nimmt es einen kleinen Anlauf und streckt gleich beim Anßen, indem durch die Elasticität des biegsamen Astes die natürche Schnellkraft noch Zuwachs erhält, die Vorderläufe vor- und etwas itwärts, die Hinterläufe aber ebenmäßig rückwärts aus. In diesem ugenblicke schlägt sich der an den Vorderläufen befindliche Spannochen herab, und so erhält die Spannhaut den höchst möglien Grad von Ausdehnung. Da nun auf diese Weise zwar die Fläche s Körpers, keineswegs aber die Schwere desselben vermehrt, wird, so uß eine Art von Fallschirm entstehen, welcher das Thier länger, s es sonst geschehen könnte, in der Luft trägt. Immer noch würde jedoch unbegreiflich bleiben, wie es, da weder Läufe noch Spannhaut im Sprunge sich bewegen, im Stande seyn sollte, einen Raum von, ir wollen nur sagen, 40—50 Ellen in schräger Richtung zu durchreichen, wenn man nicht annähme, daß die Fahne, welche dabei ich allen Richtungen gedreht und gewendet wird, die Stelle eines iders vertreten müßte.

Auch das fliegende Eichhorn ist heimtückisch wie das geeine, und beißt heftig. Weniger thätig und mehr schüchtern als s gemeine, ruht es gemeiniglich den Tag über und kommt nur it gegen Abend zum Vorschein. Selten und immer nur als Schmerisäusserung läßt es einen mehr piependen als hellpfeifenden, errnt aber einen schwach murrenden Laut hören.

Das Weibchen bringt im Anfange, oder längstens in der Mitte s Monats Mai, 2, 3, höchstens 4 völlig nackte 13 Tage blind lie-

gende Junge, bei denen erst nach 6 Tagen die ersten Zähne und Haare welche sehr langsam wachsen, zum Vorschein kommen. Sie werden in der frühen Jugend den ganzen Tag über von der Mutter mit dem Leibe und der Flughaut bedeckt.

Das letzt Gesagte ist uns zuerst aus Pallas schätzbaren Werken bekannt geworden, welcher eine Hecke Junger so klein erhielt, daß sie kaum 2 Tage alt sein konnten. Der Versuch, sie aufzuziehen, glückte indessen so wenig, daß sie sämmtlich, als sie am 13. Tage die Sehe öffneten, eingingen. Ungewiß bleibt es demnach immer, ob die Natur einen eben so langsamen Weg bei der Ausbildung dieser Thiere gehe wenn sie im freien Zustande sich befinden; da die Einschränkung, und das dadurch entstandene Kümmern der von Pallas beschriebenen in einem oder dem andern Falle Verzögerungen bewirkt haben kann.

Das fliegende Eichhorn wird nur in solchen Waldungen gefunden, wo Birken häufiger als andere Holzarten sind.

Das mit weichen Moosarten ausgefütterte Nest (sehr ähnlich dem Kobel des gemeinen Eichhorns), in welchem es ruht und Junge bringt, bereitet es sich in hohlen Bäumen. Auch wenn die Erfüllung älterlicher Pflicht es nicht daran feßelt, verläßt es daßelbe, selbst während der milderen Jahreszeit, am Tage nur selten; im Winter (aber dann auch nur bei gelinder Witterung) allein des Nachts.

Es trägt keine oder doch weniger große Vorräthe an Lebensmitteln ein, als das virginische, welches im Winter gar nicht ausgeh Beide Arten erstarren indeß nicht, welches sich dadurch beweist, da man selbst bei der heftigsten Kälte im Dezember und Januar, frische Nahrungssaft im Gescheide findet.

Die Lieblingsäßung des fliegenden Eichhorns besteht vorzüglich in den Schäfchen oder Kätzchen, weiterhin in reifenden Saamen der Birke; sonst stimmt sie mit der des gemeinen Eichhorns größtentheils übereins, so wie jenes diesem auch in der Reinlichkeit ganz gleich ist.

Die Bälge sind selbst im Winter nur dürftig mit Haaren bese und nicht dauerhaft; auch werden sie fast gar nicht geschätzt. Man stellt deßhalb dem fliegenden Eichhorn wenig nach, sondern schießt es nur bei Gelegenheit, oder fängt es zufällig in Schlingen oder Schlagbäumen, welche nach gemeinen Eichhörnern gelegt oder gestellt werden.

Da das fliegende Eichhorn fast ganz die Farbe der Rinde von älteren, Birken hat, so ist es schwer, dessen ansichtig zu werden, es gewöhnlich nur Abends zum Vorschein kommt.

Am meisten verräth das fliegende Eichhorn, seinen Aufenthaltsort durch seine Reinlichkeit; denn da es, wie das gemeine Eichhorn, die Losung am Baumstamme herabfallen läßt, in welchem es sein Lager hat, auf diesem aber seine meiste Zeit zubringt, wodurch die Losungsmaße sich an einer Stelle häuft, so gibt gera dieser Umstand, vorzüglich im Winter oft Gelegenheit es zu entdecken

Eben so interessant, wie das fliegende Eichhorn, ist für den entschen Jäger auch das

Erdeichhorn (Sciurus striatus),

a es nicht nur in Asien und Amerika einheimisch ist, sondern auch m ganzen Norden, besonders häufig in den ausgedehnten Nadelholz-aldungen des europäischen Rußlands lebt.

Auf dem obern Körpertheile braunroth mit 5 braunen und 2 wei-en Längsstreifen, auf dem untern weiß, hat das Erdeichhorn eine icht sehr dicht behaarte Fahne, und glatte Lauscher. Es zeichnet sich on seinen Stammes- und entfernteren Geschlechtsverwandten, denen s im Aeußeren größtentheils ähnlich ist, durch Backentaschen aus, die s mit dem Hamster gemein hat, dann auch durch die Eigenthümlich-it, sein Leben in unterirdischen Höhlen zuzubringen.

Seinen Bau führt es an solchen waldigen Stellen aus, wo sich er Boden in kleinen Hügelchen erhebt, oder an den Wurzeln großer Bäume, nie aber bewohnt es wie das gemeine, oder das fliegende Eichhorn, eigene Kobel oder Höhlungen in obern Baumtheilen, ob-leich es zur Rettung vor verfolgenden Feinden, im Aufbaumen und ortholzen ausgezeichnete Fertigkeit hat.

Die Bauartige Wohnung hat mehrere Aus- und Einfahrten auch ine Kammer und besondere Abtheilungen zum Aufbewahren der ein-tragenen Vorräthe. Den größten Theil des Winters im Baue zu-ringend und schlafend, verfällt es doch nie in Erstarrung.

Das Erdeichhorn ist viel schwerer zu zähmen als das ge-eine, welches im Allgemeinen von allem Röhrenwild gilt.

Naturgeschichte des Bibers.

VI. Gattung. Biber, Castor.

Gattungscharakter.

An den Vorderläufen 5, an der Basis durch eine Membran rbundene, an den Hinterläufen ebensoviele durch eine Schwimm-aut vereinigte Zehen. Von den letztern hat die 4te dem Anscheine ch 2 Nägel. In jedem Kiefer 2 keilförmig- zugeschärfte gelbe Nage-ähne, im Oberkiefer stehen sie schiefwinklich gegeneinander gerichtet, daß zwischen beiden eine Höhlung sich bildet. Im Untern erscheinen e seitwärts auseinander gebogen, eine Lücke bildend, in welche die beren passen. Oben und unten auf jeder Seite 4, bisweilen unten 5 ackenzähne von denen nur der vordere gewechselt wird, obere swendig mit 3 inwendig mit 1 Furche; untere inwendig mit 3 aus-endig mit 1 dergleichen. Schnauze stumpf, Lauscher klein, ab-

gerundet; Leib auf der Haut mit wolligem Haar, aus welchem längeres, nicht sehr starres, dichtstehend hervortritt. 4 Zitzen, davon 2 auf dem Brustmuskel zwischen der 2. und 3. Rippe, die 2 andern 4 Zoll vor jenen. Schwanz lang und sehr breit, von der Wurzel an das erste Viertheil der Länge rund und behaart, dann stets gedrückt, geschuppt, zwischen den Schuppen einzelne Borsten, weiter hin gewölbt, an der Spitze eiförmig abgerundet. In den, in die Vorhaut sich öffnenden drüsigen Säcken das reizende stark riechende Bibergeil, jedoch nur in den 2 Obern, in den 2 unteren nur Fett.

Fruchtglied, Scheide und Harnröhre in einer Kloake sich öffnend, so daß von aussen das Geschlecht nicht zu erkennen ist, in dem Fruchtglied und Kurzwildpret unter und an dem Mastdarme in einem hohlen Muskel liegend. Weibliche Geschlechtstheile wie beim Hasen, Aufenthalt in Burgen, Bauen, Baumhöhlungen am Wasser. Aeßung Vegetabilien.

Kluge Thiere, zum Theil gesellig lebend und in diesem Falle sehr geschickt in Aufführung künstlicher Wohnungen (Burgen, Bauen), wozu sie Bäume mit, immer nach der Abnutzung nachwachsenden Vorderzähnen umsägen.

Art. a. Gemeiner Biber, auch Castor, Erdbiber, europäischer Grubenbiber, Landbiber.

Castor, Fiber.

Beide Geschlechter werden unter der Benennung: der Biber begriffen.

Männchen. Gestalt.

Kopf, kurz, stark zusammengedrückt, struppig dicht behaart, mit kurzen abgerundeten, nur wenig über das Kopfhaar hervorstehenden Lauschern, kleinen, braunen Sehern, stumpfer, wulstiger Schnautze, inwendig 16 Backen- und 4 Schneidezähne enthaltend, (wovon letztere keilförmig und oben wie ein Meißel geschärft, die beiden obern auf der innern Seite hinter der Schärfe mit einer kleinen Riefe und 10 Linien lang, die untern 1 Zoll lang, seitwärts etwas auseinander gekrümmt und alle bei jüngern Bibern rein und weiß, wie das beste Elfenbein, bei ältern gelblich und durch ihre Festigkeit und Glasur von jeder gewöhnlichen Feile nicht zu verletzen sind), dann warziger Zunge und kurzem, starkem, mit vielen Speicheldrüsen bedecktem Halse.

Körper, den Schwanz ungerechnet, 2 Fuß, 4—6 Zoll lang, am stärksten Theile 12—15 Zoll breit, 1 Fuß 2—3 Zoll hoch, 40—60 Pf. inständig habend, dick, nach hinten stärker, mit gewölbtem Rücken, breitem Stich, kurzen starken Vorderläufen, (die 5 getrennten, mit gekrümmten Nägeln versehenen Zehen einwärts), und etwas längern Hinterläufen, (die schwarzgrau, glatt besohlten 5, ziemlich

ngen Zehen durch Schwimmhäute verbunden), und mit 1 Fuß lan-
n, am Waidloch 4—5 Zoll, in der Mitte 5—6 Zoll breitem
chwanze, der mit 6eckigen, bläulich- blaßbraunen, ⅛ Zoll dicken,
rgamentartig sich anfüllenden, leicht abzulösenden Schuppen bedeckt
, zwischen welchen kurze borstige Haare einzeln hervorstehen, endlich
it 14 Rippenpaaren und 5 Lenden-, 3 Kreuz- und 27 Schwanzwirbeln,
Brustbeinstücken.

Ueber die Beschaffenheit der innern Theile des Bibers sagt
ken in seiner Zoologie:

„Speicheldrüsen bedecken den ganzen Hals. Der Magen
nderbar, 1 Fuß lang 4 Zoll breit, fast in zwei getheilt, so dünne,
ß er durchsichtig ist; ohne Drüsen, aber zwischen den Sehnen und
eischhaut eine Lage von je 2—3 Linien weiten, an die Sehnenhaut
festigten Bläschen, 100 an der Zahl. Sie nehmen einen Raum ein
n 3 Zoll. Ihre in 12 Ausführungsgänge zusammenlaufenden Stiele
fnen sich in den Magen. Sie enthalten nach dem Tode des Thieres
ne Art Gallert, die vielleicht als Magensaft dazu dient, aus den
verdaulichen Aeßungsmitteln, meist Holzrinden, welche als solche
eder abgehen, Nahrungssäfte abzuscheiden. Die Därme sind 20
uß lang, wovon der Dickdarm 5 Fuß, der sichelförmige Blinddarm
Fuß 6 Zoll wegnimmt. Ruthe, (Fruchtglied) Scheide und
arnröhre öffnen sich in eine Kloake, so daß von Aussen das Ge-
lecht nicht zu erkennen ist, denn Ruthe und Hoden (Kurzwild-
et) liegen in einem hohlen Muskel unter und an dem Mastdarme.
dem hohlen Muskel seitwärts liegen auch bei beiden Geschlechtern
Beutel, von denen die 2 obern 3 Zoll lang 1½ dick sind und zusammen
llnzen wiegen. (Sie sind beim Männchen nicht selten größer und
wichtiger, beim Weibchen kleiner und leichter.) Sie enthalten eine
rzige Materie, das Bibergeil (Castoreum), eingetrocknet als offi-
neller Artikel bekannt. Die 2 untern Beutel, nicht viel kleiner als
obern, enthalten eine ölige Flüssigkeit. Diese ist es eigentlich, welche
manchen Raubthierwitterungen verwendbar ist; darüber aber, wozu
, wie das Bibergeil — man laße durch den Namen zu einem
rugschluße sich nicht verleiten — dem Thiere selbst diene, weiß man
cht, zum Erwecken des Appetits gewiß nicht. Die Scheide liegt
cht in dem Hohlmuskel; die Geschlechtstheile des Biberweibchens sind
nen der Häsin ähnlich. Von den 4 Zitzen desselben stehen 2 auf
m Brustmuskel zwischen der 2. und 3. Rippe; 4 Zoll vor diesen am
alse die andern 2. Das Becken ausserordentlich groß, fast von
eicher Länge mit der Brust. Die Rippen schwach. Unter der
aut eine 8—10 Linien dicke Fettlage, die sich jedoch nicht über den
ücken verbreitet. Der Hautmuskel sehr stark."

Farbe.

Der Biber hat, mit Ausnahme des struppig behaarten Kopfes,
seinem Körper zweierlei Haare, ein kürzeres, wolliges, weiches und

bräunlichgelbes, die Grundbekleidung der Haut bildendes, und ein längeres, festes, starkes, über das Grundhaar emporragendes, das von kastanienbrauner Farbe und mit sehr vielem Glanze ausgestattet ist. Es möchte wohl ein äusserst seltner Fall sein, daß bei uns, wo diese so edle, so interessante, so nützliche Wildart, in so geringer Anzahl und so zerstreut sich vorfindet, von ihr

Farbenvarietäten

aufgefunden wurden. Desto häufiger, ja gewöhnlich sind solche Erscheinungen im russischen Asien, in Nordamerika, wo man ganz weiße, weiß und grau gefleckte, weiße, rothgeschimmelte und je weiter gegen Norden hin, desto häufiger dunkelbraune, selbst in tiefdunkelgefärbte hat, die in den nördlichsten Gegenden eine fast ganz schwarze Haarfarbe annehmen.

Der berühmte Reisende und Naturforscher d' Aubenton hat in Canada Biber gefunden, an welchen das längere Haar von der Wurzel bis zu 2 Dritttheilen der Länge aschfarben, übrigens rothbraun, das kürzere auf dem Rücken ganz aschfarben, am Bauche aber perlgrau ist,

Weibchen.

Weniger stark, als das Männchen, sonst ihm ganz gleich an Gestalt und Farbe, hat es die Gebärmutter, wie eine Häsin, und 4 Zitzen 2 am Hals, 2 an der Brustmuskel.

Junge.

Sie sind, nach Behlen und Flemming, gegen das Ende des 2ten Lebensjahres völlig ausgewachsen und fortpflanzungsfähig.

Der gemeine Biber, eine koloßale, zum Leben im Wasser gebaute Ratte, ist amphibischer Natur. Ungeachtet er sehr scharf äuget und vorzüglich gut vernimmt, so wittert und verwindet er doch noch viel feiner. Höchst friedfertig, und scheu, nie einen Menschen oder ein Thier annehmend, ist er doch sehr muthig, wenn ihn Hunde anfallen, dabei im Beißen so kräftig, daß er auch den stärksten Hund am dicksten Theile das Bein mit einem einzigen Biß glatt abbeißt. Durch seinen Körperbau nicht geeignet, auf dem Lande so flüchtig zu sein, daß ihn ein etwas rascher Hühnerhund nicht leicht einholen könnte, geht er mit dem Hintertheile wacklich, fast wie die Ente; dagegen schwimmt er vortrefflich, selbst im reißendsten Strom, wobei er vom ganzen Körper nur die Nase sichtbar werden läßt, des Luftschöpfens wegen, da er, ohne dieses, nicht lange unter dem Wasser aushalten kann.

Das Mehrere bei den: Besondern Eigenheiten.

Vaterland.

In ganz Europa, im südlichen bis zum 43° N. B. in nördlichen Gegenden bis nach Lappland hinauf gesellschaftlich vereint, nicht zahlreich

agegen häufiger und kolonienweise in Rußland, Finnland, Schweden, Norwegen, Sibirien, im russischen Asien, aber in Menge in Nordamerika, vorzüglich um die Hudsonsbai her, die sein Lieblingsvaterland zu sein scheint, als Burg-Biber einheimisch, findet er ch mehr einzeln, und als Grubenbiber in Galizien, Preußen, Litthauen bis nach Rußland, an der Donau, am Lech, an der Salza, Elbe, Lippe, und Maas, an der Röhne in Westphalen 2c., auch in r Gegend von Wittenberg und Magdeburg, im Anhaltschen, an der Mulde, der Havel, der Oder, der Weichsel, in Deutschland am häufigsten in Altbayern an der Isar.

Der Biber ist insofern zu den Alpenthieren zu rechnen, s er die Ufer einiger Alpenströme bis zu ihren Quellen zum Vaterland hat. Es ist aber bekannt, daß er in den Niederungen eben so ufig und noch häufiger einheimisch ist. Die bayerschen Alpen haben der Jachenau und im Ries einzelne Biber, im Amergau häufir. Weiter die Amer und Isar hinab, auch im Lechfeld, an der Bertach u. s. w. giebt es jetzt noch viele Biber, die ein vortreffliches her als das nordamerikanische und moskovitische geschätzte Castoreum efern.

Daß der Biber, dieser Urbewohner des alten Germaniens, sich in n Gewässern Bayerns erhalten, daß in dem heutigen Bayern noch, wie in dem alten Bojarien sein Vaterland hat, und darin nheimisch ist, gehört eben so sehr zu den beachtungswerthen Merkwürdigkeiten der vaterländischen Naturgeschichte und Produktenunde, wie der Umstand, daß das in der Arzneykunde so geschätzte auptprodukt, das vielgerühmte Bibergeil, Castoreum, von bayerben Bibern in kaum übertroffener Menge und Güte erhalten rd, indem es in beiden Beziehungen mit dem russischen, sibirischen eiteifert. Dieß ist allgemein anerkannt und spricht sich schon in der oßen Verschiedenheit der Preise aus, welche aus Veranlassung ärztber Würdigung der Handel für das bayerische Castoreum, im ergleiche mit dem über England zu uns gelangenden, kanadischen, ngst festgesetzt hat.

Nach gewöhnlicher Annahme liebt der Biber vorzüglich die einme und ruhige Abgeschiedenheit waldumgebener, nicht sehr volkreicher achgegenden. Dieses war die Beschaffenheit des alten Germaniens. Mit der späteren Zunahme der Bevölkerung, des Aushauens der Wälr, Behufs der Kultur 2c., hat er sich in den meisten Gegenden Deutschnds durch Ausrottung verloren und ist nur in mehr nördlichen Genden in bedeutender Menge übrig geblieben; aber in Bayern hat n die Fortdauer annäherndähnlicher Verhältniße erhalten, indem dies Land sich länger des Vortheils erfreuet, einen Reichthum an abgegenen, waldreichen Bachgegenden zu besitzen.

Daß der Biber Urbewohner des alten Deutschlands gewesen, ist us vielen Belegen so leicht zu erweisen, daß es nicht nöthig ist, s auf jene Fossilen-Ueberreste von Bibern zurückzugehen, die

in verschiedentlichen deutschen oder benachbarten Gegenden angetroffen wurden; wir wollen zu ersterem Behufe nur an einige einheimische erinnern. (Aus andern Gegenden Deutschlands führt Anton in seiner Geschichte der teutschen Landwirthschaft 2. 349, 2. 497, 3. 495 Verschiedenes hierüber an.)

Schon das berühmte, das Alter und die Selbstständigkeit der baierischen Nation bewährende Denkmal der leges Bajuvariorum, nach wahrscheinlichen Annahmen nahe zu aus der Mitte des 7 Jahrhunderts, erwähnet des damaligen Piparhunt (Biberhund), qui sub terra venatur, welcher nach des trefflichen Geschichtsforschers Mederer Anmerkung, die Biber in ihren unterirdischen Bauen an dem Wasser aufsuchte und verfolgte, und in welchem Anton (Geschichte der deutschen Landwirthschaft, 1. 152.) wohl mit Recht den noch jetzt zu ähnlichem Behufe angewendeten, sogenannten Dachshund zu erkennen glaubt. „Wer einen von jener Gattung Hunde, die sie Piparhunt nennen, die nemlich unter der Erde jagen, todtschlägt, soll einen andern dergleichen herstellen und es mit sechs Schillingen büßen,“ sagen diese Gesetze und bewähren dadurch ihre Sorgfalt für das primitive Gewerbe und die uranfängliche Nahrungsquelle der alten Deutschen, wie sie Tacitus beschreibt.

Unter den bereits zu Zeiten der Agilolfinger blühenden Ortschaften des untern Vilsthales, oder des Quinzing-Gaues nennt ein alter Codex Castorobach, Biberbach; (Joh. Ferd. Huschberg Geschichte des herzogl. und gräfl. Gesammthauses Ortenburg, aus Quellen bearbeitet. Sulzbach 1828. 8. S. 2.) Eine Benennung, die noch jetzt in dieser oder ähnlicher Form vielfach angetroffen wird, am meisten in vielen altbayerischen und schwäbischen Landgerichten, aber auch in denen Frankens, sowie sie den Bezirken des Rheinkreises nicht ganz fremd ist. Nach Eisenmanns und Hohns topographisch-statistischen Lexikon vom Königreiche Bayern, 1. Bd. Erlangen 1831 gr. 8., kamen in demselben gegen 60 Orts- und Bachnamen vor, welche mit Biber, Bieber oder in ähnlicher Art beginnen, die meisten in altbayerschen Bezirken, in denen größtentheils noch jetzt Biber angetroffen werden.

Das berühmte Nationalwerk Bayerns: monumenta boica, eine so reiche Quellensammlung alter historischer Denkmale, enthält im VIII. Band S. 175 eine Urkunde, kraft welcher Otto I. magnus dux Meraniae, comes palatinus Burgundiae, eine zu Gunsten der Kirche zu Diesen, am Anfange des Ambersees von zwei Grafen von Wolfrathshausen, und vom Berthold, Grafen von Andechs gemachte Fundation von 1229 widerholt und bestätiget, wo unter andern vorkommt, daß besagte Kirche alle ihre dermaligen und künftigen Besitzungen, an Menschen, Feldern, Wiesen, Wäldern, Fischereien, ferner in venationibus bestiarum, cervorum, castorum et luttorum apud decursum fluminis Ambre, sive in omnibus finibus terrarum suarum, libertatis jure possideant, quo ipsi principes possidere videbant

In den Jagden auf wilde Thiere, Hirsche, **Biber** und Ottern im Amberfluße oder in seinem ganzen Gebiete, sollen sie alle jene echte und Freiheiten genießen, welche, als den Fürsten selbst zu- indig betrachtet werden.)

Die Stelle ist um so merkwürdiger, weil die schon damals wegen er **Jagd auf Biber** genannte **Amber** (an welcher gleichfalls ne **Ortschaft, Biberbach** genannt, gelegen ist,) dermalen das an **ibern** reichste Wasser Bayerns ist. Diesen Reichthum verdankt e Amber dem Umstande, daß sie von ihrem Ausfluße aus dem durch gebildeten Bassin des Ambersees bis nahe zu ihrer Einmündung in e Isar bei dem freundlich gelegenen Isareck, dem K. Bayr. reser- rten Leibgehege angehört; daher genauer Aufsicht und Hege von Seite s Königl. Forst- und Jagdpersonals unterworfen ist.

Die aus dem Ambersee ausgetretene Amber hat die Natur eines ilden Gebirgswassers mehr abgelegt, ist ein ruhig dahin gleitender emlich tief gründender Fluß geworden, und scheint daher zur Heimath d zur Vermehrung der **Biber** besonders geeignet. Die stärksten **iberniederlassungen** an der Amber finden sich um Fürsten- dbrück und Olching.

Vor mehr als 20 Jahren war auf einer gegen ¾ Stunden ober- alb Landshut (in Bayern) gelegenen, nur mit verschiedenen Weiden, appeln, der teutschen Tamariske, dem Sanddorne und anderm Ge- äuche bewachsenen Isar - Insel eine nicht unbeträchtliche Anzahl iber einheimisch. Gegenwärtig findet man sie noch in ziemlicher enge an der obern Isar bei Hohenburg und Langgrieß am Fuße des yerischen Hochgebirges. In der Gegend von Ismaning, nicht ferne n Landshut, werden jährlich mehrere **Biber** geschossen und ge- ngen.

Im K. Preuss. Forstreviere Grüneberg, Magdeburger Regierungs- zirkes befindet sich eine **Bibercolonie**, worüber der K. Preuss. erförster von **Meyerink** eine Beschreibung geliefert hat, aus r wir das Wesentliche hier entnehmen:

„Unweit der Stadt Barby, wo die Nuthe am rechten Ufer der lbe in dieselbe fließt, eine halbe Stunde oberhalb des Ausflusses, t sich schon länger als seit einem Jahrhundert eine **Bibercolonie** gesiedelt.“

„Die Gegend, einsam und mit Weiden bewachsen, wird von der — 8 Schritte breiten Nuthe in vielen Krümmungen durchströmt d heißt in den ältesten Vermeßungsregistern des Grüneberger Re- ers: **Biberbach**.“

„Es wohnen jetzt dort noch mehrere **Biberpaare** unter der rde, in Gruben*) die 30 — 40 Schritte lang und mit dem Wasser-

---

*) Daher, aus diesen **grubenartigen** Wohnungen der Name: **Europäischer Grubenbiber**, während der in Nord- amerika lebende Biber der **Burg-** oder **Gesellschaftsbiber** heißt. Anmerk. d. Redackt.

spiegel gleich hoch laufend sind und sowohl unter dem Wasser als au
dem Lande Ausführungsgänge (Ausstiege), haben. In der Nähe de
Gruben errichten die Biber sogenannte Burgen, die aber mi
denen von den Reisenden beschriebenen keine Aehnlichkeit haben, sonder
bloß kunstlos zusammengetragen, 8 — 10 Fuß hohe Haufen von Rei
und Knüppeln sind, die an den benachbarten Bäumen abgeri
(geschnitten), und wovon die Rinde zur Nahrung (Aeßung) abgena
wurde."

Der Trieb zum Bauen ist, nach Meyerinks aufmerksam an
stellten Beobachtungen, im Herbste am stärksten und die Biber be
fahren zu der Zeit die Haufen mit Schlamm und Erde vom Ufe
des Flusses, indem sie diese mit der Brust (dem Stich), mit den Vorder
füßen (Vorderläufen) vom Flusse nach dem Baue schieben. Die Hauf
haben das Ansehen eines Backofens und dienen den Bibern nich
zur Wohnung, sondern nur zum Zufluchtsorte, wenn hoher Wass
stand sie aus den Gruben vertreibt.

Meyerink hat nur im Sommer 1822, wo die Colonie au
15 — 20 jungen und alten Bibern bestand, bemerkt, daß sie Dämm
bauen. Die Nuthe war zu dieser Zeit so seicht, daß die Ausgäng
der Gruben in dem Ufer (Ausstiege) überall sichtbar wurden, u
unterhalb derselben nur noch einige Zoll tief Wasser stand. Die Bibe
hatten eine Stelle gesucht, wo in der Mitte des Flusses ein klein
Heeger hervorkam, von welchem sie zu beiden Seiten star
Reiser in's Wasser warfen und die Zwischenräume mit Schlam
und Schilf ausfüllten, so daß dadurch der Wasserspiegel oberhalb de
Dammes um einen Fuß höher stand, als unterhalb desselben. De
Damm wurde mehrere Male weggerissen, in der Regel aber währe
der folgenden Nacht wieder hergestellt.

Wenn die Elbe die Wohnungen der Biber überstieg, so war
sie am Tage zu sehen; sie lagen alsdann meistens auf den sogenannt
Burgen, oder auf nahestehenden Kopfweiden.

Viele Fremde besuchen noch immer diese Gegend, um vom Jä
in größter Stille und mit ganz gutem Wind angebracht, die O
conomie dieses so interessanten Haarwildes mit wahrhafter Bewunde
ung zu beobachten.

Erst seit ungefähr 30 Jahren ist der Biber in Böhm
einheimisch. Der Fürst Schwarzenberg ließ zu jener Zeit ein pa
Biber aus Rußland kommen und in der Herrschaft Willingau im Bu
weiser Kreise aussetzen. Schon nach einigen Jahren waren mehr
Colonien vorhanden, die sich an einem Bache ansiedelten, der zie
lich breit ist und durch einen wenig besuchten Wald läuft.

Wie eingreifend im Salzburgischen für die Erhaltung der Bibe
denen die Gestade der Salza das Vaterland waren, gesorgt wur
ersehen wir aus einer 1699 von der erzbischöflichen Regierung erla
nen Verordnung, nach welcher: „Jeder, der einen Biber fangt, sch

er auf irgend eine Art beschädigt, in den zwei ersten Fällen lebens-
nglich e, im letztern zehnjährige Galeerenstrafe zu ge-
irtigen habe."

Das Zusammenstehen der Biber

Colonien findet sich nicht bei Uns, beginnt aber schon in
thland, jedoch in geringer Zahl von Mitgliedern, während Rußlands
rdlich-asiatische Provinzen Colonien von 70 — 100, Nordamerika
verschiedenen Gegenden von 250 — 300 Mitgliedern haben.

Das Zusammenstehen beginnt im Juni, bei sehr ungünsti-
r Witterung im Juli, und die Colonie besteht bis zur Begat-
ngszeit, wo sich Paare bilden, und die Männchen, denen kein
eibchen zufällt, sich in andern Colonien eines suchen. Ist die Be-
ttung vorüber und das Weibchen befruchtet, so leben die Männchen
s zur (oben bezeichneten) Wiedervereinigungszeit für sich, in kleinern
er größern Gesellschaften, arbeitsam, friedlich, einträchtig, in republi-
nischer Verfassung.

Hier muß ich noch der

Eingänger

wähnen, nämlich derjenigen Männchen und Weibchen unter
n Bibern, die sich nicht mehr begatten und jedes ganz isolirt für
lebt. Nach Angabe von Reisenden und Jägern unterscheiden sie
von den übrigen Bibern durch einen schwarzen Fleck auf der
ückenhaut.

Aufenthalt.

Die Ufer der Ströme und Flüsse, die Gestade älterer Flußbetten,
r Landseen, Teiche oder solcher Gewässer, welche mit Flußwasser in
rbindung stehen, hoch überhängen, mit Weidengesträuche dicht, mit
en Weidenbäumen dort und da besetzt, oder von andern Laubholz-
ldern begrenzt sind, fast nie oder äußerst selten von Menschen, von
ebherden ꝛc. ꝛc. besucht werden, sind der vorzügliche Aufenthalt des
ibers.

Unter den Mittagsstunden eines sonnigen, warmen, windstillen
ges hindurch hält sich der Biber vorzüglich gerne im Freien und
solch einer Stelle auf, wo er sich im Wiederscheine sonnen kann.
cht ferne vom Ufer entlegene, erlene Strunke mit jungem, gleich-
eine Laube bildendem Ausschlag, Kopfweiden, so bezweigt, daß
Sonnenstrahlen einigen Zugang haben, sind die Stellen, wo er be-
ders in den Mittagsstunden seine Siesta hält und dabei öfters
festem Schlafe sich überläßt, daß sich ihm der Jäger, Wind, Vor-
t und Stille beachtend, fast auf halbe Schußweite annähern kann.
cht um sich zu sonnen und dabei einer angenehmen Bequemlichkeit zu
gen, sondern aus Drang der Umstände nimmt auch der Biber
der Nähe seiner Stromansiedelung, auf felsigen Vorsprüngen, auf
pfweiden, selbst wenn ihm sonst keine Zuflucht übrig bleibt, oft

ganz in der Nähe menschlicher Wohnungen seinen Aufenthalt, abe nur für kurze Zeit, wenn die Flüsse, an deren Ufer oder dicht a selben er seinen Bau, seine Burg hat, aus ihren Gestaden trete oder der Eisgang in starken Massen bei hohem Wasserstande sta findet. Alsogleich mit dem Zurücktreten des Stromes in seine Ufe wie auch mit dem Aufhören des Eisganges, kehrt der Biber wiede zu seinem gewöhnlichen Aufenthalt zurück.

Zur eigentlichen Wohnung hat der Biber in Ländern un Gegenden, wo er nicht in Colonien, sondern nur in Familie leb einen

Bau,

d. h. eine von ihm grubenförmig ausgehöhlte Vertiefung unter hohe oben überhängenden Ufern, wie auch unter ausgespühlten Baumstä men, aber immer so dicht am Strome, an Flüssen, auch an größe Bächen, deren Rinnfall von hohen Gestaden eingeschlossen ist, daß er i Baue liegend, die größere Hälfte des Schwanzes im Wasser häng hat, auch beim Vermerken der geringsten Gefahr — denn der Bibe ist eben so scheu als furchtsam — pfeilschnell in selbes fahren kann Ich erlaube mir die Erklärung, daß die für die Uferwohnung des h uns einheimischen Bibers von vielen Jagdschriftstellern angenom mene, deßwegen auch in obiger Aufschrift von mir beibehaltene Be nennung Bau eine ganz unrichtige ist. Nur der Dachs, das Ka ninchen, der Fuchs hat einen Bau, d. h. eine künstlich gegrabene unter irdische, mit Röhren und Kessel (oder Kammer) versehene Woh ung, der Biber aber hat nur eine mehr oder minder tiefe Au höhlung einer unter überhängendem Ufer oder ausgespühltem Baum stamme befindlichen Vertiefung. Solch ein Loch, worin der Bibe nur bei strenger Kälte, in naßkalter, stürmischer Zeit, zum Ausruhe zum Schlafen liegt, und welches nicht einmal die ganze einfache Röh hat, die sich doch in jedem sogenannten — auch ganz unrichtig so titeltem Otterbaue vorfindet — verdient gewiß nicht den waidmänn schen Ehrennamen: Bau sondern sollte von der Jägerei in Gru umgetauft werden, daher stimme ich dafür, die Biber welche n solche Uferhöhlen zur Wohnung haben, Grubenbiber zu nenne zum Unterschiede von den andern, künstlich aufgeführten Wohnung und in mehr oder minder zahlreicher Gesellschaft lebender Biber, den die Benennung Burg- oder Gesellschaftsbiber gebüh Solche Biber haben nicht eine so ärmliche, so kunstlose Uferhö lung zu ihrer Wohnung, sondern sie leben großartig in ihrer mit wunderungswürdigem Kunstsinne und Fleiß, bequem und zweckmä erbauten

Burg.

Der bezeichnete Reisende Cartwright hat sich über 12 Jahre Labrador ausschließlich zur Befriedigung seiner Jagdliebhab aufgehalten.

Seine Beobachtungen über Lebensart und Kunstfertigkeit des
ibers, vorzüglich über die Erbauung ihrer Burgen, sind
mnach diejenigen eines sehr aufmerksamen Beobachters und Augen-
gen, daher seine Mittheilung darüber unstreitig ungleich mehr
trauen verdient, als manche andere Erzählungen und Beschreibun-
n, von denen bis sohin für die Naturgeschichte des Bibers Gebrauch
macht ward.

„Alles, was ich bisher über die Biber gelesen habe, sagt Cart-
ight, ist voller Irrthümer und scheint von Leuten herzukommen, die in
Thät nicht selbst die Wohnungen jener Thiere gesehen haben, sondern
f Erzählungen von Jägern, die nur selten wahrhaft sind, sich dabei
rließen."

„Gewöhnlich unternehmen die Biber zu Anfang Augusts den
u ihrer Wohnungen, ihr Verfahren dabei ist dieses: Wann das
türliche Wasserbecken, das sie ausgewählt haben, nahe am Ufer eine
wiße Wassertiefe hat, ohne jedoch felsigt zu seyn, so fangen sie unter
n Wasser am Uferabhange ein Loch zu graben an, das sie in schie-
Richtung bis an die Oberfläche des Bodens fortsetzen, und aus
r durch die Oeffnung hervorgestoßenen Erde bilden sie einen kleinen
ügel, welchem viele Stückchen Holz und auch wohl Steine beige-
ischt werden. Dieser Hügel erhält die Gestalt einer Kuppel und steht
wöhnlich 4, zuweilen aber auch 7 Fuß über der Erdfläche empor.
in Grund ist meist abhängig, sein größerer Durchmesser beträgt
— 12, der kleine 8 — 9 Fuß. Nach Maßgabe, wie dieser Hügel
porsteigt, wird er unterhalb ausgehöhlt, zum Behufe der Wohnung,
das Thier und seine Familie aufnehmen soll und die sorgfältig
h dem Niveau des hohen Wasserstandes gehalten wird. Am
rdertheil dieser Wohnung wird ein sanft abhängender Austritt ins
asser angelegt und der Aus- und Eingang in jene geschieht unter
n Wasser. Die Jäger nennen diesen Eingang den Winkel.
ur selten begnügen sich die Biber mit einem; gewöhnlich legen sie
ei derselben an, zuweilen auch wohl drei. Das Innere der Woh-
ng besteht aus einem einzigen Raume, der einem Ofen gleicht und
sen Grund mit feinen und schmalen Holzspänen bekleidet ist".

„In geringer Entfernung vom Winkel befindet sich das Vorraths-
gazin. Hier bewahren die Biber die Neupharwurzel und
Astwerk auf, womit sie sich nähren; das letztere wird sorgfältig
dem Untertheil in dem Schlamm befestigt. Der Verfasser hat
he Magazine gesehen, die wohl einen Karren voll dieser Vorräthe
hielten und die Biber sind so arbeitsam, daß sie nie aufhören,
selben zu vermehren und ihre Wohnungen durch neue Arbeit zu
eitern, so lange ihr Wasserstück nicht mit dickem Eis überzogen
; und selbst dann fahren sie noch fort, so lange es ihnen möglich
eine Offnung in dem Eise zu unterhalten."

„Wenn sie ein Wasserstück nicht für tief genug halten, so ver-
hen sie sein Wasser zu heben, indem sie den Abfluß durch einen

Querdamm hemmen, den sie aus Holz, aus Steinen, Lehmerde und Sand bilden; diese Dämme sind dermaßen fest, daß der Verfasser versichert, dieselben öfters als Brücken gebraucht zu haben, ohne irgend einer andern Gefährdung, als die Füße naß zu machen, weil sie genau die Höhe des Wassers haben. Reicht diese Vorkehrung nicht hin, um das Wasser am Ufer des Teiches sattsam zu heben, so bauen die Biber ihre Burg in den Teich selbst, etliche Meters vom Ufer entfernt; sie fangen mit dem Untertheil an und häufen die gegrabene Erde auf; denn sie müssen nothwendig wenigstens 3 Fuß Wasser über der Oeffnung des Eingangs haben, weil sonst das zugefrorne Wasser ihnen den Eingang völlig verschließen würde."

„Findet sich in einem Wasserstück eine Insel, so wählen sie dies für ihren Bau, weil hier gegen Angriff die meiste Sicherheit ist; sie wählen auch vorzugsweise die Südseite. Landeinwärts haben die Wohnungen der Biber keinen Ausgang, weil eine solche Oeffnung theils wilden Thieren den Zutritt erleichtern, theils die eintretende Kälte einen Temperaturgrad herbeiführen könnte, den die Biber nicht ertragen, sowie dadurch auch das Wasser am Eingang zum Gefrieren gebracht werden möchte."

„Unfehlbar sind diese Baumeister inzwischen bei ihren Arbeiten keineswegs. Zuweilen bauen sie sich an Orten an, wo sich nicht hinlängliche Nahrung findet, oder wo bei großem Wasserstand und zur Zeit des Eisthauens ihr Bau unter Wasser kommt und sie mittelst einer Oeffnung des Daches entfliehen müssen, durch welche das Wasser innerhalb gefriert, und die Wohnung unbrauchbar wird. Unter solchen Umständen gehen alsdann mehr oder weniger die Thiere zu Grunde. Zuweilen bewohnen die Biber 3–4 Jahre und auch wohl mehr noch, ununterbrochen den nämlichen Bau, öfters aber führen sie alljährlich einen neuen auf, bisweilen verbessern sie nur eine ältere verlassene Wohnung, oder sie bauen eine andere neben an, die oberhalb mit der ältern verbunden ist und inwendig mit ihr zusammenhängt, wodurch die Angabe veranlaßt ward, ihre Wohnungen beständen aus mehreren Zimmern. Sie errichten wohl auch einen zweiten Bau neben dem, welchen sie bewohnen, um jenen nöthigenfalls als Zufluchtsstätte gebrauchen zu können, die Brittischen Jäger nennen dieß: hovel."

Ob die Biber ihren Schwanz als Mauerkelle gebrauchen, konnte Cartwright nicht zuverläßig gewahren, er glaubt aber nicht, daß dieß geschehe, weil dieser Schwanz schwer, und seine Muskeln zwar zahlreich aber nicht stark sind; er hält für wahrscheinlicher, die Thiere gebrauchen zum Schlagen der Erde die Vorderläufe, die ihre Hände heißen können. Beim Untertauchen verursacht ihr aufs Wasser fallender Schwanz ein eigenthümliches Geräusch.

Nicht minder interessant ist, was Chateaubriand uns über den Biber in Beziehung auf seinen Burgbau und sein häusliches

ben mittheilt, wenn auch Vieles davon im Widerspruch mit Andern, ieles aus dem Reiche der Fiction ist.

Chateaubriand sagt: „Wenn man die Werke der Biber m erstenmal sieht, wird man unwillkührlich zur Bewunderung gegen njenigen hingerissen, welcher einem armen kleinen Thiere die Kunst r Baumeister Babylons lehrte und den auf sein Erfindungsver- ögen so stolzen Menschen oft zu einem Insekte in die Schule hickt."

„Haben diese erstaunungswürdigen Geschöpfe ein Thal aufge- nden, wodurch ein Bach fließt, so sperren sie diesen mittels eines ammes und schwellen dadurch das Wasser dermaßen, daß es bald den nzen Raum zwischen den beiderseitigen Anhöhen füllt; hier bauen e dann ihre Wohnungen. Jener Damm hat folgende Bauart:"

„Von beiden Abhängen des Thales geht eine Reihe eingerammter fähle aus, welche mit Baumästen durchflochten und mit einer Art Mörtel verkleidet sind. Ungefähr 15 Fuß weiter hinten läuft eine veite Pfahlreihe und der Zwischenraum ist mit Erde ausgefüllt. So ht der Damm zu beiden Seiten fort bis auf eine Oeffnung von et- a 20 Fuß. In der Mitte, hier, wo das Wasser seine stärkste Kraft at, ändern die Ingenieurs das Baumaterial, indem sie den Unter- au durch aufeinandergelegte Baumstämme verstärken, welche mittelst ines ähnlichen Kittes wie die Pallisaden verbunden werden. Manche ieser Dämme sind 100 Fuß lang, 15 Fuß hoch und 12 an der Grund- äche breit, aber nach oben im mathemathischen Verhältnisse schmäler erdend, so daß die obere, wagerechte Fläche nur 3 Fuß breit ist. Die dem Wasser zugekehrte Dammseite läuft schräg abwärts, die ent- egengesetzte aber ist vollkommen senkrecht."

„Alle Umstände weiß der Biber gleichsam voraus zu berechnen. So bestimmt er nach der Höhe des Dammes die Anzahl der Stock- erke seiner künftigen Burg, so weiß er, wo das Anschwellen des Wassers nicht mehr zu fürchten ist, und bei welcher Höhe der Abfluß es Wassers über den Damm stattfindet. Demnach macht er sich eine Kammer, in welcher er vor der größten Anschwellung sicher ist, und ringt oft sogar eine Sicherheitsschleuße, welche er beliebig öffnet oder hließt, im Damme an."

„Die Art, wie die Biber Bäume fällen, (wie sie schneiden) t sehr merkwürdig. Sie wählen stets Bäume am Ufer eines Flusses. Eine der Wichtigkeit der Arbeit angemessene Zahl von Arbeitern, nagt nausgesetzt an den Wurzeln und zwar nicht auf der Land- sondern ur auf der Wasserseite, damit der Baum in den Fluß falle. Ein Biber steht in einiger Entfernung und benachrichtet die Holzhauer urch ein Pfeifen, wenn er den Gipfel des zu fällenden Baumes sich eigen sieht, damit sie dem Falle ausweichen. Die Arbeiter flößen un den Stamm bis zu ihrer Stadt, wie die Egyptier, um ihre auptstädte zu schmücken, die in den Steinbrüchen von Elephantine ehauenen Obelisken den Nil hinunter brachten."

immer für eine Art zubereiten. Die Wilden bewahren es aber dennoch auf, indem sie es räuchern und beim Mangel anderer Nahrungsmittel genießen."

„Der Balg des Bibers ist fein, ohne zu wärmen, auch war die Biberjagd ehedem bei den Indianern gar nicht im Ansehen, die Jagd des Bären, wobei sie Gefahr und Vortheil fanden, galt für die ehrenvollste. Man begnügte sich, einige Biber zu erlegen, um ihren Pelz zur Zierde zu tragen, aber man rottete nicht ganze Geschlechter aus. Nur der hohe Werth, welchen die Europäer auf dieses Pelzwerk legen, gab in Canada Anlaß zur Vertilgung dieser, in Hinsicht des Kunsttriebes alle andern übertreffenden Thiere. Man muß weit gegen die Hudsonsbay wandern, wenn man viele Biber antreffen will, und dort zeigen sie nicht mehr dieselbe Kunstfertigkeit, indem das Klima zu kalt ist. An Zahl vermindert, sind sie auch in ihren Talenten gesunken, und entwikeln die Fähigkeiten nicht mehr, welche aus dem gesellschaftlichen Zustande entspringen."

In der Naturbeschreibung des Bibers, welche uns Bechstein, Oken, Büffon, Blumenbach, Gmelin, Schreber, Stein, Cuvier, Behlen, Dietrich a. d. W. rc. in ihren klassischen Werken gegeben haben, stimmen die Angaben mancher Einzelnheiten nicht mit denen des Chateaubriand überein. Ein bestimmendes Urtheil über das hier geltende Rechte oder Unrechte, Wahrheit oder Dichtung, kann nur von einem ganz competenten Richter ausgehen; aber wir fühlen uns verpflichtet, die eben so belehrend als angenehm gegebene Stelle über den Bau der Biberburgen aus Dietrichs a. d. W. Handbuche für Jäger wörtlich zu überliefern, damit wir nicht der Einseitigkeit beschuldigt werden, und damit wir jenen unserer verehrlichen Freunde in Diana, die das beneidenswerthe Glück genießen, in ihren Revieren Biber zu haben, Gelegenheit geben, die Angaben Carthwrigs, Chateaubriands und Dietrichs a. d. Winkell mit ihren eigenen Beobachtungen zu vergleichen und deren Resultate durch die allgemeine Forst- und Jagdzeitung an die dafür gewiß sehr dankbare Waidgenossenschaft gelangen zu lassen.

„An der Elbe und Lippe sollen — das sind die Worte unsers klassischen Authors — die Biber noch Burgen haben. Ich selbst habe noch nie eine gesehen, ob ich mir gleich Jahre lang Mühe gab, am erst genannten Strome dergleichen ausfindig zu machen."

„Eine Elb-Biberburg zeigt nach der Beschreibung, welche ich von alten Jägern und Fischern davon erhielt, allerdings schon von unermüdlicher Arbeitsamkeit, von nicht gemeiner Benutzung körperlicher Kraft, und wenn ich mich so ausdrücken darf, von einem gewißen Grade von Bausinn. Ich halte es daher nicht für unnütz, hier das, was ich darüber erfuhr, mitzutheilen, wär's auch nur deßhalb, um den jungen Waidmann darauf hinzuleiten, daß er sich gewöhne, bei allem, was er über diese und andere Gegenstände liest, einen Unterschied zwischen

iahrheit, Wahrscheinlichkeit und Uebertreibung zu
ıchen."

„Erfahrung hat die Biber belehrt, daß alle ihnen von der
ıtur verliehenen Eigenschaften und Fähigkeiten nicht hinreichen, ihren
zulegenden Wohnungen hinlängliche Festigkeit zu geben, da, wo der
trom heftig anfällt; sie benutzen daher wo es immer nur möglich ist,
e Gelegenheit, sie in und auf von Menschen angelegten Wasserbauten
aufzuführen, wo sie, wenigstens im Fundamente, von diesen Schutz
warten können, d. h. auf der Seite, welche dem Stromanfalle nicht
ısgesezt und wo daher das Wasser beim niedrigen und Mittelstande
nmer ruhig ist."

„Kann dieser für sie glückliche Fall nicht eintreten, so suchen sie
ı solchen Orten, wo der Fluß von längerer oder kürzerer Zeit sich ein
ıderes Bett machte, in dem alten verlassenen, oder, wenn dies auch
icht seyn kann, an dem obern Ende einer im eigentlichen Stromufer
:findlichen Bucht einen Platz, wo sie den Grund wenigstens zum Theil
uf Baumstämmen, die unter der Wasserfläche versandet wurden,
)er aus dem Ufer hervorragen, legen können."

(In dem Flußbette der Mulde habe ich viele, 60 und mehrere
Schuh lange Eichen, welche über 12 Fuß hoch mit Sand und Erde be-
eckt waren, alle mit der Spitze gegen Morgen, und mit dem
ſt 40 Zoll im Durchmesser haltenden Stammende gegen Abend la-
:n, gefunden. Aus was anderm, als aus einer, vor undenklichen
eiten in diesen Gegenden statt gehabten Erdrevolution kann diese
ınderbare Erscheinung erklärt werden)? —

„Ist die Wahl eines Ortes getroffen, so schneiden sie das zum
Bauen benöthigte Holz."

„Nachdem die Aeste vom gefällten Holz abgeschnitten sind, wird
lles zum Verbauen Taugliche zu Wasser an den Ort transportirt, wo
ie Burg entstehen soll; dort auf Pallisaden, wo es nöthig ist, welche
m Ufer der Biber geschickt einzugraben auch die Erde fest daran
nzutreten, sie vielleicht gar mit dem Schwanze niederzuschlagen weiß,
ird der Grund in rundlicher Form, die allen Gebäuden der Art ei-
en ist, gelegt, dann das Holzwerk über und gegen einander gefügt,
ınd mit dünnen Weiden so durchflochten und verbunden, daß das Ganze
inem mäßigen Wasserdruck zu widerstehen vermag."

„Gewöhnlich soll die Burg aus drei Stockwerken bestehen, von
enen das unterste der Wasserfläche gleiche."

(Wenn einige Schriftsteller sagen: die untere Abtheilung stehe
mmer unter dem Wasser, so sehe ich nicht ein, wozu sie der
Biber benutzen soll, da sie, seiner Natur nach, für ihn unbewohn-
ar wäre.)

„Das unterste Stockwerk ist auf niedrigen, das zweite auf
nittleren, das dritte auf hohen Wasserstand berechnet, so daß der
Bewohner derselben, so lange das Wasser im Ufer bleibt, aus dem

obersten nicht vertrieben wird. In jedem Stockwerk ist der Boden mit Holz, dieses aber wieder mit Gras, Schilf, Moos, Kräutern, auch wohl mit Lehm belegt und der Eingang am Vordertheile angebracht; das ganze Gebäude aber an den Seiten und oben, gegen Eindrang des Regens, durch gute Ausfutterung und Bedeckung gesichert."

„Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch eine solche kleine Burg ihre Entstehung den vereinten Kräften und Bemühungen eines männlichen und weiblichen Bibers kurz vor und während der Begattungsperiode zu verdanken habe."

„Daß die Biber in unsern Gegenden bei ihren Burgen Abdämmungen in Wasser anlegen sollten, davon habe ich durchaus von meinen Gewährsmännern nichts erfahren können, auch nie die geringste Andeutung wahrgenommen."

„Uebrigens liefert der Biber durch die Anlage seiner Burg den sprechendsten Beweiß, wie viel durch vereinigte, gehörig in Thätigkeit gesezte Kraft und Anstrengung, selbst bei dem Abgang aller künstlich-mechanischen Hilfsmittel, ausgerichtet werden kann, wenn man auch alles Unwahre und Unwahrscheinliche abrechnet, was uns ältere und neuere Reisebeschreiber zu erzählen für gut ge funden haben."

„Durch die Güte eines verständigen, wahrheitsliebenden Freundes, der mehrere Jahre in Nordamerika zubrachte, und vermöge seiner Geschäfte mehr als Andere Gelegenheit hatte, Beobachtungen zu machen, befinde ich mich in dem glücklichen Fall, manches Berichtigende hierüber beizubringen."

„Er selbst hat, nach seiner Versicherung, keine einzige Biberburg an einem Strome, sondern alle, die ihm zu Gesicht kamen, an Landseen, welche mit jenem in Verbindung stehen, gefunden. Ohne nun die Existenz derselben an Flüssen ganz abzusprechen, bestättigt er meine, über die in diesem Falle nothwendige Lage derselben bereits geäußerte Meinung."

„Was die Anlage, Ausführung und Form betrifft, so sollen diese gleichfalls in Allem mit dem übereinstimmen, was ich darüber im Vorstehenden gesagt habe, und allerdings weit mehr in's Große gehen."

„Ob mein Freund zwar persöhnlich keine von den größten Biberburgen gesehen hat, so gesteht er doch ein, daß ihm glaubwürdige Männer versichert hätten, solche könnten wirklich zuweilen 21 – 30 Fuß im Umfang und über 8 Fuß in der Höhe haben, in diesem Falle auch oft 12 und mehrere Bewohner fassen, die, solange sie bei einander blieben, in ungestörtem Frieden und in ungetheilten Gütern lebten. Als Augenzeuge könne er nur von halb so großen und kleineren, also auch weniger starkzählig bewohnten sprechen, dafür habe er aber auch 6, 8 und mehrere nebeneinander gefunden."

„Die stärksten Baumstämme, welche sie verbauen, halten nach seiner Angabe 6 – 8, höchstens 10 Zoll im Durchmesser. Nie schneiden sie aber auch dort in andern, als weichen Holzarten. Und in der That ist das auch sehr begreiflich, denn so scharf auch ihre Schneide-

erkzeuge sind, so möchten sie sie doch im harten Holze zu schnell ab-
itzen. — Auch würden sie wegen der Schwere desselben beim Trans-
rt mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Unstreitig
üssen diese Thiere schon beim Fortschaffen der leichteren Stämme des
ichen Holzes von der angebenen Stärke sich nachbarlich beistehen und
diesem Zweck aus einer ganzen Gegend sich vereinigen. Und wahr-
einlich dauert diese gemeinschaftliche Arbeit so lange fort, bis das
erk vollendet ist."

„Die lächerlich-lügenhaften Nachrichten einiger Reisenden von
meinschaftlicher Berathung über die Anlage der Burg,
n ausdrücklich aufgestellten Baumeistern, von Sclaven-
ensten, welche alte oder überwundene Biber thun müssen, indem
auf den Rücken geworfen, mit Steinen und Sand befrachtet, als Wa-
n gebraucht werden, u. s. w. — verdienen kaum Erwähnung, viel
niger Widerlegung."

Ich kann nicht umhin, auch ein paar dieser lächerlichen Lügen auf-
führen, womit uns reisende Naturforscher sehr freigebig beschenkt
ben, nämlich: daß die Biber sich nie anders, als in einer un-
leichen Anzahl versammeln, damit in ihren Rathsversamm-
ngen (ein neues Fäbelchen) immer eine überwiegende Stimme wäre;
ß die ganze Colonie ihren Präsidenten, jede Familie ihren Aufseher
t; daß die Biber, wenn sie verfolgt werden, sich das Kurzwildpret,
gentlich die Beutelchen, welche das Castorium enthalten, abreißen
d den sie verfolgenden Jägern zuwerfen, damit sich diese mit so werth-
ller Beute begnügen und die Biber nicht tödten; daß der Biber,
nn er sich vertheidigen muß, dieses in aufrechter Stellung, mit über-
nander gelegten Vorderläufen thut, und dabei Thränen verliert;
s. w.

Und nun wieder zu unserm Dietrich a. d. W. zurück. —

„Soviel man auch bisher von den Abdämmungen, welche die
iber vor ihren Burgen machen sollen, geschrieben hat, so muß
doch bekennen, daß ich den Bibern zwar einen hohen Grad von
unstfertigkeit im Holzwasserbaue, zugestehe; daß ich mir aber nicht
rstellen kann, warum und wie sie solche zu diesem Behufe anwen-
n sollen. Denn bei der gewöhnlichen Lage der Burgen am ruhigen
asser wäre die schwierige Arbeit völlig unnütz. Gleichwohl wird in
m Punkte der Mensch vom Thiere nicht selten übertroffen, daß es
ne hinlänglichen Grund seine Kraft nicht in Bewegung setzt."

„Wollte man annehmen, ein solcher Damm sollte dazu dienen
n Strom zu fangen, d. h. zu machen, daß der Wasserstand vor
m Damme immer eine gewisse Höhe behält, so wäre dies nicht an-
rs zu bewirken, als wenn er von einem Ufer bis zum andern ge-
hrt würde. Und wer, der nur einigen Begriff von der Gewalt und
m Druck des Flußwassers hat und mit den Gegenwirkungsmitteln
kannt ist, kann einem Thiere zutrauen, daß es solche Gegenwir-

kungs-Mittel, welche dem Menschen nur die angewandte Mathe-
matik darbietet, durch Instinkt und Fleiß zu ersetzen vermöchte?"

„Gesetzt aber auch, die Biber hätten keine andere Gelegenheit
finden können, Burgen zu errichten, als da, wo der Strom mit
Heftigkeit auffällt, gleichwohl wäre ihnen ein ruhiger Badepla[tz]
gemüthlich oder unentbehrlich; gesetzt sie wollten, zur Erreichung dieses
Zweckes einen Damm, oder vielmehr einen Uferbau stromabwärts
führen, wie soll das ausführbar seyn? Durch Faschinen und Pfähle?
Angenommen, das Thier wäre im Stande, erstere zu binden und ge-
hörig anzulegen, letztere aber hinlänglich zuzuspitzen, welche Hülfsmit-
tel stehen ihm zu Gebote, die Pfähle einzutreiben? Man wird un[s]
doch nicht zumuthen wollen, den Schwanz oder die Vorderläufe
dafür anzunehmen? Könnten hundert Schläge mit solchem Werkzeug
bewirken, daß ein mäßiger Pfahl, und es müßten doch starke und lange ver-
wendet werden, nur 3 Zoll tief in die Erde dränge? Wie viele Schläge
soll das Thier mit jenem Werkzeuge thun können, ohne die gräßlichsten
Schmerzen zu empfinden und ohne sich tödtliche Contusionen zuzuzie-
hen, da die Vorderläufe nur eine ½ Zoll starke Haut, der
Schwanz nur eine eben so starke Schuppenbedeckung hat?"

„Andere Schriftsteller, von denen die Meisten, so wenig, als ich,
aus eigener Beobachtung sprachen, fühlten die Unmöglichkeit, daß
der Dammbau auf diese Weise von Bibern zu bewerkstelligen sei, und
sagten: „eine solche Anlage bestehe aus auf einander gelegten Holz-
stücken, welche mit Zweigen durchflochten, eine Art von Kasten bilden,
der inwendig mit Sand, Erde und Steinen ausgefüllt und oben mit
Rasen überlegt sey." Ohne die Möglichkeit zu untersuchen, das hie[r]
zu erforderliche Material geschwind genug herbeizuschaffen; wie sollen
die Baumstämme unter der Wasserfläche eines Flußes so lange in ge-
höriger Richtung erhalten werden, bis sie mit einander verbunden und
die Zwischenräume ausgefüllt werden, da die Biber bekanntlich vor-
treffliche Schwimmer aber schlechte Taucher sind? Und wenn auch die
Schwierigkeiten durch die Menge der Theilnehmer am Geschäft zu be-
siegen wären, könnte das Ganze haltbar sein, wenn es nicht a[n]
allen Seiten mit starken Pfählen verwahrt würde? Daß ich den Bi-
bern die Geschicklichkeit, Pfähle und Pallisaden auf dem Lande ein-
zugraben und zu befestigen, nicht ganz absprechen, habe ich bereits
gesagt, daß sie aber dies unter dem Wasser nicht im Stande sind,
beweißt gleichfalls das Unvermögen, lange zu tauchen. Wollte man
aber auch annehmen, daß sie sich beständig ablößten, so würde i[m]
Strome doch alle Arbeit der Art verloren sein, weil das gegrabene
Loch immer wieder verschüttet sein würde, ehe der Pfahl eingesetzt
werden könnte."

„Aus den angeführten Gründen, und da mein mehr erwähnter
Freund versicherte, daß er die Kunst, Dämme irgend einer Art zu
verfertigen, an den nordamerikanischen Bibern nicht be-
kennen lernen, vergebe man es mir, wenn ich die Existenz solcher A[rbeiten]

en so lange wenigstens ganz bezweifle, bis ich durch genauere und
hrscheinliche Beschreibung von meinem Unglauben bekehrt werde.“
In Nordamerika die Wolverene (Ursus Luscus) im Norden
Europa der Bär, der Wolf, der Luchs, der Vielfraß
ilo vulgaris, Oken Ursus gulo, Lin.) sind im Hause des Bibers
irchtete Gäste, im Freien gefährlich- überraschende Feinde. Um sich
zu schützen, macht er seine Burg von der Landseite her unzu-
glich, um hier nicht plötzlich überfallen zu werden, sind beim
neiden wie auch unsere Biber zu thun pflegen, Wachen aus-
ellt.

Äßung.

Die süße junge Rinde weicher Holzarten und alle, welche süßes
mmi enthalten, sind des Bibers gewöhnliche Aesung. Bei
muß er sich mit der jungen Schaale der Pappel, Aspe, Weide
Hasel, im Nothfalle mit der Wurzel von Calmus, Seeröhren und
ilf begnügen, während ihm in Amerika die zarte Rinde des jun-
Biberbaumes, der dortigen Esche, des Storarbaumes und des Saßa-
ein leckeres Gericht geben. — Die Werftweide liebt der Biber
üglich.
Ob er wildes Obst annimmt, kann ich um so weniger sagen, als
l die Naturforscher noch nicht darüber einig sind; aber ganz unge-
ndet ist die Meinung, der Biber raube Fische oder Krebse. Zu
Nagethieren gehörend, hat er auch mit diesen seine Aeßung —
getabilien — gemein. Auch fehlen ihm die Fänge, dieser
ntliche Theil des Charakteristischen des Raubhaarwildes.
Der Biber äßet, wie das Eichhorn, auf den Hinterläufen sitzend,
er ganz nahe am tiefen Wasser, nicht mit dem Schwanz in diesem,
rn mit dem Gesichte dahin gekehrt — wahrscheinlich um beim
nerken einer Gefahr gleich in's Wasser fahren zu können. Die
ge, Aeste, Pfäle, deren Rinde er äßet, dreht er mit den Füßen
Vorderläufe vor der Schnauze mit vorzüglicher Schnelle herum
die Beweglichkeit der Kinnladen beim Aeßen ist viel lebhafter
rascher, als beim Eichhorn und Hamster.
Saraßin sagt in seinen Memoiren: daß er zur Winterszeit
n Burgen amerikanischer Biber bedeutende Vorräthe klein
ter Holzrinde gefunden habe; indem der Biber mit Eintritt
Herbstes frische Baumzweige um seine Burg her unter dem Wasser
Erde steckt, um sie während des Winters und das Weibchen in
rsten 4 Säugewochen zu seinem Unterhalt benützen zu können.
In Gegenden, wo der Biber reichliche und kräftige Aeßung
st er das ganze Jahr hindurch, — etwas minder vom Novem-
n bis gegen Mitte März — gut am Leibe; vorzüglich vom Juni
iber das meiste Feist hat er gegen Ende Septembers aufgelegt,
war bei uns, wenn sich seine Aeßung nicht blos auf Wurzel-
und einige Schilfarten beschränkt, sondern die Pappel, die Aspe,

die Weide ꝛc. ꝛc. in üppiger Vegetation ihm auch eine üppige Aeſung bieten.

Gehen nach Äßung. — Schneiden.

Nur in jenen Gegenden des Nordens, von Aſien, von Nordamerika ꝛc., wo die Ufer der Gewäſſer, an denen der Biber ſeine Burg hat, größtentheils bewaldet und von Menſchen und Hunden ſelten beunruhigt ſind, mit Ausnahme der Zeit, wo allgemeine Biberjagden angeſtellt werden, geht der Biber bei Tage nach Aeßung und zum Schneiden; in unſeren Gegenden aber nur mit Einbruch der Nacht. In jenen Ländern hat er Aeßung und Schneidearten ſehr nahe an ſeiner Burg; bei uns trifft es ſich oft, daß er die Gegenſtände erſt in weiter Entfernung findet. Er geht nicht zu Land dahin, ſondern zu Waſſer, und iſt der Strom noch ſo reißend, der Waide- und der Schneideplatz noch ſo ferne, ſo ſchwimmt er ununterbrochen fort, nimmt dieſe Orte faſt jede Nacht an, ſo lange er das Benöthigte findet und hält jeder Zeit Ein- und Ausſtieg genau ein.

Wir haben bei dem: Vaterland des Bibers geſagt, im K. Preuß. Forſtreviere Grüneberg eine Bibercolonie und die über ſelbe vom K. Preuß. Oberförſter von Meyerink mitgetheilten Beobachtungen fortgepflanzt; Nun wollen wir hören, Meyerink über das Schneiden jener Bibercolonie ſagt:

„Die Biber verlaſſen ihre Gruben am Abende kurz nach Sonnenuntergang, pfeifen laut und fallen mit Geräuſch ins Waſſer, ſchwimmen eine Zeit lang in der Nähe ihrer Wohnung, gegen den Strom ſo ſchnell, als abwärts, und je nachdem ſie ſich ſicher glauben, kommen ſie entweder mit Naſe und Stirne, oder mit Kopf und Rücken über das Waſſer. Auf dieſe Weiſe geſichert, ſteigen ſie an's Land und gehen 50 Schritte oder noch weiter vom Fluße ab, um Weiden und Aspen zur Aeßung, junge Eichen und Rüſter zu ihren Bauten zu ſchneiden. Im Sommer entfernen ſie ſich von ihren Gruben, ſchwimmen bis eine halbe Meile, kehren aber immer in derſelben Nacht zurück. Zu jeder Stunde der Nacht gehen ſie auch im Winter dem Schneiden nach, verlaſſen jedoch zuweilen 8—14 Tage die Wohnung nicht, und äßen ſich von der Rinde der Weidenknüppel, welche im Herbſte in die Gruben getragen und womit die Ausgänge nach der Landſeite zu verſtopft werden.“

„Um ſchwere Stangen zu tragen, vereinigen ſich oft mehrere Biber, gewöhnlich aber ſchneiden ſie die Stangen in 3—6 Fuß lange Stücke und tragen ſie in der Schnauze und nicht in den Vorderläufen, wie manche fabeln, weg. — Immer ſchneiden die Biber mehr, als ſie zur Aeßung und zum Bauen bedürfen, denn das Schneiden der Bäume und Stangen iſt ihnen Bedürfniß, daher auch der Schaden ſo groß, den ſie in cultivirten Gegenden durch das Schneiden der Pappeln, Aspen, Weiden, Haſeln ꝛc. verurſachen.

Der Revierjäger des in der Muldenaue an der deßauischen Grenze
nen Rittergutes Moest sah an einem Julius-Abende, als er am
Ufer eines alten Flußbettes hinging, an den vorn spitzen, hin-
nmermehr sich ausbreitenden Furchen, welche sich in dem stillen
r bildeten, daß irgend etwas auf ihn zuschwamm. Da er sich
in einer Gegend befand, wo ihm das am Rande stehende Ge-
b verborgen zu bleiben Gelegenheit darbot, und da der Wind
ar, so erwartete er desto aufmerksamer, was erfolgen werde,
auf dem diesseitigen Ufer sowohl, als auf dem jenseitigen der
er schon immer geschnitten hatte. — Noch war es nicht
finster; der Jäger wurde daher bald an den Nasenpunkten auf
Wasserfläche gewahr, daß es wirklich Biber waren. Sie schwam-
indeß nach der gegenüberstehenden Seite, stiegen aus und gingen
as nahe gelegene Weidicht. — Als sie dort emsig zu schneiden
nen, entfernte sich der Jäger sehr vorsichtig, mit dem Entschlusse,
olgenden Abend hier wieder anzustehen, nicht um zu schießen,
es auch mit Erfolg geschehen könnte, sondern um zu beob-
n. —

In der Dämmerung des folgenden Abends kam die Familie wie-
asch im Wasser hergezogen, nahm auch denselben Weg bis zum
stieg. Hier trat der alte Biber — wie es sich in der
e zeigte, ein Weibchen — zuerst allein ans Land und ging, nach-
es, den Schwanz noch im Wasser hängend, einen Augenblick
ert hatte, in das Weidicht. — Eilig in ihrer Art folgten die 3
n, welche ungefähr die Größe einer halbwüchsigen Katze hatten.
n waren sie im Holze, als das durch's schnelle Schneiden
laßte schnarpende Getöse hörbar wurde. — Nach Verlauf einiger
uten fiel die Stange. Noch eiliger und volltönender ward nun
rwähnte Laut, — das Schnarpen — indem die vier Biber in
igkeit waren, um die Zweige abzusondern, vielleicht auch, um
auf der Stelle die zarten Rindetheile davon zu äsen. — Nach
er Zeit kam der alte Biber, das Ende einer Weidenstange mit
Schnauze gefaßt, jedoch auf allen vier Läufen gehend. Gleichmäßig
n die Jungen hinter ihr zu beiden Seiten des Stabes und emsig
äftigt, ihn an und in das Wasser zu schaffen. Nach einer kur-
Ruhe wurde er da von der ganzen Gesellschaft wieder mit der
auze gefaßt, und höchst eilig und ohne auszuruhen schwammen
und Jung mit der Beute denselben Weg zurück, auf welchem sie
nmen waren. Der Wasserkrümmungen und des Nachtdunkels
n konnte der Jäger nicht wahrnehmen, wo die Gesellschaft am
blieb. — Oefter stellte er sich an, und immer schien es, als
sie von dem jenseitigen Ufer herkäme, welches mit einer hoch-
en Lache in Verbindung stand, wo sie vermuthlich einen Bau
. Dort Untersuchungen anzustellen, war dem Jäger nicht erlaubt,
der erwähnte Ort und das ganze jenseitige Ufer zu einem Anhalt-
nischen Reviere gehört. — Auf seiner Seite konnte der Jäger,

aller angewandten Mühe ungeachtet, weder Burg noch Bau e
decken.

Nachdem späterhin der Jäger das Weibchen und ein junges
schossen, das andere im Tellereisen gefangen und das dritte sich
los verloren hatte, bemerkte man an jenem sogenannten Altwasser
zur Stunde keinen Biber mehr. —

Das Schneiden selbst geschieht auf folgende Art:

Hat der Biber den Ort gewählt, wo er schneiden will;
verfügt er sich bei einbrechender Nacht, oft etwas früher dahin, u
sezt sich vor dem Stämmchen, das er sich aneignet, ganz bequem
die Hinterläufe, kurbt es mit seinen scharfen, dreieckig abgestu
daher zum Nagen, Scherten und zur gleichsam sägenden Verrich
eingerichteten Zähnen auf der Seite, wo es hinfallen soll, etwa 8
über der Erde tief ein, wobei er so rasch am Holze nagt, wie
Eichhorn an der Nuß, räumt die abgefallenen Spänchen mit den Vor
läufen hinweg, nagt — d. h. schneidet dann auf der andern S
etwa 3 Zoll höher, endlich rings herum, bis das Stämmchen auf
Seite, wo es am tiefsten eingeschnitten ist, das Uebergewicht bekom
und stürzt. — Dünne Stämmchen schneidet er gewöhnlich auf e
und der nämlichen Seite ganz durch. Aber bei denen von 5—4
im Durchmesser, — es sind die stärksten, an welche sich der Bi
macht — benimmt er sich mit kluger Vorsicht, um von dem,
plötzlich fallenden Stamme nicht beschädigt zu werden. Hat er
der Seite, wohin der Stamm fallen soll — nämlich auf der S
nach dem Wasser zu — so tief geschnitten, daß sich das Hinnei
des Stammes bemerken läßt, so hält er mit dem Schneiden
Zeit zu Zeit ein, äuget aufmerksam, besonders wenn es windig
theils vom Schneidplatze aus, theils aus kleiner Entfernung, w
sich der Stamm zu neigen scheint, und nimmt dann beim Fertig
den eine Stelle ein, wo er vom fallenden Stamme nicht beschädigt
den kann. —

Ist der Stamm gefallen, so schneidet der Biber alle
mit solch einem scharfen und reinen Schnitt ab, daß man gl
möchte, die Stelle, wo die Aeste herausgewachsen, wäre mit
Hobel glatt gemacht worden. — Und nun vereint sich die ganze
gesellschaft, den von allen Aesten ganz kahl gemachten Stamm u
alles zum Verbauen Nöthige auf dem Wasser nach dem Platz
schaffen, wo die neue Burg sich erheben, oder eine alte, baufä
wohnlichen Stand gebracht werden soll.

Wie jenes und dieses geschieht, haben wir bei „Burg"
gesagt.

Die Holzstrecke, wo der Biber zu schneiden angefangen, n
er im Laufe der günstigen Jahreszeiten so lange an, als er
zu schneiden findet und hält den einmal gewählten A u
Einstieg jederzeit genau ein. — Nie schneidet eine Gesellsch
Bibern, sey sie klein oder groß, ohne daß eine Wache au

die ein Warnungszeichen bei vorkommender Gefahr durch einen
lag mit dem Schwanz in's Wasser gibt.

Begattung. *)

Nicht, wie einige Schriftsteller sagen, im Mai, sondern im
iter, und zwar in den Monaten Dezember oder Jänner, begat-
sich der Biber. **)

In Monogamie lebend und nur während der Begattungszeit
an Ein Weibchen anschließend, benimmt sich der Biber beim
schlag sehr heftig, und bedarf zu dessen Vollbringung beinahe
halbe Stunde, übt ihn aber nicht — wie Hartig ganz unrichtig
— in aufgerichteter Stellung aus, sondern wie gewöhnlich die
ten Säugethiere. —

Der Beschlag wird so oft wiederholt, bis sich das Weibchen
achtet fühlt, worauf es sich vom Männchen trennt —, eigent-
das Männchen vom Weibchen, indem jenes so galant ist,
Wohnung, sey es Bau oder Burg, welche es gemeinschaftlich mit
Weibchen bereitete, zu verlassen und diesem zum Wochenbett und
end der ersten Säugezeit unbeschränkt zu alleinigem Gebrauch ein-
umen. —

Sind die Jungen kräftig genug, der Mutter ins Wasser zu fol-
so steht der Biber wieder zum Weibchen.

Junge bringen. Deren erste Erziehung.

Nach den aufmerksamsten und verläßigsten Beobachtungen geht
Biberweibchen 4 Monate tragend. — Es bringt im
il oder Mai 2—3—4 Junge, im Baue oder in der Burg, je
em es jenen oder diese bewohnt. — Das Lager ist aus mehreren
iltig geordneten Schichten von Moos, trocknem Laub, breitblätt-
Grasarten, feinem Schilf ꝛc. ꝛc. bereitet. —

Die Jungen sind 9 Tage blind, und säugen volle 4 Wochen an
Mutter, die das Lager nur so lange verläßt, um sich außerhalb
Baues oder der Burg zu lösen und sich von den eingetragenen
ithen die nöthige Aeßung zu holen. — Nach 4 Wochen bringt
die Mutter, die jezt schon mehrere Stunden der Nacht auf

---

*) M. s. bei Eichhorn die Note zu diesem Kap. — Das von Dietrich a. d. W. gebrauchte Wort: Brunsten finde ich beim Biber eben so ungeeignet, als die von andern hier in Anwendung gebrachte Benennung: Ranzen, denn jenes ist ein ausschließendes Eigenthum des Dam-, Edel-, Elen- und Rehwildes. — Dieses gehört den vierfüßigen Raubthieren an.

**) Da das Biberweibchen 4 Monate nach dem Aufnehmen ihre Jungen bringt und alle, im Juli gesehen werdende Junge die Stärke einer halbwüchsigen Hauskatze größerer Art haben, so ist es wirklich auffallend, wie mehrere, sonst eben nicht zu verwerfende Schriftsteller — die wir aber nicht benennen wollen, die Begattungszeit des Bibers in den Monat Mai verlegen. Anmerk. d. Red.

Aeßung und Schneiden ausgeht, aspene und Weidenzweig[...]
und lehrt sie, die süße zarte Schaale zu äßen, und übt sie i[...]
Schneiden.

Im Alter von 6 Wochen werden die Jungen von der Mutter i[...] Wasser geführt, da im Rinnen, im Tauchen, in der Wahl ein[...] bequemen, geschützten Ausstieges, im Sichern vor dem Aussteig[...] im Schneiden an den weichsten Holzarten, im Fortschaffen der g[...]schnittenen Stämme und Aeste wie auch in deren Benützung unterrichte[...]

Nicht der Vater, sondern die Mutter beschäftigt sich mit der E[...]nährung der Jungen, wenn sie zu säugen aufgehört, und mit der r[...]gen Bemühung, sie so für das praktische Leben zu bilden, daß sie ich[...] nach Erreichung eines Alters von 7—8 Wochen vollkommen im Stan[...] sind, sich selbst zu ernähren, die diesem Haarwild drohenden Gefahr[...] zu kennen und sich dagegen möglichst zu schützen, eine Wohnung, [...] sie Bau oder Burg, sich zu bereiten und nach der Trennung [...] der mütterlichen Gesellschaft und Leitung, die eigne Oeconomie zw[...]mäßig und erfolgreich zu verwalten. —

Auswechseln.

Auch der Biber ist ein guter Patriot, der treu an der Sch[...] Erde hängt, wo er zur Welt gekommen, und von der Mutter gesäu[...] erzogen und gelehrt worden ist, den hohen Grad thierischer Klugh[...] den ihm die Schöpfung verliehen, für die Erhaltung seines Daseyn[...] für den Gewinn aller der Bedürfnisse, die seine Natur fordert, a[...] mannigfaltige Weise zu benützen. —

Oefters sich wiederholende Beunruhigung durch Beschießen, be[...] Hunde beim Schneiden, Verwüstung der Baue oder Burge[...] geräuschvolle Arbeiten in deren Nähe, z. B., das Fällen von Bäum[...] durch mehrere Leute, das Cultiviren des Bodens in deren näch[...] Umgebung, wie auch allmählig oder schnell eintretender Mange[...] Aeßung und den, zum Schneiden wähligen Holzarten ꝛc. bestim[...] den Biber zum Auswechseln. —

Ist es dazu gekommen, so wandert der Biber, allein, oder [...] Familie, weit fort, und kehrt nie wieder an die Stelle zurück, [...] der er ausgewechselt ist.

Stimme.

Nahet die Begattungszeit heran, so läßt der Bi[...] Männchen, wie Weibchen, eine eigene Art von Pfeifen hören[...] ein mit dem Zungengeklatsche, womit der Kutscher seine Pferde [...] Anziehen oder zum Traben animirt, sehr ähnlicher, aber in näch[...] Stille sehr weit vernehmbarer Laut ist.

Von Hunden gedeckt und mit diesen streitend, gibt er [...] grunzende Töne aus.

Die Angabe von Reisenden, daß der Biber, auf dem Sc[...]platz, oder sonst auf dem Lande von Menschen überrascht, sich [...]

icken wirft, und zugleich so jämmerlich schreit, wie ein ganz kleines
nd, gehört unter die vielen Mährchen, welche uns über den Bi-
r mit unverschämter Lügenfertigkeit aufgetischt werden.

Gezähmte Biber, die im Hause umher laufen, bezeichnen
en Hunger mit einem eignen Gewinsel, ganz ähnlich demjenigen,
ches man öfters von Hunden hört, die vor einem Eßenden sizen
ihm ihr Verlangen nach einer Gabe durch ein kurzes Winseln be-
rkbar machen wollen.

Spur.

Die Trittabdrücke der Vorderläufe des Bibers haben große
hnlichkeit mit denen eines mäßig großen Hundes, doch unterschei-
sie sich davon durch das weitere Auseinanderstehen der Zehen und
gel, wie auch durch den minder tiefen Eindruck der Ballen. Auf-
end kennbar aber sind die Trittabdrücke der Hinterläufe, da
sonst die Gestalt des Abdruckes eines Schwanen- oder Gänsefußes
en.

Die eigentliche Spur des Bibers, nämlich die Stellung der
itte seiner 4 Läufe zusammengenommen, kommt der einer Fluß-
ter sehr nahe, doch steht die Spur der Hinterläufe des Bibers
iter auseinander, dabei sehr einwärts, und ihre Gestalt ist viel
auer abgezeichnet, als bei der Flußotter.

Zähmbarkeit.

Der Biber, ganz jung eingefangenen, mit Milch und Semmel
st, dann mit der süßen, jungen Schaale von Aspen, Weiden,
eln, Pappeln rc. genährt, gewöhnt er sich allmählig an Obst, fri-
s, wie auch gekochtes Gemüse, an Salat, Kohlblätter, (Fleisch, ge-
t oder roh, nimmt er nie an) und wird dabei so zahm, daß er
enigen, der ihn gewöhnlich füttert, und recht freundlich behandelt,
t nur im Hause überall hin, sondern stundenweit ins Freie be-
tet. Gmelin fand auf seiner Reise durch Sibirien im Hause
s russischen Befehlshabers einen jungen, gezähmten Biber, der
Haus vom obersten Boden bis in den Keller hinab zu seinem
nmelplaß machte, sich von jedem Fremden streicheln, auf den Arm
nen, umher tragen ließ, aber jedesmal bei Annäherung der Be-
tungszeit verschwand, nach kurzer Zeit wieder kam, jedoch
rend der Dauer derselben oft Tage und Nächte hindurch abwesend
. Sein Gebieter ließ keine Mühe unversucht, die Ursache dieses,
zu dieser Zeit periodisch eintretenden Verschwindens zu erforschen
war endlich dahin gekommen, Augenzeuge zu seyn, wie sein zah-
Biber ein Weibchen in das, nicht ferne vom Hause des Be-
habers befindliche Gewässer lockte, und da mit dem Weibchen den
ten Theil der Begattungszeit zubrachte.

Von einem zahmen Biber erzählt Büffon: „Der Biber,
wir lebendig besitzen, ist ganz jung in Canada gefangen und

beständig im Hause erzogen worden. Als man ihn uns überschick kannte er das Wasser noch nicht; er weigerte sich, in selbes zu geh und schien sogar, sich davor zu fürchten. Als man ihn aber ein untergetaucht und anfangs mit Gewalt unter dem Wasser gehalt hatte, gefiel es ihm nach einigen Minuten so wohl darin, daß er kei Lust zeigte, das Wasser wieder zu verlassen. Von nun an nahm das Wasser sehr oft an, wälzte sich auch oft in schlammigen Pfü und auf frisch gewaschenen Zimmerböden. — Eines Tages verschwan er, und wurde einige Tage darauf in den Wasserpfützen der Stein bruchgewölbe gefunden, die sich unter einem der königlichen Gärten be finden, und wohin er durch eine Kellertreppe gelangt war. Man hat Fackeln angezündet. Beim Scheine derselben und auf den Ruf d Suchenden kam er gleich aus seinem schlammigen Bade hervor."

Aus dem Eingange dieser Mittheilung Büffons ersehen w daß Biber, die ganz jung gefangen und gezähmt werden, ohne d man sie das Wasser kennen lehrt, auch ohne selbes zu leben, zu wa sen und vortrefflich zu gedeihen vermögen, welches die Behaupt Vieler, der Biber könne nicht bestehen ohne Bewegung im Wa diesem für ihn so reizvollen und ihm wesentlich nothwendigen Elem aus der Thatsache widerlegt.

„Dieser Biber, fährt Büffon fort, ist sehr zahm, läßt s necken, ohne dadurch gereizt, läßt sich liebkosen, ohne zu freundlic Erwiederung bewogen zu werden. — Sizt man zu Tische, so setzt sich vor seinen Herrn, und fodert mit einem feinen Winseln und ein streichelnden Bewegung des einen Vorderlaufes etwas für sich. S bald man ihm etwas, nämlich, Brod, Gemüse, einen Apfel ꝛc. ge ben hat, wackelt er damit fort und verzehrt in irgend einem Wi die gereichte Gabe mit Ruhe und Bequemlichkeit. Er schläft viel festen Schlafes, muß aber zur Zeit, wo er nicht unter Aufsicht in einer mit starkem Bleche ausgefütterter Tonne eingeschlossen wer da er sich wirklich als ein wahres Nagethier bethätigt, indem alles, was ihm vorkömmt, z. B. Hausgeräthe, Holz, selbst die nenen und ledernen Stuhlüberzüge ꝛc. mit scharfem Zahne nagt."

Von einem andern, im Jahre 1758 aus Canada erhaltenen, nicht gezähmten, daher in einem eignen Behälter verwahrten Bi sagt Büffon: „Dieser Biber ist ein sanftmüthiges, ruhiges, mes, etwas trauriges und sogar klagendes Thier, ohne heftige L schaften oder starke Begierde. Er bewegt sich nur wenig und er sich, um keiner Ursache Willen, die mindesten Anstrengungen. ernstlichstes Geschäft ist unstreitig das Bestreben, seine Sehnsucht der Freiheit befriedigen zu können. Von Zeit zu Zeit benagt Thüre seines Gefängnisses, aber ganz gelassen, ohne alle Uebere blos in der Absicht, sich eine Oeffnung zum Ausgang zu machen rigens zeigt er ziemlich viele Gleichgültigkeit gegen Alles, was sich nähert, und wenig Neigung zu einem Umgang mit Menschen."

Nach genauen, vielseitig übereinstimmenden Beobachtungen von aturforschern und Jägern ist der gezähmte Biber immer ruhig id sanft, aber auffallend traurig gegen den im wilden Zustande le= nden. Es möchte wohl nicht zu bezweifeln seyn, daß dieses, sich fast ımer gleich bleibende Trauern von dem schmerzlichen Gefühle der rlornen Freiheit, der unnatürlichen Gefangenschaft erzeugt wird, da e im Genusse der Freiheit lebenden Biber zwar ernste, aber freund= h= muntere Thiere sind, wovon sie besonders beim Baden recht klare eweise geben.

Büffons Angabe: daß sein eingefangener Biber ziemlich gleich= iltig gegen Alles, was sich ihm näherte, gewesen sey, steht nicht im inklange mit den Angaben höchst glaubwürdiger Naturforscher, die ugenzeugen von dem Benehmen des gezähmten Bibers bei An= iherung von Hunden und Flußottern waren. So erzählt Cu= er in seinem Dictionnaire des sciences naturelles daß er mehrere zähmte Biber genau beobachtet und jederzeit an allen diesen ibern eine besondere Aufregung bei Annäherung eines Hundes be= erkt habe. Diese sey zuerst Furcht gewesen, welche sich in dem auf= llenden Bemühen der Biber, sich vor dem Hunde zu verbergen, utlich gezeigt; aber diese Furcht habe sich in ein heftiges Zürnen, ı eine Wildheit von sehr bösartigem Charakter umgewandelt, wenn r Hund ganz nahe gekommen und so neugierig, oder so verwegen wesen sey, den Biber zu beschnupern, nach ihm zu fassen. Da Cuvier aufs höchste überrascht gewesen, den Biber, dieses ıhige, ernst= stille, friedfertige Thier, mit einem grunzenden Geschrei f den Hund losfahren und den fliehenden eine ziemliche Strecke weit rfolgen zu sehen.

Von dem Hasse des Bibers gegen die Flußotter finden wir n Beispiel bei den besondern Eigenheiten.

In dem königlichen Garten zu Nymphenburg bei München wur= n viele Jahre lang mehrere Biber in eignen Teichen gehalten, die nz zahm waren. Sie äßeten die Rinde von Weiden, Birken rc. und alteten die abgeschabten Stämmchen und Aeste in feine längliche pähne, die sie zu ihrem Lager verwendeten. Sie nahmen Brod an, sonders gerne Obst, reichte man ihnen aber Fische oder Krebse, so tfernten sie sich auf der Stelle mit sichtbarem Widerwillen gegen ses Gericht. Mehrere erreichten ein Alter von beinahe 25 Jahren.

So leicht der, in seiner frühesten Jugend gefangene und aufmerk= n behandelte Biber gezähmt werden kann, so unausführbar ist ses bei schon ältern, nämlich bei solchen, die sich schon begattet haben. an hat zu verschiedenen, in eigens dazu eingerichteten Tellereisen — das eingehende (in dem Eisen sich fangende) Haarwild fest ıschließen, aber nicht verletzen, — alte Biber gefangen, um sie in dern Gegenden auszusetzen. Bald überzeugte man sich, daß die ransportkästen innerhalb mit sehr dickem Eisenblech bekleidet n müßen, denn der Biber, durchaus kein enges Gefängniß duldend,

wühlet mit Zahn und Klaue so heftig gegen seinen Behälter, daß dieser nicht fest genug gemacht werden kann. Götze erwähnt eines in Westbothmen gefangenen alten Bibers, der, seiner Wildheit wegen, mit Ketten gefesselt werden mußte, aber eben dadurch so wüthend wurde, daß er dicke Holzknüttel entzwei, und Schweinen, die ihm zu nahe kamen, die Beine gerade wegbiß.

Besondere Eigenheiten.

Merkwürdig ist der Instinkt und die Sorgfalt des Bibers, in der von ihm selbst erbauten Wohnung, nämlich in der Burg — wie auch in einer sonstigen (nämlich ein dem gezähmten Biber zur Wohnung überlassener Behälter) sich gegen Wind und Wetter zu schützen. Ein Biberpaar, welches 1833 ganz jung eingefangen, aus Canada in den Garten der zoologischen Gesellschaft zu Edinburg gebracht, da zahm gemacht und an einem Teiche ausgesezt wurde, wo es ein, der Biberburg ähnliches Häuschen zur Bewohnung erhielt, liefert ein auffallendes Beispiel davon. Diese beiden Biber begannen mit Eintritt der rauhen Jahreszeit, die Thüre ihres Häuschens zu schließen und förmlich zu verrammeln, dann alle Ritzen, Astlöcher, Oeffnungen rc. ihres Häuschens so dicht als möglich zu verschließen, eigentlich zu verschmieren, denn sowohl zum Verrammeln der Thüre, als zum Ausfüllen aller Ritze, Spalten rc. bedienten sie sich des Schlammes vom Boden des Teiches, zu welchem sie aus dem untersten Theile ihres Häuschens einen eigenen Einstieg hatten, der ihnen auch wieder zum Ausstieg diente. Den Schlamm vermischten sie mit sehr feinen Holzsplittern, die sie von den Zweigen, welche ihnen zur Aesung gegeben wurden, so dünn abnagten, daß diese Splitter fast eine Art waren. — Mit dem Beginnen der wärmern Jahreszeit öffneten sie die Thüre und das Dachloch; verfuhren aber in den folgenden Wintern auf die nämliche Art, wie sie im ersten gethan.

Kein Haarwild liebt das Baden so sehr als der Biber, doch nur im stillen, ruhigen Wasser und an sehr einsam gelegenen, von Gesträuchen oder Bäumen dicht begränzten Plätzen. Er taucht unter und macht eine springende Bewegung, wie die großen Karpfen, wenn sie, wie man es nennt, schlagen. Streckenweise läßt er sich auf dem Rücken vom Wasser tragen, wobei er mit dem Schwanze plätschert und durch eine Art von Pfeifen, — die nämlichen Töne, die er zur Begattungszeit ausgibt, nur sanfter und weniger laut — sein Wohlbehagen ausdrückt.

Der wilde, wie der gezähmte Biber schläft viel, sehr fest, am festesten, wenn er sich im Widerscheine sonnet, besonders unter den Mittagsstunden auf Erlenblöcken, Kopfweiden am Ufer des Gewässers, wo er Bau oder Burg hat. Er schläft nie anders, als auf dem Bauche liegend.

Nicht genug, daß der **Biber**, aber nur am Tage, viel und fest
läft; er weiß sich auch seine Siesta, wenn er sie nicht auf Kopfwei-
n und Erlenblöcken hält, sich recht bequem zu machen. Unter den
m Ufer übers Wasser hängenden Gesträuchen, und Aesten niedriger,
rüppelter, nach dem Wasserspiegel sich überneigenden Bäumen trägt
die Reste des zarteren Holzes, welches er sich zur Aeßung geschnit-
, sorgfältig auf einen Haufen, breitet diesen zu einem Lager aus,
daß die Sonnenstrahlen durch die Baum- oder Gesträuch-Zweige
ses Lager stellenweise bescheinen können, und doch durch die theil-
is beschattenden Zweige die Hauptbitze gemildert ist, und genießt
r, den Schwanz ins Wasser hängend, den angenehmsten Schlaf.

Ist der **Biber** im Frühjahre bei starken Eisgängen, bei Ueber-
wemmungen in die Nothwendigkeit versezt, seinen Bau, seine Burg
verlassen und sich auf erhöheten Punkten gegen das andringende
asser zu schützen, so flüchtet er sich auf schräg stehende Bäume, auf
orsprünge von Felswänden in der Nähe seiner bisherigen Wohnung,
sehr großem Wasserandrange sogar auf hohe Beschlächte an Mühl-
innen und liegt da so fest, daß der, auf solchen Zufluchtpläzen ihn
schleichende Jäger sicher seyn kann, sich ihm auf eine Distanz von
— 30 Schritten nähern zu können, und selbst 1 — 2 Fehlschüsse
un zu dürfen, bis der **Biber** ins Wasser fährt.

Der **Biber** beschämt in Beziehung auf Reinlichkeit sehr viele
enschen. Er löset sich nie im Baue, in der Burg; er hält seine
ohnung von allen Abfällen der geschnittenen Stämmchen, von Laub-
k, Spänen rc. so rein, als nur die zierlichste Hausfrau ihr Ge-
ch halten kann. Muß der **gezähmte Biber** zur Zeit, wo sein
hälter geschlossen ist, sich lösen, so ist nach Oeffnung der Thüre
erstes Geschäft, die, jederzeit dicht an der Thüre von sich gege-
e Lösung, über die Schwelle hinauszuschaffen, welches er in umge-
rter Stellung mit den Hinterläufen thut, die er dann beim Aus-
t aus dem Behälter in der nächsten Pfüze, im Grase sorgfältig
aigt.

Der Anblick einer **Fischotter** regt den **Biber** so heftig auf,
er, jederzeit in der Vertheidigung tapfer, kühn, furchtbar beißend,
von selbst gegen kein Haarwild den Kampf eröffnend, diese mit
th **begehrt**. Der Gräflich von Umsteinsche Oberjäger **Schröll**
Rüdenstein hatte 1827 einen außerordentlich **zahmen Biber**, und
Gränznachbar, der freiherl. Neubergische Reitjäger **Barth** eine
hmte, zum Fischfang abgerichtete **Flußotter**. Beide Thiere be-
teten ihre Herren oft Stundenweit. **Schröll** und **Barth** ka-
einst zufällig mit ihren gezähmten Hausgenossen an der Gränze
einem Teiche zusammen, wo **Barth** mit seiner **Flußotter**
en wollte. Kaum gewahrte **diese** den **Biber**, als sie auf ihn

losfuhr, doch noch rascher that dieses auf seinen Erzfeind der Biber. Der Kampf war furchtbar, keiner der Jäger durfte es wagen, die Kämpfenden auseinander bringen zu wollen, der Gefahr wegen, in der Hitze des Kampfes schrecklich gebissen zu werden, der so lange mit der äußersten Wuth geführt wurde, bis keiner der Streitenden sich mehr zu bewegen vermochte. Der Biber ging an seinen Wunden nach einigen Tagen ein, die Flußotter aber war, was man sagen kann, zermalmt, vom Kopfe an bis zu den Hinterläufen.

Nicht nur als ausgestellte Wache beim Schneiden, sondern auch, wenn er der Ruhe pflegend, sich irgendwo sonnet, gibt der Biber den Uebrigen, die in seiner Nähe sind, durch einen tüchtigen, weithin tönenden Schlag mit dem Schwanze ins Wasser ein Zeichen, daß Gefahr drohe. Die Wache wie die gewarnten sind im Augenblicke verschwunden.

Nutzen — Schaden.

Es ist allerdings richtig, daß der Biber, wenn er auch, wie bei uns, nur vereinzelt oder nur in kleiner Familie lebt, in den Waldungen, worinn er schneidet, bedeutenden Schaden zufügt, indem er viel Holz zu seiner Aeßung braucht; und aus diesem, besonders für holzarme Gegenden, sehr drückenden Schaden in meiner Gegenden läßt sich die Größe des Schadens ermessen, welche der Biber den Waldungen der Länder zufügt, wo die Gesellschaftlichen Biber, wo die Bibercolonien sind, und Burgen bauen und sie unterhalten.

Doch weit überwiegend ist der Nutzen, welchen der Biber vielseitig und so reichlich darbringt und welchen wir ziehen: — aus dem

1) Faist. — Pollnische und russische Aerzte waren die ersten, welche das Biberfaist gegen rheumatische Krankheiten verordneten. Ihnen folgten die teutschen Aerzte, und der günstige Erfolg bewog sie, dieses Heilmittel auch bei Nervenkrankheiten und Krämpfen zu gebrauchen, wo es sich eben so gut bewährte. Bei guter und reichlicher Aeßung legt der Biber unter der Haut eine 10 — 12 Linien dicke Faistlage auf, die sich jedoch nicht über den Rücken verbreitet; aus den

2) Knochen, die von den englischen Kunstdrehern sehr gut, man darf sagen, um hohen Preis bezahlt werden ꝛc. da sie von außerordentlicher Härte, von blendend weißer Farbe sind und eine außerordentlich glänzende Politur annehmen; aus den

3) Schneidezähnen, die der Vergolder, der Buchbinder zum Glätten, der Indianer als Messer, Meißel und Bohrer benützt; aus dem

4) Wildpret, welches in den katholischen Klöstern sehr gesucht und als Fastenspeise vorgeschrieben, vortrefflich bereitet, überdieß

en Bewohnern aller Länder, worin sich Biber vorfinden, unter man-
herlei Zurichtungen verspeist, auch als bukanirt von den Ameri-
anern auf Seereisen mitgenommen wird; aus den

5) Haaren, von denen die zarten, seidenartigen, kürzeren feine
Strümpfe, Tuch, Handschuhe, und mit längern vermischt, die bekann-
en Kastorhüte, und die langen Haare allein in eignen Fabriken sehr
schätzte Malerpinsel liefern; aus dem

6) Schwanze, der, oft 3—4 Pfund wiegend, und wie das
leisch des vortrefflichsten Fisches schmeckend, von Leckermäulern mit
—3 Thalern bezahlt wird, wie dieses besonders 1734 der Fall war,
o während des Aufenthaltes des polnischen Königs Stanislaus zu
önigsberg für ihn und seinen zahlreichen Hofstaat in den fernsten
egenden Biberschwänze aufgekauft und das Stück mit 1½—2 Du-
ten bezahlt wurde; überdieß wird von den Nordamerikanern aus
em Biberschwanze ein Oel extrahirt, welches ein vortrefflicher Wund-
alsam ist; aus den

7) Bälgen. Die theuersten, dabei am meisten im Vertriebe ge-
ndeu Biberbälge sind die nordamerikanischen. Diese zerfallen
3 Klassen; nämlich in die frischen (oder moskowitischen), in die
etrockneten (oder magern) und in die fetten (oder getragenen)
älge.

Die der I. Klasse werden auch Winterbälge genannt, weil sie
n den im Winter gefangenen oder geschossenen Bibern und am
chtesten und festesten behaart sind. Sie steigen im Werthe nach der
rbe, den höchsten haben die — sehr seltenen, weißen, den zweiten
eis die schwarzen. Ausschließlich in den Vertrieb des kostbarsten
lzwerkes gehörend, werden sie um hohe Summen verkauft und nur
r hohe Herrschaften und sehr reiche Familien zu Mützen, Müffen
d Verbrämungen verarbeitet.

Die II. Klasse, minderen Preises, enthält die Bälge von den im
mmer gefangenen und erlegten Bibern, welche auch den Namen:
ommerbälge, haarlose Bälge führen. Bei diesen ist das
ar kürzer und minder dicht stehend.

In die III. Klasse fallen jene Biberbälge, die von den Indianern
Bettdecken verwendet, oder mit der Haarseite nach inwendig ge-
rt, als Kleidungsstücke auf dem bloßen Leib getragen worden sind.
sie den Schweiß der Menschen in sich gesogen haben, so werden sie,
gleichsam eingeölt, zu den gröbern Arbeiten verbraucht.

Welch ein bedeutender Handelsartikel die Biberbälge sind, er-
n wir aus der Gründung eigner Bibercompagnien, deren
, die englische, Prinz Ruprecht in Hudsonsbai errichtet, die
ite, unter dem Namen die russische sich in Archangel, und
dritte, die Compagnie von Canada sich nennend, in Frank-
h etablirt hat, und allein im Jahre 1743 von Montreal 127,080
erbälge nach Rochelle geliefert hat, während zu gleicher Zeit von
englischen 26,750 nach London geschafft wurden. Es ist nichts un-

gewöhnliches, daß z. B. an der Hudsonsbay in kurzer Zeit 50,000 Stück Biber erlegt und an die Compagnie abgegeben werden.

Die Bälge der bei uns einheimischen, nicht in Burgen, sondern in Bauen lebenden Biber, Grubenbiber genannt, machen keinen Handelsartikel aus, da sie, des weniger dichten und langen Haares wegen, von Ausländern nicht gesucht werden und im Inlande einen nur geringen Preis haben.

Einen vorzüglichen Nutzen gewährt der Biber durch sein

8) Bibergeil, das Kostbarste und Höchstgültige der Körpertheile des Bibers, worüber Dr. Medicus in seiner berühmten Abhandlung: „Ueber das Vorkommen des Bibers in Bayern," folgendes sagt:

„Das schätzbarste und werthvollste Hauptprodukt des Bibers ist der sich bei beiden Geschlechtern vorfindende, schon zur Zeit der Griechen und Römer (M. s. Dierbach: die Arzneimittel des Hyppokrates, Heidelberg 1824, S. 229., Plinius, Histor. natur. lib. 32. c 13) vielgerühmte und kostbare Arzneistoff des Bibergeils (Castoreum), angewendet bei Nervenschwäche, namentlich bei Hysterie, Hypochondrie und andern krampfhaften Beschwerden, als Magenkrampf ꝛc."

„Das Bayerische Bibergeil steht mit dem Moskowitischen auf gleicher Linie, in Beziehung auf Güte und Preis; es wird es in ähnlicher Quantität in meist birnförmigen Beuteln (Säcken) von mehr Größe und Schwere angetroffen, als dieses bei den gewöhnlichen und durch den Handel zugeführten Castorsäcken canadischer Biber der Fall ist. Jene amerikanischen Castorsäcke, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, waren stets länger und dünner als dies bei den bayerischen gefunden wird."

„Die Castoreumsäcke der Biber sind nicht im ganzen Jahre von gleicher Größe und Schwere; am vollsten und schwersten sollen sie im Herbste und Winter, dagegen im Frühjahre und Sommer am leersten und leichtesten sein. Zwischen den Beuteln beider Geschlechter besteht wenig Unterschied, doch haben die größeren die Vermuthung für sich, männlichen Individuen angehört zu haben. Sie kommen hinten am After, ganz in der Nähe und auf beiden Seiten der Zeugungsglieder, mit denen sie in naher und unmittelbarer Verbindung stehen, dicht unter dem Felle vor und münden am After in warzenförmigen Öffnungen aus, welche im leblosen Zustande sehr enge und wenig geöffnet sind, welches sich aber im lebenden wohl anders verhalten kann. Dagegen sollen sie in keiner unmittelbaren Verbindung mit den Verdauungswerkzeugen stehen. Ueber Bildungsweise und Bestimmung derselben sind zwar viele hypothetische Vermuthungen geäußert worden; aber es scheint noch nicht gelungen zu seyn, den eigentlichen Grund dieser räthselhaften Erscheinungen aufgefunden zu haben."

„Vor jenem, mit 4 fachen Häuten umgebenen Castoreumsbeutel befindet sich ein kleinerer, ein sogenannter Fettbeutel oder Oelsack, dessen

Bestimmung gleichfalls nicht mit Verlässigkeit bekannt ist. Oft pflegt ihn die Gierigkeit der Habsucht *) mit den Castoreumsbeuteln herauszuschneiden, oft wird er in dem erlegten Thiere gelassen. Aus dem Fette, das dieser Oelsack enthält, wurde sonst in Apotheken die jezt wenig mehr angewendete axungia castorei bereitet."

„Vergleicht man das bayernsche Castoreum mit dem amerikanischen, so scheint ersteres nahezu ein anderer Stoff zu seyn. Es hat im getrockneten Zustande ein mehr erdiges Ansehen und einen starken, heftig reizenden Geruch, der unverkennbar an den Geruch des Bastes oder der innern jungen Rinde mancher Weiden- und Pappelarten zu erinnern scheint, ob er gleich durch Animalisirung, oder durch die mannigfaltigen Verarbeitungen des thierischen Organismus einen flüchtigen Zusatz und potenzirte Eigenschaften gewonnen hat. Das amerikanische Bibergeil enthält glänzende Theile und scheint mehr von harziger Natur zu forticipiren, besizt aber jenen heftigen, flüchtigen Geruch keineswegs in gleichem Grade und soll sich auch unverfälscht als Arzneistoff weniger wirksam bewähren. Dieses wird durch die große Verschiedenheit der Preise beider um so wahrscheinlicher gemacht, welche so weit geht, daß noch vor wenigen Jahren die Unze Bayernsch. Castoreum so viel kostete, wie ein Pfund des aus so großer Ferne kommenden amerikanischen."

„Die Quantität des Bibergeils hängt von der Beschaffenheit des Bibers, von der Jahreszeit, von dem Geschlechte ab. (Das Castoreum des Männchens ist stärker als das des Weibchens.) Gewöhnlich wiegen die an der Luft wohl getrockneten 2 Beutel 4 — 5, auch 6 — 8 Loth. Man hat aber Beispiele von noch viel schwereren. Zaubzer der Aeltere, Dr. med. und Apotheker zu München, besizt zwei Bibergeilbeutel, die noch jezt, im höchst getrockneten Zustande, ohne Fettbeutel, zusammen Ein Pfund des schweren bayernschen Civilgewichts enthalten und mit dem trefflichsten Castoreum angefüllt sind. Außer diesem besizt Zaubzer noch 2 äußerst merkwürdige Säcke eines Bibers, die für den Naturforscher von großem Interesse sind. Sie sind von abnormer Größe (Stärke) im frischen Zustande mittleren Kegelkugeln vergleichbar, ohne Fettbeutel 62½ Unzen wiegend. In diesen Säcken ist das Bibergeil mit einer, in die feinsten Fasern verarbeiteten rindenartigen Substanz durchaus vermengt. Aus derselben kann man das beste Bigergeil leicht herausreiben; es ist von derselben braunen Farbe, hat denselben durchdringenden Geruch, die Rindenfaser ist leicht kenntlich, befindet sich jedoch in einem solchen Zustande einer Auflösung, wie sie die Bastfaser sonst nur nach langem Maceriren in Wasser in ähnlicher Art zu erhalten pflegt. Soll die Größe

*) Wie sehr diese schon bei den Alten vorherrschend war, ersehen wir aus der, dadurch in jenen Zeiten veranlaßten Fabel: „daß verfolgte Biber ihre Castoreumsbeutel selbst abbißen und sie ihren Verfolgern hinwarfen, um sich das Leben zu sichern."
Anmerk. der Red.

und die Beschaffenheit dieses Bibergeils wohl auf einen krank
haften Zustand des Bibers hinweisen, von welchem dieses Castoreum
gekommen ist? Insofern keine Verbindung zwischen den Castorbeuteln
und den Verdauungswerkzeugen bisher nachgewiesen werden konnte,
bleibt nur die Annahme übrig, daß jene feine Rindenfaser von außen
durch den Biber selbst in jene Säcke gebracht worden seyn müsse, ob
gleich dieses bei dem, im leblosen Zustande mindestens — so enge
oder wenig geöffneten Mündungen schwer begreiflich ist und jedenfalls
die Frage einer genügenden Lösung noch entgegen sehen würde, zu
welchem Zwecke dieses Einbringen jener feinen Substanzen in das
Castoreum geschehen seyn möchte? — ? —"

Die amerikanischen Castoreumbeutel werden nie so eigen behandelt,
als die russischen, die man gewöhnlich im Rauch trocknet, oft in
Schweinsblase eingebunden. Jene, die aus Amerika über England
kommen, nennt man kanadische oder englische; diese, unter denen man
vorzugsweise die aus dem europäischen oder asiatischen Rußland, aber
auch die europäischen überhaupt versteht, moskowitische oder sibirische.
Das beste Bibergeil ist das moskowitische, das gelblich-, röthlich-
oder schwärzlichbraun aussieht, nicht glänzt, sich leicht zerreiben läßt,
einen eigenthümlichen Geruch und einen bitterlichen, etwas beißenden,
gewürzhaften, nachbleibenden Geschmack hat.

Bei den amerikanischen Beuteln steht das ansehnliche Gewicht mit
der Größe fast immer in Verhältniß. Ihr Aeußeres ist wenig runzlich,
gewöhnlich von schwärzlicher Farbe und wegen der Fülle des Enthalte-
nen mehr abgerundet, ihre Form mehr eirund.

Die Farbe des Kanadischen Bibergeils ist bald gelb, oder
orangegelb, bald gelblichgrau, gelblichbraun, bräunlichschwarz oder
röthlichbraun. Man sieht es zuweilen dickflüssig, meist aber erhärtet
und dann auf dem Bruche glänzend, harzähnlich oder erdig. Der
Geruch und Geschmack sind gewöhnlich schwächer und widriger, als
bei den russischen.

Bei der oft ansehnlichen Länge der kanadischen Säcke vermißt
man doch meist die Schwere. Die Oberfläche pflegt rundlich, bla
und der ganze Sack weniger voll und mehr zusammengedrückt
seyn.

Viele davon sind unächt. Nicht selten wird das Biberge
mit Harzarten verfälscht. Das ganz ächte zeichnet sich
starken Geruch, schweres Gewicht und durch kleine, daran
gende Häutchen und Fasern aus, die am verfälschten nicht
funden werden.

Das Bibergeil wird bei verschiedenen Witterungen
Fange mehrerer Raub-Haarwildarten gebraucht. Der Jäger wird
stets vom bessern Erfolge überzeugen, wenn er die ölige Flüssig
keit der untern, und nicht die der obern Beutel seiner Witterung
beifügt.

Kümmern. — Eingehen. — Verenden.

Nach Perault sollen alte Biber an Würmern kümmern d eingehen, die sich in den Gedärmen anhäufen, 4—7 Zoll ig, den Regenwürmern sehr ähnlich und ohne Zweifel Rundwür- er oder Ascariden sind.

Bei uns möchte wohl schwerlich ein Biber sein natürliches Le- nsziel, 20—25 Jahre, (Nicht 15—20, wie Einige angeben) er- ben, da dieses Thier solch eine gewinnreiche Benützung bietet, daß Jäger dadurch zu sehr angefeuert wird, ihm auf alle mögliche t nachzustellen.

Aus der Anzahl von Biberbälgen, welche die englische, die rus- ke und die canadische Bibercompagnie jährlich einsendet, ersehen t, wie sehr in Amerika diesem eben so interessanten als werthvollen arwild Abbruch gethan wird. Ueberdiß verendet in jener Zone so ncher Biber unter den Fängen der schlauen, blutgierigen Wol- rene, während im Norden von Europa Bären und Wölfe, der hs und der Vielfraß dem Biber sehr gefährliche Feinde sind.

Jagd auf Haarwild.

Es liegt in der Natur der Sache, daß jeder Waidmann, oder es werden will, sich bestreben wird, im Flug- und Laufschießen möglichste Vollkommenheit, — Gewandtheit im Vereine mit Ruhe d Scharfblick ist die Basis der Sicherheit des Treffens — durch ßige Uebung sich anzueignen.

Doch wird kein Jäger oder Jagdfreund, auch im Besitze des besten sichtes, der flüchtigsten Fertigkeit und bei der regesten Uebung — der Kunst des Schießens auf Haar- und Federwild seinen lminationspunkt erreichen, wenn er nicht Vorkenntnisse zur sübung des Beschießens hat.

Da ihm diese unumgänglich nothwendig sind, so haben wir, — nd jeder angehende Jäger und Jagdfreund wird uns dafür dan-) in der IV. Abtheil. bei dem Art. Schießen, eine Anweisung zu, zwar in gedrängter Kürze, aber doch mit Erschöpfung alles dessen rgetragen, was die Haupterfordernisse sind, um ein guter Flug- nd Laufschütz zu werden.

Rehwild-Jagd.

Aufgang. — Gegen Mitte Juni.

Abschuß. — Mit Eintritt der wahren Brunft.

Es versteht sich ohnehin, daß hier nur vom Rehbocke di Sprache ist.

Die so häufig vorkommende, selbst unter alten, tüchtigen Jäg nicht seltene Behauptung: „der Rehbock wird das ganze Ja hindurch geschossen," ist eine grundfalsche, und mit der Na des Rehwildes gar nicht vereinbare, denn während der wahr Brunftzeit böckſert das Rehbock=Wildpret ganz abs lich, nach der Brunft ist der Bock, besonders wenn er den B schlag mit großem Eifer ausgeübt hat, schlecht am Leibe das Wildpret ohne würzigen Geschmack, ohne Saftfülle, Zartheit; dann kömmt die Zeit der Engerlinge, und gewiß Niemand ein Gelüste nach Wildpret haben, welches von di dicken, weißen, eckelhaften Maden durchlöchert und belebt ist.

Dagegen ist, mit Ausnahme der Engerling=Periode für die Er gung der Geltrehe kein Aufgang und kein Abschuß festge da dieses Wild —, außer eben benannter Zeit, das ganze Ja hindurch sehr gut am Leibe, aber am besten im Monat No vember.

Zu eben dieser Zeit sollen auch, ihres nun fast überreichl gelegten Feistes die Altrehe geschossen werden, wo die Erleg einer gewissen Anzahl derselben wegen zu starken Rehwildstand oder aus andern jagdwirthschaftlichen Gründen nöthig ist.

Für die Jagd auf Kitzböcke und Spießböcke gibt es in all waidmännisch=begangenen Revieren keinen Aufgang und keinen A schuß, weil in solchen dieses junge Rehwild immer sorgfält geschont und gehegt wird.

Jagdarten und deren wohlverwandte Verrichtungen.

Abäugeln. Abgenicken. Anfahren. Anreiten. Anf hen. Aufbrechen. Ausgehen. Ausjagen. Ausmach Bestatten. Bestreichen die Flanken. Einbögnen. Ein fahren. Einfangen. Einjagen. Einsprengen. Erneuer Jagen mit Hunden. Knebeln. Nachsuchen. Pürsch Ringeln. Schießen aufs Platten. Sprengen. Trei jagen. Zerlegen. Zerwirken. Zujagen.

Anfahren. *) Dieser, auf Rehwild (wie auch auf Dam-
d Edelwild) anwendbare Jagdbetrieb wird nur da ausgeübt, wo
n starker Rehwildstand, die Waldung flachlandig, größten-
ils aus Laubholz bestehend, von gut ausgebreiteten Schlägen und
össen durchschnitten und darin mit dem Pürschwagen gut fort-
ommen ist. Das erste Erforderniß zum Wild-Anfahren sind
rde, die weder das Schießen noch sonst etwas scheuen, und sich sehr
t lenken lassen.

Beim Anfahren selbst, welches gewöhnlich im Schritt geschieht,
urch das Wild nicht so leicht flüchtig wird, ist folgendes zu beob-
en:

1) Sobald der Anfahrende an eine Lichtung kommt, wo er
hwild sieht, lenkt er gleich etwas davon ab, um es nicht durch
des Losfahren darauf geschüchtert und flüchtig zu machen. Nun
ieht das Anfahren in bogenförmiger Umkreisung, die sich immer
r verengt, bis man zulezt das Wild schußmässig vor sich hat.

2) Der Kutscher, wie der Schütze, der hinter diesem sitzt, schei-
das Wild gar nicht zu bemerken, sondern sprechen recht laut zu-
nen, der Kutscher knallt von Zeit zu Zeit mit der Peitsche, der
itze steht öfters auf, macht Bewegungen mit der Büchse, fährt
it an die Wange, wendet sich mit angelegter Büchse hin und
 ꝛc. ꝛc.

3) Will man das Rehwild recht vertraut machen, so wiederholt
das Anfahren einige Male, ohne zu schießen. Hält es das
Mal nicht aus, so darf man bei Beobachtung der Regeln: „daß
sich um das Wild gar nicht zu kümmern scheint, diesem nicht
ufahren, sondern mittels Umkreisen ihm den Kopf abzugewinnen,
, und jederzeit bei allen Bewegungen sich gleich bleibt," sicher
f rechnen, beim 3 oder 4 maligen Anfahren auf 70 — 80 Schritt
is Wild zu kommen.

4) Hat man es nun schußmäßig, so ist nichts mehr zu beobach-
als daß der Schütze, der sich allmählig ins Feuer gelegt hat, ganz
sich nach dem Wilde hin wendet, während des jezt äußerst
imen Fortbewegens des Pürschwagens das zum Erlegen auser-
: Stück bezielt, und im Momente, wo der Kutscher auf ein
en ihm und dem Schützen verabredetes, dem Wilde unbemerksa-
eichen plötzlich anhält, abdrückt. — Bei einiger Uebung wird man
in bringen, auch bei ununterbrochener Fortbewegung des Pürsch-
s das schnell gefaßte Ziel so sicher zu treffen, als geschähe dieß
nbeweglichen Stande aus.

ie allersicherste Art, Rehwild (wie auch Dam- und
ild) so anzufahren, daß es gewiß nicht ausreißt, oder

Ueber das Nachsuchen ist für diesen, wie für die übri-
gen Jagdbetriebe auf Rehwild das Gehörige bei
dem Art. Pürschen gesagt. Anmerk. d. Red.

24

sonst geschüchtert eilig fortzieht, ist die, sich dazu eines mit Och
bespannten Bauernwagens zu bedienen, an dessen sogenannten Leit
bäumen zu beiden Seiten frische Zweige von Laub = oder Nadel
wandförmig befestigt sind, welche über den auf dem Wagen stehen
Schützen hinaus reichen. Der Fuhrmann geht mit seinem Geira
dabei laut sprechend und knallend, vor den Ochsen her, und der Sch
durch die Reisigwand gegen das Gewahren von Seite des W
geschützt, sucht sich da in aller Bequemlichkeit sein Stück heraus.
versteht sich, daß der Fuhrmann in seinem Verhalten beim Anf
ren gehörig unterrichtet seyn muß.

Ich habe mittels Anfahren so manchen Capitalbock (auch m
chen Dam = und Edelhirsch) auf die ganz einfache Weise erlegt, d
Nachahmung ich sehr empfehlen kann; — daß ich an der Seit
Ochsenwagens herging und ihn zwischen mir und dem Wilde ist
ließ. — Gegen dessen Seite hin durch aufgestecktes Reisig vor dem
Augen gesichert, hatte ich an diesem doch kleine Lücken genug,
während des Nebenbeigehens mir aus dem Sprunge Rehwild (
aus einem Rudel Rothwild) ein Stück auszuwählen, zugleich a
Baum, einen Windbruch, einen Holzstoß &c. mir zu bezeichnen,
ich den Wagen in seinem gleichförmigen Schneckengange fortleiten
und aus meinem Verstecke hervor — um so ruhiger und sicherer m
erkohrnes Stück bezielen und im Rauch niederschießen konnte, i
das sehr neugierige Rehwild, (eben so auch das Rothwild) dem la
sam sich fortbewegenden Ochsenwagen mit hochgehobenem Grind g
starr nachäugete und so fast immer mir ganz breit getret
war.

Die beste Zeit des Anfahrens ist der Sommer und H
Da geschehe es ein paar Stunden nach Tagesanbruch, wo das R
wild wiederkäuend verdauet und in der Ruhe, die es gewöh
auf einem hochgrasigen Schlage nimmt, am besten aushält, oder Ab
wo das Schlenzen vor dem Ziehen nach Aeßung eine beli
Gewohnheit des Rehwildes ist, welches zu dieser Zeit die g
migsten Schläge, Lichtungen, Blößen durchschlenzt, dort und d
ein wahres Leckermaul von den zartesten, schmackhaftesten P
nascht, und so am leichtesten anzufahren ist.

Dieses gilt auch bei dem mit dem Anfahren sehr
wandten

Anreiten, welches aber vor diesem den bedeutenden V
hat, daß es viel einfacher, und ungleich häufiger auszuüben ist, w
ungleich mehr Waldungen sich zur Anwendung des Anreiten
des Anfahrens eignen.

Der Jäger, des Standes seiner Rehe kundig, reitet a
Schläge, Lichtungen, Waldwiesen, Lehden &c. — wo er Rehwi
verschiedenen Tageszeiten zu finden weiß, und zwar anfangs in
ten Bogen um selbes her, dann allmählig näher, anfangs fr
pfeiffend, lachend, die Büchse quer über den Sattel, das ne

ngende, lusende Rehwild gar nicht beachtend, — in der Folge — ber immer nur nach und nach, mit der Büchse spielend, sie anle= end, selbst nach dem Rehwilde zielend. Er gewöhnt sein sicheres, ie im mindesten scheuendes, mehr phlegmatisches als rasches, im euer wie Statue stehendes Schießpferd, den anfangs scharfen chritt immer mehr zu verkürzen und auf eine leichte Bewegung des ügels, auf einen Druck mit den Stiefelabsätzen vorderhalb der auchgurte plözlich stille zu stehen. Durch Geduld, durch Gleich= äßigkeit des bei jedem Anreiten ausgeübten Verfahrens, und bei derzeitigem Gebrauche des nämlichen Pferdes, der nämlichen Klei= ing, durch öfteres Anreiten des Rehwildes, ohne es zu be= ießen, macht man es so fromm, so vertraut, daß es auf 50—60 chritte angeritten werden kann.

Wählt der Jäger einen Schimmel zum Anreiten, so wird s Rehwild anfangs öfters ausreissen, aber sich bald so daran wöhnen, daß es dem Schimmel besser hält, als einem dunkelfarbi= n Pferde, da es an dem Schimmel gleichsam einen Bekannten, nen guten Freund wieder sieht, an den es sich bereits gewöhnt hat. er Reitjäger Winckelmann im niederösterreich. Jagdbezirke Un= mangstein hat in seinem ganzen Reviere nur Laubholz=Waldungen d darin einen so starken Rehwildstand, daß er allein auf nstand und Pürsche, beim Anfahren und Anreiten jährlich an 200 rke Böcke schießt. Er bedient sich zu beiden lezteren Jagdbetrieben mer eines Milchschimmels, und ist mit seinen Rehen so gut Freund vorden, daß er, wie ich selbst Augenzeuge war, auf 25 — 30 britte sich ihnen annähert. Will er die Vertraulichkeit aber gar zu it treiben, so trollen sie ganz freundlich vor ihm her, bis ins nächste büsch, wo sie ganz ruhig stehen bleiben und mit weit vorgestrecktem inde nach ihm äugen. Uebrigens mag Winckelmann die Ver= utheit seines Rehwildes wohl größtentheils dadurch erwirken, i er beim Anfahren, wie beim Anreiten sich nie eines andern wehres, als einer Windbüchse bedient. Sein Ziel ist immer Grind.

Zum Anfahren, wie zum Anreiten bediene man sich der ichse.

Uebrigens wollen wir den Pürschwagen den hohen Herrschaf= , den Damen, und das Schießpferd bequemen Jagdfreunden, auch alten, durch Strapazen und Zipperlein an den Füßen invalid ordenen Grünröcken überlassen.

Der frische, kräftige Jägersmann lebt und waltet mit frohregem r in den Freuden des Anstandes, der Pürsche, des lustigen Treib= ns. Da ist er in seinem Elemente, und verjüngt ist der greise idmann, nicht an Tanz und Spiel, nicht an den Schatz und die che denkt der junge Jägerbursche, wenn der stattliche Rehbock, raulich daherziehend, mit heißem Gelüste nach den trügerischen önen des blattenden Jägers eilend, in wilder Flucht vor dem

Hussa der Treiber über das schutzlose Gehaue nach dem schützenden Dickicht fliehend, vom tödtenden Blei getroffen, im Feuer stürzt.

Anstehen. — Das Anstehen ist einer der sichersten und zweckmäßigsten Jagdbetriebe auf verschiedenes Haarwild, besonders auf die Cervus-Arten, da diese Abends, wenn sie auf Aeßung und Morgens, wenn sie zu Holze ziehen, gewöhnlich so genau Wechsel halten, daß sie zuweilen wieder in die Fährte treten, die sie zuvor gemacht haben.

Um beim Anstehen auf Rehwild eines günstigen Erfolges sicher zu seyn, ist wesentlich nothwendig:

A. Genaue Kenntniß der Stellen des Wechsels, wo das Rehwild, auf welches man ansteht, Abends und Morgens seinen Aus- und Eingang hat, wie auch der Sulzen, welche es gewöhnlich annimmt.

B. Der Anstehende wähle sich jederzeit seinen Anstand so, daß er vom Wilde her, auf das er lauert, ganz vollen oder doch Seitenwind hat, und daß er durch irgend einen Gegenstand, z. B. Baum, Strauchwerk, Schirm, Windwurf ꝛc. hinlänglich gegen das Gewahrwerden von Seite des Wildes geschützt ist, ohne an freierer Aussicht und freierm Gebrauche der Arme gehindert zu seyn.

C. Der Jäger erscheine auf dem Anstande wenigstens eine halbe Stunde früher, als er die Ankunft des Rehwildes erwarten darf; noch früher aber, wenn Nachmittags ein warmer Regen gefallen ist.

D. Das Hingehen auf den Stand, wie das Abgehen davon — wenn kein Rehwild erschienen ist, geschehe in aller Stille und [illegible] immer nach der Seite, wo man vermuthen darf, daß man dem [illegible] allenfalls kommenden Rehwild nicht in den Weg gerathe, [illegible] dadurch manchmal auf mehrere Abende oder Morgen von Einhaltung dieses Wechsels verprellt wird.

E. Unterlassung des Tabackrauchens beim Anstehen selbst, [illegible] in der Nähe des Anstandes beim Hin- und Abgehen.

F. Beseitigung aller blinkenden Gegenstände am Schießgewehr und an der Kleidung, die, besonders beim Anstehen von grüner oder dunkler Farbe seyn soll, wie auch Mütze und Halstuch.

G. Beobachtung der größten Stille.

H. Ausdauer in Erwartung des Rehwildes, so lange man Büchsenlicht hat.

I. Aus mancher unangenehmen Erfahrung, rathe ich, keinen Hund mit auf den Anstand zu nehmen. Auch der ruhigste Hund, und sey er noch so sehr an das stillste Liegen zu den Füßen des Jägers oder hinter selben gewohnt, macht oft unwillkührlich eine Bewegung, die einiges Geräusch verursacht, oder gibt im Traume Laut u. s. w., wodurch meistens geschieht, daß Rehwild, schon fast schußgerecht herankommend, in einem und demselben Augenblicke hofft und flüchtigste umwirft. Schießt man ein Stück Rehwild im Rau[illegible] nieder, so braucht man ohnehin keinen Hund, und schweißt [illegible]

s an, so bleibt Zeit genug übrig, den Hund zu holen, da die erste Regel beim Anschweißen ist, das Stück krank werden zu lassen.

K. Sehr gut ist es, wenn man, mit Beibehaltung des guten Windes und eines wohl verborgenen Anstandes so anstehen kann, daß man das zukommende Rehwild nicht spitz von vorn anschießen braucht, sondern daß es dem Jäger die Seite darbieten, d. h. breittreten muß, um es, wie man ächt waidmännisch sagt, schußgerecht zu haben.

L. Steht der Jäger auf den Wechsel an, so sey er davon wenigstens 50, aber nie weiter als 70 — 80 Schritte entfernt.

M. Wie bei allem vertrauten Ziehen des Rehwildes, ist auch bei dem nach Aeßung das Altreh an der Spitze des Sprunges, dessen Herankommen sich gewöhnlich durch das Rauschen des trocknen Baumlaubes, das Knistern der abgetretenen Dürrästchen, durch das Aufstampfen mit den Vorderläufen (besonders beim Bock) zur Abwehrung der Stechfliegen 2c. verkündigt. Jezt macht sich der Jäger mit leichtem Auffahren schußfertig, läßt ruhig das Altreh sichern, so des wie das folgende Schmalreh und die Uebrigen fortziehen, zögert aber keinen Augenblick, auf den Bock abzudrücken, wenn er ihn schußmäßig — am besten schußgerecht — auf dem Korne hat.

N. Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, zu welcher Tageszeit das Rehwild die Salzlecke annimmt; so viel ist gewiß, daß es in heißen Tagen, etwas vor oder gleich nach der Mittagsstunde zur Sulze, dann zum Schöpfen zieht. Das Anstehen auf der Salzlecke — ein sich zu empfehlender Jagdbetrieb — hat daher keine festgesezte Zeit, aber es geschehe nicht auf der Erde, sondern in höhern Regionen, d. h. so, daß man wenigstens ein Paar Mannshöhen über den Boden zu stehen kommt, und zwar deßwegen, weil das Rehwild zum Annehmen der Sulze nicht jederzeit auf einem und dem nämlichen Gange, sondern bald von dieser, bald von jener Seite daher zieht; deßwegen der Jäger einen Stand haben muß, von welchem aus ihn das Rehwild nicht verwinden kann. In Revieren, wo ein Edelwildstand ist, hat man an den Sulzen ohnehin Kanzeln, deren man sich auch beim Anstande auf Rehwild bedienen kann; sind aber solche nicht vorhanden, so bereitet sich der Jäger auf einem 50 — 60 Schritte von der Sulze entfernten Baum einen Sitz, von welchem aus selbe vollkommen beschossen werden kann und dabei der Schütze doch soviel als möglich durch die Baumzweige verborgen ist. Eine Anleitung zum Bereiten solch eines Sitzes kann um so weniger gegeben werden, als selbes blos von der Willkühr des Jägers und der Gestalt des Baumes selbst, auf dem der Sitzes bereitet werden soll, abhängt, wobei ich nur bemerke, daß es sehr überflüssig ist, zum Ersteigen des Sitzes, wie viele Jäger thun, eine eine Leiter zu gebrauchen, da Pflöcke, stufenweise in den Baumstamm eingerammt, eine bequeme und sichere Treppe bilden.

Beim Hingehen zum Anstehen (eigentlich Ansitzen) auf der Salzlecke sey man schon von weiter Strecke her möglichst geräuschlos, ja mehr schleichend, als auftretend, denn es trifft sich oft, daß Rehwild, welches, wie gesagt, beim Annehmen der Sulze keine gewisse Zeit einhält, schon auf selber ist, oder im nächsten Dickig steckt, während der Jäger herangeht.

O. Was der Jäger nach dem Schusse zu thun hat, ist ausführlich beim Pürschen gesagt. — Wir erwähnen hier nur noch, daß der an den Abenden sehr warmer Sommertage anstehende Schütz sehr viel von den Mücken auszustehen hat, deren Stiche er oft mit wahrer Hiobsgedult, oft in ganz unbeweglicher Stellung leiden muß, wenn er auf einen heranziehenden Bock schon im Feuer liegt, und es nun einigen dieser blutgierigen Quälgeister beliebt, die Nase, die Wangen, die Hände des gerade Unbeweglichen zu ihrem Tummel- und Saugeplatz zu wählen, gleichsam als wenn diese tückischen Teufelchen wüßten, daß sie in diesem Augenblicke ihre Bosheit ungestört ausüben dürften.

Allerdings verjagt der Tabacksrauch die Mücken, aber aufs feinlichste, in Folge sehr unangenehmer Erfahrungen, protestire ich gegen alles Tabackrauchen beim Anstehen; dagegen will ich meinen Freunden in Diana ein sehr erprobtes, aber wenig bekanntes

Mittel gegen Mückenstiche

empfehlen, das auch sehr einfach ist. Es besteht nämlich darin, daß man 2 Loth sehr fein geraspelte Quasia in ½ Maas Wasser — von Zeit zu Zeit ist das eingesottene durch frisches zu ersetzen, — eine Stunde bei gelindem Feuer sieden, dann gut abkühlen läßt, und mit dem durch ein Leinwandtuch passirten Quasiawasser vor dem Ausgehen auf den Anstand Gesicht und Hände tüchtig einwäscht, sich aber nicht abtrocknet, sondern die Einwaschung in der Luft eintrocknen läßt.

Im Winter ist für den einzelnen Jäger das

Ausgehen ein angenehmer, oft sehr glücklicher Jagd-Betrieb.

Es liegt in der Natur des Waidwerks, daß der Jäger nach einer Neue sein Revier abgeht, entweder um diese zum Aeugeln, Bestatten und dem daraus hervorgehenden Ausjagen zu benützen, oder auch um nach seinem Wildstand, gehöre dieser zur Hoch- oder Niederjagd, sich umzusehen. Bei solcher Gelegenheit, vorzüglich bei einer Neue, die in schon frühern, jezt recht weichen Schnee gefallen ist, der unter den Tritten des Gehenden nicht knarrt, auch hoch genug liegt, um das Zertreten dürrer Bodenästchen und das daraus entstehende Geräusch zu verhindern, gelingt es dem Jäger sehr oft, Niederwild auszugehen. Dieser Jagdbetrieb besteht darin, daß er der Fährte äußerst behutsam nachschleicht, Schritt für Schritt, sich besonders vorsieht, das Streifen an dürren Aestchen, durch deren Abbrechen ein verrätherisches Geräusch entsteht, zu vermeiden, und jeden Ort, wo diese Wildarten sitzen oder stehen könnten, vorher

harfem Auge zu untersuchen, ehe er mit dem **Ausgehen** an solchen tellen fortfährt.

Leicht ist es, das **Rehwild** im **Bette** oder im **Niederthun**, der **Ruhe** oft schon aus ziemlicher Ferne zu erblicken, da es zur interzeit, wenn die Kälte nicht zu streng ist, lieber im mäßig dicken angenholze, als in Dickichten, am liebsten aber an schönen Winter; en auf kleinen, von Poschen umgebenen Blößen **sitzt** oder **steht**. mmt der Jäger an solche Stelle, so bleibt ihm nichts übrig, als h niederzuknieen und so zu versuchen, ob er nicht durch die Lücken r untersten Zweige der Poschen das **sitzende** oder **stehende Reh**: ild erblicken kann. Ich weiß Fälle, daß Jäger vor solch einem Dickicht f dem Bauch lagen, und in dieser Stellung, aus dem, nur unge: r 20 Schritte von ihnen sitzenden **Rehwild** ein Stück geschossen ben. **Ganz guter Wind** ist beim **Ausgehen** eben so nöthig, s beim **Anpürschen**, — wie auch ein sehr ruhiges Benehmen, i öfteres Stillstehen, Niederknieen, ein platt sich Niederlegen, um n Raum zwischen dem Boden und den untersten Zweigen des Nadel: er Laubholzgesträuches zum Erblicken des **Rehwildes** zu be: itzen.

Da ich voraussetze, daß jeder Jäger einen **Zwilling führt**, so öchte es gut seyn, den einen Lauf mit Posten oder Nr. 0, den andern it einer Kugel — des Schießens von der **Kanzel** nach der **Sulze** gen — zu laden. Beim **Ausgehen** ist die Büchse um so nöthi: r, als der Jäger da öfters in den Fall kommen möchte, nicht an: es als auf 100 — 120 Gänge zum Schuß gelangen zu können. —

Das bei genügender Anzahl von Schützen, aber nur mit 2 — 5 reibern vorzunehmende **Ausjagen** zerfällt in das

A. **Bestattete Ausjagen**, und in das

B. **Verlorne Ausjagen**. —

A.

Zum **bestatteten Ausjagen** gehört im **Winter** eine **Haupt**-der **Mittel-Neue**, im **Sommer** eine **Schlepp-Neue**.

1) Wenn es mit, oder bald nach Einbruch der Nacht zu schnei: n anfängt, und damit 1 — 2 Stunden vor Tagesanbruch aufhört, abei der Schnee auf gefrornen und schneelosen Boden fiel, so hat mand eine **Haupt-Neue**, welche die beste ist, da man versichert on darf, daß Rehwild (wie auch Dam: Edel: Elen: und Schwarz: ild) welches man über einen Weg, einen Schlag 2c. in eine Dickung er einen dichten Stangenholzbestand hinein gespürt hat, auch für esen Tag darin steht.

2) Ist der Boden schon längere Zeit mit Schnee bedeckt und es llt in diesen ein frischer Schnee, oder es regnet in den bereits schon inger vorhandenen Schnee von Mitternacht an bis eine Stunde vor agesanbruch gelinde, und dabei lauwarm, daß der Schnee wieder anz aufgeht, noch eine Kruste bekommt, so ist eine **Mittel-Neue** ngetreten, die der Jäger zum **Aeugeln**, **Einbögnen**, zum An:

stellen der Schützen und *Ausjagen* so schleunig als möglich benützen muß, da das *Rehwild*, welches sonst, wenn es nicht durch besondere Veranlassung *aufgeregt* wird, bis zum Abend gewöhnlich in der Ruhe bleibt, nach solch einer Regennacht schon gegen 9 — 10 Uhr Morgens zu *schlenzen* anfängt, da ihm das Abtropfen der Bäume so lästig ist, daß es nicht lange auf einer und der nämlichen Stelle verweilt.

Die waidmännische Erfahrung lehrt, wie sehr das Haarwild jeder Art den ersten Schnee scheut; so daß es lieber der Nahrung entsagt, als daß es sich aus seinem Verstecke hervorwagt, bis es sich erst daran gewöhnt hat. Ich will hier nur einen von den vielen Fällen erzählen, die ich in dieser Beziehung erlebte. Im Jahre 1798 begann es in jener Gegend, wo ich damals lebte, am Abend des 17. Novembers zu schneien und ununterbrochen fiel der Schnee bis gegen Mitternacht des 19. Novembers. Es war in jenem Winter die erste Neue; der Schnee lag, so zu sagen, kniehoch. Schon vor Tagesanbruch des 19. — war das ganze Forsthaus in Bewegung, und wie es zu grauen anfieng, zogen wir, die Neue mit Jubel begrüßend, zum Abspüren und Bestatten aus. Wir wadeten im Schnee. Es sollte auf Schwarzwild gejagt werden, und es wurde dazu ein gewisser Distrikt des Dürnbucher-Forstes bestimmt, in welchem wir einige starke Rudel hatten. Aber auch von der Stelle an, wo wir in den Wald traten, bis zu der, auf welcher wir — in kleinen Abtheilungen auf verschiedenen Wegen und nach verschiedenen Richtungen hin äugelnd, nach vierstündiger Anstrengung wieder zusammen kamen, — hatten wir nicht nur kein Schwarzwild, sondern auch kein anderes Wild gespürt, ungeachtet gerade in diesem Waldtheile, den wir mit dem größten Fleiße *abgingen*, auch ein sehr starker Wildstand an Reh- und Edelwild war. Ohne auch nur eine Schale gespürt zu haben, mußten wir uns im höchsten Mißmuthe nach Hause schleppen, in der, auch gleich [illegible]sirt gewordenen Hoffnung, von der Förstersfrau und ihren Töchtern, die schon Alles zum Empfang eines Wildwagens voll Schweinen und Sauen vorbereitet hatten, ausgelacht und durchgehechelt zu werden. — Als wir am andern Morgen wieder an die nämlichen Waldplätze kamen, sah es auf allen Wegen, Blößen und Schlägen aus, — als hätte darin der Hirte die zahlreichste Dorfheerde hin und her getrieben, so viele und so vielseitig sich durchkreuzende Fährten und Spuren waren da im bunten Genüge zu sehen. Auch nicht ein einziges Stück Edel-, Reh- oder Schwarzwild konnte ausgemacht werden, so viele und verschiedenartige Fährten kreuzten sich durcheinander.

3) Die nur im Sommer (auch manchmal in schneelosen, weichbodigen Wintern) gebräuchliche *Schleppneue* ist eine *künstliche Neue*, und wird auf folgende Art bereitet. Starke Nadelholzäste mit Dorngesträuche vermengt, bindet man besenartig und so breit, als der damit zu überschleppende Waldfahrtweg ist, und befestigt ihn mit Ketten oder Stricken an eine Fuhrmannswage, an welche ein paar

)ferde gespannt werden. Ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruch be-
eigt der Fuhrmann sein Sattelpferd und zieht nun diesen Schlepp-
ündel über jene Waldfahrtwege, wie auch unbegraste Geräumte, Leh-
:n, Sand- oder Lehm- oder Moorstrecken, die ihm der Jäger
zeichnet, und zwar über die hartbodigen 3 — 4 Mal, über die
eich- und sandbodigen 1 — 2 Mal, worauf er den Bündel liegen
ßt und nach Hause reitet.

Der Zweck dieser Schlepp-Neue ist, den Boden so wund zu
achen, daß man auf ihm alle Fährten und Spuren, vom Hirsch
s zum Eichhorn herab, deutlich erkennen und genau ansprechen kann;
ich werden zum Behuf des Rehwild-Ausjagens nur jene
lößen, 2c. und Waldfahrtwege überschleppt, die, an einem oder meh-
ren Punkten zusammenlaufen, und eine Waldstrecke umgeben, worin
ehwild seinen Stand hat. Wie bereits gesagt; die Schlepp-
leue ersezt im Sommer die Hauptneue, da der Jäger auf ihr
ugeln und einbögnen kann, indem ihm der wund gemachte
Baldfahrtweg aufs deutlichste die hier gemachten Trittabdrücke anzeigt,
id der Jäger daraus ersieht, ob und wieviel Rehwild und von
lcher Stärke über diese Fahrtwege in die Waldstrecke gezogen ist,
orin Rehwild ausgejagt werden soll.

Wir wissen nun, daß zum bestatteten Ausjagen im Winter
ne Haupt- oder MittelNeue, im Sommer eine Schlepp-
eue erforderlich ist. Hat diese der Jäger, so ist das
bäugeln sein erstes Geschäft. —

Wenn der Jäger bei einer Neue eine Dickung oder sonst einen
aldtheil umgeht, und, das Auge unverwandt zu Boden gerichtet,
nau darauf achtet, wie viele Rehwildfährten (auch Dam-,
del- Elen- und Schwarzwildfährten) über den Weg, den er geht,
) in die zum Ausgehen oder Ausjagen, oder Zujagen oder
reibjagen bestimmte Waldstrecke hinein, und wie viele aus
dem heraus vorfinden, so äugelt er ab. Das nämliche thut er
i Sommer entweder auf der Schleppneue oder am Waldsaume,
nn an diesen ein neugepflügtes Feld grenzt, um da zu ersehen, ob
d wie viele Stücke Rehwild da auf Aeßung hinausziehen. Das
bäugeln ist der nothwendige Vorgeher des Einbögnens, und
t nicht nur den Zweck, dem Jäger die Anzahl des über eine gewisse
trecke hin- und herziehenden oder in dem abzuäugelnden Wald-
ile stehenden Rehwildes anzuzeigen, als es auch im Winter bei
er Hauptneue, im Sommer auf der Schleppneue, nach
em Regen im guten Boden, im durchnäßten Sande ein vorzügliches
ittel ist, den Jagdlehrling in der Kunst des Ansprechens zu
en. Den Ausdruck: Abäugeln gebraucht man beim Rehwild
ie auch beim Dam-, Edel- Elen- und Schwarzwild), bei allem üb-
en Haarwild sagt man: Abspüren.

Hat der Jäger die erwähnte Umgebung des Waldtheiles, in welchem
s bestattete Ausjagen des Rehwildes vorgenommen werden

soll, mit Achtsamkeit abgeäugelt, und sich überzeugt, daß entweder nur Rehwild hinein und nicht wieder heraus gezogen ist, oder daß sich mehr Fährten hinein, als heraus spüren, so schreitet er zum

Einbögnen. *) — Es ist nicht genug, sich durch das Abäugeln überzeugt zu haben, daß in diesem oder jenem Waldtheile Rehwild steht. Solch ein abgeäugelter Waldtheil ist oft von so großem Umfange, daß man nicht Schützen genug zum Umstellen hat. In ihm sind zwei oder mehrere Dickungen; und um zu wissen, in welcher ausgejagt werden soll, nimmt nun der Jäger das Einbögnen in der Art vor, daß er den abgeäugelten Theil enger faßt, indem er hier durchgreift, dort abschneidet, hier einen Bogen schlägt, dort wieder eine kleine Strecke weit in gerader Richtung fortgeht, dabei das Auge nicht vom Boden wendet, die allenfalls hin und herkommenden Rehfährten genau zählt und dadurch in dem früher abgeäugelten Waldtheile die Dickung, den mit Gebüsch vermengten Stangenholzbestand, oder die Poschen ausfindig gemacht hat, worin das zur Morgenzeit hereingezogene Rehwild in diesem Augenblicke steht.

Hat der Jäger eingebögnet, so verfügt er sich auf den Platz, der zur Zusammenkunft der Schützen bestimmt worden ist. Hier macht er Rapport, d. h. er sagt seinem Principal oder dem Vorstehersten der Gesellschaft an, ob er einen Sprung Rehwild, oder mehrere, und wo er eingebögnet hat.

Gewöhnlich geschieht das Erneuern, welches darin besteht, daß der Jäger selbst, oder sein Vorgesezter, oder ein vollkommen sachkundiger Schütze aus der Gesellschaft die Dickung oder die Waldstrecke, worin nach Angabe des Jägers das Rehwild eingebögnet ist, nochmal umgeht, um sich zu überzeugen, ob nicht das Rehwild während des Einbögnens oder gleich nach selbem durchgegangen ist.

Die größte Stille und Aufmerksamkeit muß beim Abäugeln, beim Einbögnen und Erneuern ununterbrochen beobachtet werden.

Durch das Abängeln, Einbögnen und Erneuern ist nun das Rehwild vollkommen bestattet, worauf das Ausjagen geschieht, und zwar auf folgende Art: Der Jäger stellt in größter Stille und mit Vermeidung alles Geräusches die Schützen an; er bezeichnet jedem seinen Stand mit einer Bewegung der Hand, wählt sich dann selbst

*) Dieses findet nur bei Haupt- oder Mittel-Neuen statt, nicht aber bei der Schlepp-Neue, da sich diese nur auf die äußerste Umgebung des Waldtheiles, worin Rehwild ausgejagt werden soll, ihrer Natur gemäß beschränken muß; daher auch nur um jene Waldtheile eine Schlepp-Neue gemacht werden darf, welche an sich selbst schon nicht mehr Verbreitung haben, als daß sie mit einer mäßigen Anzahl von Schützen umstellt werden können. Anmerk. d. Red.

n Platz und gibt mittels eines langgezogenen Pfiffes auf dem Fin- den Treibern das Zeichen zum Angehen.

Ist nur eine Einfährte da, so treten die Treiber, 12 — 15 ritt von einander in gerader Linie abstehend, auf dieser an, die Jäger vorher verbrochen hat; wenn aber mehrere Einfähr- vorhanden sind, so wird die am frischesten scheinende oder die in Mitte der durchzugehenden Waldstrecke befindliche angegangen.

Auf dieser geht der eine von den Treibern fort, in gleicher Linie in angegebener Entfernung von ihm der andere, oder die beiden ttreiber.

Es wird nicht geschrieen, nicht mit Stöcken an Bäume oder auf Boden geschlagen; die Treiber gehen langsam fort, — der in der tte immer auf der Fährte — husten, pfeifen, klatschen in die Hände, ben dürre Aestchen von den Bäumen. Bemerken sie, daß das hwild sich aufgethan hat, so rufen sie: Wild auf! — ll es durchbrechen, so suchen sie durch G-schrei, Schlagen mit Treibstöcken an Bäume, Schwenken der Mützen, es wieder gegen Schützen zu bringen. Das Ausbrechen des Rehwildes ver- idigen sie durch „Links aus — oder durch Rechts aus!"

Sind beim bestatteten Ausjagen nicht genug Schützen vor- nden, um den Bogen gehörig umstellen zu können, so em- ble ich,

a) die Einfährten von sehr ruhigen, aufmerksamen Schützen etzen zu lassen, da es eine bekannte Sache ist, daß Böcke, beson- rs die starken, sich gar zu gerne vom Sprunge abstehlen, und f der Einfährte kommen; dann sey das

b) Bestreichen der Flanken ein Hauptaugenmerk des gers.

Außerhalb auf jeder Seite des Triebes, in gleicher Linie mit n Treibern geht ein verläßiger Schütze, um da möglichst die Stelle r mangelnden Schützen zu ersetzen. Rufen nun die Treiber: Links us! — so ist es die Sache des die linke Flanke bestreichenden chützen, sich alle Mühe zu geben, dem ausbrechenden Rehwild rzugreifen und es nach dem Trieb zurück umwerfen zu machen. Ge- ngt ihm dieses nicht, und er hat den Bock — oder die alte Geiß, nn eine solche geschossen werden soll — noch schußmäßig, so drückt ab. — Das nämliche thut der Schütze, an dem es ist, die rechte anke zu bestreichen, wenn die Rehe bei ihm ausbrechen wollen.

Beim Bestreichen der Flanken empfehle ich den Gebrauch r Büchse, oder wenigstens eines mit Kugel geladenen Zwilling- ufes, da das Rehwild beim Ausbrechen fast immer sehr flüch- g ist, und es dann immer besser ist, vom Stegreife weg mit der ugel zu hohlen, als mit Schrot anzuplänkeln, wo es dann bald icht mehr schweißt, ohne Nachsuche gelassen und früher oder später ls Fallwild die Beute des Fuchses wird.

Da das **Ausjagen** bei **Haupt- oder Mittel-Neuen** ei winterlicher Jagdbetrieb ist, der **Bock** aber vom November bis Janua **abwirft**, mithin zu dieser Zeit nur dem ganz geübten Jägerau und da nur auf eine mäßige Entfernung an dem stärkern Grinde u Halse kennbar ist, so rathe ich den angehenden Jägern und Jagdfreu den, ja nicht eher zu schießen, als bis sie bei dem Stück Rehwil welches ihnen zu Schusse kommt, den **Pinsel** deutlich wahrgenom haben, um nicht ein **Alt- oder Schmalreh** niederzubrennen, u als ein sogenannter **Geißschinder** ausgerufen zu werden.

Sollte aber bei solch einem **Ausjagen** die Erlegung eines Al **rehes***) angesagt seyn, welches bei starkem **Rehwildstand** und als sehr zweckmäßig geschieht, so hüte sich der Schütze vor je Schusse auf **Rehwild**, wenn er sich nicht vorher genau überze hat, daß er eine alte Geiße, und nicht ein Schmalreh vor sich ha da die Erlegung des leztern eine wahre waidmännische Todtsünde i

---

*) So mancher Jäger oder Jagdbesitzer kömmt ganz außer si wenn ihm eine **steinalte Rehgeiß** geschossen wird, während er das Schießen eines **Schmalrehes** wenn auch nicht ge anschafft, es aber doch mit merklichem Wohlgefallen i Welch ein für die Erhaltung eines guten Rehwildstandes v derblicher Unsinn, solch eine alte Schachtel, die vielleicht leztemal gebrunftet und gegründete Exspectanz auf das E aus Altersschwäche hat, sorgfältigst für das Raubwild wahren, dagegen aber den jungen Nachwuchs, von dem sich eine Reihe kräftiger Sprößlinge erwarten läßt, in der sch Lebensblüthe zu tödten. Es ist des Waidmanns Pflicht u Ehre, das weibliche Rehwild so viel als möglich zu hegen u zu schonen; aber er würde sehr unklug und zu seinem Nachthe thun, wollte er — im Besitze eines **guten Rehwildstande** und seine Rehe in Beziehung auf Alter und Fortpflanz Vermögen genau kennend, nicht von Zeit zu Zeit einige Altrehe schießen, die lange genug gelebt haben, und um mehr zu nützen und plötzlich spurlos zu verschwinden, — lich im Magen eines Raubwildes. — „Aber sagen Sie doch — frug mich vor ungefähr acht Jahren der k. B. Rev förster Pr.... rf zu Ar....... — Wohin kommen die a Geiße? Neunzehn volle Jahre begehe ich mein Revier; Laufe dieser Zeit habe ich auch nicht eine alte Geiß geschos auch nicht ein Wildschütze ist in der ganzen Umgebung, doch, — Sie wissen, wie genau ich meine Rehstände und Stärke meines Rehwildstandes kenne —, und doch verlie men mir alle Jahre 25 — 30 alte Geiße. Wie ist das lich? —" — Meine unmaßgebliche Meinung, daß die Ge wenn sie ihr natürliches Lebensziel erreicht hat, eingeht, daß es klüger ist, die dem Eingehen aus Altersschwäche na Geiße lieber zu schießen, als vom Fuchse fressen zu lassen, le tete ihm vollkommen ein. Seit dieser Zeit schießt er jährlich Paar Duzend alte Schachteln, und sein Rehwildstand ist brillanter, als zu jener Zeit, wo er diese bemoosten Matron zum großen Gaudium seiner Füchse für sie gepflegt und ge hätschelt hatte. Anmerk. d. Red.

B.

Das verlorne Ausjagen geschieht zur Zeit, wo man weder
aupt=, weder Mittel=, weder Schlepp=Netze hat, wo daher
der abgeäugelt und eingebögnet worden ist, sondern das
usjagen auf gut Glück nur in einem Waldtheile gehalten wird, in
lchem gewöhnlich Rehwild steht.

Dieses Ausjagen ist sehr einfach. Die Schützen werden wie
m bestatteten Ausjagen angestellt; die 2 oder 3 Treiber
hen, auf das erfolgte Zeichen des anstellenden Jägers, mit dem
inde auf der den in der Fronte angestellten Schützen gegenüber
enden Seite an und benehmen sich wie bei jenem Ausjagen.
en so werden ein Paar verläßige Schützen zurück hinaus, d. h. im
cken der Treiber, postirt und, bei Mangel an Seitenschützen, jede
anke von einem bestrichen.

Sowohl in Beziehung auf das bestattete wie auf das ver=
rne Ausjagen habe ich noch folgendes zu erinnern:

a) Da das Rehwild, in Folge seiner Scheue und Furchtsamkeit
ch oft bei einigem, wenn auch geringem Geräusche aufthut, und,
hend oder trollend, dann wieder stehen bleibend, dabei lusend und
dernd, durchgeht, so trifft es sich nicht selten, daß der Schütze
um auf seinem Stande ist, als das auszujagende Rehwild
h schon in seiner Nähe sich umthut. Daher wird der Schütze sehr wohl
n, im Augenblicke, wo der anstellende Jäger ihm mit einem Hand=
uf seinen Stand bezeichnet, seine Flinte zu spannen, sich schuß=
rtig zu machen (d. h., die Flinte so mit der rechten Hand am
schnitte des Kolbens, mit der linken gegen die Mitte des Laufes
anzufassen, daß er ohne auffallende Bewegung anlegen kann) — in
gerichteter Stellung zu bleiben und nicht dem Körper, sondern
t den Augen unter wenig bemerkbaren Wendungen des Kopfes ein
es, aufmerksames Spiel nach vorwärts und nach beiden Seiten zu ge=
. — Diese Ruhe, dieses Schußfertigseyn auf dem Stande vom
genblicke des Anstehens bis zum Abrufen vom Stande ist um so
hwendiger und oft um so lohnreicher, da wie gesagt, es nicht ein
ener Fall ist, daß das Rehwild früher antrollt, als der
ütze vermuthet, ja daß auch manchmal ein Fuchs ganz überraschend,
anschleicht, der dem ruhigen, aufmerksamen Schützen eine sehr will=
mmene Beute ist.

(Besondere Regeln für das Benehmen des Schützen auf dem Stande
bei der Treibjagd auf Füchse gegeben.)

b) Mit Ausnahme der die Flanken bestreichenden Schützen,
en die Büchse oder ein, mit gefütterter Kugel geladener
llingslauf zu empfehlen ist, laden die übrigen Posten oder Nro. 0 —
n sie eine einfache Flinte haben; bei Doppelgewehren ist es gut,
einen Lauf mit Posten oder Nro. 0, den andern mit Mittel=
beschroten zu laden, da man beim Rehwild=Ausjagen im
itherbst jederzeit auf einen Fuchs oder Haasen, oft auf einen Edel=

Marder, im Vorhölzern besonders auf eine verwilderte Hauskatze gefaßt seyn darf, die man auch nicht gerne ohne bleiernen Gruß vorüber lassen will.

c) Viele alte Jäger haben die Gewohnheit, beim Ausjagen des Rehwildes im Winter, wenn sie eine Haupt-Neue haben, einen Dachs- oder Hühnerhund auf die frische Fährte zu setzen und dann auf dieser nur einen Treiber nachgeben zu lassen. Ist es aber, daß der Dachs- oder Hühnerhund gar nicht rasch und nur bis an die Schützen jagt, so kommt das auszujagende Rehwild besonders vertraut, wie fast immer vor den mit wenig Geräusche, gleichmäßig langsam und in gehöriger Distanz sich fortbewegenden Treibern. Das Lautgeben des, wenn auch gar nicht flüchtig verfolgenden Hundes hat meistens zu Folge, daß der Bock sich absiehlt, und entweder im Bögen selbst sich steckt und dann, wie der Marder vom Treiben schlage, auf die feinste, unbemerkteste Weise entwischt, oder in rascher Flucht ausbricht, während der, des Bockes mit Sehnsucht harrende Schütze blos das Kohlwild an sich vorbeifliehen sieht.

Hier muß ich noch von einem beim Rehwild-Ausjagen anwendbaren Jagdbetriebe sprechen, nämlich vom

Springen des Rehwildes. — Bekanntlich ist das Rehwild, wenn es sich zu sehr vermehrt, dem Forste wie dem Felde äußerst schädlich. Es verbeißt die zarten Holzpflanzen, besonders den jungen Stockausschlag; die Böcke vernichten ganze Laub- und Nadelholz-Anlagen durch das Fegen am Gestänge dieser und anderer weichen Holzarten. Im grünen Getraide, vorzüglich in der Wintersaat verursacht es durch das Abäßen der Pflanzen, bis selbe in die Schossen kommen, bedeutenden Schaden, den größten aber während des Sommers im hohen Getraide, und zwar immer in dem, welches am dichtesten steht, worin es sich, um Schutz gegen das Ungeziefer zu haben, vom Ziehen zu Holze an bis zum Ziehen nach Aeßung niederthut, aber nicht immer auf einer und derselben Stelle, sondern an jedem Tage auf einer andern.

Hat sich nun das Rehwild wirklich so stark vermehret, daß es der Forst- und Feldwirthschaft zur wahren Plage wird, so tritt die Klage über Wildschaden ein und diese hat in der Regel einen Befehl höhern Ortes zu Folge, das Rehwild bis zum möglichst geringen Stand abzuschießen. Solch ein Befehl zum Abschuß schließt den des weiblichen Rehwildes nicht aus, und dem oft so schnell nachgekommen werden muß, daß man nicht Zeit hat, die Verminderung der Rehwildes mittels Anstehen und Pürschen zu bewirken, es auch oft, besonders zur Erndtezeit an Leuten, um Treibjagen zu halten fehlt, so nimmt man in den Revieren, wo der Abschuß geschehen muß, auf keine Jahreszeit Rücksicht, sondern man beginnt und sezt das bestattete und das verlorne Ausjagen

rrt, je nachdem es gehalten werden kann, bis das vorgesteckte Ziel er-
richt ist.

Zu solchem, so zu sagen, forcirten Ausjagen wird eine zum
änzlichen Umstellen eines jeden Triebes hinlängliche Anzahl von
Schützen erfordert. Die Hauptsache aber ist, daß, nachdem alle Stände
mit Schützen besezt und die 2 oder 3 Treiber angelegt sind, einige
Jäger sich in die Mitte des Triebes schleichen, und sich hinter Bäu-
men oder kleinen Gesträuchen in gleicher Linie, 50 — 60 Schritt
on einander abstehend und Front gegen die Treiber machend,
ufstellen. Jeder hat eine blindgeladene Doppelflinte. Nun ge-
en die Treiber an, aber eben so still, wie beim gewöhnlichen Aus-
agen; vertraulich zieht dort, vertraulich hier ein Sprung an den
ohlverborgenen Sprungschützen bis auf wenige Schritte heran.
Plözlich krachen 4 — 6 — 12 Schüsse los. Das Rehwild, von Feuer
nd Rauch umschlossen, vor Entsetzen und Schrecken fast stürzend, wirft
m und reißt aus, aber nicht mehr im Sprunge vereint, sondern
inzeln fliehend, nach allen Richtungen hin. Es ist gesprengt,
nd während beim gewöhnlichen, ruhigen Ausjagen, sey es ein be-
tatteted oder verlornes, fast immer ein ganzer Sprung ei-
em einzigen Schützen kommt, gelangen jezt durch das Sprengen
nd das hievon erzeugte Vereinzeln des Sprunges, 3 — 5 — 7
Schützen, je nachdem der Sprung gering oder stark ist, zu
Schusse.

Ich war vor einigen Jahren in Oberbayern bei solch einem, von
er Kreisregierung anbefohlenen Rehwild-Abschuß als Jagdgast
egenwärtig. So viele Rehe habe ich auf vieljährigen Rehjagden bei
utem Rehstande nicht gesehen, als da in einem einzigen Gehölze von
inigen tausend Morgen. Es war kein Treibjagen, sondern ein einfa-
es Ausjagen mit 2 Treibern, aber mit 12 Sprung-, und 45
Standschützen. In einem der lezten Triebe, wo wegen Mangel
n Schützen, eine bebüschte, an 1000 Schritte lange, felsige Bergwand
erlappt werden mußte, wurden, Mann und Weib, Alt und Jung,
7 Stück Rehwild erlegt.

Unter die Jagdbetriebe auf Rehwild gehört auch das

Ausmachen, jedoch beschränkt es sich nach ächt waidmännischer
Deutung nur immer auf ein einzelnes Stück Rehwild, und
war auf ein angeschweißtes, indem man es mittels Schweiß-
undes im Sommer oder zu schneeloser Zeit, beim Schnee aber auf
em Schweißfall so lange verfolgt, d. h. ihm nachgeht, nachsucht,
is es eine Dickung angenommen hat.

Das Ausmachen — worüber das Geeignete bei Pürschen ge-
agt ist — unterscheidet sich vom Bestatten darin, daß man bei die-
em einen gewissen Waldtheil kreisförmig umgeht, ihn von außen ab-
ugelt und dann einbögnet, während bei jenem der Jäger sich
amit begnügt, die Stelle zu wissen, wo das Stück Rehwild zu

Dickicht gegangen, wo es in das Dickicht getreten ist, um es da zu verbrechen.

Und nun zum Einfahren. —

Dieser Jagdbetrieb gilt für Rehwild, wo der Rehstand so stark ist, daß die Rehe nicht im Sprunge sondern im Rudel, d. h. ein Paar oder mehrere Sprünge zusammen, auf die Felder ziehen.

Das Haupterforderniß zum Einfahren ist eine ganz mondhelle Nacht. Es versteht sich ohnehin, daß der Revierjäger jene Felder, Aecker rc. genau kennt, welche das Rehwild am liebsten annimmt. Vorzüglich geeignet sind die Felder, welche nahe an einer Waldung liegen.

a) Zum Einfahren bedient man sich eines ganz gewöhnlichen, leicht gebauten, sogenannten Ochsen-Wagens, (wie ihn die Landleute zur Heimführung der Waldstreue, des Grünzeugs rc. gebrauchen) und zwar eigentlich von diesen Wagen nur des Gestelles, welches ein Brett trägt, das, als Sitz für die Einfahrenden, vom Hintergestelle zum Vordergestelle über der sogenannten Langwiede hinläuft. Auf der rechten oder der linken Seite des Wagens von einem Ende zum andern macht man eine kleine Vorrichtung von Strebe- und Querstangen, an welchen Reisig befestigt wird, so daß dieses eine, die auf dem Gestellbrette sitzenden Jäger verbergende Wand bildet.

b) Die beste Zeit zum Einfahren des Rehwildes ist gegen Mitternacht. Der Fuhrmann geht vor dem mit Ochsen bespannten Wagen, singend, pfeifend, mit seinem Gespann laut redend, von Zeit zu Zeit mit der Peitsche knallend, und so geschieht die Fahrt nach dem Felde hin, wo das Rehwild sich äßet.

c) Der einfahrende Fuhrmann darf während des Einfahrens nie stille stehen, sich auch nicht nach seinem Gespann umkehren; er geht unter Singen, Pfeifen und Reden seinen gleichen Gang fort und vermeidet vorzüglich alles Wenden des Kopfes nach dem Wilde hin.

d) Unter immerwährendem Lautsein beginnt er sein Einfahren in einer Entfernung von wenigstens 400 — 500 Schritte vom Rehwilde weg, setzt es kreisförmig fort und verengt allmählich den Kreis so, daß er dem Wilde auf 100 und noch weniger Schritte nahe kommt.

e) Das Rehwild sichert beim ersten Vernehmen des Peitschengeknalles und Lautseins des Fuhrmannes mit hochaufgeworfenem Grinde, zieht sich auch manchmal enger zusammen, wird aber, wenn das Fuhrwerk sich gleichförmig fortbewegt und der Fuhrmann obige Vorschrift genau beobachtet, äußerst selten flüchtig, sondern äuget und luset aufmerksam nach dem fortgehenden Fuhrwerke hin und wendet sich größtentheils mit dem ganzen Körper auf einer und derselben Stelle nach dessen fortschreitender Richtung.

f) Vorzüglich nothwendig ist, daß sämmtliche Jäger, welche gemeinschaftlich an einem bestimmten Abende das Rehwild einfahren

ollen, schon mehrere Tage vorher nach dem zum Einfahren erwähl=
n Felde gehen, um Augenschein einzunehmen, ob sich auf selbem
egenstände befinden, z. B. Wildobstbäume, hohe Raine, Gräben,
rdaufwürfe 2c., hinter welchen sie sich verbergen können.

Enthält das Feld gar keine Verbergungsmittel, so graben sie an
hörigen Stellen in gemessener Entfernung von Stand zu Stand
adelholzboschen von mehr als Mannshöhe ein, die einen guten Schirm
en, und an welche sich das Rehwild meistens schon nach 2 — 3
enden so gewöhnt, daß es dadurch nicht geschüchtert oder gar
rgrämt wird.

Die einfahrenden Jäger dürfen beim Abgehen dieses Feldes
nicht unterlassen, sich über die Wahl der Stellen, wo sie den Ein=
rwagen verlassen, d. h. von dem Sitze herabgleiten und ihren be=
mmten Platz annehmen wollen, aufs genaueste zu verständigen, damit
hrend des Einfahrens keine Verwirrung, mithin kein Aufent=
lt oder irgend ein Geräusch entstehe, wodurch das Rehwild zum
tutzen und Ausreissen gebracht werden könnte.

g) Sobald der Wagen an eine zum Anstehen, eigentlich hier
n Ansitzen bestimmte Stelle kommt, so gleitet der diese Stelle
ezende, ohne daß sich das Fuhrwerk nur einen Augenblick aufhält,
schnell als möglich vom Sitze herab, wendet sich bei dem Herab=
iten mit dem Gesichte gegen das Wild und faßt nun Posto, knieend
r stehend, je nachdem der Gegenstand beschaffen ist, der ihn mög=
st gut verbergen soll. Bei dieser Gelegenheit muß der Fuhrmann
ner etwas lauter seyn, damit das hier gleich geschehende Span=
n des Hahnes, vom Rehwilde nicht vernommen werden kann.

h) Von der Stelle an, wo der erste Schütze den Wagen verlassen
bis zu der, an welcher der Lezte seinen Stand nimmt, sezt der
rmann das Einfahren unter abwechselndem Singen, Pfeifen
Peitschengeknall ununterbrochen fort, und nimmt dann, hat er
lezten Schützen abgeladen, in immer gleicher Bewegung und unter
dem Lautsein die Richtung nach Hause.

i) Unter den einfahrenden Jägern muß die feste Bestimmung
n, daß nur derjenige zuerst schießt, dem sich das Rehwild, im
en fortziehend, oder auf sonst eine Art so annähert, daß er
on ihm gewähltes Stück mit aller Sicherheit fassen, und eines
ichen Anschusses gewiß sein kann. Wird nun das Rehwild
diesen ersten Schuß gesprengt, oder im ganzen Rudel zugleich
ig, so darf keiner der andern Jäger schießen, der nicht einen an
vorüberfliehenden Bock, — oder wenn es höhern Ortes so anbe=
n ist, ein Altreh, in gehöriger Schußweite, und mit gu=
Abkommen bezielen kann. Eine genaue Beobachtung dieser
reinkunft sichert vorzüglich gegen das waidmännische Unglück, ein
zu Schanden zu schießen.

) Es versteht sich ohnehin, daß das Einfahren des Reh=
s in sehr mondhellen Sommernächten zur Erlegung der Böcke,

in ganz mondhellen Winternächten aber nur dann vorgenommen wird, wenn der für den Abschuß bestimmte Etat das Erlegen von einigen Altrehen erfordert, da man zu dieser Zeit der Stärke nach das Altreh vom Schmalreh —, schwer aber vom Altreh den Bock unterscheiden kann, so lange er nicht bedeutend geschoben oder sich so weit angenähert hat, daß man sein Kurzwildpret deutlich erkennen kann.

I) Das geeignetste Gewehr zum Gebrauche beim Einfahren ist eine Doppelflinte, welche 2 unterladene oder zusammengeschraubte Kugeln auf eine Entfernung von 60 — 70 Gängen zuverläßig und mit starkem Triebe schießt. Statt deren bedient man sich auch des mit Posten geladenen Schrotstutzens, nie aber der Pürschbüchse, die sie, des feinen Absehens wegen, zum trügerischen Nachtschießen nicht taugt. —

Eben dieses trügerischen Nachtschießens wegen ist es sehr nothwendig, das Rehwild so nahe als möglich herankommen zu lassen, wie auch nach jenen Rehen, auf die geschossen, aber vermeintlich fehlgeschossen wurde, am andern Morgen genau nachzusuchen, da bei diesem Jagdbetriebe manches Stück als gefehlt geglaubt wird, während es doch mehr oder minder angeschweißt worden ist.

In sehr mondhellen Nächten, in Revieren, wo ein starker Rehwildstand ist, und auf einer weit auslaufenden, nach vornehin ganz freien, im Hintergrunde von einer geschlossenen Waldung umschlossenen Fläche gewährt das

Einjagen des Rehwildes, wenn auch nicht eine lang dauernde, aber eine, für den Waidmann sehr anziehende Unterhaltung, welche unsere vorzüglichsten Jagdschriftsteller, — warum, ist mir unerklärbar — beim Rehwild ganz unberührt lassen. Wer noch kein Rehwild-Einjagen gehalten hat, der wird mir Vergnügen und Nutzen zu danken haben, wenn er diesen Jagdbetrieb nach folgender Anleitung ausübt:

1) Das Einjagen wird im Winter wie im Sommer nur bei Vollmond, und in sehr schönen windstillen Nächten mit wolkenlosem Firmament gehalten.

2) Durch Abäugeln mittelt man jene, an der Waldung gelegenen Felder, Wiesen oder Aecker aus, welche das Rehwild schon einige Nächte nacheinander angenommen hat. — Ist nun der Himmel ganz heiter, der Mond im Vollichte und der Wind gut, (d. i. von dem Felde, welches das einzujagende Rehwild annimmt, in ganz gerader Richtung nach den Ständen der Schützen ziehend) brechen Jäger und Treiber gegen Mitternacht zum Einjagen auf, die Schützen nach dem Holze, die Treibwehre nach den Feldern hin.

3) Wenigstens tausend Gänge weit oberhalb des Feldes oder Wiese, worauf sich das Rehwild äßet oder sonst umthut, ziehen die Schützen in größter Stille in das Holz und schleichen

nn von innen heraus in gerader Richtung nach dem Waldsaume,
› jeder Schütz das freie Feld und auf ihm das Rehwild vor sich,
ıd schon bei Tage zu seinem Stand einen Baum ausgewählt hat,
nter welchem er sich anfangs verbirgt, dann allmählig und ohne
les Geräusch sich an der einen oder andern Seite des Baumes an-
llt. —

Ich empfehle allen, das Einjagen mitmachenden Schützen:

a) gleich nach dem Eintritt in das Holz Stiefel oder Schuh aus-
zziehen, und in Socken auf den Stand zu schleichen —

b) von dem Augenblick an, wo man das Holz betritt, nicht mehr
abak zu rauchen, nicht mehr zu reden, kein Geräusch zu machen,
ıd

c) weder an der Kleidung noch am Schießgewehr irgend etwas
linkendes zu haben, wie auch

d) schon gleich beim Eintritt in das Holz den Hahn zu spannen,
nd das Gewehr vorsichtigst zu verwahren. Wer weiß, wie leise das
iehwild — besonders bei Nacht — vernimmt, wie scharf es
uget und wie weit es verwindet, der wird die unerläßliche Be-
bachtung vorstehender Punkte gehörig zu würdigen wissen.

4) Den Schützen gerade gegenüber, aber wenigstens eine starke
Viertelmeile vom Felde entfernt, auf welchem das einzujagende
iehwild steht, welches nun zwischen der Schützen- und der Treib-
ıehre befindlich ist, legt ein Jäger die Treiber an, so daß alle
0 — 100 Gänge einer zu stehen kommt. Mehrere Treiber sind mit
iner tüchtigen Knallpeitsche versehen, und zwischen den andern ein-
etheilt.

5) Der die Treibwehre anlegende Jäger muß auf dem Hin-
ange nach den Treibständen seine Leute zum Schweigen, wie auch zur
Vermeidung alles Geräusches aufs strengste anhalten, und keinem beim
inzelnen Anstellen mit Namen rufen, sondern ihm den Platz nur durch
inen Wink bezeichnen, auch nicht eher das Wild angehen, als bis
r vollkommen überzeugt seyn darf, daß die Schützen auf ihren Stän-
en stehen.

6) Jezt gibt er durch einen Fingerpfiff das Zeichen zum Ange-
ıen, und die Treibwehre sezt sich gleichmäßig in Bewegung,
angsam, die gerade Richtung nach dem Felde hin, wo das Rehwild
ich äßet, und eine ganz gleiche Linie im Vorwärtsmarschiren hal-
end, so daß kein Treiber vorläuft und keiner zurückbleibt. Dabei
vird tüchtig mit den Peitschen geknallt und zwischenweise gerufen, als
vie die Fuhrleute thun, wenn sie ihre Pferde eine steile Anhöhe hin-
uf treiben.

Gewöhnlich wirft das Rehwild schon beim ersten Peitschenge-
nall den Grind auf, wendet sich nach der Seite, woher das Ge-
lärme kommt, bleibt längere Zeit äugend, lusend und win-
dend stehen, rückt näher zusammen und zieht dann, öfters still-
stehend und zurückäugend, zu Holze. Je langsamer und gleich-

mäßiger die Treiber gehen, je tüchtiger sie unter eingemengtem Fuhrmannsgeschrei, darauf losknallen, desto vertrauter kommt das Rehwild den Schützen. Es ist nichts seltenes, daß bei ganz gutem Winde und bei der größten Stille und Ruhe des Schützens, diesem das Rehwild nahe genug hinzieht, um dem aus selbem herausgewählten Stücke mit dem besten Abkommen auf den Grind zu schießen. Wie beim Einfahren des Rehwildes — gebrauche man auch beim Einjagen die mit 2 zusammengeschraubten Kugeln geladene Doppelflinte, oder den mit Posten geladenen Schrotstutzen und schieße nie auf weitere Entfernung, als auf die von höchstens 30 — 36 Gängen.

Auch muß eben so, wie beim Einfahren, gleich am andern Morgen nachgesucht werden, wenn allenfalls vermeintliche Anschüsse oder Fehlschüsse statt gehabt haben.

Wir kommen jezt zu einer Jagdart, über welche ich, soll sie auf flachem Lande, in sumpf- und brücherfreien Waldungen gegen Rehwild geübt werden, mit heftigem Zürnen Acht und Bann ausspreche. Es ist das

Jagen mit Hunden, welches, auf dem platten Lande, in unsern schönen, zum Anstand, zur Pürsche, zum Ausjagen, zum Zujagen, in vielen Gegenden selbst zum Anfahren und Anreiten so trefflich geeigneten Forsten, Gehölzen und Feldköpfen eine wahre Aasjägerei ist. In meinem Leben werde ich eine Jagd mit Hunden auf Rehwild nicht vergessen, die ich vor einigen Jahren auf dem Landgute des — nomina sunt odiosa — mitmachte. — Als wir, 12 Schützen stark — von der Haltstatt zum Angestelltwerden abgingen, gab mir der Gutsbesitzer die für mich als Jäger sehr überflüssige Ermahnung, ja nicht vor dem Abpfeifen vom Stande zu gehen, wenn das Jagen auch etwas lange dauere, — der durchgehende Jäger sey schon auf seinem Posten. Es war zur Zeit der Klopfjagd und ich dachte, nach langer Stille, nun mit jedem Augenblick das so gewöhnliche, allerliebste Charivari einer brüllenden und unsinnig tobenden Treibwehre erschallen zu hören, da schlugen, etwa hundert Schritte vor mir, plötzlich ein paar Hunde an, mit einem Laut, den man nur von ungeheueren Metzgerhunden hören kann. Wenige Minuten darauf floh an mir ein Schmalreh vorüber, und hintendrein fuhren zwei stockhaarige Hunde, hoch, wie ein Bullenbeißer, aber schlank und flüchtig wie ein Windhund. Die Jagd ging durch aus, als hätten Reh und Hunde Flügel. Bald hörte man keinen Schlag. Noch immer in der Meinung, das Treiben gehe erst an und diese entsezlichen Hunde seyen durch einen unglücklichen Zufall dem Jäger entkommen, stand, und wartete und horchte ich volle 2 Stunden; da hörte ich aus weiter Ferne ein paar schwache Schläge; mit der Schnelligkeit der schießenden Schwalbe eilten die verstärkten Schläge heran; jezt kam das Schmalreh, in hohen, matt sich folgenden Sätzen wie die wettrennenden Pferde, wenn sie die lezten Kräfte aufbieten

zum zweihundert Schritte hinter dem Rehe folgen die hündischen Ungeheuer daher, so frisch und kräftig, als hätten sie so eben aufgestochen. Mit weit heraushängendem Graser, zum Niederstürzen erschöpft, keuchte das arme Thier an mich heran. Ich zielte, ich drückte rasch ab mit geschlossenen Augen; ich konnte die Schinderei nicht länger schauen. — Der Herr Baron hat mich zum ersten und lezten Mal auf seiner Jagd gesehen.

Aber es gibt Gegenden, in denen vor Sümpfen, Brüchern, Felsparthien, Klüften und Tiefen durchschnittenen Waldungen keine Pürsche, keine Art von Treibjagen auf **Rehwild** ausgeübt werden kann, und nur mit hochstämmigen, starkknochigen, meistens stockhärigen Hunden gejagt wird, die gerade nicht sehr scharf und flüchtig sind, aber sehr lange anhalten.

In den von Brüchern und Sümpfen coupirten Waldungen des Plattlandes ist die **Rehjagd** mit **Hunden** sehr einfach. Die Wechsel werden besezt, und die Hunde gewöhnlich in der Mitte des durchzujagenden Triebes **gelöset**, aber immer so, daß sie die **Suche** mit **gutem Winde angehen**. Der Jäger, welcher die Hunde gelöset hat, **spricht** ihnen **zu**, bis sie **gefunden** haben, dann stellt er sich im Triebe irgendwo an, oder sucht einen allenfalls unbesezt gebliebenen Wechsel zu gewinnen.

Noch einfacher, aber zur Verzweiflung langweilig sind die **Rehwildjagden** mit **Hunden** in hochgebirgigen Gegenden. Hier steigt, — der anstellende Jäger voran — eine Gesellschaft von Schützen den angenehmsteilen Felsberg ein paar Stunden lang hinan; jeder Schütze findet an seinem Stande, der ihm vom Jäger angewiesen wird, einen Steinblock, einen Baumstrunk, der ihm zum Siz dient, und vielleicht schon ein paar Generationen hindurch dazu gedient hat, denn in der Regel hat im Hochgebirg die **Rehjagd mit Hunden** überall die gleiche Gestaltung, nämlich die, daß der Schütze ganz ruhig und bequem, aber mit vieler Gedult ausgestattet, auf diesem seinem Sitze seine Pfeife raucht und in den dunkeln Wald und in die, da und dort aufragenden Felsmassen hineinschaut und mit der unerbittlichen Langweile einen hartnäckigen Kampf kämpft, bis er endlich aus weiter Ferne ein **Anschlagen** der Hunde vernimmt, die ein eigens zur Führung der Hunde bestimmter Jäger, da **gelöset** hat, wo er am ersten **Rehwild** zu finden hofft, welches **Lösen** oft 1 — 1½ Stunde vom Schützen entfernt geschieht. Jezt steht der Schütze auf, macht sich **schußfertig**, lauscht immer freudiger des näher und näher kommenden Lautes der Hunde, schaut scharfen unverwandten Blickes nach dem Steige, der Blöße, dem Wechsel hin, wo das **Rehwild** mit jedem Augenblick ihn anlaufen soll, sieht schon mit des Waidmanns unnennbarer Lust das braunroth-feurige Sommerkleid des stattlich-gehörnten Rehbocks durch die Gebüsche leuchten; noch fünfzig Schritte, und der Ersehnte ist im Bereiche des Geschoßes. — O Schicksals Tücke! der Rehbock ist verschwunden, als hätte ihn die Erde verschlungen und

das sich immer mehr annähernde Geläute der scharfen, hochgewachsenen, unermüdbaren Gebirgshunde erneuert den schmerzvollen Gedanken, wie nahe ihm die Erfüllung seines heißesten Wunsches gewesen. Und jezt erstirbt in weiter, weiter Ferne der noch immer aufmerksam belauschte Laut. In seinen schönsten Hoffnungen getäuscht, von Mißmuth und Langweile gefoltert, muß er noch auf dieser verhaßten Stelle ein paar Stunden verweilen, bis ihm der gellende Fingerpfiff des Jägers das Zeichen gibt, daß für heute die Jagd zu Ende und die Rückkehr nach Hause anzutreten sey.

Im Bayernschen Walde, im Bayernschen und Salzburgischen Hochgebirge, im Böhmenwalde habe ich viele Gebirgs-Rehjagden mit Hunden mitgemacht. Man bleibt 4 — 5 Stunden — so lange dauert das Suchen, das Jagen der oft halbe Täge hindurch anhaltenden Gebirgshunde — auf dem nämlichen Stande, und sehr oft trifft es sich, daß man 5—6 solcher Jagden, die höchst beschwerlich, eintönig und abgeschmackt sind, beiwohnt, ohne, selbst bei sehr starkem Rehwildstande nur einmal zu Schusse zu kommen.

Und nun fort von diesem undankbaren Jagdbetrieb, und frohen Schrittes hin zur schönsten Lust des wahren Waidmanns, zum Glanzpunkt der Jagdarten auf Rehwild, zur freudig begrüßten

Pürsche. Mit dem Worte: Pürsche bezeichnet der Jäger im Allgemeinen denjenigen Jagdbetrieb, der die Bestimmung hat, sich dem Dam-, Edel-, Elen-, Reh- und Schwarzwild, zu Fuß oder zu Wagen oder zu Pferd so anzunähern, daß man es mit Büchse oder Kugelflinte zu erlegen vermag. Daher haben wir auch die Benennungen: Pürschgang (Annäherung zu Fuß) — Anfahren — (Annäherung zu Wagen) und Anreiten (Annäherung zu Pferd.) —

Im Speziellen aber versteht man unter Pürsche — Pürschjagd das waidmännische Schleichen im Walde, auf bestimmten kleinen Pfaden (Pürschwege — Pürschsteige) oder auf gut Glück, um auf gewissen Plätzen, z. B. Waldwiesen, Gehauen, Holzschlägen, Sulzen &c. Rehwild (wie auch Dam- Edel- Elen- und Schwarzwild) zu erspähen und an selbes schußmäßig zu kommen.

Und nun zur Ausübung der Pürsche auf Rehwild.

a) Recht früh Morgens und zu guter Zeit vor Einbruch des Spätabends thut sich das Rehwild aus dem Bette, oder aus der Ruhe auf. Daher sind diese beiden Tageszeiten die Besten zum Pürschen.

b) Ist ein starker Gewitterregen, sey es zu welcher Tageszeit immerhin gefallen, so tritt das Rehwild aus den Dickungen, wo es sich niedergethan hat, auf die Lichtungen, Holzschläge, Geräumte, Waldgrasplätze &c., sobald es zu regnen aufgehört, sowohl um sich zu schollern und abzutrocknen, als auch nur den von den Waldbäumen noch immer herunterfallenden Tropfen auszuweichen. — Die Zeit gleich nach dem Gewitter- oder einem sonst schnell eingetretenen und

bald vorübergegangenen Regen ist die vortrefflichste Pürschzeit, besonders bei etwas starkem Winde, weil das Rehwild da nicht so leicht vernimmt.

c) Ehe das Rehwild Abends zur Aeßung aus dem Holze tritt und ehe es Morgens, nachdem es wieder zu Holze gezogen ist, sich da niederthut, schlenzt es noch einige Zeit auf lichten, grasreichen Plätzen umher, nach den zartesten, leckersten Gräsern und sonstigen Pflanzen suchend. — Diese kennt der, seines Reviers und Rehwildstandes nach allen Richtungen hin genau kundige Jäger, und legt deßwegen die dahin laufenden Pürschwege durch Stangen- und Hochholz an.

Wir wollen nun die

A. Anlage und

B. Behandlung

der Pürschsteige, — auch Pürschwege genannt — kennen lernen.

Pürschsteig — nennt man den Pfad, welchen sich der Jäger durch Hoch- und Stangenholz, durch Dickungen und Poschen künstlich bereitet, um auf selben zu gewissen Zeiten, nemlich Morgens und Abends, auch nach einem starken Gewitterregen, auf Schläge, Waldwiesen 2c. hin zu schleichen, und da an das sich äßende oder schlenzende, stehende, sizende Rehwild (auch Dam- und Edelwild) so nahe zu kommen, daß er es für die Pürschbüchse (das Schießen mit Schroten auf den Pürschgängen ist höchst unwaidmännisch —) in schußmäßiger Entfernung vor sich hat.

Die Lichtungen, nach welchen hin, zu pürschen ist, kennt der revierkundige Jäger, da er am besten weiß, in welchem Walddistrikte seines Reviers Rehwild steht, welche Lichtungen, nämlich Gehaue, Holzschläge, Lehden, Geräumte, Waldwiesen, dort herum sind und durch welche Partien von Dickungen, Stangen- und Hochholz man sich am besten nach jenen Lichtungen schleichen kann. Die Pürschsteige, Pürschwege (von einigen auch Schleichwege genannt) werden auf eigne Art angelegt und behandelt.

A. Anlage. —

a) Der Pürschsteig hat im Stangenholze, wie durch Dickungen eine sich gleich bleibende Breite von 2½ — 3 Fuß, damit der Pürschende hinlänglich Raum hat, und nicht von Tritt zu Tritt sich ängstlich vorsehen muß, mit Büchse, Waidtasche 2c. an Bäumen zu stoßen 2c. — Von dem jungen Stangenholze, wie von den Poschen, an welchen der Pürschsteig hinläuft, müßen auf der innern d. h. auf der dem Pürschsteige zugekehrten Seite, vom Grunde des Stammes an bis ein paar Fuß über gewöhnliche Mannshöhe hinaus alle grünen Zweige und alles dürres Geäste sorgfältig hinweg geschnitten werden; der Pürschsteig muß eine von allen hindernden Gegenständen ganz frei gemachte, so zu nennende Alee seyn.

b. Von der Stelle an, wa der Pürschsteig beginnen soll, gibt man ihm eine möglichst gerade Richtung bis auf einige Schritte an die Lichtung hin, auf welche er führt; einige Schritte vor dieser Lichtung bilde er einen scharfen Winkel. Diese Bildung eines Winkels ist für den Pürschenden von wesentlicher Bedeutung. Es kann sich nämlich treffen, daß ein Stück Rehwild (wie auch Dam- oder Edelwild) gerade dem Auslaufe des Pürschsteiges nach dieser Lichtung hin gegenüber steht oder sitzt. Führt nun der Pürschsteig von seinem Anfang bis zu seinem Auslaufe ununterbrochen in ganz gerader Richtung nach dieser Lichtung hin, so kann das, dem Auslaufe des Pürschsteiges gegenüber befindliche Stück den heranpürschenden Jäger schon aus weiter Ferne gewahren. Bildet aber der Pürschweg einige Schritte vor seinem Auslaufe einen Winkel — oder auch nur eine Krümmung — so schleicht der Jäger ungesehen bis an diese Stelle, wo er einige Augenblicke stehen bleibt und, ehe er sich vollends an die Lichtung schleicht, aufmerksam horcht, ob ihm nicht irgend ein Geräusch oder sonstiges Zeichen der Nähe eines oder mehrerer Stücke Rehwildes verräth.

B. Behandlung.

a) Schon bei der Anlage des Pürschsteiges ist der Boden zu applaniren d. h. von Allem, was beim Auftreten einiges Geräusch machen könnte, z. B. dürre Aestchen, Rindenabfälle, altes wie frisches Baumlaub, Tannzapfen ꝛc. wie auch von emporstehenden Baumwurzeln sorgfältigst zu reinigen. Jenes geschieht mittels eines kleinen, scharf- und festzähnigen Rechens, der den Boden vom Grunde aus säubert, dieses, wie es sich ohnehin versteht, durch Abhauen der Wurzeln, und zwar so, daß keine Endspitzen hervorragen, um nicht dadurch zum Fallen gebracht zu werden. — Solche Reinigung muß von Zeit zu Zeit während der Pürschzeit erneuert werden, besonders beim Eintritt der falschen Rehbrunft, da der Bock das Schmalreh meistens auf Schlägen, Waldwiesen und sonstigen Blößen jagt, welche der eigentliche Zielpunkt des Pürschenden sind. Zum Behufe der Nachreinigung schneidet sich der Jäger an Ort und Stelle kleine Besen aus Reisig, die ihm gute Dienste leisten, die Abfälle an Baumlaub, Rindenstücken, Dürrästchen ꝛc. nicht über Hand kommen zu lassen.

b. Ist der Jäger längere Zeit am Pürschen verhindert gewesen und während dessen der Pürschweg ungereinigt geblieben, so kann er sich, im Falle die Säuberung des Bodens nicht gleich vorgenommen wird, nur dadurch helfen, daß er mit bloßen Füßen oder baarfuß pürscht.

Und nun wieder zum Pürschen selbst.

d) Eine Haupterforderniß beim Pürschen ist, daß man bei diesem Jagdbetriebe vollen Wind d. h. den Wind von der Seite her hat, nach welcher hin der Pürschgang vorgenommen wird. Daher die Nothwendigkeit der Anlage mehrerer Pürschsteige nach einem und demselben Plaze hin.

e. Das Pürschen sey ein langsames, ganz geräuschloses Schlei-
n, bei dessen Beginnen der Jäger spannt, jedoch ohne zu stechen.
ibei muß der Jäger öfters stille stehen und aufmerksam nach allen
iten schauen, da oft der Fall ist, daß in dem Stangen- oder Hoch-
ze, durch welches der Pürschgang führt, Rehwild steht oder
rtraulich zieht. Ist Wind und Lokalität so günstig, daß man
ein sicheres Anpürschen dieses im Stangen- oder Hochholze
st ersehenen Rehwildes rechnen darf, so thue man es; stehe aber
on ab, wenn man befürchten müßte, das Wild zu vergrämen,
man schußmäßig ankommt, indem sonst der Pürschgang auf die-
Plätzen für längere Zeit verdorben bleibt.

f. Das öftere Stillestehen und Umherschauen unter dem Pür-
en ist vorzüglich deßwegen nöthig, weil es sich manchmal trifft,
ein Rehbock da in der Nähe ist, wo man ihn gar nicht ver-
:het, besonders im August, wo er den ganzen Tag so zu sagen auf
Beinen ist, um nach Schmalrehen zu suchen. Der Rehbock ist
gefährlichste Feind des Pürschenden. Diesen eräugend oder
windend wird er auf der Stelle flüchtig, schallt, aber dabei
nörderisch, daß es weit umher vernehmbar ist. Das in der Nähe
nde oder in der Ruhe sitzende Rehwild (auch das Dam-
Edelwild), die Bedeutung dieses Schallens kennend, reißt
s und im weiten Umkreise ist für heute der Pürschgang ver-
en. Erblickt der Jäger einen Bock, ehe ihn dieser eräugnet,
hat er ihn schußmäßig, so versäume er keinen Augenblick, ihn
rzuschießen, oder, wenn der Bock allenfalls hoffend den Grind
wirft und dabei nicht schußmäßig ist, sich so lange hinter
n Baum oder einen sonst vorbeugenden Gegenstand zu drücken,
der Bock, ehe er zum plärrenden Herold geworden ist, fortzieht,
eine Stellung annimmt, daß der Jäger ihn anpürschen,
sollte ihm da Localität, oder Wind nicht günstig seyn, sich vom
e unbemerkt abstellen kann.

g. Wie der Jäger in keinem Falle zu hitzig seyn soll, so beobachte
ich Ruhe und Vorsicht, wenn er an das Ende einer Dickung
eines Stangenholzes kommt, welches auf eine Lichtung ausmün-
wo er Rehwild zu finden glaubt. Er trete nicht gleich ins
, sondern verweile am Saume des Dickichts oder des Gehölzes,
äußersten Gesträuch, oder äußersten Baum, und überschaue von
angsam mit entblößtem Kopfe sich vorneigend, die vor ihm lie-
Blöße, entwerfe auch sorgsam sogleich seinen Plan, wenn er
wild erblickt, wie er demselben am sichersten beizukommen ver-

h. Wenn das Rehwild im Stehen, Ziehen oder Aeßen
ieser Blöße dem Pürschenden gerade den Grind zureckt
mit dem Vordertheile ihm gerade gegen über ist, so tritt er
hinter dem ihn verbergenden Gesträuch oder Baum hervor, son-

dern wartet in größter Stille und Ruhe, ob das Wild herauszieht, und macht sich so unbemerkbar als möglich schußfertig.

i. Zieht aber das Rehwild von ihm hinweg, oder hat der Jäger bei seinem Hervorspähen hinter dem verbergenden Baume oder Busch das Wild von ihm zwar abgewendet, aber außerhalb der Schußweite ersehen, so sticht er und beginnt, es anzupürschen; a. mit gutem Wind; b. mit größter Vorsicht und Stille, c. mit Benützung aller ihn gegen das Gewahren von Seiten des Rehwilds schützenden Gegenstände z. B. der auf dieser Blöße einzeln stehenden Bäume und Gesträuche, allenfalls da vorhandener Graben oder sonstiger Vertiefungen, Scheiterstöße, Windfälle ꝛc.

k. Das Anpürschen geschehe in möglichst gebückter Stellung mit entblößtem Kopfe, mit strengster Vermeidung alles, was die Aufmerksamkeit des Rehwildes erregen könnte; es kommen oft Fälle vor, daß der Jäger beim Anpürschen sich platt auf die Erde legen und nach dem nächsten Gegenstande hin, wo er sich wieder aufrichten kann, auf dem Bauche fortkriechen muß.

l. Steht, zieht oder äßet das Rehwild vom Anpürschenden hinweg, so daß ihm desselben Hintertheil zugekehrt ist, so [illegible] er ununterbrochen fort, kann auch — was oft nothwendig ist — wenn er ganz guten Wind hat und dieser rauschend weht, sein Anpürschen beschleunigen, um eher an's Wild zu kommen, als sonst ein unvorhergesehener störender Zufall es plötzlich flüchtig machen möchte; doch ist die größte Vorsicht zu beobachten, daß er nicht auf Dürr[illegible] welches häufig auf den außerhalb des abplanirten Pürschsteiges befindlichen Lichtungen liegt, tritt, und dadurch Geräusch verursacht, oder gar über einen Baumstock, eine Auslaufwurzel ꝛc. stolpert und fällt; daher man beim Anpürschen so zu sagen mit einem Auge auf den Boden, und mit dem andern auf das Wild zu sehen hat. Sollte aber das Rehwild auf einmal den Grind aufwerfen und [illegible]fen, so muß er auf der Stelle sich drücken und unbeweglich bleiben, bis das Wild wieder vertraut wird, und in abgewendeter Stellung vor ihm ruhig fortäßet oder fortschlenzt.

m. Hat sich der Jäger schußmäßig angepürscht und ist zu befürchten daß er nicht näher ankomme oder das Rehwild unruhig werde, so säume er nicht, schnell zu zielen und mit gutem Abkommen Feuer zu geben. Sind ihm aber Wind und Stellung des Rehwildes und Localität des Anpürschplatzes so günstig, daß er schußgerecht beikommen kann, so übe er lezteres aus.

Nachträgliche Bemerkungen.

1) Es ist recht wohl gethan, beim Pürschen, selbst auf rein gehaltenen Pürschsteigen diesen Jagdbetrieb in Socken oder Bast[illegible] auszuüben.

2) Die Erfahrung lehrt, daß es, wo nicht immer doch größtentheils nachtheilig ist, beim Pürschgang einen Schweißhund mit sich zu führen. Selbst der an das Nachgehen auf dem [illegible]

t gewöhnte Schweißhund muß beim Pürschen an der Leine
führt werden. Wie oft verwickelt sich dieser an die, beim Aus-
chten des Pürschsteiges zufällig übersehenen Aestchen der Ge-
äuche, der Poschen, des jungen Stangenholzes, durch welches der
ürschsteig führt. Durch das öftere Losmachen verliert der Jäger die
it, er muß sich bücken, er stoßt im engen Raume des Pürschstei-
s, selbst bei aller Vorsicht, mit dem Gewehre, mit der Waidtasche rc.
einen Baumstamm rc. und das oft in der Nähe äßende oder
ehende Rehwild wird von dem dadurch verursachten Geräusch
n Vermerken und Ausreißen gebracht. — Es trifft sich auch sehr
, daß der Jäger beim Pürschen aus dem langsamen Schleichen
ein sehr eiliges Vorübergehen, oft plötzlich stille stehen, oft rasch
ücktreten muß, ein fühlbarer Stoß, ein Treten auf die Zehen des
ndes ist da unvermeidlich und meistens ein gellendes Aufschreien
gestoßenen oder getretenen Thieres die Folge, und dadurch sehr
der ganze Pürschgang verdorben. Wir könnten aus bitterer
ahrung noch Manches anführen, was die Nachtheile der Schweiß-
ds-Gesellschaft beim Pürschen bestättigt, doch begnügen wir uns,
zu bemerken, daß — a, wenn das bezielte Stück Rehwild oder
Rauche gestürzt ist, der Schweißhund keine Arbeit hat, und b, ist
angeschossen, so läßt es der erfahrene und besonnene Jäger ohnehin
nk werden und gewinnt dadurch Zeit genug, seinen Schweißhund
Hause oder von dem zunächst an der Waldung gelegenen Bauern-
s zu holen, wo er ihn bis zur Beendigung der Pürsche aufzube-
ren geben kann.

Wir sind nun dahin gekommen, wo der Pürschende den Bock,
Geltreh, oder, — im Falle eines besondern Auftrages, wie auch
oft eintretenden Nothwendigkeit — das Altreh schußmäßig,
t Dianas Hülfe schußgerecht — vor sich hat. Die Büchse ist
spannt und gestochen. Nicht schleppend, aber doch sehr behut-
n, d. h., mit Vermeidung alles Geräusches und einer auffallenden
wegung fährt der Jäger auf, bezielt scharf und rasch das Stück,
nn es ihm breit steht, 2 — 3 Finger dicht hinter dem Blatt,
t es aber eine andere Stellung, auf einem Flecke, wo er einen, wenn
ht auf der Stelle tödtlichen, doch vorzüglich guten Anschuß anbrin-
kann und drückt ohne längeres, oft sehr nachtheiliges Zögern ab.

Das Rehwild zeichnet nach dem Schusse. Dieses Zeichnen
bei der Naturgeschichte des Rehwildes gründlich und um-
send beschrieben worden. Indem wir darauf verweisen, ist nur noch
erinnern, daß der Jäger sein beschossenes Stück, stürzt es im
uer, oder reißt es aus, fest ins Auge nehmen, und zwar im
sten Falle, um, wenn es gekrellt ist, selbes gleich abzuge-
ken oder, sollte dieses der Lage des Stückes wegen nicht seyn kön-
n, ihm, wenn der Jäger mit einer Zwillingsbüchse versehen ist,
en gleich tödtenden Schuß zu geben. Kann beides nicht statt finden,

so bleibt dem Jäger nichts übrig, als das gekrellte Stück heesen.

Im zweiten Falle muß der Jäger das beschossene Stück lange als möglich im Auge behalten, um da, wo er dessen le Flucht gesehen, es vor der Hand zu verbrechen.

Ist das Stück im Feuer gestürzt und zeichnet es gekrel oder ist so stark angeschweißt, daß es gleich, oder nach kur Flucht zusammenbricht, jedoch nicht sobald zu verenden sch so ist der Jäger als Mensch von Gefühl auch gleich bereit, die Lei des armen Thieres schleunigst zu beendigen. Dieses geschieht auf ä waidmännisch am besten durch das

Abgenicken und zwar auf folgende Art:

Man beugt den Grind des abzugenickenden Stücks Reh vorwärts und stoßt die fast parallel mit der Stirnplatte geführte S des Genickfängers (oder eines sonst sehr spitzen und starken M sers) zwischen der Hirnschaale und dem Halsknochen hinein, nur d die rasche Trennung des Rückenmarks vom Gehirn ist das augen liche Verenden zu erwirken.

Nur die öftere practische Anweisung eines, im Abgenicken w geübten Jägers, wie auch eigne öftere Uebung an schon verende Rehwild kann dem Laien die nöthige Sicherheit und Fertigkeit in H habung des Genickfängers — so heißt das starke vorn zweisch dige Messer oder das pfriemenartige Instrument womit man ab nickt, geben. (Dam=, Edel= und Elenspießer und Gabler, wie a weibliches Dam=, Edel= und Elenwild wird abgenickt — dag Hirsche und Schwarzwild abgefangen)

Dr. Gall gibt über das: „Abgenicken —" folgende an mische Erläuterung:

„Die Stelle an der sogenannten Varolischen Brücke, wo die aus dem Rückenmark in den Schädel tretenden Nervenbündel du kreuzen ist diejenige, welche bei ihrer Verletzung den gewissesten u zugleich schnellsten Tod zur Folge hat. — Hier ist es, wo die Jä den Genickfang geben. Auch viele Raubthiere kennen diese S genau und pflegen von ihrer Kenntniß besagter Stelle beim Tödten i Beute Gebrauch zu machen. Es sind aber auch hier beide gleichna Hälften des Hirngebäudes gewissermaßen in Einem Punkt verei daher diese Verletzung für das thierische Leben gerade so ab und schnell tödtlich ist, wie die Verlezung des Herzens für das or nische Leben."

Ist aber das Stück Rehwild, nachdem es auf diese oder j Art gezeichnet hat, mehr oder minder flüchtig fortge gen, so begiebt sich der Jäger, nachdem er das fliehende Stück weit als möglich im Auge behalten und sich die Stelle, wo er zum lezten Mal gesehen, wohl gemerkt hat, auf den Ansch um zu sehen, ob sich da ein gerechtes Pürschzeichen findet.

Ist ein solches vorhanden, so beurtheilt er aus selbem nach dessen
n und Gestalt am besten den Anschuß, und diese Beurtheilung
hnet ihm auch gleich die geeignetsten Maaßregeln, deren er sich
dienen hat, um seinen Bock, sein Altreh sicher und in möglichst
r Zeit zu bekommen.

Schweiß, Knochensplitter und abgeschossenes Haar
gerechte Pürschzeichen.

1) Wir haben bereits bei der Naturbeschreibung des Reh-
s gesagt, wie aus der Farbe des frischen, d. h. des gleich
der Verwundung ausfließenden Schweißes zu erkennen ist —
zwar in manchen Fällen mit aller Wahrscheinlichkeit, in vielen
Gewißheit) an welchem Körpertheile das Stück den Anschuß

) Die Knochensplitter — oft Knochenstücke —, kleiner
größer, sind eine sehr verläßige Bezeichnung der Stelle, an wel-
das Rehwild angeschossen ist. — Fast immer auf der Seite des
schusses und nahe an der Fährte liegend verrathen sie durch
lt und Färbung, ob der Bock ꝛc. am Blatte, oder hoch oben
Laufe, oder unten am Laufe, zwischen Knie und Schale,
chweißt ist. Die ersteren, — Blattschuß — sind ganz flach
scherbenartig geformt, von bräunlicher Farbe; die zweiten, —
r Laufschuß — haben an der Aussenseite eine flachrundliche
lt und eine weiße Farbe; die leztern, gewöhnlich in der Fährte
d, — kurzer Laufschuß — machen sich durch ihre längliche
terung, starke Abrundung und rein-weiße Farbe besonders
lich.

) Aus dem abgeschossenen Haare erkennt der Jäger

. vorzüglich guten Anschuß, wenn das Haar zerschos-
gleichsam wie ab und zerrissen ist, dagegen
. den Krell-, und den Streifschuß, wenn das Haar durch
ugel mit seiner Wurzel oder dicht an selber von der Haut los-
n und die normale, d. h., diejenige Länge hat, wie es selbe nach
Jahreszeit, in welcher das Rehwild angeschossen wird, haben
mithin im Sommer viel kürzer als im Winter ist.

Auch der Ausriß kann als ein gutes Pürschzeichen an-
rochen werden, wenn er tief ist, welcher jedoch nur im feuch-
ichten Sand oder in sehr weichem Boden statt findet.

Damit der Jäger die Stelle, wo das Rehwild im Augenblicke
den ist, als er darauf Feuer gab, — diese Stelle, wie die Ver-
ung selbst nennt der Jäger in seiner Kunstsprache den Anschuß —
lange suchen, und dadurch seine Zeit verlieren muß, so ist es
m sehr nützlich, wenn er im Augenblicke des Auffahrens und
egens, irgend einen Gegenstand, z. B. ein Gesträuch, einen
nstrunk, einen Reisig-Haufen, einen großen Stein, eine hohe
ze ꝛc. — welche dicht, oder doch sehr nahe an dem zu beschießenden

Stück Rehwild sich befindet, schnell und scharf ins Auge faßt und sich zum leichten Auffinden des Anschusses, des Ausrisses u Pürschzeichen wohl einprägt.

Hat der Jäger von seinem Stande aus ersehen —, welches nur möglich ist, wenn er heiteres, windstilles Wetter und den W nicht im Gesichte hat — ein Zeichen des beschossenen Re wilds und auf dem Anschuß eines oder das andere der gerecht Pürschzeichen gesehen, so geht er an die Stelle, wo er das zum lezten Mal gewahrte, verbricht da nur obenhin und läßt es krank werden.

Wie lange dieses dauern soll, bestimmt sich, nachdem der Re gezeichnet hat, ob er stark oder gering schweißt; und Farbe der Schweiß gibt und durch selbe die kleinere oder g Bedeutendheit der Verwundung, — des Anschusses — anzeigt.

Bei der Naturgeschichte des Rehwildes haben wir reits angegeben, daß Blatt=Herz, Lungen= und Leberschu wie auch der Schuß auf den Stich mit Herz= und Lungen letzung ein sehr baldiges Verenden zur Folge haben, Vorderlauf= und Hinterlauf=Schuß, besonders der W wundschuß das Rehwild zwar nicht mehr weit fortgehen, längere Zeit, als man oft glaubt, noch fortleben lassen, da das enden gewöhnlich erst erfolgt, wenn der Brand eingetreten Wird einem auf leztere Arten angeschossenen Stück Rehwild genügende Zeit gegeben, recht krank zu werden, sondern gleich aufgemuthet, so geht es oft so weit fort, daß es für den verloren ist, besonders wenn es, bald zu schweißen aufhört, vorzüglich in der Zeit eintritt, wo es sehr gut am Leibe ist. ses zu frühe Aufmuthen ist selbst im Winter, wenn auch Schnee liegt, um so nachtheiliger, weil das, möglichst flüchtig gehende Stück da oder dort zu anderm Rehwild kommt, seine mit diesen vermischt, zu schweißen aufhört, und so nicht mehr zumachen ist, wenn nicht gerade der Fall sich findet, daß ihm Vorder= oder Hinterlauf ganz zerschmettert geworden, sich durch dessen Geschleppe im Schnee besonders kenntlich macht. Im Sommer hat der Schweißhund die allermühsamste Arbeit, kommt es dazu, daß die Arbeit an der Leine nicht mehr an und er auf die Fährte gehezt werden muß, so gelingt es nur sehr kräftigen, sehr flüchtigen Schweißhund, das zu früh gemachte Stück einzuholen und es zu stellen oder nieder ziehen.

Läßt sich auch für die Dauer des Krankwerden=Lassens keine bestimmte Norm geben, so wird der Jäger doch am besten das am Morgen oder während der besten Tageszeit angeschossene erst nach einer Stunde, — beim Waidwundschuß noch später ist aber das Anschießen bei der Abendpürsche geschehen, zur frühesten Morgenstunde des folgenden Tages anzugehen.

Kommt der Jäger an die Stelle, wo er das flüchtige Stück von
nem Stande aus zum lezten Mal gesehen, und einen Bruch ge-
;t hat, so beschäftigt er sich nur mit dem

Nachsuchen. — *)

A. Es wäre wohl überflüssig, zu bemerken, daß der Schnee die
le Nachsuche gibt, da man nur dem Schweißfalle folgen
f, um an das wunde Stück zu kommen. Hat es ein Dickicht
genommen, so verbricht man auf der Stelle, wo es in das
cicht getreten, und schlägt um dieses einen Bogen bis zurück
n Bruch. Steckt es in der umkreisten Dickung, so geht man auf
1 Schweiß sehr langsam und geräuschlos nach — um es, im
le das Verenden noch nicht eingetreten wäre, nicht rege zu ma-
1 — bleibt von Zeit zu Zeit stehen, theilt vorsichtig die Zweige der
sträuche, damit man es allenfalls in der Ruhe ersehen möge —
) sezt dieses Nachsuchen in der Dickung fort, bis man an das Stück
ommen ist.

Hat sich beim Bogenschlagen gefunden, daß es nicht in dieser
ckung steckt, sondern weiter gezogen ist, so wird mit dem Nach-
hen im Stangenholz, über Blößen, Schläge, Geräumte, mit dem
genschlagen an den Dickichten fortgefahren, bis man das Stück vor
hat. Ist es noch nicht verendet, sondern noch kräftig genug,
h aufzuthun, so säume man nicht, es durch einen sichern Schuß,
besten auf den Grind, augenblicklich zu tödten. Sollte es aber
ctig werden, ehe der Jäger den Schuß anbringen kann, so bleibt
a nichts übrig, als den Schweißhund, — welchen man nicht
n Nachsuchen, sondern nöthigen Falls zum Nachsezen an der
ne nachgehen läßt — in Ermanglung dessen den Jagdhund, —
ch jeder sonst gute Jagdhund arbeitet gewöhnlich mit Eifer auf
n Schweiße —) schnell zu lösen, und diesem dann eiligst zu fol-
a und dabei aufmerksam zu horchen, ob und wo der Hund vor dem
ch stellenden Stück Standlaut gibt oder es todt ver-
:llt. —

B. Das Nachsuchen im Sommer mit dem Schweißhund
fordert die Beobachtung folgender Regeln:

a. Ist der Anschuß verbrochen, so holt der Jäger seinen Schweiß-
ınd (M. s. in Abth. III. bei Schweißhund d. Art. Dreßur
:s Schweißhundes) führt ihn, nachdem das angeschweißte Stück
ehwild zum Krankwerden gehörige Zeit in Ruhe gelassen
orden, am Riemen an den Bruch, und läßt ihn auf dem
chweißfalle nachsuchen, den man in kurzen Zwischenstrecken
erbricht.

*) Die hier gegebene Anleitung zum Nachsuchen beschränkt sich nicht blos auf die Pürsche, sondern gilt für alle Jagdarten auf Rehwild. Anmerk. d. Red.

b. Dieser muß ganz langsam, mit möglichster Vermeidung all
Geräusches verfolgt werden und der Jäger hat hauptsächlich darauf
sehen, ob der Hund die Fährte hält, oder davon abgekomm
ist. — Wäre dieses der Fall, so bringt er ihn durch Vorgreife
wieder darauf.

c. Wie beim Nachsuchen im Winter, so geschieht auch i
Sommer das Bogenschlagen, wenn man an eine starke Dick
kommt, eben so

d. das Erlegen des Stückes, mittels eines sicher gleich tödte
den Schusses, wenn man es niedergethan, aber noch zum flieh
rüstig sieht, außerdessen man es zur Beendigung längerer Leiden
abgenickt.

e. Ist die Dickung so verwachsen, daß man mit dem Schwei
hund am Riemen auf der Einfährte nicht folgen kann, so
fährt man, wie bei A. gesagt worden. —

Hier muß gesagt werden, daß vorstehendes Nachsuchen b
allen Jagdbetrieben auf Rehwild, wo ein angeschweißte
Stück nicht gleich oder ganz nahe am Anschuß gestürzt ist,
den hier gegebenen Regeln auszuüben ist.

Wenn auch nicht so ächtwaidmännisch, als das Pürschen, d
viel bequemer und, bei einem starken Rehwildstande viel einfa
und in Bezug auf sichere Beute viel sicherer ist das

Schießen auf's Blatten. Mit dem Worte: Blatte
bezeichnet der Jäger das Nachahmen der Stimme eines Schm
rehes, um während der falschen Brunft, — daher auc
Blattzeit genannt — den nach dem Beschlag sehr begieri
Rehbock so herbeizulocken, daß er dem Blattenden auf gehö
Schußweite anspringt.

Welcher Werkzeuge man sich zum Blatten bedient, und wie
auf diesen ausgeübt wird, ersehen wir in der Abth. IV. bei d.
Reh-Blatten. —

Am eifrigsten springt der Rehbock aufs Blatt in
Stunden, wo er das Schmalreh nicht jagt, sondern sich niederge
hat und von seinen heftigen Anstrengungen ausruht. Die sich
Zeit dieser Ruhe ist die Morgenstunde von 10 bis 11 Uhr; auch
früh, gleich nach Tagesanbruch und gegen Eintritt der Abenddäm
rung springt er sehr gerne. — Der Jäger, der eben so gut d
Zeit als den Walddistrict kennen muß, wo sein Rehwild steht, w
sich einen etwas freien Platz, wo er aber ein Gebüsch oder sonst ei
Gegenstand hat, der ihn wohl verbirgt, aber zugleich nicht hind
nach allen Richtungen hin zu sehen und zu schießen. In schußfert
ger Haltung — denn pfeilschnell fährt der Bock daher, wenn
nicht früher verprellt geworden oder nicht gerade im Jagen des Sch
Rehes begriffen ist — thut der Jäger 3 — 4 Stöße auf das Bla

lt ein wenig inne und blattet dann wieder. Hofft der Bock außer
r Schußweite, so unterläßt der Jäger das Blatten und thut nur
nz vorsichtig ein paar Stöße, wenn der Bock nach einer andern
chtung hin flüchtig werden will. — Springen zwei Böcke zugleich,
d legt der stärkere — was fast immer geschieht — auf den ge-
ngern ein, so flieht gewöhnlich dieser, und macht dabei verschiedene
endungen in der Nähe der Blattstelle, wodurch der fliehende und
n Verfolger sich oft dem Jäger schußgerecht annähern und Ge-
enheit geben, den stärkern aufs Korn zu nehmen. — Geschieht die-
nicht, so muß der Jäger, wenn die Böcke lusend stehen, ein paar
attstöße hören lassen, worauf einer oft auch beide aufs Blatt sprin-
n. — Zur genauen Beachtung empfehlen wir:

a. daß der Jäger ganz naturgetreu Blatte, denn der
ingste Falschton, oder ein umschlagender verprellt den Rehbock
 lange, oft für die ganze Blattzeit;

b. daß er während des Blattens, wie unter dem Innehalten kein
räusch, keine Bewegung mache, daher die Nothwendigkeit der schuß-
rtigen Haltung und des vorsichtigen Mitfahrens, (so
nt man die, das Wild in seinen Bewegungen begleitende Bezie-
ng) wenn die Böcke sich um ihn herumtreiben.

c. daß er beim Schießen aufs Blatten ja nichts funkeln-
 an sich oder am Gewehre, auch an allen Theilen seiner Beklei-
ng nichts lichtbuntes oder gar weißes habe, denn die Erfahrung
rt, daß der Rehbock zu keiner Zeit so scharf äuget und gewahret, als
m Hoffen in der Blattzeit.

Beim Schießen aufs Blatten empfehle ich den Gebrauch des
 Posten geladenen Schrotstutzens, da das Anspringen
Bockes, öfters sein Ummwerfen und Ausreißen beim Ver-
rken irgend einer Gefahr so pfeilschnell sind, daß der Blattende
ht Zeit hat, so scharf zu visiren, wie es mit der Büchse ge-
hen muß.

Wir haben bereits an der geeigneten Stelle gesagt, daß wenn die
hblatte so gestellt, oder mit dem Munde, auf dem Birnbaum-
tte, der Birkenschaale, dem Grasblatte, dem Messing- oder Blei-
chen der Ton so erhöhet wird, daß er dem Fiepen des Reh-
zes ununterscheidbar ähnlich ist, auch das Mutterreh aufs
att springt, wodurch so manches Altreh in die Raubklauen
Wilddiebes geräth. — Es sey also dem Jäger eine streng zu er-
ende Obliegenheit, im Laufe der Blattzeit die Waldtheile, wo
Standrehwild hat, mit unermüdbarem Eifer zu überwachen,
sowohl seine Böcke, als auch besonders sein Mutter-Rehwild gegen
isches Blatten zu schützen.

Hat der Jäger den für die Blattzeit festgesetzten Rehbock-
schuß gemacht, so verhindert er das fernere Springen der
hböcke aufs Blatt am besten dadurch, daß er seinen Zwilling
ind aber tüchtig ladet, zu gehöriger Zeit, wo sie am liebsten

springen, blattet, und den anspringenden Bock mit dem einen Blindschusse empfangt, mit dem andern beim Umwerfen und Ausreißen begleitet. — Ein auf diese Art begrüßter und beabschiedeter Bock springt in dieser Blattzeit nicht wieder.

Wendet der Jäger dieses vielerprobte und äußerst heilsame Verscheuungsmittel gleich nach Eintritt der Blattzeit bei seinen Altrehen an, die er durch den nachgemachten Fieplaut des Kitzes an sich gelockt hat, so kann sich der Wilddieb die Schwindsucht an den Hals blatten, und doch wird kein Altreh springen.

Der großherzogl. Hess. Revierförster Hoffmann zu Gundernhausen, ein recht angenehmer Dichter, läßt einen durch das Blatten getäuschten Rehbock seine Brüder durch folgende Klage warnen:

Bei einer Ricke ganz vertraut
Saß ich, so um Jakobi Tage,
Und hörte einen fernen Laut;
Doch ähnlich war er einer Klage,
Die nur die Liebesgluth erhöh't,
Wenn volle Aeßung üppig steht.

Ich hatte länger keine Ruh',
Nach jener Stelle wollt' ich eilen;
Hold nickt mir die Geliebte zu
Und lud mich ein, bei ihr zu weilen;
Sie scherzte mit mir sanft und schön,
Und ließ mich nicht von dannen geh'n.

Doch stärker kam der Liebeston,
Es nahte sich mir die Syrene;
Ich eilte jezt im Nu davon,
Vergaß im Eifer meine Schöne;
Bezaubert von der Buhlerin,
Sah ich nach ihrem Rufe hin.

Noch einmal rief's, — sie schien mir hold —
Ich eilte fort, mit ihr zu scherzen,
Zu heilen durch den Minnesold
Die Regung süßer Liebesschmerzen;
Doch welche Täuschung fand ich hier
Ich sehr, beklagenswerthes Thier!

Ich suchte eilend zu entflieh'n
Mir halfen nicht geübte Sprünge, —
Es war vergeblich mein Bemüh'n,
Gerathen war ich in die Schlinge;
Dem Schicksal war nicht zu entgeh'n,
Den Jäger sah' ich fertig steh'n.

Gelehnt an einen Baum, nicht frei,
Hier sollte mich sein Ruf betrügen;
Im Augenblick traf tödtend Blei,
Es rann der Schweiß, und bald erliegen,
Verenden muß ich — mit Geduld, —
Und hieran war die Liebe schuld.

In Revieren, wo der Rehwildstand sehr stark ist, und der
Anstand, die Pürsche, das Einjagen 2c. nicht zum festgesezten Abschuß hinreichen, werden eigne Treibjagden gehalten, bei denen
nur Rehwild geschossen werden darf.

Wird ein Rehtreibjagen in einer größern Waldung gehalten,
in deren Nähe kleine Gehölze und Feldköpfe sind, worin Rehwild
gerne steht, so wird eine reichliche Ausbeute an Rehwild am sicher-
sten zu erwarten seyn, wenn dem Treibjagen selbst das Ein-
sprengen vorangeht, welches man auf folgende Art behandelt:

Bald nach Sonnenaufgang, wo das Rehwild von der Aeßung
wieder zu Holze gezogen ist, werden jene Feld- und Vorhölzer, aus
denen eingesprengt wird, von einer zahlreichen Treibwehre so umstellt,
daß nur die, nach der bestimmten Waldung hin auslaufende Seite
frei bleibt. Auf das Zeichen des dirigirenden Jägers sezt sich die
Treibwehre in Bewegung, rückt ziemlich rasch, also bedeutend
schneller als bei der Treibjagd selbst, vor, und macht dabei kein an-
deres Geräusch, als daß sie von Zeit zu Zeit in die Hände klatscht,
dürre Aestchen abbricht, hustet, sich räuspert. Sie muß zahlreich seyn und
eine ziemlich dichte Linie bilden, um das Rehwild am Zurückgehen zu
hindern, so wie die an den beiden äußern Seiten des Feld- oder Vor-
holzes, gleichsam wie eine Schützenwehre angelegte Treib-
wehre — alle 15 — 20 Schritte ein Treiber — sich zwar nicht von
der Stelle bewegen darf, aber mit Schreien, Händegeklatsch, Nieder-
schlagen des Treibstocks auf die Erde 2c. vieles Gelärme zu machen
hat, um das von der innern Treibwehre aufgeregte Rehwild vom
Ausbrechen abzuhalten. — Ist das Feld- oder Vorholz durchgetrieben,
so haben die Treibleute auf der Stelle alles Geräusch zu unterlassen
und dem Jäger in aller Stille an ihren neuen Bestimmungsort, näm-
lich entweder zum Einsprengen aus einem andern Gehölze oder an den
Sammlungsplaz vor dem großen Treiben zu folgen, um das einge-
sprengte Rehwild nicht zu weit flüchtig zu machen. —

In Waldungen, welche keine Umgebung von kleinen Gehölzen
oder von Feldköpfen mit Rehwild haben, wird manchmal vor den
im Innern solcher Waldungen abzuhaltenden Treibjagden auf
Rehwild das Ringeln *) vorgenommen. Dieses unterscheidet
sich vom Einsprengen nur dadurch, daß keine Treibleute an bei-
den Flanken der zu ringelnden Vorhölzer aufgestellt sind, son-
dern die Treiber, eben so regelmäßig angelegt, wie beim Ein-
sprengen und bei der Treibjagd selbst, langsamer sich fortbe-
wegen und kein anderes Geräusch machen, als von Zeit zu Zeit des

*) Ob dieser, in Bayern, Oesterreich, Salzburg und Teutschböh-
men gebräuchliche Ausdruck waidmännischer Terminologie auch
in andern Ländern herrscht, ist mir unbekannt. Was man in
genannten Ländern darunter versteht, gibt der Context an.
Anmerk. d. Red.

Hustens, des Räusperns, des Pfeifens. — Das dadurch nicht sehr geschüchterte Rehwild trollt vor der nur wenig sich vernehmen lassenden Treibwehre aus den Vorhölzern in das innere der Waldung, wo man es haben will, um gleich nach dem Ringeln mit der Treibjagd selbst zu beginnen.

Wie diese gehalten wird, wenn sie ihre Bestimmung erfüllen soll, und was bei dieser Jagdart in allen ihren Theilen zu beobachten ist, ist gründlich und umfassend vorgetragen in den hier aufgeführten:

I. Regeln für den das Treibjagen auf Rehwild dirigirenden Jäger;

II. Regeln für den die Schützen beim Treibjagen auf Rehwild anstellenden Jäger;

III. Regeln für den die Treibwehre beim Treibjagen auf Rehwild führenden Jäger;

IV. Regeln für die Schützen beim Treibjagen auf Rehwild.

Regeln für den das Treibjagen auf Rehwild dirigirenden Jäger.

1) Dieser wähle den Platz, wo die Jagdgesellschaft sich versammelt — wenn selbes im Freien geschieht — immer in ziemlicher Entfernung von der Waldstrecke, worinn die Treibjagd gehalten wird. Gewöhnlich wird auf solchem Versammlungsplatze Feuer angemacht und mit mehr Gelärme sich unterhalten, als eigentlich nothwendig ist. Daher empfehle ich aus vieljähriger Erfahrung die Zusammenkunft auf einem Platze zu halten, wo man von jener Waldstrecke her, in welcher getrieben werden soll, vollen Wind oder wenigstens Halbwind hat. Diese Empfehlung gründet sich auf folgende, allerdings sehr zu beachtende Punkte:

a. Es wird dadurch verhindert, daß der qualmige, aus dem grünen dampfenden Reisig aufsteigende Rauch in die zu durchtreibende Waldstrecke schlägt. Und da dieser Rauch, ebenso auch

b. das unvermeidliche Gelärme, welches die jagdlustigen Schützen und die unzügelbaren Treibpursche, aller Abmahnungen ungeachtet, gewiß nicht unterlassen, das oft schon in der ersten Dickung am Waldsaume des durchzutreibenden Gehölzes stehende Rehwild flüchtig macht, so ergeht hieraus sichtbar, wie gut es ist, wenn der Zusammenkunftplaz ziemlich ferne von erwähnter Waldstrecke, und mit dem Winde von selber her gewählt wird.

2) Auf diesem Platze hat sich der die Treibjagd dirigirende Jäger nochmals mit dem die Schützen anstellenden, und dem die Treibwehre führenden Jäger zu bereden und aufs genaueste zu verständigen.

3) Auf eben diesem Platze eröffnet der dirigirende Jäger den Schützen, ob, außer Rehböcken auch Altrehe und Kitzböcke — (welch letzteres beides aber nur da geschehen darf, wo es, wegen in Uebermaß gehegten Rehwildes und der dadurch erzeugten Wildschäden wegen der Abschuß-Etat fodert —) auf dieser Treibjagd geschossen werden

dürfen. Da, wo es eingeführt ist, verkündigt er zu gleicher Zeit die Strafen, welche auf das Erlegen eines bei dieser Treibjagd nicht als schußbar angegebenen Stückes festgesezt ist, und ermahnt die Schützen während des Gehens auf den Stand und von diesem hinweg, die Mündung des Gewehres nach oben zu führen und im Laufe der Jagd Ruhe, Stille und Vorsicht zu beobachten.

4) Bei Anfang eines jeden **Triebes** bezeichnet er den Platz, auf welchem nach geendigtem Triebe die Schützen sich zu versammeln haben.

5) Niemand als der **dirigirende Jäger** gibt das Zeichen zum **Angehen** der **Treibwehre** und zum **Abgehen** der **Schützen vom Stande**.

6) Er sorgt mit geziemender Höflichkeit, aber mit durchgreifendem Ernste für die waidmännische Ordnung unter den Schützen, für die Beobachtung der gehörigen Subordination, Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Treiber, schlichtet die allenfallsigen Anstände und Beschwerden, ist überall unverzüglich zur Stelle wo man seiner Anordnung, seines Rathes, seiner Intervention bedarf und widmet sich mit Sachkenntniß, Genauigkeit und mit regem Eifer der Leitung dieser Treibjagd in allen ihren Theilen. —

Regeln für den die Schützen beim Treibjagen auf Rehwild anstellenden Jäger.

1) Beim Aufbruche vom Versammlungsplatze sammelt der **anstellende Jäger** die Schützen um sich und geht dann an ihrer Spitze dem Triebe zu.

2) Zur Besetzung der Stände ruft er die Schützen nicht laut, sondern bezeichnet jedem seinen Stand mit einer winkenden Handbewegung. In der Regel müßen die Schützen in solcher Entfernung von einander stehen, daß sie zusammen schießen können, d. h. daß ein Stück, welches in den Mittelpunkt zwischen zwei Schützen kommt, auf diesem Punkte von dem Schützen zur Rechten, wie von dem zur Linken gerade eine solche Entfernung hat, daß es jedem der Beiden schußmäßig ist. — Auch muß jedem Schützen ein **Stand** gegeben werden, wo er das ankommende Rehwild früh genug sehen und nach mehreren Richtungen hin schießen kann.

3) Bekanntlich sind beim Treibjagen auf **Rehwild** wenn das Treiben mit gehöriger Ruhe und Ordnung geübt wird, die **Wechsel** die **besten Stände**. Im Falle der **anstellende Jäger** nicht durch die Gegenwart hoher Personen daran gehindert ist, so besetze er die **Wechsel** mit seinen tüchtigsten Schützen, gebe aber solchen Schützen, die als unzuverläßig im Treffen, oder als zu hitzig und unvorsichtig bekannt sind, solche **Stände**, wo sie nicht schaden können. Im Falle es aber an Schützen mangelt, so sollen nur die Hauptstände besetzt werden.

4) **Der anstellende Jäger**, nach dem Anstellen in der Wahl des eignen Standes am Schlusse der **Schützenwehre** un-

beschränkt, suche wo möglich einen Stand, von welchem aus er, wenn auch nicht die ganze Schützenlinie, doch einen Theil davon übersehen kann, um, im Falle es nöthig sey, gleich zur Hand zu sein, wo man seiner bedarf.

5) Sind alle Stände besetzt, so geht der Jäger noch eine Strecke fort und gibt dann, am besten von einer erhabenen Stelle aus, durch Fingerpfiff — (nie durch Geschrei, welches höchstens beim Treiben auf Hasen und Füchse anwendbar ist —) ein Zeichen, welches der dirigirende Jäger von ihm abnimmt und dann sein eigenes den Treibern zum Angehen gibt. —

6) Wie jeder Schütze, so bleibe auch der anstellende Jäger auf dem von ihm gewähltem Stande, bis der Trieb vorüber ist, denn es trifft sich gar zu oft, daß das Rehwild oft noch, wenn der Trieb fast schon zu Ende ist, durch die Treiber zurückgeht und bei den äußersten Schützen ausbricht, daher die Gegenwart des anstellenden Jägers am Auslaufe der Schützenwehre theils mittelbar, theils unmittelbar von großer Wichtigkeit ist.

7) Nicht genug kann dem anstellenden Jäger empfohlen werden, während des Anstellens für seine eigene Person die möglichste Stille, Besonnenheit und Vorsicht zu beobachten, als auch über deren Beobachtung von Seite seiner Schützen zu wachen.

8) Eine Hauptregel für den anstellenden Jäger ist, wenn es ihm nicht an Schützen gebricht, einige davon, aber sehr verlässige, im Rücken der Treibwehre anzustellen, da — eben so wie der Fuchs — auch der Rehbock sich gar gerne abstellen will, und oft sehr flüchtig zurückgeht und auf diese Art den dort positirten Schützen anlauft. —

9) Im Falle es an Schützen zum Verstellen der Flanken mangelt, so wählt er sich ein Paar zum Bestreichen der Flanken, worüber wir das Gehörige beim bestatteten Ausjagen gesagt haben, oder er verlappt, worüber das Nöthige bei der Jagd auf den Hasen vorgetragen ist.

Hier noch ein Wort über das Verloosen der Stände. — Dieses hat viel für sich, besonders bei Treibjagen, wo der anstellende Jäger — wie leider so häufig der Fall ist — unter den Schützen seine besondere Günstlinge hat, oder schmutzig genug ist, die Spender von Geld- oder andern Geschenken auf die besten Stände zu stellen. — Solches kann beim Verloosen nicht statt finden, denn da entscheidet die Nro. für den Vornehmen, wie für den Schützen von geringerm Range. — Aber — in lucrativer Beziehung verliert die Jagd, denn — wird nicht verlooset, so stellt der Jäger die ihm als ruhig, verlässig und gewandt bekannten Schützen auf die besten Stände (Hauptwechsel, Wechsel, Riegel) — und vertheilt die übrigen nach ihren Schieß-Qualitäten, wo dann in der Regel — sed nulla regula sine exceptione — mehr Wild erlegt wird, als beim

erloosen, durch welches gar oft der erbärmlichste Schütze auf ei-
Stand kommt, von dessen Werth er gar keinen Begriff hat.

Darf ich meine unmaßgebliche Meinung aussprechen, so würde
sagen: Bei Treibjagen, die rein auf Rehwild gehalten werden,
mlich bei welchen auf kein anderes Wild als auf Rehwild ge-
ssen werden darf — soll der Jäger ohne Verloosung und nach
auer Kenntniß der Schießqualität seiner Schützen selbe anstellen;
gegen bei gewöhnlichen Treibjagen auf Hasen und Füchse ver-
ose man die Stände.

Regeln für den die Treiber beim Treibjagen auf
ehwild führenden Jäger.

Wer einmal das Glück gehabt hat, bei einer Treibjagd auf Nie-
rwild eine zahlreiche, aus jungen und alten Leuten bunt zusammen-
würfelte Treibwehre zu führen, der wird mit Verlust des größ-
Theils seiner Lunge — wenn er sich nicht gar die Schwindsucht
den Hals geärgert hat — die Ueberzeugung geschöpft haben, daß
i einem Treibjagen auf Rehwild, wo von Seite der Treiber mit
rdnung, Ernst und mit Beobachtung der vom Jäger gegebenen
orschriften ein ruhiges Benehmen vereint sein soll, nicht, wie es
i den gewöhnlichen Klapper- oder Klopfjagden fast immer
schieht — Weiber und Kinder, sondern nur gesezte Bursche und
Männer verwendet werden sollen, da oft ein einziger Treiber durch
zeitiges Vorlaufen oder saumseeliges Zurückbleiben, durch widersin-
ges Geschrei rc. einen ganzen Trieb verderben kann.

Ist dem Jäger seine Treibwehre übergeben, die, um eines
ten Erfolges gewiß zu seyn, so zahlreich seyn muß, daß alle 12 —
Schritt ein Treiber zu stehen kommt, so beobachte er folgendes:

1) Er sammelt die Treibwehre um sich, sagt ihr, welcher Trieb
t genommen wird, auch wie er gegangen werden muß, und
zeichnet sehr deutlich jene Plätze, wo allenfalls der eine oder der an-
re Flügel der Treibwehre bis auf ein gewisses Zeichen stehen bleiben,
er von da aus langsamer oder schneller gehen muß.

2) Da das Mehr- oder Minder-Lautsein der Treiber von ver-
hiedenen Umständen abhängt, so unterrichte er die Treiber, wie sie
h in dieser Beziehung zu verhalten haben. Da in der Regel eine
reibjagd auf Rehwild nicht mehr Geräusch von Seite der Treiber
fordert, als daß sie nach kleinen Zwischenräumen dürre Aestchen ab-
echen, sich räuspern, mit dem Treibstocke an Bäume klopfen, in die
and klatschen rc., so präge er seinen Leuten aufs nachdrücklichste ein,
eses Geräusch nicht zu übertreiben, wie auch vorzüglich darauf zu
hen, daß kein Treiber vorlaufe, keiner zurückbleibe; nicht, wie es
ie leidige Sitte auf so viel Treibjagden ist, wenn Schüsse fallen, ein
eschrei zu erheben, oder, wenn der Trieb zu Ende geht, die bisher
standene Ordnung zu zerreißen und auf die Schützen hinaus zu
nnen.

3) Er verständige seine Leute über die Zeichen, welche er ihnen nöthigen Falles während des Treibens geben werde, z. B. wenn das Rehwild durchbrennen will, wie sie da auf sein Zeichen oder auch ohne dieses, wenn sie dieses Durchbrechen-Wollen selbst bemerken, ein großes Gelärme erheben sollen, und dadurch das Wild vom Durchbrechen zurückzuscheuen und wieder auf die Richtung nach den Schützen hinzubringen.

4) Vor der Dickung oder sonstigen Waldstrecke angekommen, welche durchzutreiben ist, legt der Jäger in aller Stille seine Treibwehre an, so, daß alle 12—15 Schritte ein Treiber zu stehen kommt. Jene darunter, die mit der Oertlichkeit der durchzutreibenden Strecke genau bekannt und als sehr brauchbar bewährt sind, stellt er an beiden Flü- geln an und theilt sie unter die Uebrigen ein, er selbst aber bleibt hin- ter der Treibwehre einige Schritte, in deren Mittelpunkte.

5) In größter Stille wird das Zeichen zum Gehen, welches der dirigirende, oder, wenn kein solcher vorhanden, der die Schützen anstellende Jäger gibt, erwartet, und sobald selbes gegeben worden, animirt der die Treiber führende Jäger seine Treibwehre mit gedämpftem Zurufe und leitet deren Gehen zur Aufrechthaltung der Ordnung und der Linieneinhaltung mit größter Aufmerksamkeit.

6) Hat er selbst gesehen, oder von einem Treiber ein Zeichen er- halten, daß das rege zu machende Rehwild auf ist, so gibt er der Schützenwehre ein früher verabredetes Zeichen und läßt das Trei- ben ebenso stille und langsam, wie von dem Aufstehen des Wil- des fortsetzen und zwar bis an die Schützenlinie hin, da sehr oft der Fall ist, daß dicht vor selber sich ein Rehbock in einem, wenn auch noch so kleinen Dickicht gesteckt hat, um die Treiber, würden sie jezt zusammenlaufen und ihren Fleiß nicht mehr in gehöriger Ordnung ausüben, vorüber zu lassen.

7) Ist der Bogen (die durchzutreibende Waldstrecke) gänzlich durchgetrieben, so sammelt der Jäger ohne alles Geräusche seine Treiber und führt sie in möglichster Stille und Ordnung auf den Plaz hin, von wo aus ein neuer Trieb gemacht wird.

Noch ausführlicher sind die Regeln für den dirigirenden, für den anstellenden, für den die Treibwehren führenden, wie auch die Regeln für den Schützen in der Behandlung der Treib- jagen auf Füchse und Hasen angegeben.

Wir schließen nun die Jagd auf Rehwild mit dem Zuja- gen. Dieser im strengsten Sinne des Worts ächt waidmännische Jagdbetrieb wird gewöhnlich dann ausgeübt, wenn 2 Jäger zusammen, oder 1 Jäger und mit ihm 1 Treiber, der das Revier genau kennt und im Zutreiben recht bewandert ist, bei einer Neue Rehwild spürt, selbes bestattet aber nicht mehr Zeit oder Gelegenheit hat, die gehörige Anzahl von Schützen und Treiber herbeizuschaffen, um auf das eingekreiste und bestätigte Wild eine förmliche Treib-

agd zu halten, oder es unter erforderlicher Umstellung auszujagen. — Es liegt nun den beiden, nämlich den beiden Jägern oder em Jäger und dem Treiber ob, in ihrer Person eine ganze Schützen- und Treibwehre zu repräsentiren; greifen sie die Sache recht n, so ist meistens der Erfolg glücklich.

Der eine Jäger, den Hauptwechsel wohl kennend, stellt ch mit gutem Winde, oder wenn es nicht anders seyn kann, mit eitenwind auf diesem an; der andere — oder in dessen Ermangng — der Treiber geht, wie beim Ausgehen, auf der Fährte rt, vorsichtig und aufmerksam. — Wie beim Ausgehen hat er ich hier öfters Gelegenheit, daß er sich dem eingespürten Rehwild if gehörige Schußweite annähern und seinen Schuß anbringen kann. Will er aber sich blos mit dem Zutreiben beschäftigen, so sucht er, enn das Rehwild aufgemuthet ist, es förmlich wie zahmes ornvieh, nach jener Seite hinzutreiben, wo sein Kammerad sich ngestellt hat. — Dieses geschieht am besten, wenn der zutreiende das vor ihm hinziehende Rehwild gar nicht zu bemerken eint, auch nicht schleicht — denn durch das Schleichen wird das ehwild eher geschüchtert und flüchtig, als durch gewöhnlies Dahingehen — sondern langsam, mit, jedoch sehr mäßig lautem ingen, Pfeifen, Sprechen, Husten, manchmal ein dürres Aestchen abechend, hinter dem Wilde gleichsam lavirend daher schleudert, ne stehen zu bleiben, ohne sich ihm zu sehr anzunähern, ohne seine chritte übereilt zu beschleunigen. — Nimmt das Rehwild eine ichtung, die von der, wo der andere Jäger sich angestellt hat, weicht, so greift der Zutreibende auf der Seite vor, wo es n der bezweckten Richtung abweicht, unter Singen, Pfeifen rc. (das, ohlgemerkt, während des ganzen Zutreibens nicht unterbrochen wern darf,) mit etwas beschleunigtem Fortschreiten, und sucht es wieer nach der Seite hinzuwenden, wohin er es haben will. Ruhe des utreibenden, und Gleichförmigkeit in den Bewegungen, sind die Mittel, dieses Zutreiben zu einem der sichersten Jagdbetriebe zu nachen, indem das auf solche Art getriebene Rehwild, wenn es icht schon von jeher durch Beschießen und Jagen mit Hunden geschüchtert ist, so vertraulich dahinzieht, daß es, wie sich die alen Jäger ausdrücken, vor dem Treiber voranschleicht.

Im Sommer nehmen 2 Jäger das Zutreiben eben so vor, enn sie auf einer zerstreutbebuschten Fläche, im Lichtholze rc. Rehild schlenzend, oder niedergethan, oder stehend sehen; der ne besezt den ihm bekannten Hauptwechsel, der andere treibt u mit dem nämlichen Verfahren, wie zur Winterszeit.

Wo ein starker Rehwildstand ist, da kann man auch im Sommer wie im Winter das Zutreiben vornehmen, ohne ein Rehild vorher gesehen oder gespürt zu haben. Vor einer Dickung, eiem Poschen- oder Stangenholz-Bestande, worin man Rehwild veruthet, stellt sich der eine Jäger auf einem Wechsel an, der an-

dere, oder der Treiber, schleicht in der Dickung 2c. einher, bis er [illegible]
Rehwildes ansichtig wird, und verfährt dann wie oben gesagt. —
Ein solches Zutreiben auf gut Glück nennt man ein verlorn[illegible]
Zutreiben.

Folgende Bemerkungen werden nicht an unrechter Stelle seyn:

a. Wie oben gesagt, hat der Zutreibende sehr oft Gelegen[illegible]
heit, sich an das Rehwild, wenn es noch niedergethan [illegible]
schon auf ist, nicht nur schußmäßig, sondern schußgerecht [illegible]
zunähern. Dessen ungeachtet soll der Zutreibende nie [illegible]
schießen, — indem es dadurch so geschüchtert wird, daß e[illegible]
der Folge zum Zutreiben nicht mehr hält, während es für [illegible]
vom lauerndem Schützen auf dem Haupt- oder sonstigen [illegible]
sel geschehene Beschießen schon nach einigen Tagen kein Gedächtn[illegible]
mehr hat, — und sich von dem, in seinem Fache wohlerfahrnen Zu[illegible]
treiber wieder so arglos in seinen Verrichtungen nach der bea[illegible]
teten Stelle dirigiren läßt, als wäre dort gar keine Gefahr. —

b. Wird das Zutreiben recht sachkundig ausgeführt und [illegible]
vieler und weicher Schnee, so kommt das Rehwild — bei[illegible]
wenn es keinen Anhang gibt, dessen Herabfallen die Annäher[illegible]
des Rehwildes verräth, — so leise und sachte heran, wie ein [illegible]
chender Fuchs. Es muß daher der auf dem Wechsel stehende Sch[illegible]
schon von dem Augenblicke an, als er seinen Stand annimmt, i[illegible]
schußfertiger Stellung seyn.

Hat der Jäger sein Stück Rehwild mittels Ausübung i[illegible]
einer der vorgehenden Jagdarten in seine Gewalt bekommen, so [illegible]
er bei heißem Wetter, sehr wohl thun, den Bauch gleich eine [illegible]
breit, jedoch ohne das Gescheide zu verletzen, mit dem G[illegible]
nickfänger aufzuschärfen, dann zur Erleichterung des [illegible]
Hause Tragens, zu knebeln. *)

Dieses geschieht, indem man die Haut über dem Knie der [illegible]
den Vorderläufe etwa 6 — 8 Zoll lang nach dem Stich hin [illegible]
schärft und die große Flechse von allen Seiten so entblößt, daß [illegible]
mit 3 Fingern hinter ihr durchgreifen kann. Nun steckt man [illegible]
rechten Hinterlauf hinter der Flechse des linken Vorderlaufe[illegible]
weit durch, daß noch das Knie des Hinterlaufes diesen Spalt [illegible]
Eben so steckt man den linken Hinterlauf durch den Spalt am re[illegible]
ten Vorderlauf, und klemmt zugleich den Grind des Rehwilde[illegible]
zwischen den geschränkten Läufen fest ein. Damit aber die Hi[illegible]
läufe nicht wieder zurück können, so sticht man zwischen dem Knie [illegible]
der Heese eines jeden Hinterlaufes ein hölzernes Häk[illegible]
durch die Haut.

*) Dieses, wie das Aufbrechen, Zerwirken und Zerlegen
ist aus Hartigs Lexikon — mit kleinen Abänderungen —
übertragen, da dessen hiezu gegebene Anleitungen die besten sind
die wir über diese Gegenstände haben. Anmerk. d. Red.

Nun schneidet der Jäger eine mäßig dicke Stange ab, ästet sie aus, [illegible]kt sie durch die geschränkten Läufe und hängt das Stück Rehwild [illegible]f den Rücken.

Statt der Stange bedient man sich auch dort und da eigner Trag[illegible]nder, die unten ein paar Querbänder haben, in welchen das Reh [illegible]gt, und über die beiden Schultern laufen, wie die Tragriemen [illegible]es Tornisters.

Zu Hause angekommen, macht sich der Jäger gleich an das Auf[illegible]echen. Er streckt den Bock auf den Rücken, und schiebt das [illegible]ehörne zu beiden Seiten neben den Hals, hierauf tritt er vor den [illegible]rind und schärft die Haut vom Drosselknopfe bis zum Stich [illegible]t einem scharfen Zwirckmesser auf. Nun löst er am Drossel[illegible]pfe den Schlund ab, stößt ihn bis tief in die Brusthöhle von der [illegible]rossel los, schärft in der Mitte des Schlundes die äußere rothe, [illegible]schige Umgebung desselben rundum vorsichtig auf, ohne die innere [illegible]ße, eigentliche Schlundröhre zu verletzen und drückt dieses, den [illegible]hlund umgebende, rothe Wildpret nach oben und unten einige [illegible]l zurück. Ist auch dieses geschehen, so macht man in die auf solche [illegible]t entblößte Schlundröhre an dieser Stelle einen Knoten, damit kein [illegible]äß herausfließen kann, und schiebt nun das zurückgedrückte Schlund[illegible]dpret von beiden Seiten nach dem Knoten hin.

Nachdem der Schlund auf diese Art verknüpft geworden, — [illegible]ches besser ist, als wenn, auf Art der Fleischer, nur ein [illegible]gsschlitz in den Schlund gestochen und der vorderste Theil einige [illegible]l durchgesteckt wird — so tritt der Jäger zwischen die Hinterläufe [illegible] schärft die Haut zwischen dem Kurzwildpret und von da [illegible]r die Mitte des Bauches bis zum Stich auf, ohne jedoch etwas [illegible]hr als die Haut durchzustechen. — Hierauf wird die Brunftru[illegible]e ausgelöst und da wo der Bauch an das Schloß stößt, ein kleiner [illegible]schnitt in die Bauchmuskel gemacht. In diesen Einschnitt steckt [illegible]r die zwei vordersten Finger der linken Hand, drückt damit die [illegible]se und das Gescheide etwas zurück, hält die Messerspitze zwi[illegible]n diesen beiden Fingern und schärft nun den Bauch bis zum [illegible]ich auf, ohne das Gescheide zu verletzen. Nun greift er mit [illegible]en Händen um den Pansen, sucht den damit in Verbindung [illegible]nden Schlund zu fassen und durch die Brusthöhle herein zu zie[illegible], und legt dann das sämmtliche Gescheide auf der rechten Seite [illegible]n das Wild. — Hierauf trennt er entweder das Schloß im [illegible]rpel und löst den Waidarm am Waidloche ab, oder man [illegible] das Schloß zu, löst den Waiddarm mit dem Waidloche [illegible]nd zieht ihn nach innen mit dem Schloße.

Ist auch dieses geschehen, so sticht der Jäger die Brandadern [illegible]den Schlegeln auf, löst das Querfell oder die Wände, welche [illegible]Herzkammer bilden, von den Rippen los, sticht den Dros[illegible]knopf ab, zieht die Drossel in die Herzkammer, reißt das [illegible]änsch mit Gewalt heraus, hebt den Bock vorn etwas, um den

zurückgelassenen Schweiß ablaufen zu machen, und schreitet da
zum Zerwirken. — Der Jäger faßt den rechten Vorderla
kränzt die Haut drei Finger breit über den Afterklauen u
schärft sie von da über das Knie bis zur Mitte des Stiches a
Eben so macht er es mit dem linken Vorderlaufe und tritt nun z
rechten, dann zum linken Hinterlauf. Diese werden über den Aft
Klauen eben so, wie die Vorderläufe gekränzt und von da i
die Heesen nach dem Waidloche zu, aufgeschärft. Nach
sem schärft er die Haut um das Gehörn auf, so weit er es
der Hirnschale herausschlagen will.

Nun fängt der Jäger auf der rechten Seite und zwar am V
derlaufe an, den Bock vermittelst seines Zwirkmessers und
Daumens von der Haut zu entblößen —, wobei man sich aber in A
nehmen muß, daß die Haut durch Schnitte nicht verdorben we
und wenn er auf dieser Seite ganz fertig ist, und die Haut und
kleine ganz dünne Erhabenheit an der Stelle, wo bei den and
Cervus-Arten die Blume eingewachsen ist, aufgeschärft hat,
macht er es eben so auf der linken Seite und schlägt nun das
hörn ab, welche auf ächt-waidmännisch mit dem Hirschfäng
geschieht.

Dem Zerwirken folgt das Zerlegen. — Sobald der R
bock zerwirkt ist, streckt ihn der Jäger auf der unterliege
Haut auf den Rücken. — Jetzt löst er den rechten, hierauf den
ken Vorderlauf sammt dem Blatte ab, trennt dann zuerst die re
dann die linke Flemme von den Schlegeln und führt einen
raden Schnitt bis dahin, wo die erste Rippe an den Halskn
stößt. Sind beide Federn vermittelst eines scharfen Waidm
sers und eines untergehaltenen Holzes recht glatt abgeschlag
so legt der Jäger den Bock auf die linke Seite, daß beide Schle
genau auf einander passen, bezeichnet hinten an denselben durch
Einschnitte, wo sie vom Ziemer getrennt werden sollen, fährt d
mit dem sehr scharf gemachten Zwirkmesser quer durch den S
gel und schlägt den Knochen mit dem Waidmesser durch,
löst die an demselben befindliche Kugel aus der Pfanne, w
aber der Schnitt über den Schlegel höher zu führen ist, damit er
die Kugel gehe. Ebenso schlägt er den linken Schlegel ab
löst die Kugel aus und streckt nun den Rücken auf die Ha

Daher wird manchmal, wenn der Bock vorzüglich stark ist, e
2 Ziemer getheilt, in den Blattziemer, den geringern, und in
Blumziemer, den stärkern Theil. — Beim Trennen des Zie
in diese 2 Theile mittels des Hirschfängers oder Waidmessers
ein Holz untergelegt, damit die Haut beim Durchhauen des Rück
thes nicht beschädigt werde.

Endlich löst der Jäger den Grind im Genicke, und den
von der ersten Rippe ab.

So gründlich und faßbar vorstehende Anleitungen zum Knebeln, ufbrechen, Zerwirken und Zerlegen des Rehwildes ge-
ben sind, so würde doch nie der angehende Jäger mit einer dieser
andleistungen auf ächt waidmännische Art zu Stande kommen, wollte
nicht durch praktischen Unterricht eines darin wohlbewanderten Waid-
anns und durch eigne Einübungen unter dessen sachkundiger Anlei-
ng sich die gehörige Kunstfertigkeit eigen machen.

Ungeachtet das Einfangen des Rehwildes keine eigentliche
agdart ist, so muß doch der Jäger damit wohl umzugehen wissen,
es sich leicht fügen kann, daß er beordert wird, ein oder mehrere
tück Rehwild einzufangen, um selbe irgendwo auszusezen,
elches bereits in der Naturgeschichte des Rehwildes be-
ndelt worden ist) oder auf sonst eine Art zu verwenden.

Das Einfangen geschieht mit eignen Nezen, welche den Namen
ehneze führen.

Die Rehneze müßen von gut ausgehecheltem Flachs verfertigt
on. Die Leinen zu den Maschen sind so dick als ein starker Feder-
el und fein gezwirnt, vierschäftig, also aus 12 Faden bestehend. Die
eite der Maschen, von einem Knoten zum andern gerechnet, be-
ägt 4 Zoll; es wird 20 Maschen hoch angefangen und gerade fort-
strickt 45 Klafter lang, so daß das Nez busenreich 30 Klafter
= 60 Waldschritten) stellt. — Der 3. Theil von 45 Klaftern stellt
h zum Busen. —

Die Ober- und Unterleinen müßen Fingers stark, und
ren jede 36 Klaftern lang, auch von gutem Hanfe und fein gezwirnt
on. Hiezu gehört ein Hacken, auf den das Nez aufgehoben, an
n es gesteckt und dann zugebunden wird, um es bequem fortzubrin-
n, sowohl beim Fahren, wo sie sich gut auf- und abladen lassen,
s auch beim Tragen, wo ein etwas kräftiger Mann ein Nez der
rt leicht tragen und ablaufen lassen kann.

Die Stellstangen, deren 6 zu jedem Nez gehören, welche
Zoll in die Erde kommen, sind 6 ½ — 7 Fuß lang und in der
öhe von 4 ½ — 5 Fuß mit Riemen versehen.

Fängisch werden sie nur 4 — 5 Fuß hoch, zum Abwehren aber —
att Tuch- oder Federlappen — 6 Fuß hoch gestellt. —

Um Rehwild einzufangen, verfahren einige Jäger ganz
nfach, indem sie nur die Wechsel mit Rehnezen bestellen, diese
ängisch richten, und die Rehe durch eine geschlossene Treib-
ehre darauf zutreiben lassen, wo sich das Rehwild größtentheils
ingt.

Ist aber der Fall, daß durch Einfangen der Rehwildstand
hnell und auf einmal merklich vermindert, oder einige Stücke, die,
ine besondere Auszeichnung in der Farbe, am Gewichtel oder einer
nstigen Conoisance wegen, mit Sicherheit gefangen werden sollen,
wird die ganze Waldstrecke mit Rehnezen umstellt, und

zwar ganz nahe an den Dickungen oder an dem sonst dicht stehen[illegible] Holze, wobei vorzüglich zu beobachten ist, daß a. die Ober-[illegible] Unterleinen nicht straff angezogen, die Maschen etwas zusamm[illegible] geschoben und der dadurch entstehende Busen an der Unterle[illegible] einwärts gelegt, auf den Forkeln aber die Oberleinen e[illegible] hängt werden; daß b. an den Wechseln, diesen wichtigsten Pl[illegible] beim Einfangen des Rehwildes, — ja keine Lücke oder [illegible] Vertiefung statt findet, durch welche das Rehwild schlüpfen [illegible] durchgehen könnte, und c. daß die in der Stellung a[illegible] Neze zutreibende Mannschaft, sehr zahlreich vorhanden, so viel [illegible] möglich geschlossen gehe, genau die Linie einhalte und mit lautem [illegible] schrei, mit Schlagen der Treibstöcke auf den Boden, an Bäume, [illegible] rasch fortbewege, damit das Rehwild nicht Zeit genug hat, [illegible] Nezen zu hoffen, sondern in der Flucht in die Neze fällt, [illegible] es dann so schnell als möglich, aber mit guter Behandlung [illegible] macht und in die schleunigst herbeizubringenden Wildkästen [illegible] schafft wird.

Die Rehneze werden aber nicht blos zum Einfangen [illegible] Rehwildes, sondern auch als Prellneze gebraucht, d. h. solche, die, bei Mangel an Schüzen auf einer, oder auf beiden Fl[illegible] ken gestellt werden, damit das Rehwild nicht ausbrechen [illegible] Sie bilden eigentliche Wehrflügeln; die Leinen werden [illegible] straff angezogen, und die obere Leine an Haken gehangen, [illegible] oben an den Stellstangen eingeschlagen sind, welche man sch[illegible] in die Erde treibt. — Da die Neze, wenn sie als Prellneze [illegible] wendet werden, nicht busenreich gestellt werden dürfen, da [illegible] Bestimmung nicht die ist, daß sich in ihnen das Rehwild [illegible] sondern daß es blos anprellt und wieder in den Wald zurück [illegible] so reichen sie ungleich weiter, als die zum Einfangen gest[illegible] Rehneze. —

Keineswegs zur Wiedereinführung, sondern nur zur Kenn[illegible] einer zu Grabe gegangenen Methode, Rehwild einzufangen, [illegible] wähne ich hier der Rehhagen, die in den Zeiten der Armbr[illegible] selbst noch längere Zeit nach Einführung der Schießgewehre im [illegible] brauche und nichts anders, als 7 — 8 Fuß hohe, an den Wech[illegible] seln angebrachte Verzäunungen waren, in denen hier und da [illegible] gelassen und diese mit Strang- oder Drathschleifen behangen wur[illegible] in welchen sich das auf den Wechseln ziehende, zum Ueberfluß [illegible] im Winter mittels Aufstreuen von Haber dahin gekörnte R[illegible] wild fing, oder geradezu in die Rehhagen getrieben wurde. —

Daß unsere Wilddiebe den Rehen auf ihren Wechseln [illegible] Strang- und Drathschleifen nachstellen, ist eine beka[illegible] Sache, und eine genügende Auffoderung für den Jäger, seine R[illegible] wechsel und Rehsteige genau kennen zu lernen, um dort [illegible] Wilddieben gehörig auf den Dienst zu lauern. —

Dachs-Jagd.

Aufgang — gegen Mitte Oktober.
Abschuß, — mit Ende Januars.

Jagdarten und deren wohlverwandte Verrichtungen.

Abschwarten. Anstehen. Aufbrechen. Aufziehen. lusgraben. Ausnehmen. Einjagen. Fangen. Zerlegen.

I. Schießjagd.

Anstehen. — Nur auf Grenz= und Hauptbauen übt an diesen, in Beziehung auf den Dachs sehr mißlichen und ößtentheils unverläßigen Jagdbetrieb aus, der mehr Ansitz als nstand zu nennen und auf folgende Art zu behandeln ist.

1) Die Röhren des Dachsbaues müßen täglich abgeäu- elt und jedesmal die frische Spur mit einer langen Gerte (Laub- er Nadelholzzweig) verstrichen werden. Ist das Erdreich bei der infahrt von solcher Härte, daß der Dachs sich darauf nicht ürt, so lehnt man an die Oeffnung der Röhre einige lange, inne, trockne Grasstengel, so, daß sie der Dachs umstoßen muß, nn er ausgeht oder einkriecht.

NB. Zum Abäugeln, zum Verstreichen der Spuren, wie zum Anlegen der Grashalme gehe man immer von hinten an den Bau und beuge sich über diesen nach der Einfahrt vorwärts, damit der Dachs an seinen Röhren keine Witterung von Menschen bekomme.

2) Hat sich der Jäger vollkommen überzeugt, daß der Bau von nem Dachse bewohnt ist, so errichtet er auf einem etwa 20—25 chritt vom Baue entfernten Baume, — in Ermanglung dessen auf ner gehörig hohen, fest eingetriebenen Säule — einen leichten Siz, n welchem aus er alle frisch ausgeführten, oder — wenn es n alter Bau ist — alle frisch befahrenen Röhren beschießen nn. —

Die Bereitung dieses Sitzes kann zu jeder Zeit, aber nur nicht äter als im September vorgenommen werden.

3) Der tauglichste Monat zum Anstehen auf den Dachs ist r Oktober, besonders gegen dem Ende zu, wo der Dachs vorglich gut am Leibe, auch die Schwarte am werthvollsten ist.

4) Das Anstehen, bei welchem die größte Stille und Ruhe nicht nug empfohlen werden kann, kann nur in sehr mondhellen Nächten schehen, wobei man die Geduld nicht verlieren darf, da es dem

Dachs oft erst gegen Mitternacht gefällig ist, aus seinem Baue hervorzukommen.

5) Ehe der Dachs sein Näslein zur Röhre herausstreckt, um zu sichern, schüttelt er dicht an der Einfahrt den Sand, die Erde aus der Schwarte; (er schollert, wie der Jäger sagt). Dieses sehr hörbare Schollern sey dem Anstehenden ein Zeichen, sich schußfertig zu machen.

6) Nicht früher schieße der Jäger als bis der Dachs vom Baue weg eine Stelle erreicht hat, die vom Mondlichte so geleuchtet ist, daß der Jäger ein ganz gutes Abkommen und die Gewißheit hat, den Dachs, wenn auch nicht im Feuer stürzen und verenden zu machen, doch so anzuschweißen, daß er nicht mehr fort kann, denn der, mit dem zähesten Leben und einer ausgezeichneten Kör-kraft begabte Dachs fährt gewöhnlich, wenn er auch tödtlich an-geschossen ist, noch zu Baue, wo dann nichts übrig bleibt, als ihn auszugraben, wenn er einen grabbaren Bau hat, im Fel-senbaue aber ihn für verloren zu geben.

7) Die Schrotladung sey Nro. 0.

II. Fangjagd. *)

In der Regel wird das Anstehen auf den Dachs nur da aus-geübt, wo der Bau das Graben nicht gestattet, oder von Jägern, die mit den Dachs-Fangarten nicht bekannt sind.

Hat der Dachs seinen Bau im Lehm- oder Sandboden, so ist allen andern Jagdbetrieben auf den Dachs das Ausgraben vorzuziehen, da es, wenn auch Geduld und Ausdauer in Anspruch nehmend, ein ächt-waidmännisches, zugleich ein sicheres Verfahren ist, des Dachses, ja oft eines zweiten, eines dritten, auf die man nicht gerechnet, bei einem und demselben Graben habhaft zu werden.

Das Ausgraben **) findet statt von der Mitte Oktobers bis gegen Ende Novembers und geschieht auf folgende Art:

Will man einen Dachs graben, so gehe man des Morgens so frühe als möglich darauf aus, weil man nie zu bestimmen vermag, wie viel Zeit erforderlich seyn wird, um zum Zwecke zu kommen, nehme außer einem oder besser noch zwei guten Dachshunden ***) auch 2 Männer zum Graben und folgendes Werkzeug mit:

---

*) Sit venia verbo —, denn ich wußte den Jagdbetrieb des Ausgrabens unter keinem andern Titel vorzutragen, der doch einiger Maßen etwas für sich hat, da beim Ausgraben der Dachs gewöhnlich mit der Zange gepackt und hervorgezogen wird, mithin quasi gefangen ist.

**) Da über diesen Jagdbetrieb nichts Besseres gesagt werden kann, als was wir unserm hochgefeierten Meister Dietrich a. d. W. verdanken, so ist hier dessen Anleitung zum Dachsgraben wörtlich überliefert.

***) In dem Buche: „Neu Jagerbuch Jacoben von Fouilloux, einer fürnehmen Adelsperson in Frankreich aus Gastine

1. Zwei eiserne, unten breite, scharfe, nicht spitze Spaten,
)rabscheite); 2. zwei scharfe Radehauen (Haken); 3. zwei eiserne
chippen; 4. die Dachszange, leztere muß etwa 3 Schuh lange
denkel oder Arme, vor dem Wirbel aber 1 ½ Zoll breite, so stark
'elförmig gebogene Backen haben, daß die beiden Theile der eigent-
)en Zange, wenn die Arme so weit als möglich geöffnet werden,
)a 4 Zoll auseinander stehen. Beide Backen müssen mit in einander
:ifenden Zähnen versehen seyn; 5. muß auch noch ein weiter Sack
n Transport nicht fehlen.

Gleich nach der Ankunft auf dem Baue, welchen, vorherigen
obachtungen zu Folge, ein Dachs bewohnt, müßen zuerst alle
öhren, vorzüglich die am frischesten ausgeführten, und
meisten befahrnen, genau verspürt werden, um wo möglich
'zumitteln, wo er eingefahren ist; dort lasse man zuerst den
erläßigsten und schärfsten Hund hinein und warte es ab — nachdem
ımtliche gegenwärtige Personen sich vor den verschiedenen Röhren
theilt, und um genau hören zu können, niedergelegt haben, — ob
Hund laut wird. Kommt dieser auch ein, oder einigemal heraus,
e etwas gefunden zu haben, so lasse man sich das nicht irren.
ist es Race-Eigenheit des Hundes, ehe er Ernst gebraucht,
) seinem Herrn sich umzusehen oder sich zu lösen. Doch wird
ı fast immer, am Eifer, bald wieder einzukriechen, bemer-
, ob etwas zu erwarten ist. Auch gehe man nicht eher unverrich-
r Dinge ab, bis der Hund alle Röhren befahren hat.

Ich habe Hunde gehabt, auf die ich auch in so fern mich verlassen
ıte, daß sicher der Bau leer war, wenn sie aus einer Röhre

Poitou ıc. erst frisch von neuem aus dem französ. in gut waidmännisch teutsch, alten Jägern und Waidmännern zu Gutem verteutscht und vertirt. Dessau 1726 —" sagt der Verfasser Kap. 62. „Die Herren, welche an der Jagd mit Dachshunden sich belustigen wollen, müßen, was folgt, hierzu mitbringen. Zuerst ein halbes Duzend handfester Bursche zum Graben und eben so viel gute Hündchen, die in die Erde kriechen, jedes mit einem drei Finger breiten Halsband, an welchem Schellen sind, versehen, damit die Dächse und Füchse sich eher festsezen und die Hündchen vor deren Bissen geschüzt sind. Der Herr aber soll in einem kleinen Jagdwagen hinausfahren, und ein hübsches 17 oder 18jähriges Mädchen bei sich haben, das ihm unterweges den Kopf krazen kann. Auch ein halb Duzend Mäntel oder ein mit Wind anzufüllendes ledernes Kissen muß bei der Hand seyn, um sich darauf zu legen und das Anschlagen der Hunde im Baue hören zu können. Hauptsächlich aber muß für einen wohlgefüllten Flaschenkeller gesorgt und und das Magazin im Wagen mit kalten welschen Hahnen, Schinken, Ochsenzungen und andern Leckerbissen waidlich gespickt seyn. Ist's Winter, so mag er ein Zelt mitbringen und ein Feuerlein darin anmachen lassen, oder aber, wenn er etwa Lust haben sollte, auf eine andere Art sich zu wärmen, es bei dem Mädchen thun, wo sie am wärmsten hat." —

herauskamen, dann die übrigen nur an dem Eingange beschnopert hatten und nicht gleich wieder einfuhren.

Sobald aber einer der Horchenden den Laut des Hundes im Baue vernimmt, benachrichtet er hievon den dirigirenden Jäger, der, nachdem er selbst an der Röhre, aus welcher der Schall hervortönt, verhört hat, um muthmaßlich beurtheilen zu können, in welcher Gegend der Hund vorliegt, nun oben über dem Baue sich auf mehreren Stellen so oft platt niederlegt und horcht, bis er den Punkt gefunden hat, wo gerade unter ihm der Hund laut ist. Blos Uebung lehrt diß genau beurtheilen, doch ist es mir immer so vorgekommen, als zeichnete sich der Punkt, wo der Hund liegt, außer dem verstärkten Laut desselben, auch dadurch aus, daß man, wenn man ein Ohr dicht an der Erde auflegt und das andere zuhält, bei jedem Laut gleichsam einen leisen Schlag im Kopfe empfindet. —

Aber auch selbst dann, wenn dieser gefunden ist, darf nicht gleich eingeschlagen werden, sondern der verhörende Jäger muß, während Alles um ihn her sehr stille ist, liegen bleiben, um zu beobachten, ob der Laut auf derselben Stelle bleibt, oder ob der Hund den Dachs noch nach dem Kessel antreibt.

Nur bei einem ausserhalb des Baues vernehmbaren Gepolter, welches anzeigt, daß der Dachs der angreifende, der Hund aber der weichende oder gar überwältigte Theil ist, muß lezterem der zweite Hund durch eben die Röhre, in welche der erste einfuhr, zu Hilfe geschickt werden, außerdem thut man besser, jenen für den Fall, daß die Arbeit sich verzögerte, frisch zu erhalten.

Scheint endlich der Dachs fest angetrieben zu seyn, und ist die Stätte, wo der Hund vorliegt, genau verhört, so eilt man so viel als möglich, den Einschlag zu machen. Die Länge und Weite, welche selbiger oben haben soll, kann nur der erfahrne Jäger nach der mehreren oder mindern Vernehmbarkeit des Lautes, wodurch die höhere oder tiefere Lage der Röhren bestimmt wird, die Richtung aber, welche der Kasten (Einschlag) nehmen soll, nach dem muthmaßlichen Gange des Geschleifes angeben.

Scheint der Hund demnach tief zu liegen, so muß der Einschlag länger und breiter gemacht werden, (weil er sich bei der Arbeit immer mehr verenget, je tiefer er wird) als im gegenseitigen Falle, damit die Arbeiter Raum behalten, stets aber muß er so angelegt seyn, daß er quer über die Röhre sich hinzieht.

Hauptregel ist es, so einzuschlagen, daß man, wo möglich, kann, gerade und dicht vor dem Hunde auf die Röhre zu kommen. Nur auf der Oberfläche des Bodens darf die Hacke gebraucht werden, tiefer in der Erde blos Spaten und Schippe, und immer muß das Erdreich so aus dem Kasten geworfen werden, daß es hinter dem Hunde liegt, damit es, wenn ein zweiter Einschlag nöthig würde, nicht im Wege ist. Stets muß ferner der Kasten überall gleich tief

graben, und bei jedem Spatenstich die lockere Erde rein heraus ge-
orfen werden.

Oft lasse dabei der dirigirende Jäger die Arbeiter aus dem Ka-
en heraussteigen und lege sich in demselben nieder, um zu verhö-
en, ob der Hund noch auf der nemlichen Stelle vorliege, denn
r Fall ereignet sich nicht selten, daß der Dachs, wenn er das Ar-
iten über sich hört und nicht ganz fest im Kessel angetrieben
, entweder in eine Seitenröhre ausweicht, oder den Hund über-
llt und so zu entkommen sucht. Wäre eins von beiden geschehen,
versteht es sich von selbst, daß die Arbeit am ersten Orte aufhören,
r Punkt, wo nun der Hund laut ist, aufs neue ausgemittelt, und
anderer Einschlag gemacht werden muß.

Bleibt der Hund fest liegen, und geht also Alles bis dahin
ücklich, so arbeiten die Gehilfen immer fort, und hüten sich nur,
eils den Kasten trichterförmig zu verengen, theils unvorsichtig und
scharf auf den Spaten zu tretten, weil doch zuweilen das Gehör
ügt, die Röhre flacher liegt, als man glaubt, und ein unglückli-
er Stoß mit dem Spaten den Hund, — der, wenn er gut ist, einen
oßen Werth hat, — tödten oder verkrüppeln könnte. Wenn die
rbeiter daher bemerken, daß der Erdboden fester, und der Laut sehr
utlich wird, so müßen sie den Jäger davon benachrichtigen, nachdem
mit der Schippe den Einschlag aufgeräumt haben.

Von nun an ist es Pflicht des Lezteren, die fernere Arbeit selbst
übernehmen. Er läßt also, nachdem Zange und Sack oben auf
m Rande des Kastens gelegt worden, die Arbeiter heraussteigen,
ht dann allein ans Werk und sticht so lange die Erde ganz seicht
erall in gleicher Fläche heraus, bis er die Röhre trifft. Sieht er
n Hund, so nimmt er ihn wo möglich heraus, verstopft dann den
intertheil der Röhre, macht vorn sie weiter auf, und gibt dabei
ht, ob etwa eine Seitenröhre abgeht, die, wenn er den Dachs
gendwo im Geschleife sitzend erblickt, auch zugemacht wird.

Kann er hingegen den Dachs nicht gewahr werden, so wird der
und wieder hineingelassen. Bleibt dieser, ohne Vorwärts zu gehen,
ut, so hat der Kessel entweder einen Winkel, oder der Dachs
nd, weil der Hund nicht scharf genug war, Gelegenheit, sich zu
rklüften. In beiden Fällen muß nachgekellert werden, d. h.
Erde oben über der Röhre schräg herausgestochen und gleich aus
m Kasten geworfen, oft aber der Hund wieder hineingelassen wer-
n, damit lezterer den Ort, wo der Dachs sitzt, anzeige. Zuwei-
kann er sich wohl einen Schuh tief mit gegrabener Erde in der
eschwindigkeit völlig verklüften. Der Ort, wo diß geschehen ist,
chnet sich jedoch immer durch krümmliches, lockeres Erdreich aus,
d wo diß bemerkbar wird, muß dann nachgearbeitet werden, bis
an ihn findet.

Mag der Dachs nun' sizen, wo er will, so nimmt man die
ange zur Hand, sucht ihn damit fest zu fassen, zieht ihn hervor

und schlägt ihn entweder todt, oder steckt ihn lebend in de Sack.

Nur einen sehr empfindlichen Punkt hat der Dachs, nemlich d Nase. Ein mäßiger Schlag mit einem schwachen Stock quer über d Nase gegeben, betäubt, und einige wiederholte Schläge tödten i leichter, als wenn ihm der Hirnschädel mit der Axt zerschmette wird. —

Auf jeden Fall aber sey man vorsichtig, wenn der Dachs a schon verendet zu haben scheint. — Oft bekommt er noch na geraumer Zeit wieder Leben und versezt dann, wenn er kann, bei Schläge, die sehr schwer heilen; entrinnt auch wohl ganz.

Jester hat einen Jäger gekannt, der eine ganz ausgezeichne Körperstärke besaß, und jedesmal, wenn er einen Dachs ausg graben hatte, ihm auf das Genicke trat, ihn dann mit ausgestre tem Arm beim Pürzel in die Höhe hob und in den Sack warf.

M. s. in der Abth. III. d. Art. Dachshund.

Ein verläßiger, und für den eifrigen Jägersmann wirklich an nehmer Jagdbetrieb auf den Dachs ist das Einjagen. E forderlich dazu sind:

a. 2 Jäger oder 1 Jäger und 1 Gehülfe;
b. 2 scharfe, beim Dachsgraben schon gebrauchte Dachshun
c. die nöthige Anzahl von Dachshauben und
d. mehrere kleine Reisigbündel.

Ehe wir zum Einjagen schreiten, muß gesagt werden, was Dachshaube ist, wie sie verfertigt wird und welche Besti mung sie hat.

Die Dachshaube ist ein gestrickter stumpfspitziger Sack v 5 — 6 Fuß Länge, und wird auf folgende Art gemacht: Um ei starken, rund gefeilten, eisernen, etwa 5 Zoll im Durchmesser hal den Ring — der dazu dient, daß der Dachs nicht durch die Ha durchfahren, auch, da er die Nase gewöhnlich durch den Ring steckt, nicht durchschneiden kann — wird von grobem, starken Bindfa gestrickt, und zwar so, daß mit 10 Maschen von der Weite, wie im Hasengarne sind, angefangen und immer eine Masche zug ben wird, bis die Dachshaube die oben angegebene Länge hat. An der 4½ — 5 Fuß weiten Oeffnung der Haube, d. h. durch lezten obern Maschen wird sodann eine feste, etwa 12 Ellen la Leine (Zugleine) so eingereiht, daß die Haube sich schließt, w die Leine angezogen wird.

Zu jeder Haube gehören noch 6 kleine Holzheftel, und scharfgespizter, starker Pflock, der oben unter dem Kopfende ein ei bohrtes Loch hat, durch welches das Ende der Leine gezogen und an Pflock befestigt wird.

Die Bestimmung der Dachshaube ist, daß sich der ein jagende Dachs darin fängt, wenn er von den Hunden nicht

ckt oder so gestellt werden kann, daß er vor ihnen vom Jäger
choſſen oder todt geschlagen wird.

Und nun zum Einjagen. Mit Einbruch einer windstillen,
n z mondhellen Oktobernacht gehen 2 Jäger, oder 1 Jäger mit
nem Gehülfen nach dem Baue zu, der nach früher geschehener Ab-
ürung als ein vom Dachse bewohnter anerkannt geworden.
ziemlicher Entfernung vom Baue trennen sie sich. Der eine Jä-
: begibt sich mit den Hunden an der Leine auf einen Plaz, der von
Waide, die der Dachs, wie das Abängeln gezeigt hat, ge-
hnlich annimmt, entlegen ist und lagert sich dort so, daß er guten
ind, d. h. solchen hat, der gerade von der Waide herkommt,
mit ihn der sehr fein witternde Dachs nicht verwindet.
ı dieses Thier auch vorzüglich fein vernimmt, so muß der mit den
unden abgegangene Jäger auch die größte Stille und Ruhe beob-
ten.

Der andere, die Dachshauben tragende Jäger oder Gehilfe
gt diese am Fuße des mit der Kanzel versehenen Baumes zu den,
reits da aufgeschlichteten Reisigbündeln, besteigt die Kanzel
d wartet eben so still und ruhig, wie sein Kamerad, das Aus-
hen des Dachses ab.

Ist dieses erfolgt und der Dachs nach aller Wahrscheinlichkeit
on weit genug entfernt, und nichts zu vernehmen und zu verwinden,
verläßt der Jäger die Kanzel, verstopft alle Oeffnungen der
uchts und Nebenröhren, steckt das mit dem Ringe versehene
nde der Haube in die Hauptröhre so weit hinein, daß das Zug-
nde, d. h. die Hauptöffnung der Dachshaube an den Rand der Ein-
hrt kommt, dehnt dieses Zugende nach der Runde so weit als möglich
s, und befestigt diese, nun eine Sacköffnung von 4 — 5 Fuß Weite
dende Haube mittels der mitgebrachten Heftel am Rande der Ein-
hrt rings herum, und befestigt das Ende der Zugleine an den
t eingetriebenen Pflock.

Hier ist zu bemerken, daß a. die 6 kleinen Heftel, womit die
aube, nachdem sie in der Runde möglichst ausgedehnt geworden,
ı Rande der Einfahrt festgemacht wird, nicht stärker eingesteckt
rden dürfen, als gerade nöthig ist, die Haube-Oeffnung zu
lten, indem vorzüglich daran liegt, daß der Dachs beim Einfah-
n die Heftel losreißt, und sich die Haube hinter ihm wie ein
Schnüren laufendes Nez zuzieht, so daß er nicht vorwärts kann,
s Eisenringes, und nicht rückwärts, des durch das Losreißen der
eftel geschehenen Zusammenzuges der Einfahrt-Oeffnung wegen; und
ß an Bauen, wo, ihres felsigen Umgrundes wegen kein Pflock ein-
chlagen werden kann, die Zugleine am nächsten Baume, oder
einer starken, hervorragenden Baumwurzel befestigt wird.

Hat der Bau mehrere Haupteinfahrten, so muß in jede
ne Dachshaube auf vorstehende Art gebracht werden.

Sobald der Jäger die Haupteinfahrten gehörig verrit-tet hat —, welches möglichst geräuschlos, aber auch möglichst geschehen muß, da es sich leicht treffen kann, daß der, ohnehin scheue und furchtsame Dachs auf der Waide durch eine wirkliche eingebildete Gefahr vergrämt wird und den die Hauben stellenden Jäger vor Beendigung seiner Arbeit überrascht — er, der Stille wegen am besten auf Socken, nach dem Platze sein Kamerad mit den Hunden hält und verständigt ihn, nicht Worten, sondern durch ein Zeichen, ihm auf den Bau zu folgen. Einige Schritte von diesem, damit sich die Hunde nicht in den leinen verwickeln, werden sie nach der Richtung hin, die der gegangene Dachs genommen, auf dessen Spur gelöset, der eine Jäger wieder die Kanzel einnimmt, der andere den Hunden nacheilt, um ihnen zuzusprechen. — Es trifft sich, daß die Hunde, besonders wenn sie recht scharf, bissig und hitzig sind, den Dachs nicht nur stellen, sondern ihm so zusetzen, daß er mit ihnen streiten muß, wo dann der Jäger nichts zu thun hat, als den Dachs vor den Hunden nieder zu schießen. Da aber hiebei der Zweck dieses Jagdbetriebes, nemlich den Dachs einzujagen, damit er sich in der Haube fange, gänzlich verfehlt wird, so sucht der Jäger, die Hunde von dem Dachse abzunehmen, und ihm so viel Raum und Freiheit zu machen, daß er sein Flüchten dem Baue zu ungehindert vollbringen kann.

Wird der Dachs nicht von raschen Hunden verfolgt, so stutzt er vor der Haube. Im Augenblicke dieses Stuzens macht der auf der Kanzel wartende Jäger oder Gehilfe irgend ein starkes Geräusch, einen heftigen Schrei, einen Blindschuß, und schnell — wie ein Dachs schnell seyn kann — fährt der angstblinde Hasenfuß in die Röhre in sein Verderben.

Damit er aber nicht Zeit hat, zur Besinnung zu kommen, die Nase aus dem Ringe zurückzuziehen und sich durchzuschneiden, so eilt der Jäger aus der Kanzel herbei, um die Haube mit dem darin befindlichen Dachs aus der Röhre schleunig zu ziehen, und ihn entweder todt zu schlagen oder mittels der Dachszange beim Halse zu packen und so wie er in der Haube ist, d. h., ohne ihn aus selber zu nehmen, in den Dachssack zu stecken, damit er lebendig nach Hause gebracht und allenfalls ein junger Dachshund an ihm genossen gemacht wird.

Hauptbaue werden oft von 2 auch mehreren Dächsen bewohnt. Wird auf einen solchen eingejagt, so ist es räthlich, den eingefahrnen Dachs in der Haube todt zu schlagen, ihn aus selber schleunigst herauszunehmen, diese wieder gehörig einzubinden und dann das vorige Verfahren zu erneuern.

Ich habe öfters auf diese Art in einer Nacht 2 Dächse eingejagt, und in einer gar herrlichen, sehr mondhellen Septembernacht des vorigen Jahres hat der freiherrlich von Gleisenthal'sche Hofmar-

iger Merz beim Dachs-Einjagen das seltene Glück gehabt, fast
einem und demselben Augenblicke drei Dächse, jeden in der
aube seines Geschleifes zu bekommen, wovon sich der eine — da
lerz mit seinen 2 Hunden ganz allein war und mit dem Heraus-
ben und Todtschlagen der Dächse nicht schnell genug seyn konnte —
on völlig durchgeschnitten hatte, aber von den äußerst schar-
l, rüstigen Hunden an den Hinterbranten zurückgerissen, und,
ihrend er sich in dem einen verfangen hatte, von dem andern ge-
ckt und gewürgt wurde, bis es dem Jäger Merz gelang, dem
achse und dem Streite ein Ende zu machen.

Auch ohne Gehilfen kann der, mit 2 tüchtigen Hunden versehene
iger, wenn er recht gewandt ist, das Dachs-Einjagen aus-
en. Er verstopft etwas vor oder gleich nach Mitternacht mit Rei-
bündeln die Seiten- und Fluchtröhren, befestigt an den Haupt-
nfahrten die Dachshauben, und löset entweder die Hunde
m Baue weg auf der Spur des ausgegangenen Dachses,
er schlägt vom Baue aus einen etwas weiten Bogen, geht an
Plätze, wo er den Dachs auf der Waide oder beim Stechen
muthet, von hinten her und löst da die Hunde.

Im ersten Falle besteigt er, sogleich nach dem Lösen der Hunde,
Kanzel, um da das Einfahren des Dachses zu erwarten
d ihn mit der Haube aus der Röhre zu ziehen und todt zu schla-
n; im zweiten Falle eilt er auf den ersten Laut der Hunde diesen
, um ihnen, wenn sie den Dachs gestellt haben, zu Hülfe zu
nmen; erkennt er aber aus dem Keife, daß der Dachs vor den
unden flüchtig ist, so muß er seine Eile nach dem Baue hin
doppeln, damit er gleich bei der Hand ist, den eingefahrnen
achs am Durchschneiden zu hindern.

Beim Dachseinjagen, geschieht es von einem einzelnen, oder
n zwei Jägern — ist zu beobachten, daß a. immer an dem Baue,
f welchen eingejagt werden soll, der den einfahrenden Dachs
vartende Jäger eine Kanzel oder einen Baumsatz besteigen und
ht irgendwo stehen soll, denn es trifft sich oft, daß der Dachs die
genden Hunde verwindend oder vernehmend, vor diesen daher trabt
d an den Bau kommt, ehe die Hunde anschlagen. — Stuzt
vor der Röhre, so wird er — wie wir oben gesagt — doch gleich
nfahren, wenn der lauernde Jäger ein rasches Geschrei oder ei-
n Blindschuß macht. — Wittert oder gewahret dagegen der
achs den Jäger, so fährt er nicht ein, selbst wenn er schon
ht vor der Röhre ist, und wenn auch Geschrei und Blindschuß er-
lt, sondern wirft so schnell, als ihm seine Schwerfälligkeit er-
bt, um, und flüchtet sich in den nächsten, mit keinen Dachshau-
n verrichteten Bau. — Daher, — wie gesagt — a. der Jäger
zum Lauern vor dem Baue eine Kanzel oder einen Baumsiz
eiten muß; daß b. der Jäger, wenn er nicht die Hunde am Baue
f die Spur sezt, sondern sie von außen nach dem Baue zu

suchen läßt, dieses nicht allein auf den um den Bau herum liegenden Waldtheilen, sondern auch auf den nächsten Feldern, besonders auf denjenigen geschehe, die mit weißen, gelben, oder mit Runkelrüben bestellt, mit Wild = oder Edelobstbäumen versehen sind, indem der Dachs oft weit vom Baue entlegene Felder annimmt, um solche Leckerbissen sich zu erfreuen.

Vieljährige, bei meinem häufig ausgeübten Dachs=Einjagen gemachte Erfahrungen verpflichten mich, meine Jagdfreunde darauf aufmerksam zu machen, daß es jederzeit besser ist, mit den Hunden die nahen und fernen Umgebungen des mit Hauben verrichteten Dachsbaues abzusuchen, und so den Dachs vor sich hin jagen zu lassen, als die Hunde dicht am Baue oder gleich in dessen Nähe auf die Spur zu setzen, denn durch lezteres geschieht es sehr oft, daß der Dachs, wenn er in der Nähe einen Bau weiß, in diesen und nicht in seinen eignen einfährt, wenn ihm von diesem her die Hunde entgegen kommen, während er vor den, von außen kommenden und ihn nach innen jagenden Hunden immer nach dem eignen Bau trachtet.

Da selbst beim Dachs=Einjagen die Flinte manchmal gebraucht werden muß, so sey jederzeit auf den Dachs Nro. 0 die Schrotladung.

Von allen Jagdarten auf den Dachs ist das Fangen die leichteste, sicherste und wohlfeilste.

Man fängt den Dachs a. im Schlagbaume *) und b. im Tellereisen.

Der Schlagbaum, Fig. 20. wird auf folgende Art verfertigt:

Man schlägt 2 Stangen mit starken Hacken so vor eine Röhre ein, daß sie tief in die Erde kommen, und nur etwas heraussehen. Es können selbige 3 Fuß lang seyn. Eine Stange kommt so dicht als nur möglich an die Röhre, die andere 1 ½ Fuß weiter hinaus.

Die Stangen werden aufwärts an beiden Seiten so viel behauen, daß sie oberhalb des Bodens einen etwas scharfen Rücken haben. Mitten zwischen beiden kommt die 4 Fuß lange Fallstange, die recht stark seyn muß. An jeder Seite des einen Endes der Fallstange werden 2 Pfähle und dahinter wird ein etwas breit gemachter Pfahl geschlagen. Endlich werden vor den Enden der Unterstangen 2 Gabeln von 2 Fuß Höhe geschlagen. Auf die Gabeln wird ein Querstock gelegt.

---

*) Wie Dietrich a. d. Winckell sagen kann: „Ihm scheint das Fangen im Schlagbaume nicht wahrscheinlich" — grenzt an das Unglaubliche. Fast alle Jäger, besonders die nach altem Schrot und Korn, fangen ihren Dachs nie anders, als im Schlagbaume, weil dieser nichts kostet als die Mühe der Verfertigung, und weil gute, starkfedrige Tellereisen eine nicht unbedeutende Auslage erfordern und gar zu gerne gestohlen werden.

Zwischen den 2 Unterstangen wird hinten ein Stock von Daumens Dicke an den Mittelpfahl mit einer Schnur angemacht. Dieser Stock ildet die Zunge zum Stellen, und geht, mit einer Kerbe versehen, weit durch, daß er über den Fallbaum um 3 Zoll vorsteht. An den allbaum wird ein Kranz von einer Weidenruthe gedreht und hinter ie Gabel gesteckt. — Ferner nimmt man einen Stock von 1 ½ Fuß änge, steckt ihn mit einem Ende in den Kranz und legt selbigen auf as Querholz. An dem einen Ende des Stocks ist eine feste Schnur, oran ein Stellholz von der Länge 1 Fußes sich befindet.

Vorn in dem Fallbaume ist eine Kerbe oder Rinne gemacht. Stellt an nun den Baum auf, so drückt man an den Stock, worauf der aum in die Höhe geht. — Nun legt man die Schnur in die Rinne nd sezt das Stellholz mit dem längsten Ende unten an den Fallbaum, it dem andern aber in die Kerbe der Zunge. — Auf den Fallbaum gt man schwere Steine oder Holzblöcke, denn der Dachs ist ein sehr aftvolles Thier und strengt sich aufs äußerste an, um unter dem Fall- ume hervor zu kommen.

So genau die Zeichnung eines Schlagbaumes und die Anleitung deßen Verfertigung hier gegeben sind, so wird doch der angehende Jä- r die größte Schwierigkeit finden, einen Schlagbaum gehörig zu tande zu bringen, wenn er nicht einen als Muster vor sich, und in r Verfertigung selbst sich öfters unter der Anleitung eines Sachkun- gen versucht hat.

Der Schlagbaum wird vor der Hauptröhre angebracht. Man ßt ihn längere Zeit da, ohne ihn fängisch zu stellen, damit sich r Dachs daran gewöhnt.

Ein paar Tage vor dem Fängischstellen des Schlagbau- es werden alle Neben- und Fluchtröhren mit Reisigbündeln rstopft.

Das Tellereisen, Fig. 7. besteht aus 2 mit spitzen Zähnen rsehenen Bügeln a a, aus 2 starken, gegen einander über stehenden dern bb. aus dem 1 ½ Zoll breiten Kranz c. von 20—22 Zoll Durch- ßer und aus einem, im Kranze befindlichen, durchlöcherten, vier- igem Teller d. von Eisenblech, der sich um seine Achse e. bewegt.

Beim Spannen des Tellereisens drückt man jede von den Fe- rn — vermittelst einer durch die Federn gehenden Schraube f. — sammen, legt die Bügel aus einander, wirft die am Kranze befind- en kleinen Häckchen über die Bügel, damit sie vorerst nicht zusam- nschlagen können, richtet hierauf die am Kranze befindlichen Stell- te gehörig, nimmt die beiden Schrauben aus den Federn und schiebt lich, wenn das Eisen fängisch seyn soll, die Häckchen vorsichtig i den Bügeln weg.

Will man das Eisen zum Versuch losschlagen lassen, so drückt man t einem Stocke nur ein wenig auf den Teller. Die Stellstifte ver- ken sich dann sogleich, die Bügel fahren blitzschnell zusammen und ten den Gegenstand fest, der das Teller berührt hat.

Die Tellereisen auf Dächse unterscheiden sich von denen auf Marder, Otter ꝛc. dadurch, daß sie nicht rund wie jene, sondern viereckig, mit vorzüglich starken Federn versehen, aber gerade so groß sind, daß sie, in der Röhre des Dachsbaues fängisch gestellt, für das freie Zuschlagen der Bügel genügenden Raum haben. An dem Tellereisen muß eine starke, 2 Ellen lange Kette befestigt seyn, die am Auslaufe einen Ring hat.

Vor dem Gebrauche wird das Tellereisen mit heißem Wasser und sehr feinem Flußsand aufs sorgfältigste gereinigt, nicht mit einem Lappen, sondern in freier Luft getrocknet und dann gleich vor die Hauptröhre des, nach gehörigem Abspüren als von einem Dachse bewohnt erkannten Baues gelegt, nachdem alle Seiten- und Fluchtröhren mit Reisig gut verstopft, das Eisen aber mit Eichen- oder Hasellaub, mit kiefernen, fichtenen oder tännenen Knospen — je nachdem der Bau in einer Laub- oder in einer Nadelholzwaldung liegt, tüchtig verwittert geworden ist.

Der Jäger schlägt, zur Verhinderung des Zuschlagens, den Sicherungshacken über den Bügel, legt das Tellereisen dicht vor die Röhre und schneidet mit einem starken, etwas stumpfen Messer die ganze Gestalt desselben in die Erde ein. Die Erdballen müßen aus dem ganzen Zwischenraume des Einschnittes rein herausgeräumt werden, und auch so tief, daß die Bügel des Eisens überall gleich, etwa ½ Zoll unter der Oberfläche des Erdreichs ruhen, wenn unter der Feder und vorn unter dem Kranze, auch auf jeder Seite, ein Stückchen Dachziegel untergelegt ist.

Hat der Jäger den Ring der am Tellereisen befindlichen Kette an einen fest eingetriebenen Pflock, an eine starke Baumwurzel, an einen Baumstamm ꝛc. befestigt, und dicht an der Röhre eine Vertiefung gemacht, worinn die zusammengelegte Kette Raum hat, so bedeckt er den leeren Raum zwischen dem Teller, den Bügeln und der Feder leicht mit trocknem Laube und das ganze Eisen wie auch die Kette mit Erde recht locker, dabei so hoch, daß nichts von diesem Fangapparate zu sehen, und dessen Erdebedeckung wie auch der Boden gleich eben sind.

Nun schlägt er behutsam und vorsichtig den Sicherungshacken zurück, überstreut auch diesen locker mit Erde, schafft das ausgeschnittene und das zur Einlegung der Kette herausgenommene Erdreich bei Seite und reinigt den ganzen Plaz mittels belaubten oder Nadelzweigen recht sorgfältig, um vor schlimmen Augen, d. h. vor diebischen das hier geschehene Legen eines Fangeisens möglichst zu verheimlichen.

Beim Legen des Tellereisens befleissige sich der Jäger sorgfältiger Achtsamkeit und der möglichsten Stille, da von dieser das frühere, von einem geräuschvollen Handthieren aber das spätere Ausgehen, mithin ein früherer oder späterer Fang abhängt.

Auf keinen Fall darf der Jäger darauf rechnen, daß sich der Dachs schon in der ersten Nacht nach Legung des Tellereisens

ingt. Ist auch dabei die allermöglichste Stille beobachtet worden, so
it der Dachs, liegt er auch in einem noch so tiefen Kessel, bei
inem so feinen Gehöre doch ein Geräusch auf und vor seinem Baue
rnommen, das ihn, den an Einsamkeit und Stille Gewohnten,
gwöhnisch, mißtrauisch, furchtsam macht und deßwegen so lange in
iner nächtlichdunkeln Klause zurückhält, bis ihn der Hunger zwingt,
ich Nahrung zu suchen und — statt dieser — eine schmerzliche Ge-
ngenschaft, ein sicheres Verderben zu finden.

Hat sich der Dachs im Tellereisen gefangen, so zieht er
h mit diesem so tief in die Röhre hinein, als die Länge der am
isen befindlichen Kette erlaubt. — Aber nicht an dieser ziehe ihn
r Jäger aus seinem, jezt sehr unlieb behaupteten Verstecke hervor.
ft hat sich der Dachs nur so leicht gefangen, daß er durch die An-
rengung, welche er zur Wehre gegen das Herausziehen gebraucht,
m Eisen sich losmachen könnte. — Daher frisch zur Dachszange
griffen, fest damit den Gefangenen am Halse gepackt, rasch-kräftig
us seinem Schachte hervorgezogen und mit einem tüchtigen Quer-
lage über die Nase schnell ins Reich der Schatten gesendet.

Wir haben nun den Dachs auf dem Anstande mit einem
arfen Schusse erlegt, beim Dächseln mit der Dachszange er-
chen, in der Dachshaube, im Schlagbaum, im Teller-
sen todtgeschlagen und alles dieses, nach ächtem Waidwerks-Be-
iebe, in den Monaten Oktober und November, seines zu dieser
it reichlich aufgelegten Schmalzes, der werthvollen Schwarte,
nes schmackhaften Wildprets wegen, jezt bringen wir ihn nach
ause, bewahren ihn etwa 24 Stunden *) an einem recht kühlen
rte — und dann machen wir uns mit scharfem Zwirkmesser frisch
d wohlgemuth an das Abschwarten.

Die ganze Schwarte, vom Pürzel an über den ganzen Unter-
b bis zur untern Kinnlade, wird in gerader Linie, dann auch an
n Branten mit scharfem Schnitte aufgeschärft, dann die Schwarte
cht mit dem Daumen abgestoßen, sondern Strich vor Strich vom
nzen Dachse abgeschärft, wobei wohl zu bemerken ist, daß die
opfschwarte mit der chagrinartigen Nasenhaut, der Pür-
l, resp. die ihn bedeckende Haut und die Zehenhaut und die Klauen
ran unverlezt an der Schwarte bleiben müßen.

Man kann nun die erste dünnere Schmalzlage, dann den
ischen dieser und der zweiten liegenden Wildpretsstreife und
dlich die zweite Schmalzlage ablösen, oder man schärft beide
hmalzlagen auf einmal, und zwar auf dem Rücken bis auf's

---

*) Nie breche man den Dachs früher als nach Verlauf sol-
cher Zeit auf. Es ist unglaublich, wie sehr dadurch das
Schmalz an Compactität und das Wildpret an Wohlge-
schmack und Saftfülle gewinnt.

Wildpret, oder vielmehr bis auf das Rückgrath durch und löst sie dann auf einmal ab.

Erst nach dem Abschwarten geschieht das Aufbrechen und Ausnehmen.

Der Jäger macht unter dem Drosselknopf nach dem Stich zu einen Einschnitt bis auf die Speiseröhre, trennt diese mit dem Daumen vorsichtig von der Luftröhre und löst erstere von dem Drosselknopf ab. Dann faßt er mit der linken Hand den Schlund, löst auch ihn an eben der Stelle ab, verknüpft ihn, und verfährt mit dem übrigen Aufbrechen (eigentlich Aufschärfen) und Ausnehmen, wie auch mit dem Zerlegen, wie beim Rehwild geschieht, nur muß gleich nach dem Aufbrechen das Kurzwildpret ausgelöst und beim Zerlegen nicht der Ziemer in Theile getrennt, sondern ganz gelassen werden.

Unverzüglich nach dem Zerlegen erfolgt das Aufziehen, aber nicht wie beim Fuchs ꝛc. auf dem Balgbrette oder dem Balgspanner, sondern auf einem gewöhnlichen Brette, von Einigen das Spannbrett genannt.

Die Haare nach dem Spannbrett gekehrt, wird die Schwarte zuerst an dem Kopfe, dann an den Vorderbranten u. s. w. mit Nägeln befestigt, nachdem sie so straff als möglich ausgespannt worden. Die nach Außen gekehrte nackte Seite wird mit fein gesiebter, etwas mit Salz gemengter Asche ziemlich dicht bestreuet, aber nicht in der Sonne, oder gar, wie manche Jäger sehr fehlerhaft thun, am warmen Ofen getrocknet, sondern auf einer, gegen Regen und Sonne geschüzte, dem Zugwinde frei ausgesezte Stelle gebracht. Erst, nachdem die Schwarte tüchtig durchgetrocknet ist, nimmt man sie vom Spannbrette, bürstet sie sorgfältig mit scharfem Striche nach unten, und verwahrt sie dann bis zum Verkauf oder zur Verarbeitung in einem sehr trocknen luftigen Orte, wo sie frei aufgehängt, von Zeit zu Zeit vom Staube gereinigt, und, im Falle sie längere Zeit aufbewahrt werden soll, mit Sägespänen von Kienholz auf der Haarseite bestreuet wird.

III. Hezjagd.

Mit dem allergrößten Rechte eifern unsere vorzüglichsten Jagdschriftsteller gegen das Dachshezen, denn dieses wird gewiß nicht vom Jäger, der ein Waidmann ist, wie er seyn soll, sondern nur vom Aasjäger und Wilddiebe getrieben und ist das sicherste Verfahren, in den weitläufigsten Revieren alle Dächse binnen kurzer Zeit auszurotten.

Ferne davon, die folgende Anleitung zum Dachshezen — in Baiern, wo es von Wilddieben vorzüglich getrieben wird, Dächseln genannt — aus dem Grunde zu geben, um den Jäger zu dessen Ausübung zu animiren, sage ich nur das Allernöthigste darüber, damit

r angehende Jäger oder Jagdfreund diesen Wildfrevel kennen
rne. —

Der Dachshezer, die Dachsbaue und die Zeit, wenn der
achs nach Waide ausgeht, geht in einer mondhellen Herbstnacht
it einem Dachsfinder — in Ermanglung eines wirklichen mit
nem zum Dachsfinden abgerichteten Bauernhund — und mit einem
arfen, recht bissigen Fanghund, beide an der Leine, von Rück-
ärts her an den Bau, läßt den Finder an der Einfahrt die
pur nach Außen hin aufnehmen, dann einige Schritte auf selber
tsuchen, hält ihn kurz, wobei er ihm zuspricht, um ihn recht hizig
machen und löset ihn dann. Sobald der Finder Laut gibt,
lt der Hezer mit dem Fanghunde dahin, löset diesen und hezt ihn
if den Reif. — Der Dachs ist verloren, denn er verendet entwe-
r unter dem Würgen der beiden Hunde, oder, im Falle ihn diese
ır stellen, unter den Mordschlägen des mit einem tüchtigen Knit-
l versehenen Hezers, oder unter den Stichen der Dachsgabel.

Fuchs-Jagd.

Aufgang — zu Aller-Heiligen;
Abschuß, — mit Ende Februars.

Hier ist die Jagdzeit für jene Reviere angegeben, worin der
uchs nicht als vogelfrei erklärt, sondern, in Beziehung auf den
alg, als ein zu verwerthendes Haarwild zu beachten ist.

In manchen Revieren geht die Fuchsjagd schon mit der
asenjagd auf, doch zum Nachtheil des Jagdbesitzers, da erst im
ovember der Fuchsbalg vollkommen gut und nach seinem Werthe
zahlt wird.

Dagegen ist in andern Jagdbezirken der Fuchs in die Acht er-
ärt, und der Gegenstand ununterbrochener Verfolgung mit Geschoß
ıd Fangzeug, daher ihm auch in der schlechten Zeit auf alle mög-
he Art Abbruch gethan wird.

Wer seinen Reh-, Hasen- und Federwildstand von Jahr
Jahr besser aufkommen sehen will, der leide im Umfange seines
nzen Reviers keinen Fuchsbau und hat er eine Jagdnachbarschaft,
orinn die Füchse gehegt werden, so errichte er an der Grenze
ıe Schießstätte mit stets genügendem Vorwurf. — Wird auf
r Grenzscheide beider Reviere fleißig geschleppt und die Schleppe
ch der Luderung gerichtet, so wird ihm die Mühe und die Be-
werlichkeiten des Winteransitzes in der Schießhütte reichlich
lohnt; er wird, ohne eignen Fuchsstand, doch seine Jagd-

Rauchwaare mit stattlichen Fuchsbälgen geschmückt und seine Nieder=Wildbahn im besten Zustande sehen.

Selbst in Revieren, wo man keine Füchse aufkommen läßt, werden bei den Herbsttreibjagden immer einige zugetrable geschossen.

Jagdarten und deren wohlverwandte Verrichtungen.

Abspüren. Anstehen. Aufziehen. Ausdämpfen. Ausgraben. Ausjagen. Ausräuchern. Beschleichen. Bugsiren. Einsprengen. Fangen. Fuchsprellen. Hezen mit Windhunden. Jagen mit Hunden. Knebeln. Nachsuchen. Parforcejagd. Schießen a. auf der Luderung; b. aufs Reizen. Streifen. Treibjagen. Vergiften. Verschachten.

I. Schießjagd.

Ehe wir die verschiedenen Jagdarten auf den Fuchs behandeln, möchte es nicht überflüssig seyn, für angehende Jäger und Jagdfreunde einige Regeln beim Schießen auf Füchse in gedrängter Kürze hier aufzuführen.

1) Stellt sich der Schütze selbst an, oder wird er vom Jäger postirt, und bekommt er seinen Stand — (wie es besonders bei Treibjagen oft nicht anders seyn kann —) auf einer Blöße, einem breiten Fahrtwege, einem Wiesgrunde, wo kein Geräusch, kein Baum, kein Windfall, kein Graben oder keine sonstige Vertiefung so nahe an dem angewiesenen Stande ist, um sich da, ohne seinen Nachbar zu nahe zu kommen, oder die Schützenwehre zu beeinträchtigen, anstellen zu können, so lasse er sich mit unbedecktem Haupte auf das rechte Knie nieder, und mache sich so schußfertig, daß er, kommt ihm der Fuchs schleichend, trabend oder in voller Flucht, ohne eine auffallende Bewegung anlegen kann.

2) Hat der Schütze beim Treibjagen oder beim Jagen mit Hunden seinen Stand unter einem Baume oder ganz nahe an demselben, so wird er sehr gut thun, — wenn der Baum in Beziehung auf seine Stärke dazu geeignet und der Schütze nicht durch Dickleibigkeit, Bequemlichkeit, Unbehülflichkeit ꝛc. daran verhindert ist —, seinen Stand, eigentlich seinen Siz in den untersten Aesten oder auf einer sonst zur freien Aussicht und Schießbewegung geeigneten Stelle des Baumes zu nehmen.

Solch ein Plätzchen ist für den Schützen das allersicherste Hülfsmittel, den gar superpfiffig anschleichenden, oft gar von rückwärts kommenden, keineswegs aber den in höhern Regionen lauernden

Feind gewahrenden oder verwindenden Fuchs, so auf den Pelz zu brennen, daß er das Aufstehen vergißt.

3) Im Augenblicke, wo der Schütze seinen Stand eingenommen hat, spanne er und überschaue dann nach gerader Richtung hin, wie nach beiden Seiten die nächste Umgebung seines Standes, um alle Lücken, Wege, Pfädchen rc. auf welchen mit Wahrscheinlichkeit der Fuchs ankommen kann, recht ins Auge zu fassen und schußfertig den schönsten Plaz zum Schießen auszuwählen, damit er in bester Bereitschaft ist, wenn der Fuchs etwa sehr flüchtig erscheinen möchte.

4) Bekanntlich hat der Fuchs ein sehr zähes Leben und erfodert einen tüchtigen Schuß, will man nicht, daß man noch lange Zeit ihm nachsuche oder er gar noch einen Bau erreicht, wie man der Beispiele genug hat, daß Füchse, denen die Vorderbranten dicht am Leibe entzwei geschossen waren,*) sich noch in den Bau fortschoben. Daher lasse der Jäger den Fuchs, — wenn es immer möglich ist — schußgerecht anlaufen, zögere aber nicht, — vorausgesezt, daß er eine Doppelflinte führt — mit dem zweiten, scharf bezielten Schuß, wenn der Fuchs nicht im Feuer stürzt, oder, lahm geschossen, sich noch fortschleppen will.

5) Bei Klapperjagden in Fuchsreichen Revieren ist es allerdings gut, einen Vorstehhund bei sich zu haben, der einen angeschossenen Fuchs nicht nur würgt, sondern auch apportirt. Aber aus vielseitiger Erfahrung rathe ich, ja keinen solchen Hund mit in den Stand zu nehmen, der weiß oder stark weißgefleckt, und der nicht so gewöhnt ist, daß er den ganzen Trieb hindurch, wenn es auch noch so oft kracht, wenn auch noch so vieles Wild an ihm vorüber kommt, unbeweglich hinter seinem Herrn liegt, — weil der Fuchs ungemein scharf gewahret, auch die Unruhe und Bewegungen des Hundes ein anderes vertraut ankommendes Wild, z. B. Rehwild vergrämen würde.

Hat der angeschweißte Fuchs umgeworfen und den Trieb wieder angenommen, so lasse man den Vorstehhund nur

---

*) Ein alter Jäger, — seine Jagdabenteuer von ihm erzählen zu hören, ist ein köstliches Vergnügen, denn er lügt unbezahlbar schön — versicherte mir einst unter den feierlichsten Betheuerungen seiner Wahrheitsliebe: „er habe einen Fuchs, ungefähr 100 Schritte vor dessen Bau, die vier Branten so rein abgeschossen, daß die Stumpen nur mehr einige Zoll lang waren. Da sey der Fuchs auf den klugen Einfall gekommen, in die Erde zu beißen, den Körper nachzuschieben und sich so Biß für Biß — wie man sonst sagt: Schritt für Schritt — nach dem Baue zu schleppen." Er würde auch diesen recht wohl erreicht haben, hätte ihm nicht der Jäger, der, voll Bewunderung der Füchsischen Schlauheit, dicht hinter selben gegangen sey, gerade an der Einfahrt den Garaus gemacht.

nach, wenn in der Nähe ein Bau, und zu befürchten ist, daß da de
Fuchs einfällt, außer dessen aber nicht, da der, den Fuchs verfo
gende Hund manch' anderes, eben anlaufen wollendes Wild ve
scheut. Das sicherste Nachlassen des Hundes ist, wenn der ang
schweiste Fuchs am Schützen vorüber nach dessen Rückenje
flieht.

6) „Man lasse keinen Fuchs liegen" — ist ein Grun
saz der alten Jäger, von dem sie nicht abgehen wollen.

Ich bin dafür, bin aber auch dagegen.

Wenn auf Füchse mit Hunden gejagt wird, wobei di
Schützen nur so zahlreich sind, mithin auch nicht so nahe an einande
stehen, als bei einer Klopfjagd, so ist es allerdings nothwendi
daß der Schüze, hat er keinen im Würgen verläßigen Hund b
sich, zu dem im Feuer oder nach einigen Sprüngen gestürzten Fu
hineile, und, lebt er noch, ihn schnell tödte; auch auf der Trei
jagd thue er das nemliche, wenn er den Fuchs nicht vor, sonder
hinter sich im Feuer stürzen gemacht oder so angeschossen ha
daß er mit mehr oder minder starken Lebenszeichen fällt und lieg
bleibt, denn unzählig sind die Beispiele, daß Füchse längere Ze
nach dem Anschusse wie steintodt auf dem Flecke lagen, plö
lich aufsprangen und im nächsten Gebüsche verschwanden.

Aber aufs festeste bin ich gegen das Aufnehmen des Fu
ses beim Treibjagen, wenn selber im Triebe, d. h. innerha
der durchzutreibenden Waldstrecke auf dem Anschusse gestürzt i
Das Geräusch, welches der Schütze durch das Hinlaufen, durch b
Todtmachen des allenfalls noch lebenden Fuchses verursacht, verja
das so eben anlaufende Wild und verdirbt dem Schützen se
wie seinem nächsten Nachbarn den Stand. Das wäre aber noch b
geringste Nachtheil in Erwägung der Gefahr, der er sich aussezt, b
sonders wenn er hitzige Schützen zu Nachbarn hat. Ich war 1838
einem Treibjagen, wo auch Roth= und Rehwild vorkam, Augenze
eines schauderhaften Unglücks, welches durch das Aufnehmen ei
innerhalb des Triebes gestürzten Fuchses geschah. — Der Re
nungs=Revisor Br .... — lief, während das Treiben im lustig
Gange war und es auf allen Seiten krachte, nach einem von i
niedergeschossenen Fuchs in den Trieb hinein; er hatte über
an 10 — 12 Schritte breites Geräumt zu laufen. Nach wenigen A
genblicken eilt er, den Fuchs an den Hinterbranten nach sich sc
fend, seinem Stande wieder zu. Im Momente, wo er aus den Bo
in das Geräumte herausschritt, flieht über dieses, fast mitten zwis
seinem und seines Nachbarn Stand, ein Kapitalhirsch. Der Nach
den linken Lauf des Zwillings mit 2 Kugeln geladen, drückt ab;
Hirsch war gefehlt, aber der Revisor — Vater von neun unversorg
Kindern — durch die Brust geschossen. Nach einer Stunde hatte e
leben aufgehört.

7) Lebt der gestürzte Fuchs noch, so drückt man ihm mit dem
:schlage der Flinte den Kopf auf den Boden, — noch besser, man
te ihm mit dem Fuße auf den Hals, (doch ist beim Zurückziehen
s Fußes rasch zu verfahren, weil der Fuchs, hat er noch Kraft
zu, gerne nach ihm schnappt und sich darin oft sogar verfängt —)
greift ihn an der Wurzel der Ruthe mit stark umschließender Hand
d schlägt ihn so tüchtig als möglich in rasch sich folgenden Schlägen
einen Baum, einen Stein, — auf den Boden, bis er gar kein
benszeichen mehr gibt, wo man ihm dann auch noch, zur gehörigen
orsorge — mit einem Holze einige tüchtiche Hiebe quer über die
ise gibt. — Und nun zu den Jagdarten.

Anstehen. — I. Vor dem Baue,

A. auf junge Füchse.

a. Der Hauptröhre des Baues gegenüber, worinn junge
üchse stecken, wählt der Jäger einen Baum aus, der von der
öhre 30 — 40 Schritte entfernt und stark genug ist, daß man sich in
nen Aesten einen Sitz bereiten kann, auf dem man sich frei zu be=
gen vermag. Auf der Rückseite des Baumes sind stufenartig Pflö=
n eingekeilt, auf welchen man zum Sitz aufsteigt.

Besizer von Waldungen, die darin das Jagdrecht und Fuchs=
ue haben, können sich dieses Anstehen bequemer machen, wenn sie
schußmäßiger Entfernung von geschlofenen Fuchsbauen —
on während der Ranzzeit, Scheiterstöße aufstellen und diese so
richten lassen, daß in der Mitte eine Lücke bleibt, durch welche der
iter dem Scheiterstoß Anstehende gänzlich unbemerkt den Platz
: dem Baue beschießen kann.

b. Da die jungen Füchse, sobald sie die Größe einer halbwüch=
en Katze erreicht haben, an schönen warmen Tagen schon Morgens
s dem Baue kriechen, um vor selbem zu spielen, auch Mittags,
d besonders Abends, um die vom Raube heimkehrenden Eltern zu
varten, so kann man zu jeder dieser Tageszeiten, am besten aber
i paar Stunden vor Sonnen=Untergang, auf sie anstehen — ei=
itlich ansitzen.

c. Auf seinem Stande verhält sich der Jäger möglichst ruhig,
d vermeidet alles Räuspern, besonders das Ausspucken auf den Bo=
n herab.

d. Er schießt nicht eher, als bis er glaubt, das ganze Geheke,
er wenigstens der größte Theil davon sey vor dem Baue.

e. Hat er mehrere Junge auf einen Schuß geschossen, so nehme
sie schleunig weg, bis auf einen und bleibe dann wieder ganz ru=
g auf seinem Stande. Die jungen Füchse sind sehr neugie=
g. Durch den Schuß geschüchtert, fahren sie pfeilschnell ein,
er bald — oft schon früher, als der Jäger geladen hat — schliefst
ier der Junger bis an den Rand der Einfahrt, sichert nach
eu Seiten, und schleicht dann vor den Bau; nach und nach folgen
: Uebrigen; sie stuzen anfangs beim Anblick des Verendeten,

schleichen aber immer näher, beschnobern ihn von oben bis unten und sind nun gemeinschaftlich mit ihm beschäftigt. Dieses ist der Augenblick, wo der Jäger seinen Schuß am besten anbringt, und, gelingt es nicht auf einmal, doch gewiß bei der nächsten Wiederholung des ganzen Geheckes habhaft wird.

Man könnte mir den Einwurf machen: Wozu dieses langweilige, die Zeit vergeudende Anstehen auf junge Füchse, da man sie graben, oder gleich im Baue von den Hunden kann würgen lassen? — Hierauf diene ich mit folgendem:

1) Zur Zeit, wo man auf junge Füchse anstehen kann, ist die Jagd größtentheils geschlossen, und wird dadurch nichts Anderes verabsäumt.

2) Nicht jeder Jäger hat gute Schliefer, auf die er sich verlassen kann.

3) Oft steckt Rüd und Fähin bei den Jungen im Bau —; meistens wird dann der Schliefer zu Schanden gemacht, wenn er nicht äußerst scharf und kräftig ist.

4) Man kann nicht überall graben — auch ist dieses mit großem Zeitverlust und Aufwand verbunden, während der Ansiz vor dem Baue keine Unkosten, wohl aber manche Unterhaltung mit sich bringt.

B. auf alte Füchse.

Ist dem Jäger daran gelegen, zur Zeit, wo man nach jungen Füchsen gräbt oder sie vor dem Baue schießt, zuerst Papa und Mama auf die Seite zu räumen, so

a. darf er nicht hinter dem bei A empfohlenen Scheiterstoße anstehen, sondern muß auf dem Baumsize lauern, um nicht von dem alten Elternpaar, welches eben so gut im Rücken des anstehenden als von der Seite her mit dem Raube antraben kann, gewahret oder gewittert zu werden.

b. Ruhig läßt er die Jungen spielen und harret der Alten, wo denen Rüd oder Fähin — gewöhnlich kurze Zeit vor Sonnenuntergang — daher trabt, in einiger Entfernung vom Baue, nach allen Seiten windend und lusend, zu schleichen anfängt, dabei auch oft stehen bleibt.

c. Alte Füchse haben Argus-Augen. — Daher kann der Jäger nicht unbemerkt und vorsichtig genug sich schußfertig machen.

d. Den geschossenen Fuchs hole er schleunigst vom Anschuß hinauf in seinen grünen Siz, nachdem er den noch dämpfenden Pinsel ausgedrückt und zu sich gesteckt hat, warte dann ruhig ab, ob nicht — hat er den Rüd geschossen — noch die Fähin — und so umgekehrt herantrabt, und gehe mit verschwindendem Büchsenlicht ganz stille vom Stande ab, in der Hoffnung, des andern Tages den übriggebliebenen Fuchs und dann sehr leicht das ganze Geheck zu bekommen.

II. Mit Geschleppe. — Für den Jäger, der in seinem Revier einen starken Fuchsstand hat, ist dieser Jagdbetrieb eben so

infach als verläßig, aber nur in mondhellen Winternäch-
en beim ziemlich hohen Schnee.

Der Jäger bereitet sich einen Vorrath von Geschleppe, das aus
Hasengescheid besteht, welches, mit einer Zuthat von Juchten-
aut-Abschnizeln und mit Häringsbrühe übergossen, für den
Gebrauch aufbewahrt wird.

Tritt dieser ein, so füllt der Jäger eine unschadhafte Rindsblase
nit solchem Geschleppe, steckt ein kleines Nez — wie man an Markt-
gen zum Ankauf einiger Fische gebraucht — zu sich und geht mit
nbrechendem Abend in den Waldtheil, wo er seine meisten Füchse
t. — In einer Entfernung von wenigstens einer Stunde von dem
laze, wo er anstehen will, schüttet er den Innhalt der Rindsblase
das Nez, befestigt dieses mit einer erforderlich langen Leine an
m Hinterriemen seiner Waidtasche, verwittert die Stiefelsohlen
it eben diesem Geschleppe und durchkreuzt nun, das Nez nachzie-
nd, den zum Durchschleppen erwählten Walddistrikt nach allen
ichtungen, besonders auf geräumten, über Schläge und auf alten
hrtwegen. — Vom Holze ins Freie gekommen, schleppt er nun
gerader Richtung auf den Plaz hin, wo er anstehen will.

Hier ist vorzüglich darauf zu sehen, daß er, vom Austritte
s dem Holze an, bis zur Stelle vor dem Anstand
ackenwind (den Wind im Rücken) hat, wodurch er also natürli-
r Weise auf dem Plaze, wo er ansteht — vollkommen gu-
n Wind, (d. h. den Wind gerade ins Gesicht) bekommt, mithin
n dem auf dem Geschleppe nachtrabenden Fuchs nicht ver-
indet werden kann.

Ungefähr 30 Schritte vor dem Plaze, wo er anstehen will,
üttet er das Geschleppe aus dem Neze auf den Schnee hin und
gibt sich nun vom Aufwurfe weg ebenfalls in gerader Richtung auf
nen Anstand.

Diesen nehme er auf freiem Felde, oder einer geräumigen
aldblöße in einem Verstecke. Mangelt es da an einem Ge-
räuche, an einem Graben oder Erdaufwurf, an einem kleinen Ge-
ische 2c. welches ihm eine hinlängliche Verborgenheit vor dem scharf
wahrenden Fuchse gibt, so grabe er sich einen Erdsiz, und
tecke die vor ihm aufgeworfene Erde, wie auch den ganzen Rand
Grube mit dichtbezweigten Poschen, die ihn ganz verbergen, aber
h eine hinlänglich raumvolle Lücke in gerader Richtung nach dem
afwurf haben, daß er diesen vollkommen übersehen und be-
ießen kann.

Noch ist zu beobachten:

a. Schon im Herbste, wenn die Getraide-Felder abgeräumt sind,
eite der Jäger diesen Erdsiz mit der Umkleidung von Poschen,
mit die Füchse, die zum Mausen oder sonst in die Nähe dieses
hirmes kommen, sich allmählig daran gewöhnen.

b. Von wesentlichem Nutzen für die Folge ist, wenn der Jäger schon im Herbste, gleich nach der Errichtung des Schirmes, Geschleppe und Aufwurf macht, wenigstens alle 14 Tage einmal — jedoch ohne auf die antrabenden Füchse zu schießen; dadurch werden sie begierig auf die Annahme dieses Platzes, und auch fremde Füchse (Füchse aus näheren oder ferneren Revieren) die an das Geschleppe kommen, welches für diese Wildart einen ungemeinen Reiz hat — nehmen entweder gleich ihren Aufenthalt im zunächst gelegenen Holze (stehen herüber, sagt der Jäger) oder sie treben von Zeit zu Zeit aus meilenweiter Entfernung zum Geschleppe und Aufwurf.

c. So lange der Jäger das Anstehen mit Geschleppe fortsezt, soll er eine ziemlich weite Umgebung des Erdsitzes zu Feld und zu Holz unberuhigt lassen, d. h., in weiter Umgebung dieses Sitzes nicht schießen, nicht mit Hunden jagen, nicht treiben lassen, und jederzeit am Morgen nach einer Ansteh-Nacht, wenn er in selber geschossen hat, die Schußpfropfe aufsuchen, nie aber an den Schirm gehen, ohne vorher seine Sohlen mit Häringslacke verwittert zu haben.

Den außerordentlichen Reiz, welchen als Kirrungsmittel für Füchse der Häring und die Häringslacke haben, worin einige Zeit Juchtenabfälle gelegen, kennt nur derjenige Jäger, der davon Gebrauch gemacht hat. Wenn man in einem Waldbezirk, wo es brav Füchse gibt, am schönen Morgen- oder Abend jeder Jahreszeit — die Ranzzeit ausgenommen — die Stiefelsohlen mit solcher Häringsbrühe tüchtig einreibt, oder unter jeden Absatz einen stark in stinkendem Fett gebratenen, mit einem Leinwandläppchen umwickelten Häringskopf befestigt, dann die Fuchsbaue und Fuchsriegel abgeht, nach einem Schlage, oder sonst einer Blöße hin Kreuz- und Quergänge macht, und dort sich am Saume eines Dickichts, an einem Windfall, hinter einem frei stehenden Baum u. so anstellt, daß man von der Seite her, von welcher man gekommen ist, guten Wind hat, so darf man mit Zuversicht darauf rechnen, binnen kurzer Zeit 1, oft 2 — 3 Füchse herantraben zu sehen, die Nase auf der Spur des Gegangenen, oft vor Begierde nach dem Leckerbissen, die durch zeitweises Hinwerfen von Stückchen eines gebratenen Härings noch mehr erregt wird, so blind, daß sie dem Anstehenden bis an die Füße laufen. — Durch diese Kirrung werden besonders im Winter beim Schnee viele Füchse geschossen, und auf eine eben so leichte, als angenehme Art, da man im Ganzen nur eine Wald-Promenade macht, und nicht der langen Weile, der Unsicherheit und der Kälte ausgesezt ist, die man beim Winter-Anstehen auf Füchse hat, wenn man es nach dem gewöhnlichen Schlendrian, nehmlich ohne Geschleppe, ohne Ankirren durch streckenweise aufgeworfene Stückchen eines gebratenen Härings, o

os auf ein zufälliges Ankommen des Fuchses treibt, wie z. B.
i der Nähe des Ortes, wo man mehrere Male nach einander gegen
bend oder früh bei Tagesanbruch einen Fuchs aus dem Holze kom-
en und auf benachbarten Wiesen, Feldern oder Gehauen mausen
sehen hat, ohne von ihm bemerkt worden zu seyn.

III. Anstehen auf's Raizen, M. s. Schießen auf's
laizen.

Ausräuchern. *) (auch Ausbrennen genannt.) In Haupt-
auen, die viele Röhren und tief liegende Kessel haben, ge-
ıgt dieser Jagdbetrieb nur selten, aber in Fluchtröhren
ıd Nothbauen gewiß fast jederzeit.

Zum Ausräuchern gehören: Etwas feuchte Lumpen
ıd etwas feuchtes Stroh, Kienstückchen, Schwefel im
anzen, dürre Aestchen, Späne und eine Schaufel.

Ein genau revierkundiger Jäger kennt nicht nur alle seine Haupt-
aue, sondern auch seine Fluchtröhren und Nothbaue. Diese
ht er zu gehörigen Zeit ab, um nachzusehen, ob sie geschlossen
erden, um darnach sich mit dem verschiedenen Jagdbetriebe auf
üchse einzurichten.

Unter diesen Betrieben nimmt das Ausräuchern gewiß
icht die lezte Stelle ein, da es ein leichter und sicherer Jagdbe-
rieb ist, jedoch nur anwendbar in Fluchtröhren und Noth-
auen, höchstselten mit Glück in Hauptbauen, der tiefen Kes-
llage und der vielen Röhren wegen.

Hat sich der Jäger überzeugt, daß der Fuchs in der Flucht
öhre steckt, will er ihn da ausräuchern, hat aber gerade kei-
en Gehilfen bei sich — der zum Ausräuchern jederzeit unent-
ehrlich ist, so muß er vor Allem dafür sorgen, daß der Fuchs nicht
us dem Baue fährt, während er die zum Ausräuchern noth-
endigen Requisiten und einen Gehilfen herbeiholt.

Dem Ausfahren des Fuchses beugt der Jäger dadurch vor,
aß er schnell zwei Leinwandlappen mit denen er schon einigemal

---

*) Dieser Jagdbetrieb ist aus des Waidmanns neuer Practica deswegen wörtlich genommen, weil der Verfasser nicht nur aus vielen Revieren Bayerns, sondern auch aus auswärtigen Zuschriften bekommen hat, die sich über die so vorzüglich bewährte Ausübung dieses Ausbrennens preisend und dankend ausgesprochen haben.

Da es keine seltene Erscheinung ist, daß Füchse gleich beim ersten Eintreiben des Rauches mitten durch das Feuer ausfahren, so daß der Jäger, — wenn er nicht einen Kameraden hat, der mit gespannter Flinte diesen möglichen Fall abwartet — die zum Eintreiben des Rauchens geschwungenen Zweige wegwerfen und dafür nach dem Gewehre greifen muß, so eignet sich dieser Jagdbetrieb allerdings unter die zur Schießjagd gehörigen.

die Flintenläufe ausgewischt hat, tüchtig mit Pulver einreibt, an zwei Pflöckchen wohl befestigt, und davon das eine am Eingang, das Andere am Ausgange der Fluchtröhre in den Boden steckt, soweit in die Röhre hinein als er mit dem Arme langen kann. (Je der alte, wohlerfahrne Fuchsjäger weiß zu Genüge daß der Fuchs nie an diesem verpulverten Wischlappen vorüber ausfährt, sondern sich einen neuen Ausgang ausführt, und zwar mit größter Schnelligkeit, um aus der Nähe des Pulver- und Eisengeruches zu fliehen. Wenn der Jäger am Ein- und Ausgange der Fluchtröhre oder am Eingange des Nothbaues seine Nothdurft verrichtet, so ist diese fast noch wirksamer, als die eingepflockten Pulverlappen. Eine Röhre oder einen Bau, wo dieses wie jenes geschehen ist, wird von den Füchsen Jahre lang nicht mehr geschloffen.

Nun eilt der Jäger an das zunächst liegende Haus, und versieht sich mit Lumpen und kleinen Heubüscheln, die etwas feucht gemacht werden, mit Kienbrocken, Schwefelstückchen und Spänen zc. daß er Feuerzeug und Schwefelfäden bei sich führen muß, versteht sich von selbst. Aus dem Hause nimmt er einen Gehilfen mit sich, der eine Haue und zwei Schaufeln trägt. Hat der Jäger seinen Dachshund bei sich, so rathe ich, denselben in diesem Hause wohlverwahrt zurückzulassen. Man hat hinlängliche Beispiele daß Dachshunde während des Ausräucherns an einem innen Baumstamm angebunden, aus Begierde nach dem Fuchse die Leine abgeschnitten, durch Feuer und Rauch in die Röhre blitzschnell einfuhren und dann verloren waren.

Auf dem Plaze — d. h. bei der Fluchtröhre angekommen, ist es des Gehilfen erstes Geschäft, Rasenstücke, Erdklumpen zc. loszuhauen, und mit diesen, dann mit Reisig, den Ausgang der Röhre*) so stark und so weit hinein, als möglich zu verstopfen, und den Stopf zu verkeulen, daß selbst der Rauch nicht durchdringen kann. Der Jäger schaufelt indeß einen Haufen Erde dicht neben der Röhre zusammen, um davon einen Vorrath zum Verschließen des Eingangs zu haben.

Hierauf wird dicht am Eingange der Röhre ein kleines Feuer aus recht dürrem Reisig und aus Spänen angemacht; ist es dann in vollem Brennen, so wirft man nach und nach Kienholz, feuchtes Stroh, Schwefelstücke, und feuchte Lumpen darauf. Nun muß der qualmende stinkende Rauch mit allem Eifer und ohne

---

*) Hier ist vom Ausräuchern des Fuchses in einer Fluchtröhre (oder Fluchtbau) die Sprache, welche ein kleiner Bau ist, der eigentlich nur aus einer Röhre mit einem Ein- und einem Ausgang besteht. — Beim Ausräuchern im Nothbaue kann das Verstopfen des Ausganges natürlicher Weise nicht geschehen, weil der Nothbau nur Eine Oeffnung hat, die zugleich Ein- und Ausgang ist.

Unterbrechung in die Röhre getrieben werden, welches dadurch geschieht, daß der Jäger und sein Gefährte, einen vorher schon zur Hand gelegten, breiten und dichten Bündel frischer Nadelholzzweige mit beiden Händen fassen und durch oberflächliches Hinhauen auf den Qualm, diesen in das Innere der Röhre jagen. — Je mehr Rauch in die Röhre zieht, desto schneller verendet der Fuchs.

Glaubt der Jäger, daß Rauch genug in der Röhre ist, so ergreifen Jäger und Gehilfen die Schaufeln, werfen den Erdhaufen, mit Rasenstücken vermischt, an die Oeffnung der Röhre, verschließen diese aufs dichteste, schlagen mit der Hinterseite der Schaufeln die Erde fest, und fahren mit Zuwerfen und Festschlagen der Erde so lange fort, daß auch nicht der allermindeste Rauch durch den Verschluß dringt.

Wenigstens 2 Stunden bleibe die Röhre verschlossen; jezt öffnet man den Ausgang der Röhre. — War dieser gehörig zugemacht, daß nicht der mindeste Rauch hinausziehen konnte, gebrach es nicht an Hinlänglichkeit des Rauches und ist dieser rasch und ohne alle Unterbrechung, damit der Fuchs nicht Zeit gewinne, sich gegen den eindringenden Rauch zu verklüften, welches er aber nicht vermag, wenn der Rauch continnirlich auf ihn eindringt —, in die Röhre mittels eifrigen Schwingens der Reisigbündel getrieben worden, so findet man den Fuchs die Nase bis an die Seher in das Erdreich gebohrt, dicht am Stopfe verendet; oft aber auch am Eingange der Fluchtröhre in eben dieser Stellung und dicht an dem Erdhaufen, womit der Eingang verschlossen worden.

Das Ausräuchern des Fuchses im Nothbau wird gerade so betrieben, und ist leichter, auch beinahe noch sicherer, weil der Nothbau im Getraidefelde, an Rainen, in Hohlkreppen, an geringen bebuschten Anhöhen ausgeführt, bekanntlich aus einer einzigen, flach unter der Erde hinlaufenden Röhre besteht.

Ich habe eine schöne Anzahl von Füchsen aus Fluchtröhren und Nothbauen ausgeräuchert —, aber anfangs oft das leere Nachsehen gehabt, wo ich meine Beute schon in der Waidtasche glaubte. — Durch Schaden klug gemacht, behaupte ich in Folge bitterer Erfahrungen, daß der Jäger besonders beim Ausräuchern des in der Fluchtröhre liegenden Fuchses, seiner Beute nie ganz sicher ist, wenn er nur einen Gehilfen hat, und also, vorzüglich beim nicht rasch und nicht eifrig genug auszuübenden Eintreiben des Rauches selbst mitarbeiten muß. Ehe ich dieses beweise, muß ich voran gehen lassen, wie nothwendig es an sich ist, daß der Jäger schon beim Abruchen der Fluchtröhren und Nothbaue einen Kameraden bei sich habe, um diesen vor= oder schußmäßig an der Röhre zu lassen, bis er die nöthigen Requisiten zum Ausräuchern aus dem nächsten Hause herbeigeholt hat. Diese Nothwendigkeit geht aus folgenden hervor:

Der in der Fluchtröhre liegende Fuchs mit der feinsten Sinnes-Organisation ausgestattet, vermerkt im Augenblicke die Tritte des die Röhre umkreisenden und abspürenden Jägers. Verlieren sich die Tritte in der Ferne, so fährt fast immer, wie wohlerfahrne Jäger aus öftern Beobachtungen zugestehen werden, — der Fuchs, — wohlverstanden, der nur in der Fluchtröhre, im Nothbaue, aber nicht im Hauptbaue liegt, aus, ahnend, daß ihm Gefahr drohe. Aber der für ihn ganz höllische Gestank des verpulverten Wischlappens, welchen der Jäger, wie eben gesagt, — zum Festmachen des Fuchses — am Geschleife eingepflöckt hat — läßt ihn an diesem nicht vorbeikommen; er beginnt mit Kraft und Eile seine Branten zu gebrauchen, um eine neue, wenn auch noch so enge Röhre — der Fuchs drängt sich durch unglaublich enge Oeffnungen, — auszuführen. — Ist nun der Fall, daß der Jäger weit zu gehen hat, um einen Gehilfen zum Ausräuchern herbeizuholen, so trifft es sich oft, daß vor seiner Rückkunft der Fuchs — besonders im Nothbaue — durch die mit größter Schnelligkeit neuausgeführte Röhre entflieht, und dem mit Gehilfen und Werkzeug daher keuchenden Jäger schon aus weiter Ferne mit radförmig geschwungener Ruthe ein fröhliches Lebewohl zuwinkt. Sind aber zwei Jäger beisammen, so eilt der Eine zur Herbeischaffung der Bedürfnisse zum Ausräuchern während der Andere sich an einen Plaz schleicht, wo er, die Röhre im Auge, hinter ihr postirt, den fast immer nach eingetretener Stille ausfahrenden Fuchs niederschießt, — wohlgemerkt, wenn er ihn nicht fehlt, weil der Fuchs bis an den Ausgang der Röhre sichernd kriecht, dann aber wie ein Pfeil aus der Röhre fährt und zwar dem nächsten Dickicht zu.

Ich habe nun dargethan, wie vortheilhaft, eigentlich wie nothwendig es ist, daß ein Jäger oder Schütze an der Röhre des eingespürten Fuchses bleibt, während der Andere zur Herbeischaffung des Arbeiters und der Requisiten zum Ausräuchern abwesend ist. Nun kommen wir auf die Unsicherheit der Habhaftwerdung des Fuchses, wenn der Jäger beim Ausräuchern mit dem Gehilfen arbeiten muß.

Alte Waidmänner, die das Ausräuchern schon oft getrieben, werden mit mir die Erfahrung gemacht haben, daß der Fuchs oft mitten durch Feuer und Rauch ausfährt, oder daß er sich, besonders wenn der Rauch nicht hinlänglich und rasch genug in die Röhre getrieben, mithin dem Fuchse Luft genug wird, arbeiten zu können, eine neue, wenn auch noch so schmale Röhre in größter Geschwindigkeit ausführt, durch welche er entrinnt. Daher kann diesem nur dadurch vorgebeugt werden, daß zwei Männer das Geschäft des Ausräucherns, nach eben gegebener Weisung mit großer Thätigkeit und Kunde betreiben, während der Jäger mit gespannter Flinte, schußfertig sich so anstellt, daß er den

sfahrenden Fuchs, komm er aus einer Fluchtröhre oder
s einem Nothbau beim ersten Blick auf dem Korne hat.

Ausjagen. — Dieses wird gerade so behandelt, wie der Fuchs-
ng im Decknetz und unterscheidet sich von diesem nur darinn,
i der Bau mit keinem Netze verstellt ist, und der ausfah-
nde Fuchs nicht gefangen, sondern von dem Jäger, der mit
tem Winde ansteht und von seinem Stande aus alle
öhren übersehen und beschießen kann, mit einer tüchti-
Bleiportion empfangen wird.

Hat der Jäger Zeit und Gelegenheit, alle Röhren, bis auf die
uptröhre, mit Reisig oder Steinen gehörig zu verstopfen, so
ießt er den Vortheil, seine Aufmerksamkeit nur auf Eine Röhre
iden zu dürfen, während er auf Bauen, die mehrere, oft weit
einander liegende Röhren haben, nicht genug aufmerksam und
eßgewandt seyn kann, da der Fuchs mit der allermöglichsten Schnel-
eit ausfährt und wie ein Pfeil im nächsten Dickicht ver-
windet.

M. s. bei der Fuchsfangjagd d. Art. Fang in der Fuchs-
ube.

Ausdämpfen. — In Brüchern, in Moorlehden, steckt manch-
l ein Fuchs, der da keinen Bau hat, bei schlechter Witterung in
n hohlen Weidenbäumen, oder nehmen darin ihre Zuflucht, wenn
von raschen Hunden gejagt werden. — Auch in den Waldungen
ft man alte abgestandene Eichen und Buchen, die weit hinauf, so-
in die untersten stärksten Aeste hinein, ausgefault und ausgehöhlt
und dem Fuchse, der darin steckt und von den Hunden ver-
lt wird, keine Schwierigkeit bieten, mittels seiner scharfen Kral-
sich so weit hinauf zu arbeiten, als der Baum hohl, und die Höh-
geräumig genug ist, den ohnehin sich sehr schlank machenden
chs zu beherbergen.

Ist der Jäger überzeugt, daß in solch einem hohlen Baume ein
chs steckt und hat er nicht Erlaubniß oder die geeigneten Mittel,
Baum niederhauen zu lassen, so bleibt ihm nichts übrig, als den
chs auszuräuchern.

Da sich der Fuchs in einem hohlen Baume nicht verklüften
, wie er öfters in einem leichtbodigen Baue beim Graben thut,
rstickt er entweder im Rauche und fällt innwendig herab, oder er
t sich, im Falle der Baum oben eine Oeffnung hat, durch Herab-
ngen zu retten, wird aber da von dem mit seinen Hunden in mög-
ter Verborgenheit lauernden Jäger auf eine etwas empfindliche
empfangen.

Wie das Ausdämpfen behandelt wird, ersehen wir aus diesem
r den „Jagdarten auf Baummarder" vorkommenden
dbetriebe.

Beschleichen. — Eben so zufällig, wie er in hohlen Bäumen steckt, findet sich auch der Fuchs in den Brüchern auf Erlenblöcken, auf überhängenden alten Weiden, auf nicht hohen verkrüpelten Nadelholzbäumen, wo er sich auf dem Baumkopfe selbst oder in den Zwiseln der untersten Aeste drückt, gewöhnlich aber nur im Herbste, wenn es recht naßkalt oder stürmisch ist.

Der revierkundige Jäger muß solche Plätze kennen, auch wissen, ob er in ihrer Umgebung Standfüchse oder öfters Zutrabfüchse hat. Ist dieses der Fall, so benüzt er manchen naßkalten, recht windigen Tag zum Beschleichen, welches ganz einfach ist, indem der Jäger nichts anders zu thun hat, als die gespannte Flinte in schußfertiger Haltung, diese Plätze mit gutem Winde anzugehen und auf ihnen mit scharfem Auge umherzuspähen. Erblickt er einen Fuchs, so wird er sehr wohl thun, nicht gleich stehen zu bleiben, um nach dem Fuchs zu feuern, sondern er gehe, unter langsamen Auffahren und Anlegen noch eine kleine Strecke, als wenn er den Fuchs gar nicht bemerkt hätte und wende sich dann langsam zum Bezielen, welches mit dem Abdrücken, nur das Werk eines Augenblickes seyn darf, da der Fuchs, hat er den beschleichenden Jäger gewahret, oft nicht so lange hält, als auch der gewandte Schütze braucht, um ihn gehörig auf's Korn zu nehmen.

Uebrigens bedarf es weder der Brücher und Moorlehden, weder der naßkalten, stürmischen Witterung, um Füchse auf so ungewöhnlichem Ruhelager zu finden. Der Fuchs sonnet sich gar zu gerne, und nimmt öfters dazu unter den schönen, warmen Mittagsstunden des Herbstes auf abgetriebenen Waldstrecken oder jungen Anflügen, die nicht zu hohen, der Sonne ganz freistehenden Stammstöcke, wie auch den obern Auswurf der Windbrüche, wo er, die Annehmlichkeit des Liegens in der milden Herbstsonne genießend, oft so fest schläft, daß ihn der mit Ruhe und Geräuschlosigkeit sich annähernde Jäger bis auf halbe Schußweite beschleichen kann.

Einsprengen. — In vielen Feldhölzchen — auch Feldköpfe genannt — ist ein Fuchsbau, besonders wenn sie dicht bebuschte Hohlkreppen (graben- oder grubenförmige, mehr oder minder bebuschte Vertiefungen) haben, und wenn diese Feldköpfe von ausgebreiteter Feldmarkung umrungen sind. Bekanntlich schleichen die Füchse an windstillen, recht sonnigen Spätherbst- und Wintertagen auf den Feldern umher, des Mausens wegen. Hat nun der Jäger in seinem Reviere solche Feldhölzchen und darin Baue, welche von Füchsen geschlofen werden, so bereitet er sich schon im Frühjahre, — damit sich die Füchse daran gewöhnen — an solchen Bauen einen erhöhten Stand, von welchem aus er nach allen Richtungen hin sehen und schießen kann, ohne leicht bemerkt zu werden.

Die Bereitung eines solchen Standes, der recht gute Dienste leistet, ist sehr einfach, und erspart die Errichtung einer Kanzel. Man schlichtet einen Holzstoß auf, der so eingerichtet ist, daß man

ihn leicht ersteigen kann und befestigt an seinen obern 4 Seiten etwas mehr als Mannshohe Poschen in der Art, daß man durch sie gegen das Gewahret werden von Seite des Fuchses geschüzt aber nicht im Uebersehen und Beschießen der Röhren des Baues gehindert ist.

An solchen Spätherbst= oder Wintertagen, wo der Jäger überzeugt seyn darf, daß seine Feldholz=Füchse zum Mausen umherschleichen, besteigt er seinen erhöhten Stand, während ein Gehülfe mit einem Dachs= oder nicht zu flüchtigen Wildbodenhund die umliegenden Felder absucht. Erblickt dieser einen Fuchs, der in der Richtung nach dem erwähnten Baue hin mauset, so macht er den Fuchs durch Schreien und Händegeklatsch flüchtig, löset den Hund, hezt ihn auf den Fuchs, und verfolgt nun selbst diesen unter lautem Geschrei bis an den Saum des Feldgehölzes, damit er nicht Zeit gewinne, — wie es meistens geschieht, wenn das Gelärme des Einsprengenden früher aufhört — sich im ersten besten Gebüsche des Feldkopfes zu stecken, und sich da zu drücken oder gar wieder aufs Mausen fortzuschleichen, bis der Anstehende kein Büchsenlicht mehr hat.

Ist aber der Fall, daß der Fuchs in einer dem Baue entgegengesezten Richtung dahin mauset, und dürfte befürchtet werden, daß er, durch Geschrei und Hundelaut rege gemacht, nach einer andern Gegend zurennen würde, so muß der Einsprengende unverzüglich nach Erblickung des Fuchses einen weiten Bogen in großer Eile schlagen, dem Fuchse den Kopf abgewinnen und ihn so angehen, daß der, nun zwischen ihm und dem Baue befindliche Fuchs umwirft und nach selbem zu flüchtig wird.

Dem am Baue lauernden Jäger ist die beste Schußfertigkeit nöthig, da der eingesprengte Fuchs in voller Flucht einfährt.

Jagen mit Hunden. — Der Jäger des flachen, wie auch des mäßig= bergigen Landes hat seinen Anstand, sein Ausgraben, sein Treiben, seine verschiedenartige Fangjagd, um seinen Stand= wie auch den zugetrabten Füchsen Abbruch zu thun; er vermeidet das Jagen mit Hunden, weil dieser Jagdbetrieb, werde er auf welche Haarwildart immerhin ausgeübt, der Wildbahn schädlich ist, wie die Nachbarn jener Jagdbesitzer, die viel mit Hunden jagen, unter großem Nachtheile am besten wissen.

Aber im Gebirge, im felsig= bergigen Waldterrain, selbst in Revieren des Plattlandes, welche große, von Sümpfen, anzugänglichen Brüchern, ausgetrockneten, beschilften, kruppigen Teichen und ausgebreitetem Gestrüppe durchschnittene Strecken in weitem Umfange enthalten und daher kein Treibjagen gestatten, muß der Fuchs mit Hunden gejagt werden, welches auf folgende Art geschieht:

1) Zur Fuchsjagd mit Hunden gebraucht man die Wildbodenhunde, über welche wir das Gehörige in der Abthl. III. sa=

gen, und hier nur bemerken, daß sie deßwegen Wildbodenhunde genannt werden, weil sie in der Regel auf jeder frischen Fährte oder Spur, die ihnen vorkommt, jagen und äußerst schwer auf Eine Wildart allein einzujagen sind.

2) Nie jage man Füchse mit Hunden eher als im Monat Oktober, am besten erst im November, wenn das Laub völlig abgefallen und selbes durch mehrere Regen fest auf den Erdboden gedrückt ist.

3) Man wähle zu diesem Jagdbetrieb keinen regnerischen Tag, da gewöhnlich an solchen die Füchse im Baue liegen, wohl aber einen sogenannten grauen Tag, an dem die Sonne sich wenig zeigt, und eine Zeit, worin der Boden feucht ist, denn Sonnenschein und Trockenheit erschweren dem Hunde das Finden und das Halten der Spur, während die Feuchtigkeit des Bodens und der Morgenthau den immer mit tiefgesenktem Kopfe suchenden Wildbodenhunden die Nase auffrischen und sie am besten anhalten machen.

4) Das vortrefflichste, leichteste und den besten Erfolg versprechende Jagen mit Hunden auf Füchse geschieht bei einer Hauptneue; auch eine Mittelneue gewährt große Vortheile, nur [illegible] der Schnee weder zu tief, noch zu locker, noch zu griesig (körnig) liegen. Dagegen kann bei starkem Wind, Plattfrost oder beim Schwind (dünne) den Boden überzieher Eisrinde) nur auf eine Fehljagd oder höchst ärmlicher Ausbeute gerechnet werden.

5) Viele Jäger haben den unglücklichen Wahn, recht viele Hunde zu gleicher Zeit jagen zu lassen. Schon im Suchen entsteht dadurch unter den Hunden eine Verwirrung, eine übertriebene Hitze, die sie beim Suchen wie beim Jagen selbst öfters die Spur überschießen macht. Hat einer gefunden, so fallen seinem Keif alle übrigen Hunde zu. Dadurch entsteht ein Geläute von solchem Lärmen, daß es bis in dem dritten, vierten Bogen zu hören ist. Aus diesen gehen die so laut gewarnten Füchse durch, und die Bögen sind leer. Man ziehe immer nur mit 2–3 Koppeln aus und löse immer nur eine Koppel, worauf der Führer der Uebrigen sich mit diesen in gehörige Entfernung zurückziehe, damit das Gewinsel und Geheule, welches die zurückgehaltenen Hunde anstimmen, wenn sie den Keif der jagenden vernehmen, nicht jenen Schützen den Stand verderben, die ihn zunächst an der Aufjagd haben.

6) Oft stecken in einem und demselben Bogen, besonders wenn er bedeutend umfangreich ist und seine örtliche Parthien dem Aufenthalte der Füchse recht anpassend sind, zu gleicher Zeit mehrere Füchse. Man begnüge sich daher nicht mit dem einen, darin gejagten und geschossenen Fuchse, sondern nehme, sobald selbes geschehen, die gejagt habende Koppel an die Leine und löse eine andere

er nie auf der Stelle, wo die erste gelöst geworden, sondern in
tgegengesezter Richtung, oder weit vom ersten Anjagdplatz.

7) Bei einer Neue bringe man die in diesem Bogen zuerst ja-
nde Koppel auf eine frische Fuchsspur, komme sie, von wel-
er Seite sie wolle, in den Bogen. Ohne Neue werden sie den,
nen mit vollem Winde gegenüber postirten Schützen gelöst.

8) Der die Hunde lösende Jägerfolge den gelösten Hun-
n mit animirendem Zurufe — Huch dach dach dach! — oder
apfeifen — (ein ziemlich hoher, gellender, lang gezogener Ton, dann
ne Terzie tiefer mit verlängertem Triller —) so lange nach, als sie
icht anschlagen, dann aber gehe er entweder aus dem Triebe zu-
ück, und bestreiche entweder die Flanken, wenn diese aus Man-
el an Schützen nicht besezt sind, oder stelle sich rückwärts an.

9) Zu den bereits oben gegebenen Regeln beim Fuchsschießen
t für den Schützen noch anzufügen:

a. Daß er, vom ersten Augenblicke seiner Postirung an, und,
enn auch die Hunde von ihm weg nach einer ganz entgegengesezten
lichtung jagen, oder auch nicht mehr Laut geben, immer fort, bis
bgepfiffen oder abgerufen wird, unbeweglich, höchst aufmerk-
am, in schußfertiger Haltung stille stehe, indem sehr oft ein
uchs, der sich von den Hunden abgestohlen hat, oder ein ande-
er, der, schleichend, trabend, flüchtig, durchgehen will,
erade da anlauft, wenn man es am wenigsten vermuthet, b. daß
r ja nicht seine nächsten Nachbarn zur Rechten und Linken auf einen
on ihnen unbemerkt sie anlaufenden Fuchs durch ein Pst!
st! — oder gar durch einen lauten Zuruf aufmerksam mache, und
aß er c. nicht eher abspanne und vom Stande gehe, als bis
azu der die Jagd dirigirende Jäger das Zeichen gegeben hat.

10. Hat der anstellende Jäger nicht Schützen genug, um den
urchzujagenden Bogen gänzlich verstellen zu können, so
nterlasse er ja nicht, alle Fuchs-Pässe und Riegel mit den
erläßigsten Schützen zu besetzen, auch von diesen, so viele den übri-
en ohne Nachtheil für die Besetzung der Hauptstände entziehen kann,
ückwärts anzustellen.

Hat man eine Schießhütte, vor welcher, die gehörige Zeit
indurch, regelmäßig aufgeworfen wird, so darf man sicher seyn,
ine gute Jagd auf Füchse zu machen, wenn man die Dickungen in den
lmgebungen der Schießhütte von Hunden durchjagen läßt;
och darf dieses nur selten geschehen, weil sonst die Füchse ver-
rämt und viele Nächte in der Schießhütte verpaßt würden.

I. Schießen auf der Luderung.

A. Schießgrube. In Revieren mit geringem Fuchs-
tand — bedient man sich blos der Schießgrube.

In jenem Waldtheile des Reviers, wo die meisten geschlofe-
ien Fuchsbaue sind, oder fremde Füchse gerne antraben,

wähle man sich einen gegen Süden ganz offenen, von den andern Seiten mit Poschen eingeschlossenen Platz, der in seinem innern Raum von allen Bäumen und Sträuchern ganz frei gemacht und ganz geebnet wird.

Im Hintergrunde dieses Platzes, dicht an den Poschen, läßt der Jäger eine runde Grube graben, die so tief ist, daß er, auf den darinn angebrachten Bänkchen sitzend, nur mit dem Kopfe aus ihr hervorragt, jedoch Raum genug hat, sowohl zum ungehinderten Hineinsteigen, als auch zur freien Bewegung der Arme beim Beschießen der Luderung. — Der Boden der Grube wird mit Moos belegt, der Wärme für die Füße wegen, die Grube aber selbst dicht mit Nadelholzstrauchwerk umsteckt, zwischen welchen jedoch in der Mitte, gerade nach dem Aufwurfe zu, mittels Auslichtung eine oder einige so geräumige Lücken angebracht seyn müßen, daß durch sie hin der ansitzende Jäger gut visiren kann.

Da der Jäger in diese Schießgrube immer von hinten zu steigen hat, so muß durch die rückwärts der Schießgrube befindliche Poschendickung oder den Stangenholzbestand ein Steig gelichtet werden, welcher gehörig ausgeästet und breit genug ist, um frei passiren zu können.

1) Die Anlage der Luderung, d. h. das Ausstocken und Ebnen des Platzes vor der Schießgrube, wie auch die Verfertigung dieser geschieht schon im Frühherbst, wo dann, sobald dieses geschehen, alle 14 Tage ein Geschleppe und ein Aufwurf gemacht wird, damit die Stand- wie die Zutrabfüchse die Luderung kennen lernen und sich an diesen Platz gewöhnen.

2) Das Schießen auf der Luderung findet nur im Winter statt, und da nur bei vollem Mondlichte, bei hohem Schnee, in sehr sternigen, wolkenlosen Nächten. — Je strenger, je schneereicher der Winter, desto beutereicher ist dieser Jagdbetrieb.

3) Schon mit der ersten Neue wird das Schleppen und Aufwerfen häufiger betrieben, als früher, und zwar jezt in einem mehr erweiterten Kreise, und zwar auf folgende Art: Der das Geschleppe besorgende Wasenmeister bindet an der Fallhütte ein verrecktes Kalb, Schwein, Schaaf ꝛc., oder Theile einer Kuh, eines Pferdes, ein ganzes junges Rind, an ein Seil, und befestigt dieses an dem Hintergeschirre seines Pferdes, welches er besteigt, und so das Luder fortziehend, nach der ihm vom Jäger gegebenen Instruktion in einem Kreise auf Fahrtwegen, über Geräumte, an Holzschlägen hin, über Felder ꝛc. reitet bis an die Luderung, in deren Mitte, ungefähr 30 Schritte von der Schießgrube er das geschleppte Stück liegen läßt. — Ist dieses ein ganzer Cadaver, so legt er ihn so, daß der Cadaver auf den Rücken zu liegen kommt und die Hinterbeine sich nach der Schießgrube zu strecken, weil der Fuchs gewöhnlich am Bauche zu reißen anfängt und sich in den hohlen Leib hineinfrißt, wo er dann am leichtesten zu erlegen ist.

Zu bemerken ist, daß a. der Wasenmeister dem zu schleppenden, — sich ohnehin versteht, abgedeckten — Thiere den Bauch auf-eidet, auch in den Cadaver mehrere tiefe Einschnitte macht, damit durch solche Oeffnungen ausfließende Feuchtigkeit eine starke Witt-ıg hinterläßt und den Fuchs zum Nachtraben auf dem Ge-leppe bis zur Luderung mehr anreizt; wie auch, daß, b. der fwurf, wenn er nicht aus einem ganzen Cadaver, sondern aus reren einzelnen Aasstücken besteht, nicht zerstreut gelegt werde, son-ı nur einen ganz concentrirten Haufen ausmache, weil da die chse beim Fressen auch concentrirt und die Fälle gar nicht sel-sind, daß 2 auch 3 Füchse, die der Heißhunger beim gierigen ſen Schnauze an Schnauze gebracht hat, auf Einen Schuß ıt werden; — endlich daß nie auf einmal mehr aufgeworfen ie, als für die Anzahl der Füchse, die sich da in einer Nacht mit licher Richtigkeit erwarten läßt, einen nur mäßigen Fraß liefert, er hungrige Fuchs fleißiger die Luderung annimmt, als überfüllte.

ı) Die Luderschleppe selbst ist schon an und für sich so an-rend, daß der Fuchs, die Nase am Boden, eifrig auf ihr fort-bt; aber das allersicherste Mittel, dem Fuchse das Anneh-ı der Luderung unentbehrlich zu machen, und sehr viele Füchse der Grenznachbarschaft dahin zu kirren besteht darinn, daß der r mehrere Abende vor dem Ansizen in der Schießgrube der zunächst an der Luderung gelegenen Jagdgrenze eine gebra-Katze, ein frisches Hasengescheide, am besten ein längere in einer, mit Juchtenabfällen vermengten Häringslacke enes Rebgescheide schleppt, und zwar bis zur Luderung, wo dann aufwirft.

;) Mit Einbruch der Nacht *) begebe sich der Jäger von hin-ber und auf verwitterten Sohlen **) in die Schieß-be.

Die beste Verwitterung der Sohlen, — wenn man nicht üchse durch eine da angebrachte Witterung auf irgendeinen hinkirren, sondern blos vermeiden will, daß sie die vorge-

---

ı Die am Schlusse dieses Jagdbetriebes mit NB. NB. bezeichnete Bemerkung, — welche hier eine Stelle hätte haben sollen — muß vorzüglich beachtet werden.

Ein höchst achtbarer Jagdschriftsteller sagt: „Nur auf Stelzen gehe man zur Schießhütte. — Ein auf Stelzen daher kommender Waidmann muß sich köstlich ausnehmen, und es wäre höchst zweckmäßig, wenn auf den Jagd- und Forstlehr-anstalten ein eigner Stelzengang-Professor creirt würde. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach wäre das beste, in einem kleinen Luftballon sich in die Schießgrube herabzu-lassen, um den feinnasigen Füchsen das Verwinden einzu-zustellen.

kommenen Menschentritte nicht wittern sollen, besteht in Tann-knospenöl*).

Zur Zeit, wo die Knospen der Tanne recht frisch, fett und harzig sind, nimmt man sie von den jungen Tannen, füllt damit eine Flasche von 3 Quart etwas über die Hälfte an und gießt nun so viel reines, geruchloses Oel darauf, daß dieses bis an den Hals der Flasche reicht, die man hermetisch verschließt und den Innhalt an der Sonne oder am mäßig warmen Ofen unter öfterem Aufschütteln einer 3 monatlichen Destilation überläßt.

Von diesem, nun ganz nach Tannen riechenden Oel füllt man ein Fläschchen und bestreicht damit die Sohlen auf dem Platze, wo deren Verwitterung nothwendig ist. — Ihre Anwendung findet überall mit der besten Wirksamkeit statt, wo der Jäger nicht haben will, daß irgend ein Wild seine Tritte wittert, daher sie beim Legen von Fangeisen, beim Abgehen und Absuchen der Fuchs- und Dachsbaue ꝛc. nicht genug empfohlen werden kann.

Ich habe gesagt: „Der Jäger begebe sich von hinten her ꝛc. — Hat er seine Sohlen mit Tannknospenöl verwittert, so kann er unbeschadet mitten über den Luderungsplatz nach der Schieß-grube gehen; aber es trifft sich oft, daß schon mit Einbruch der Dämmerung, besonders wenn der Winter streng und der Aufwurf immer reichlich ist, Füchse auf der Luderung angetrabt sind; um nun diese nicht zu vergrämen, ist es nothwendig, daß der Jäger nicht nur die Schießgrube von rückwärts angebe, sondern

6) auch dieses schleichend, in größter Stille thun, dabei an Kleidung und Gewehr nichts Blinkendes führe, sich jedoch

7) recht warm anziehe und entweder einen Sack mit Häckerling mitbringe, um die Füße darein zu stecken, oder seine Waidtasche, wenn sie geräumig genug und — was sehr erwärmt — rauhhaarig überzogen ist, als Fußsack gebrauche.

8) Der Jäger lasse keinen geschossenen Fuchs liegen. Mancher, nur gekrellt, macht sich plötzlich auf und nimmt Reißaus, um sobald nicht wieder zu kommen; andere tödtlich angeschweißt, erholen sich allmählig so weit, daß sie, während der Jä-

---

*) Dieses Verwitterungs-Mittel, welches den Zweck hat, den Eindrücken der Menschentritte, seyen diese ganz frisch oder schon etwas älter, allen Geruch zu nehmen, so daß der auf solchen Plätzen herumschnüfelnde Fuchs nur den Geruch von frischen Tannenzweigen in die Nase bekommt, — ist eine ganz neue und zwar mir allein gebührende Erfindung aus der jüngst verflossenen Jagdzeit, auf welche ich mit allem Rechte waidmännischstolz bin, weil gewisse in Dianas Dienst ergraute, sonst wackere, aber allen Neuerungen höchst abholde Grünröcke, denen ich diese, bisher gänzlich unbekannte Sohlen-Verwitterung zusandte, mir über deren werthvolle Brauchbarkeit die ehrenvollsten Zeugnisse gaben. J. v. T.

r einen frisch angetrabten Fuchs auf's Korn nimmt und
esem seine ganze Aufmerksamkeit widmet, unbemerkt sich davon
achen und dem Jäger oft ein mühesames Nachsuchen verursachen.
eberdiß wissen wir, daß, besonders in harten Wintern und bei Man-
l an besserm Fraß, der gesunde Fuchs den verendeten, wie
ch den angeschweißten, auch den im Eisen gefangenen mit
hrhaft kanibalischer Wuth anfällt und auffrißt. Daher der Jäger
s erstern wie aus leztern Gründen nie säume, den gestürzten
er nach tödtlichem Anschusse noch sich fortschleppen wollenden Fuchs
fzunehmen und in die Schießgrube zu tragen, wo sie ihm eine
rrliche Wärmdecke für den Unterleib geben, — daß er zum Auf-
ehmen des gestürzten Fuchses mit verwitterten Soh-
n auf den Platz gehe, darf wohl nicht mehr erinnert werden.

Uebrigens soll nicht vernachläßigt werden, den, auch im Feuer
stürzten, kein Lebenszeichen mehr gebenden Fuchs so tüchtig an
n nächsten Baum zu schlagen, als nöthig ist, um ihn zu tödten,
dieses so lebenszähe Thier, würde es nur scheinbar-todt in die
chießgrube gebracht, dem nichts vermuthenden Jäger plözlich einen
r beißenden Gruß darbieten möchte.

9) Nichts scheuet der Fuchs so arg, als den Geruch, welchen die
geschossenen Flinten-Pfröpfe auf der Erde hinterlassen. Der Jäger
e gleich nach dem Schusse aus der Grube, um den Pfropf aufzu-
hmen und wohl ausgedrückt zu sich zu stecken, die Stelle aber, wo
gelegen ist, mit der ölverwitterten Sohle öfters und stark
überfahren, wo dann der Pulver- und Brandgeruch des Pfropfes
rch den des Tannknospenöls verdrängt wird und ein auf die
derung frisch antrabender Fuchs jenen nicht zu wittern
mag.

10) Am nächsten Morgen nach geschehener Ausübung dieses Jagd-
triebes suche der Jäger, wenn er einen allenfallsigen Fehlschuß
nacht zu haben glaubt, die Luderung fleißig ab, um zu sehen,
sich keine Schweißspur eines Fuchses vorfindet. — Das
hießen bei Nacht, wenn sie auch noch so mondhell, der Boden auch
e reine Schneefläche und die Entfernung des beschossenen Wildes
h bedeutend innerhalb der Schußweite ist, hat so viel täu-
ndes, daß man oft glaubt, gefehlt zu haben, während man doch
hr oder minder gut getroffen hat. Daher darf am andern Morgen
h einem Ansitze auf der Luderung das Abspüren nicht
erlassen werden, wobei der Jäger einen flüchtigen und scharfen Hund
sich führen muß. — Findet sich eine schweißige Fuchsspur,
geht der Jäger gleich an das Nachsuchen.

Dieses ist ist bei vorstehendem Jagdbetriebe um so leichter, als er
, — wie schon gesagt, beim Schnee vorgenommen wird.

Hat der Jäger eine schweißige Fuchsspur, — wo er aus
mehr oder minder starken Schweißfall den mehr oder minder
ten Anschuß des Fuchses ersieht, so geht er, den Hund an

der Leine, auf dieser fort, bis der Fuchs eine Dickung angepackt hat. Diese umkreist der Jäger. Ist der Fuchs aus selber hinaus, so sezt der Jäger das Nachsuchen auf diese Art fort, bis er gefunden hat; daß der Fuchs in einer Dickung steckt, oder eingefallen ist. — Erstern Falles löset er den Hund dicht an der Dickung auf der Schweißspur und eilt dann auf einen Riegel, oder sollte ein Bau in der Nähe seyn, auf diesen hin, um den Fuchs dort oder da zu erwarten.

Standfüchse, die also, wie sich ohnehin versteht, ihren eignen Bau haben, rennen, wenn sie angeschossen und zur Flucht noch kräftig genug sind, diesem zu. Steckt daher ein angeschweißter Fuchs in einer Dickung, so ist es gewöhnlich ein fremder, ein zugetrabter, der da keine Wohnung hat und so krank ist, daß er nicht mehr fort kann.

Gibt der Hund in der Dickung Standlaut, — ein Zeichen, daß er den Fuchs schon verendet gefunden, oder daß der Fuchs noch lebt und sich gegen den Hund stellt, — so eilt der Jäger dem Verbelllaut zu. Lebt der Fuchs noch und ist keine Gefahr da, daß er noch entkommen kann, wenn ihm nicht durch einen Schuß schnell das Lebenslicht ausgeblasen wird, so soll der Jäger diese Gelegenheit benützen, den Hund durch eifriges Zusprechen recht hitzig und muthvoll aufs Würgen zu machen, besonders ihn darauf hinzuweisen, daß er den Fuchs nicht anders als bei der Kehle oder am Genick decke.

Ist der Fuchs eingefallen und hat sich aus dem Schweißfalle der Anschuß als sehr gut ersehen lassen, so darf mit Zuversicht darauf gerechnet werden, daß der Fuchs, wenn auch nicht in diesem doch am folgenden Morgen in einem der seinem Baue am nächsten gelegenen Dickichte verendet gefunden wird, denn nie verendet ein angeschweißter oder vergifteter Fuchs im Baue, sondern sucht sich in dessen Nähe ein Sterbeplätzchen.

Liegt der Fuchs im Baue, ohne so gut angeschossen zu seyn, daß auf sein baldiges Verenden zu rechnen ist, so bleibt dem Jäger nichts übrig, als den Fuchs auszugraben, oder auszubrennen, wohlgemerkt, wenn der Bau zur einen oder andern dieser Verrichtungen sich eignet.

Es gibt Dachshunde von der stärkern Art, die einen angeschweißten Fuchs, der eingefallen ist, im Baue todtwürgen und dann aus dem Baue ziehen. Solche Hunde sind für den Jäger ein Schatz von unbezahlbarem Werthe, aber auch äußerst selten. Ich weiß, daß solche Hunde pr. Stück mit 3 — 4 Karolin bezahlt wurden.

Schlüßlich muß ich aus eigner, öfters gemachter Erfahrung erklären, daß die von Einigen in Vorschlag gebrachte Errichtung eines Sitzes auf einem Baume und einer Luderung in desselben Nä-

schlechterdings nichts taugt, denn der Jäger, wenn auch noch so warm bekleidet, vermag in den strengen Winternächten, wo gerade das Schießen auf der Luderung die besten Erträgnisse liefert, auf diesem luftigen Sitze nicht lange auszuhalten und das Schießen von oben herab ist in der Nacht, wenn es auch noch so mondhell und der Boden auch noch so rein beschneiet ist, äußerst unsicher und trügerisch.

B. Schießhütte.

Diese wird erbauet und immer im guten Zustande erhalten, in Revieren, wo man einen starken Fuchsstand und viele Zutrabfüchse hat.

Man wählt für die Erbauung der Schießhütte einen Waldplatz, wie bei der Errichtung einer Schießgrube; kann die Schießhütte an einer warmen Quelle angelegt werden, so hat man den Vortheil, daß die Füchse das darein gelegte Luder besonders gerne angehen und daß man in dieser Quelle durch das Ausgraben stufenartiger Abfälle und Belegungen derselben mit großen Steinen, eine Art von Wasserfall bereiten kann, dessen Rauschen die Annäherung des zur Schießhütte gehenden Jägers den allenfalls schon bei dessen Ankunft auf der Luderung erschienenen Füchsen weniger vernehmbar macht.

Die Schießhütte selbst ist ein 7 — 8 Fuß hoher, aus starken Bohlen zusammengesezter Kasten, der in ein 5 — 6 Fuß tiefes, eben so breites Loch gesezt wird, und dessen Boden ausgebrettert und ½ — 1 Fuß hoch mit trocknem Moos oder mit Stroh bedeckt wird.

Dieser Kasten hat a. eine mit einem eingeglasten Schieber verschließbare, ½ Fuß hohe und 1 Fuß lange Schießscharte, welche nach der Mittagsseite, mithin nach der da befindlichen Luderung geht, die eben so beschaffen seyn muß, wie die vor der Schießgrube;

b. zur rechten und linken ein kleines, in die Bohlen eingekerbtes Fensterchen, so hoch angebracht, daß der, in der Schießhütte ansitzende Jäger, ohne sich zu erheben oder bücken zu müßen, durch selbes sehen, und die von den beiden Seiten ankommenden Füchse gewahren kann;

c. eine kleine Bank ganz nahe an der Schießscharte und

d. eine kleine Treppe, die zu dem, rückwärts angebrachten, sich fest schließenden, innwendig mit einer recht dicht geflochtenen, ½ Fuß starken Strohmatte bekleideten Eingangsthürchen führt.

Das von Süden nach Norden ablaufende Dach, so wie der ganze Kasten selbst, mit Ausnahme der Schießscharte und des Thürchens, wird von Aussen 1 ½ — 2 Fuß hoch mit Erde und diese mit abgestochenen Rasen bedeckt, so daß die — nun fertige — Schießhütte einem mit Gras bewachsenen Hügel ähnlich sieht.

Die Erbauung der Schießhütte und Bedeckung mit Erde geschehe im Frühling, damit die in ihrer Nähe Baue habende oder zutrabende Füchse sich daran gewöhnen; mit Rasen aber belege man

sie erst im Herbste, bei Regenwetter oder zur Zeit, wo baldiger Regen zu erwarten ist, damit der Rasen, der jedoch nicht früher gestochen werden darf, als er gelegt wird, sich noch gehörig in der Erde anwurzeln kann, mithin im nächsten Frühling und Sommer von der Sonnenhitze nicht so leicht ausgebrannt wird.

Was den von der Schießhütte selbst ausgehenden Jagdbetrieb betrifft, so wird derselbe in allen seinen Theilen gerade so ausgeübt als wir beim Art. Schießgrube gesagt haben.

Wo es die Oertlichkeit erlaubt, ziehe man in einer Entfernung von 2 — 300 Schritten von der Hinterseite der Schießhütte anfangend, einen 6 — 7 Fuß tiefen und 3 Fuß breiten Graben, in welchem man sich an das Eingangsthürchen schleicht, welches nur in der Tiefe angebracht und die — sonst zu ihr führende Treppe erspart wird. — Dieser Graben gewährt den bedeutenden Vortheil, daß sich der Jäger, wenn auch schon Füchse auf der Luderung sind, in die Hütte schleichen kann, ohne von ihnen gewahret oder vernommen zu werden.

Vorzüglich muß, der schon früher hier angekommenen Füchse wegen und um diese nicht durch ein störendes Geräusch flüchtig zu machen, das Thürchen in seinen Angeln immer gut eingeölt seyn, und der Schießscharte-Schieber, den der Jäger beim Abgehen vom Ansitze jederzeit schließt, sich ganz geräuschlos zurückschieben lassen.

Der Graf Laskary hat auf einer seiner Herrschaften in Polen ein aus 80,000 Quadr. Fuß geschlossener Waldung bestehendes Revier, worinn die Füchse gehegt und das ganze Jahr hindurch geludert werden. Dieses Revier hat 12 gemauerte Schießhütten mit 3 Zoll dicken Wänden, die überdiß inwendig mit starken Eichenbohlen, diese wieder mit Moosmatrazen bekleidet sind, wodurch die Hütte, auch in der strengsten Kälte, die Temperatur eines mehr als lauwarmen Zimmers hat. Zu den Thürchen führen unterirdische, den Brunnstollen ähnliche Gänge, die vom Eingange an bis zur Ausmündung in die Schießhütte 1000 Schritte lang, 8 Fuß hoch, und 4 Fuß breit sind, und dicht am Schießhütte-Thürchen ein eigenes Pförtchen haben, durch welches der Jäger zum Aufnehmen der während der Ansitzzeit geschossenen Füchse auf die Luderung gelangt. Die Schießhütten selbst bilden ziemlich hohe Rasenhügel, die mit Gesträuchen bepflanzt sind, zwischen welchen zur treffenden Fangzeit Laufdohnen auf Waldschnepfen und Krametsvögel angebracht, diese aber nie ausgenommen, sondern den Füchsen überlassen werden, um sie auf die Annahme dieses Platzes recht eifrig zu machen.

Nahe an dieser Waldung liegen im Umkreise 120 Dörfer, — die dem Grafen Laskary gehören. Je 12 Dörfer liefern an einen, dazu bestellten Hirten, — in Polen ist jeder Hirte auch Abdecker — alles in ihrem Bezirke crepirte Vieh, der damit eine eigens ihm überwiesene Schießstätte zu versehen hat. Mangelt es an gefallenem Vieh, so läßt der Graf in weitem Umkreise alte Pferde aufkaufen, die todtgestochen und als Auswurf gebraucht werden.

Nach 20 jährigem Durchschnitt werden jährlich an den 12 Schießhütten 800 Füchse geschossen, deren Fleisch an die Dorfbewohner verschenkt und von diesen als ein Leckerbissen geschmaußt wird.

Keine Jagdart liebt der Graf so leidenschaftlich, als das Schießen auf der Luderung. Mit dem ersten Schnee verläßt er Warschau, seinen gewöhnlichen Wohnort, und bleibt auf seinem Schlosse Dobrieka, welches dicht an diesem Walde liegt, bis zu Frühlings Eintritt. In jeder mondhellen Winternacht sitzt er, vom Kopfe bis zur Sohle in das herrlichste Pelzwerk gehüllt und von einem Dutzend Doppelflinten umgeben, in Gesellschaft seines Leibjägers, der jederzeit die geschossenen Füchse gleich aufnehmen muß, vom Eintritt der Abenddämmerung an bis gegen Tagesanbruch in einer der Schießhütten, welche er jedesmal wechselt. Gewöhnlich schießt er die Nacht hindurch 10 — 15 Füchse, für jeden von ihm erlegten Fuchs zahlt er dem einschlägigen Revierjäger 1 Thaler Schußgeld.

Alles was bei A. Schießgrube über die Ausübung des Schießens auf der Luderung gesagt worden ist, gilt auch in allen seinen Theilen bei B. Schießhütte.

Noch eine Bemerkung nachträglich, die nicht unbeachtet bleiben darf, vielmehr sehr viele Aufmerksamkeit verdient.

Unter Nr. 5 habe ich gesagt: „Mit Einbruch der Nacht begebe sich der Jäger in die Schießgrube (oder in die Schießhütte.)

In Revieren, wo es viele Stand- und zutrabende Füchse gibt, — welche leztere sich gewiß häufig einfinden, wenn sie ein Geschleppe und eine Luderung in die feine Spürnase bekommen haben — wie auch in sehr strengen, vielschneeigen, Fraßarmen Wintern erscheinen die Füchse schon frühzeitig auf der Luderung, so daß, wenn Aufwurf vorhanden wäre, sie sich selbst beim hellen Tage da einfinden würden.

So lange man aufwirft, — nicht um zu schießen, sondern um zu kirren, kann dieses zu allen Tagesstunden geschehen, weil der Zweck des Aufwerfens vor der Schießzeit, nur der ist, die Füchse an die Luderung vor der Schießgrube (oder der Schießhütte) zu locken und zu gewöhnen.

Ist aber die Zeit gekommen zum Ansitzen in der Schießgrube, so soll das Schleifen des Luders auf die Luderung, oder ein sonstiges Aufwerfen bei dem oben angegebenen Schnee- und Mondlichtbestande nicht früher als in der Abenddämmerung, oder gleich mit Eintritt der Nacht geschehen; und es ist sehr gut, wenn der Jäger schon eine kurze Zeit vor der Ankunft des aufzuwerfenden Cadavers in seiner Schießgrube oder Schießhütte sich befindet.

Man soll nicht glauben, wie genau die Füchse die Zeit des Aufwerfens kennen, wenn diese immer richtig eingehalten wird. Sie stecken in den nahen Dickichten und erscheinen, wenn sie recht hungrig sind, gewöhnlich so bald auf der Luderung, daß öfters der nach gemachtem Aufwurfe abreitende oder abgehende Wasenknecht sie aus den Dickungen nach dem Fraße hin traben sieht.

II. Schießen aufs Raizen.

Mit dem Worte Raizen, — auch Rätzen, Reizen — bezeichnet der Jäger das Anlocken eines Raubhaarwildes durch Nachahmung der Stimme eines geängstigten Thieres.

Das Fuchsschießen aufs Raizen zerfällt

1) in das Schießen aufs Fiepen. —

In der ersten Zeit nach dem Satze fiept das Rehkitz, wenn es durch die Annäherung eines Raubwildes oder durch die Entfernung der Mutter in Aengsten versezt wird, die es nun durch diesen Ruf zu schleuniger Annäherung bewegen will. — Der Fuchs kennt dieses Fiepen, er eilt darauf zu, in der allerangenehmsten Hoffnung, mit scharfen Fängen ein köstlichzartes Gericht zu fassen.

Aber auch der Jäger weiß, wie anlockend für den Fuchs das Fiepen des Rehkitzes ist. Die Waldtheile kennend, wo seine Mutterrehe stehen, begibt er sich, sobald das Setzen der Rehe anfängt und so lange diese ihre Kitze an der Spinne führen (vom Mai oder Juni an beinahe 4 Monate lang) von Zeit zu Zeit dahin, und fiept auf dem Rehrufe. Ist ein Fuchs in der Nähe, so wird er bald heranschleichen und die spitze Schnautze so gierig nach den angenehmen Tönen hinstrecken, daß er, troz seiner sonstigen Vorsicht, wie blind herankommt und selbst das Windfangen vergißt, was er doch sonst nie thut.

Wer seinen Rehstand zur Setzzeit vor dem Fuchse gehörig schützen will, der hat im fleißigen Begehen der Rehmutterstimme und dort im Schießen aufs Fiepen die besten Mittel dazu;

2) in das Schießen aufs Schmutzen.

Wie der Rammler während der Rammelzeit mit leidenschaftlicher Hitze dahin rennt, wo er das Angstgeschrei eines ganz jungen Häschens vernimmt, eben so thut dieses der Fuchs, wenn diese Töne, oder auch das Angstgeschrei eines alten Hasen sich hören läßt.

Ueber das Schmutzen, — so nennt man auf waidmännisch das Nachahmen der Klagelaute eines Hasen — haben wir das Geeignete bei der Hasenjagd vorgetragen, und sehen uns durch viele angenehme Erfahrungen bewogen, dem angehenden Jäger die Aneignung dieses vortrefflichen Lockmittels aufs nachdrücklichste zu empfehlen, besonders zur Ausübung in Revieren, wo nach dem festgestellten Grundsatze, daß die Erhaltung einer guten Wildbahn die jederzeitige Vertilgung der Raubthiere erfordert, der Fuchs das ganze Jahr hindurch geschossen wird. — Der Jäger sieht einen Fuchs auf dem Felde

nausen, auf einem Schlage umherschleichen, — flugs stellt er sich
mit gutem Winde hinter einem Baum, in einem Gesträuche, hin-
ter einer Hecke rc. an, die gespannte Flinte zum Anlegen
heraufbringend, und nun auf dem Daumen, oder auf der Hasen-
knäcke schmutzend. — Im Augenblicke, — und sey der Fuchs
auch 3 — 400 Schritte entfernt — wirft er den Kopf empor, hebt die
Ruthe, und luset und äuget nach der Gegend hin, von welcher
er diese liebliche Stimme ertönt. — Noch ein Paar Laute, und der
gutgierige Patron trabt heran, er verdoppelt seine Eile, je kläg-
licher die täuschende Stimme sich hören läßt — nicht ahnend, daß
er nur noch einige Augenblicke zu leben hat.

Wer des Schmutzens recht kundig ist, raizt den Fuchs bis
dicht an sich heran und schöpft aus dieser Kunst den größten Nutzen
in harten, vielschneeigen Wintern, wo es dem Fuchs an Fraß man-
gelt, und er deßwegen mit wahrer Blindheit aufs Schmutzen
anlauft;

3) daß Schießen aufs Schrillern.

Die meisten Drosselarten und noch manche andere Vögel haben
die Eigenheit, daß sie, in den Dohnen sich fangend, ein entsezliches
Geschrei erheben, das erst mit ihrem Verenden aufhört.

Wie die Angstlaute des Rehkitzes und des Hasen, so sind auch
die des gefangenen Vogels dem Fuchse so wohlbekannt, daß er pfeil-
schnell nach der Vogelschneuße rennt, wenn er diese Töne ver-
nimmt.

Das Nachahmen dieses Vogel-Angstgeschreies nennt man Schril-
lern, und das Instrument, welches hiezu gebraucht wird, Vogel-
schriller.

So einfach dieses aus Birkenrinde oder einem Pfirsich-
kern gemachte Instrument, und so leicht dessen Gebrauch ist, so wird
sich der angehende Jäger, sollte er auch Folianten darüber nachlesen,
weder den Ruf verfertigen, noch darauf schrillern können, wenn
ihm nicht in Beiden ein Sachkundiger den gehörigen Unterricht gibt
und er selbst sich nicht fleißig darauf einübt, indem ein Paar falsche
Schriller den, ohnehin höchst vorsichtigen und schlauen Fuchs so
verpönnen, daß er, wenigstens Monate lang nicht mehr aufs Schril-
lern läuft.

In der Regel nimmt der Fuchs recht früh Morgens und in der
Abenddämmerung die Schneuße. — Hat der Jäger da einen Fuchs
gespürt, — entweder mittelst dessen Losung oder auf einem wun-
den Platze, oder durch geschehenes Ausnehmen von Vögeln, — so
begibt er sich in der Morgen- oder Abenddämmerung, — jederzeit
aber nicht früher und nicht später als daß er volles Büchsen-
licht hat, und schrillert auf verschiedenen Stellen, — wo dann
der dieses vernehmende Fuchs gewiß nicht lange auf sich warten
läßt.

Da der Jäger nicht wissen kann, von welcher Seite der durch den Vogelschriller geraizte Fuchs ankommt, so ist es am besten, wenn er, des Windes und der Verborgenheit wegen, in der Schneuße sich dort und da einen Baumsitz errichtet, von welchem aus er unterm Schrillern die Schneuße beschießen kann.

Gesegnet ist das Revier, worinn der Jäger freie Hand hat, zu jeder Jahreszeit durch Schießen aufs Fiepen, aufs Schmatzen und aufs Schrillern dem so gefährlichen Langschwanz ein praktisches Memento mori in den Leib zu jagen.

Treibjagden. — In der Regel werden keine eignen Treibjagden auf Füchse gehalten, sondern diese bei den gewöhnlichen Herbst-Klopfjagden, wo Rehwild, Hasen, und Waldschnepfen, auch in vielen Revieren Birkwild und Haselhühner zum waidmännischen Handkuß kommen, in dieser bunten Gesellschaft geschossen, nach dem alten Sprichwort: Mitgefangen, Mitgehangen.

Aber es fügt sich öfters, daß bei zu starker Ueberhandnehmung der Füchse, oder absichtlich zu deren möglichster Ausrottung auf selbe eigens getrieben wird, wobei folgendes geschehe, und zwar:

I. Vom dirigirenden Jäger.

1) Dieser veranstalte ein Treibjagen auf Füchse nur an windstillen, sonnigen Tagen, indem die Füchse bei schlechter Witterung im Baue liegen.

2) Von jenen Waldtheilen, wo er Füchse hat, wähle er zu Treibbogen nur jene, die viele Dickichte enthalten, indem der Fuchs den Tag hindurch sich nie in den Stangenholz- und Poschenbeständen aufhält, sondern in Dickungen steckt, am liebsten in den Dickungen der nach Süden ablaufenden Hangen.

3) Schon einige Tage vor der Treibjagd lasse der dirigirende Jäger in die Nähe aller Fuchs- und Dachsbaue, selbst der Fluchtbaue des durchzutreibenden Bezirkes Reisbündel bringen und mit diesen am Vorabend oder vor Anbruch des Treibjagd-Tages sämmtliche Röhren verstopfen, nach der Treibjagd aber wieder hinwegnehmen. *)

Dieses Verstopfen der Röhren ist von wesentlichem Nutzen, da die Erfahrung lehrt, daß bei Treibjagden, wo den Füchsen auf diese Art das Einfallen versperrt, ist, immer die meisten Füchse geschossen werden.

4) Bei Treibjagden auf Füchse handelt es sich nicht um eine sehr große, oder gar überflüssige Anzahl von Schützen, sondern um die Anwesenheit solcher, die gut schießen, äußerst ruhig und des gehörigen Benehmens bei diesem Jagdbetrieb kundig und beflissen sind. Daher lade der Jäger wo möglich nur verläßige Schützen ein

---

*) Lezteres geschieht doch nur da, wo die Füchse gehegt werden

nd nicht mehr, als er zur zweckmäßigen Besetzung der Stände, Riegel und Pässe nöthig hat, denn je größer der Haufen, desto größer das Gelärme, und desto gewisser das Durchgehen vieler Füchse vor dem Treiben.

5) Der dirigirende Jäger lasse jeden Trieb so groß als möglich nehmen, auch

6) besorge er so viele Treiber, daß alle 25 — 30 Schritte einer angelegt wird, aber nicht Knaben, — wie Dietrich a. d. Winkell — sehr unrichtig empfiehlt, — sondern Männer und Bursche, die schon öfters ein Treibjagen auf Füchse mitgemacht haben und verständig, gesezt, auch dem Jäger folgsam sind. Pueri puerilia tractant — sagen die Lateiner, daher Knaben, die immer auf Jagden kindisches, dummes Zeug machen, während des Treibens unter einander sich balgen, bald vorlaufen, bald zurückbleiben, jezt wie die Schneegänse hinter einander daher ziehen, dann wieder auf hundert Schritte auseinander sind, und, wenn auch der Jäger mit der Peitsche hinter ihnen ist und tüchtig aufzählt, taugen nicht zum Fuchstreiben, wo Ordnung, ernstes Benehmen und verständiges Zusammenwirken der Jäger, Schützen und Treiber herrschen muß, wenn dieser Jagdbetrieb gehörig durchgeführt und erfolgreich werden soll.

7) Nie werde das Zeichen zum Angehen der Treiber, und zum Abgehen der Schützen von dem Stande durch Horn- oder Trompetenstöße gegeben. — Dieser leider in vielen Revieren eingebürgerte Gebrauch ist ein schlagender Beweis, daß der dirigirende Jäger die Naturgeschichte des Fuchses, mithin auch dessen Erinnerungs-Vermögen nicht kennt. Mit allem Grunde behaupte ich aus vieljähriger Erfahrung, daß bei einem Treibjagen, wo an- und abgeblasen wird, auch äußerst selten ein alter Fuchs geschossen wird, denn ein solcher hat sich wohlweislich gemerkt, daß dem Blasen der Lärm der Klappern, der Treiber, des Schießens folgt; sein Instinct treibt ihn, der durch dieses Gelärme erzeugten Gefahr zu entfliehen, und vernimmt er beim nächsten Klopfen den ersten Hornstoß, so sagt ihm die Erinnerung an die bestandene Gefahr, daß er sein Heil in der Flucht suchen muß. — Und so geschieht es, daß bei Treibjagden, wo angeblasen wird, die mit den nächsten Erscheinungen einmal unlieb in Berührung gekommenen Füchse schon in großer Ferne durchgehen und höchstens dort und da ein junger im Triebe bleibt, der dieses Warnungszeichen noch nicht aus Erfahrung kennt.

Schlüßlich verweisen wir über die noch sonstigen Functionen des dirigirenden Jägers auf das, was über diesen Gegenstand bereits bei der Rehwildjagd ist angegeben worden.

II. Vom anstellenden Jäger.

Auch über dessen Obliegenheit im Allgemeinen haben wir bei der Jagd auf Rehwild schon gesprochen und fügen diesem nur noch bei, daß er, wie bei der Jagd mit Hunden auf Füchse,

alle Baue, Riegel und Pässe, Vertiefungen, alte Wege und Rothwildsteige mit den verläßigsten Schützen besetze, auch von diesen, soviel deren nöthig sind, rückwärts stehen lasse, der zurückgehenden, oder sich abstehlenden Füchse wegen, er selbst aber, wenn es nöthig ist, eine Flanke bestreiche, oder hinter den Treibern in einer Entfernung von einigen hundert Schritten nachgehe.

III. Von dem die Treiber führenden Jäger oder Obmann.

Wir bringen das hierüber beim Treibjagen auf Rehwild gesagte in Erinnerung und empfehlen nur noch dem führenden Jäger oder Obmann, dafür zu sorgen:

a. daß seine Treiber beim Hingehen auf die Anlage, auf dieser selbst und nach beendigtem Triebe sich ruhig und still verhalten,

b. daß sie beim Treiben ja nicht schreien, sondern nur die Klappern (auch Klöpfel genannt) rührig handhaben, oder mit den Stöcken an die Bäume, auf den Boden schlagen,

c. daß sie, zur Verhütung des Zurückgehens der Füchse immer gleiche Linie einhalten und

d. bei Erblickung eines von ihnen aufgemutheten, oder sonst in der Ferne sich zeigenden Wildes kein Geschrei erheben.

Hier muß ich eines sehr bedeutenden, fast immer Nachtheil erzeugenden Fehlers erwähnen, welchen in vielen Revieren die Treiber, noch mehr aber die mit den Treibern gehenden Schützen, Jäger und Obmänner begehen.

Es trifft sich gar oft, daß, wenn es auch nach der wahren Treibjagdzeit nicht seyn sollte — schon so frühe auf Füchse getrieben wird, daß noch in den meisten Bögen die so sehr geliebten Waldschnepfen gefunden werden. Steigt nun eine Schnepfe auf, so erheben Treiber und Führer, die ihrer ansichtig werden, ein furchtbares Geschrei, und man hört keine Klapper, keinen Stock, sondern nur ein weitschallendes Tirro, Tirro! (Tire haut) — Jeder Schütze strebt nach der Ehre, nach dem etwas seltenen Vorzug, eine Waldschnepfe zu erlegen. Das Thire haut! aus so vielen Kehlen gebrüllt, läßt ihn seinen eigentlichen Jagdzweck, einen Fuchs zu schießen, gänzlich vergessen; mit der allergespanntesten Erwartung in das Blaue hinaufschauend, und zielend harrt der Schütze voll Ungeduld und Verlangen eine geraume Zeit auf die ersehnte Schnepfe; aber ungesehen von dem Schützen, oder seinem Rohre unerreichbar streicht diese in weiter Ferne dahin, während ganz nahe an dem nur für die Schnepfe Augen und Ohren habenden Schützen ein Fuchs vorüberschleicht, und dem die ungetheilte Aufmerksamkeit auf einer ganzen Schützenlinie erregenden Tirro seinen wohlerhaltenen Balg verdankt.

Dieses Tirro-Geschrei von den Treibern oder ihren Führern ist
t nur, — wie ich eben dargethan — schädlich, sondern auch ganz
:flüssig, denn steigt die Schnepfe aus einem Boden- oder Nie-
ıdicht auf, an welchem die Schützen postirt sind, so sehen sie die
:r oder dahin streichende Schnepfe ohnehin; und haben die
ützen ihren Stand in einem Hoch- oder Stangenholz, wo es an
en mangelt, um die streichende Schnepfe fassen zu kön-
, so wird bei solcher Oertlichkeit auch der geübteste und
andteste Schütze einen Treffschuß fast immer mehr dem Glücke,
seiner Schießkunst verdanken.

Meine Erklärung über das Unstatthafte des Tirro-Schrei-
s beim Fuchstreiben beschränkt sich nicht blos auf diesen
dbetrieb, sondern erstreckt sich auf das Rehwild- und Hasen-
iben.

IV. Von dem Schützen.

Auf das bei Rehwild-Treiben Vorgetragene hinweisend,
ıfehle ich den angehenden Jägern und Jagdfreunden:

a. ein unbewegliches Stillhalten während des ganzen
:ebes auf dem Stande;

b. Unterlassung alles Auffahrens und Anschlagens bei
äherung des Fuchses, bis dieser sich so wendet, daß er es nicht
ıahren kann, und

c. Vermeidung alles Pst! Pst! oder gar alles Zurufens, um den
ıbarschützen auf die Annäherung eines Fuchses aufmerksam zu
ıen.

Bemerkung. A. Wie der angeschossene Fuchs zeich-
, haben wir bei dessen Naturbeschreibung angegeben.

B. Im Herbste bedient man sich der gewöhnlichen Fuchsschrote,
im Winter, wenn dieser streng-kalt und die Kälte andauernd ist,
nmt der Fuchsbalg solch eine Stärke und Dichtheit, daß für
Zeit Nro. 0 eine zu empfehlende Bleiladung ist.

II. Fangjagd.

Ausgraben*) (Graben) Um alter Füchse habhaft zu wer-
besitzen wir im Anstehen, Treibjagen, Fangen, Schießen aufs
en ꝛc., hinlängliche Mittel, die viel weniger mühesam und zeit-
nd sind, als das Graben.

) Da hier die Flinte in der Regel nichts zu thun hat, die Tendenz des Ausgrabens aber ist, alte oder junge Füchse lebendig zu bekommen, oder auch erwürgen zu lassen mithin diese wie jene als gefangen zu betrachten sind, so gehört das Ausgraben zur Fangjagd.

Dagegen übt man dieses in Revieren, wo die Füchse ausgerott oder deren zu starke Vermehrung beschränkt werden soll, oder we man das Gehecke lebendig bekommen will, auf junge Füc aus.

Wenn der Jäger auch schon weiß, daß die Fuchsranzzeit i Februar ist, daß die Fähin 60 — 63 Tage nach dem befruchtend Beschlag wölft, und daß vom Wölfen an bis gegen Anfang J die geeignetste Zeit zum Ausgraben junger Füchse ist, so muß doch zuvor in seinem Revier die Baue wissen, worinn junge Füc liegen.

Solche Baue unterscheiden sich von jenen, in welchen k Fuchsgehecke steckt, dadurch, daß

a. die Hauptröhre gefrischt und stark befahren, daß

b. der Ausraum, nämlich zur Zeit, wo die jungen Fü so weit herangewachsen sind, um vor dem Baue zu spielen, dur festgetreten, daß

c. vor und um den Bau Knochen von verschiedenem Feder und Hausgeflügel, besonders von Rebhühnern, Wachteln, Enten, ju gen Gänsen rc., vorhanden sind, daß

d. Schmeißfliegen und Kothkäfer in den Haupt= und andern R ren herumkriechen, endlich daß

e. aus dem Innern des Baues ein wahrhaft mephytisc Gestank hervorkommt.

Wenn der Revierjäger seine Baue absucht, um die kennen lernen, welche von Fuchsgehecken bewohnt sind, so darf er unterlassen, seine Sohlen mit dem bereits angegebenen Ta knospenöl zu verwittern, denn zur Zeit, wo es junge Fü gibt, sind die alten außerordentlich mißtrauisch und sorgsam, u auch gleich bereit, sobald sie an ihrem Baue menschliche Fußtritte tern, ihre Jungen fortzuführen oder fortzutragen, je nachdem mehr oder minder stark sind.

Eben dieses thun die Alten, wenn der Jäger, um am Geh die Spuren beim nächsten Absuchen besser zu erkennen, oder den Ausraum wund machen würde. Auch soll der J vor dem Baue, wo er die Jungen graben will, nie einen der A schießen, denn der übriggebliebene — Rüd oder Fähin, schafft in der nächsten Nacht die Jungen aus dem Baue.

Das Ausgraben selbst geschieht wie das Dachsgraben, aber, — wenn nicht gerade einer der Alten oder beide zugleich Baue liegen — viel müheloser und, — ist sonst gut zu graben viel eher beendigt, da die jungen Füchse noch nicht klug und erfa genug sind, sich zu versetzen.

Grabt man junge Füchse früher, als sie 14 Tage alt sind, so man sicher darauf rechnen, auch die alte Fähin bei ihnen zu fin die aber den Hunden viel zu thun gibt, oft einen zu Schanden tet, auch das Graben sehr erschwert.

Wo es einmal im Plane liegt, ein Revier von Standfüchsen
nz zu entbehren, oder von mehreren Gehecken nur eines, höchstens
i Paar aufkommen zu lassen, da rathe ich dem einschlägigen Revier-
ger, das langweilige, umständliche Anstehen auf junge Füchse
r dem Baue, und das jederzeit mühesame Ausgraben ganz
unterlassen, und sich dafür ein Paar scharfe, muthige und recht
ftige Dachshunde anzuschaffen. — Er läßt sie in den Bau
Zeit, wo er glauben darf, daß die Alten nach Raub abgetrabt
d. — In zehn Minuten ist das ganze Geheck gewürgt. Und
auch gerade einer der Alten im Baue liegen, so werden zwei
chshunde, wenn sie sind, wie sie seyn sollen, auch in Bälde mit
i fertig seyn.

Sind beide Alte zusammen mit den Jungen im Baue, dann ist
allerdings für die Hunde gefährlich. — Daher wäre mein Rath,
dem Baue auf einem Baume, oder einer sonstigen Vorrichtung
lange anzusetzen, bis man Rüd oder Fähin vor selbem nie-
geschossen, dann unverzüglich die beiden Dachshunde aus dem
ächst gelegenen Hause, wo sie einstweilen in Verwahrung gewesen,
beizuholen, in den Bau zu lassen und der jungen Raubbrut den
raus zu machen.

Fang im Schwanenhals.

Der Schwanenhals (Schwanhalseisen) Fig. 3 ist wegen seiner
züglichen Brauchbarkeit zum Fangen der Raubthiere sehr be-
nt und geschäzt. Man hat große, worinn man Wölfe und Luchse
zt, mittlere zum Fang der Füchse, Wildkazen, und Ot-
n, kleine zum Fang der Marder und Raubvögel.

Seine Figur wird man am besten aus der hier gegebenen Abbil-
g kennen lernen, wo dieses Eisen als gespannt gezeich-
ist.

Es besteht aus den beiden Bügeln aa. der Feder b. dem
ellschlosse c. und der Pfeife d. Die starken eisernen Bügel
halbzirkelförmig, und bilden, wenn das Eisen gespannt ist, eine
völlige Rundung, die bei einem mittleren Eisen der Art 14 — 18
l im Durchmesser hat. Die aus mehreren auf einander geschmie-
n Platten bestehende, sehr starke und hufeisenförmige Feder ist mit-
1 Zoll hoch ½ Zoll breit, und nimmt nach den Bügeln hin merklich
Jeder Bügel hat unten ein Loch, in dem die Feder steckt. Das
ellschloß besteht aus der Schloßkapsel, worinn sich der Stell-
fen, die Stellzunge, und der Drucker befinden, sodann aus
Schnellstange und dem Schnellstifte, die zur Stellung
Schlosses mitwirken; die Pfeife aber ist eine 4 ½ Zoll lange ei-
e Röhre, durch welche der Abzugsfaden geht.

Will man dieses Eisen spannen, so legt man den Schwanenhals
auf die Erde, daß man die Bügel gerade und zunächst vor sich hat.
rauf klemmt man eine starke Messerklinge zwischen die Bügel und
ckt diese nun zuerst mit beiden Daumen und den vorderen Fingern

nachher aber mit beiden Händen und mit einem nachgeschobenen Kn
so weit aus einander, daß man auf beiden Bügeln knieen kann. I
dieses, durch Anwendung vieler Kraft, geschehen, so drückt man m
der Schnellstange den Schnellstift so weit herunter, daß die Sch
stange mit dem am Schloß befindlichen Drücker gefaßt werden ka
Ist auch dieß geschehen, so bringt man den Stellhaken auf die S
zunge, und schraubt nun ein Flügelschräubchen in die hinter dem St
hacken in der Schloßkapsel befindlichen, mit Schraubenmuttern ve
hene Löcher, wo durch das gespannte Eisen fest gehalten wird und ni
losschlagen kann. Nun bindet man an den Stellhacken einen 3 E
langen Bindfaden so, daß eine Elle davon nach der Feder hin bl
der längere Theil desselben aber durch die Pfeifen gesteckt und über
Bügelschraube gelegt wird.

Will man nun das gespannte Eisen losschlagen lassen, so zi
man mit der linken Hand den kurzen Theil des Bindfadens st
an, und dreht das Flügelschräubchen vorsichtig aus der Mutter, da
das Eisen nicht losschlagen kann. Nun ist das Eisen fängisch
stellt, und der geringste Zug an dem über die Bügelschraube lie
den Bindfaden bewirkt, daß das Eisen losschlägt und dabei 1 bis
Fuß hoch in die Höhe springt. Weil aber die Bügel gern entz
brechen, wenn sie zusammenschlagen, ohne einen weichen Gegenstand
fassen, so hält man einen Besen senkrecht über das Eisen, damit
diesen fassen kann.

Wer ein solches Eisen noch nicht gespannt hat, dem rathe ich, s
dieses von Jemand, der es versteht, zeigen zu lassen. Man muß äuße
vorsichtig mit solchen Eisen umgehen, weil die Bügel mit großer G
walt zusammenschlagen, und einem leicht einen Arm zerschmettern
oder, wenn sie den Kopf treffen, einen auf der Stelle tödten könn

Eisen der Art müßen stets äußerst rein und von allem Rost f
gehalten werden, weil der Fuchs den Rost scharf wittert, und da
an das Eisen nicht heran geht. Will man nun ein solches Eisen r
nigen und putzen, so macht man zuvor einen zwei Zoll dicken und
Zoll langen Keil von hartem Holze, der zwar hinten am weiten Th
der Feder zwischen dieselbe paßt, der aber vorn ½ breiter ist, als
engste Theil der Feder, wenn diese nicht gespannt ist. Hat man
einen solchen Keil gemacht, so schraubt man das Schloß ab, und dr
die Bügel, und mit derselben die Feder, so weit aus einander, d
der hölzerne Keil zwischen die Feder gelegt werden kann, worauf
die Bügel ganz leicht von der Feder nehmen lassen. Alle Theile d
Eisens und des Schlosses werden nachher mit Sand und Wa
rein abgerieben, und, wenn es seyn kann, auch noch in reinem Wa
gesotten, worauf aller Rost- und Schmutzgeruch verschwindet.

Will man das wieder zusammensetzen, so steckt man beide Bü
in die Feder, nachdem man die Bügelschraube wieder angebracht
Dann drückt man die Bügelschraube so weit auseinander, daß m

ı hölzernen Keil zwischen der Feder wegnehmen kann, und schraubt lich das gereinigte Schloß wieder an.

I. Fang*) nach Döbel.

Diese Eisen heißen mit Recht die Würger und Tilger der chse, denn ihre Einrichtung ist vollkommen gut; doch muß jeder te Waidmann bedauern, daß es in der Wissenschaft von diesem che sehr viel Stümper gibt. Dabei aber will jeder, der etwa ein- l gesehen, wie ein solches Eisen gelegt wird, und eine Witterung zu ungefähr erschnappt hat, sogleich einen Fuchs mit selbigem gen, obgleich der erforderliche Fleiß die besondere Genauigkeit und issenschaft, endlich die nette Reinlichkeit bei vielen fehlt. Der ıchs ist gar zu schlau, listig und verschlagen; es geht mit dem nge desselben nicht so her, als wenn man eine Drossel in den Doh- ı fängt, oder die Sperlinge aus ihren Nestern in hohlen Bäumen d Strohdächern nimmt. Durch Unerfahrenheit und Unkenntniß wird ncher Fuchs mit dem Eisen verbaumet oder verprellt, so, ß man ihn schwerlich oder gar nicht wieder auf einen Platz, ge- weige zum Eisen, bringen kann. Deßwegen will ich die rechte Ord- ng und nöthige Genauigkeit hier ausführlich beschreiben.

Die Schwanenhälse oder Berlinereisen werden jezt fast enthalben gemacht; ihre Gestalt ist in vorstehender Abbildung zu en. Wenn man mit ihnen etwas Rechtes ausrichten will, so müßen vor allem recht rein gepuzt und sauber gehalten werden; ch ist wohl zuzusehen, daß kein Oel oder andere Fettigkeit daran sei. ll nun der Fuchsfang angehen, so thut man wohl, dürren Pfer- mist mit reinem Wasser in einem Kessel zu mischen, das Ei- n auseinander zu nehmen, und es recht rein und gut auszusie- n, hernach dasselbe vollends mit klarem Wasser und reinem ande abzuputzen, alle Schrauben, Gewinde und Löcher mit sol- em Sande auszusäubern, endlich alle Stücke vollkommen abtrocknen lassen.

Ehe ich weiter schreite und zum fernern Verfahren Anleitung e, will ich noch zeigen, was man zu den Witterungen nehmen, d wie man diese bereiten solle. Einige derselben können und müßen en den Herbst in Vorrath, einige aber im Winter zubereitet und nacht werden.

Witterungen.

Erste. ½ Pfund ungesalzene Butter oder Gänsefett.

Die Schaale von Mäuseholz (Solanum dulcamara) eine e Hand voll. Violenwurzel, und Siebenzeiten: (Föram

*) Der Fuchsfang im Berliner-Eisen ist auch eine jener Klippen, woran so mancher maskirte Waidmann scheitert, wenn ihm der sachkundige Prinzipal zuruft: Hic Rhodus, hic salta! —

gräcum) gröblich gestoßen und so viel als man dreimal zwischen die Finger faßt. Kampher: zwei Erbsen groß, und etwas Wachs.

Zweite. Butter oder Gänsefett wie oben. Mäuseholzschalen eine gute Hand voll Siebenzeiten: so viel man dreimal zwischen die Finger faßt. Fenchelkraut: klein geschnitten, so viel man dreimal zwischen die Finger faßt. Kampher: zwei Erbsen groß, und etwas Wachs.

Dritte. Butter oder Gänsefett. Mäuseholz: eine Hand voll; Violenwurzel: so viel man dreimal zwischen die Finger faßt. Kiefern- oder Tannenspitzen kaum eine Hand voll. Kampher, Wachs: we oben.

Diese Wittrungen werden also zubereitet:

Man nimmt einen neuen Tiegel, siedet ihn erst mit reinem Wasser aus, und läßt ihn wieder trocken werden, nimmt dann die Butter, zerläßt sie im Tiegel, und schäumt sie ab; wobei sie aber nicht braun werden darf. Beim Gebrauch des Fettes statt der Butter verfährt man eben so. Vom Mäuseholze wird zuerst die graue Rinde oben fein abgeschabt und weggeworfen, hernach die untere grüne Rinde abgezogen, und zugleich mit den übrigen Bestandtheilen der Wittrung in die Butter oder das Fett gethan, den Kampher und das Wachs ausgenommen. Fleißiges Umrühren mit einem Hölzchen ist nothwendig; denn sobald die Wittrung anbrennt, taugt sie nicht. Ist nun das Ganze einige Minuten lang in der Butter, oder dem Fett gebraten, so thut man den Kampher dazu und läßt die Wittrung nochmals braten, bis sie anfängt bräunlich zu werden, nimmt dann einen reinen Leinwandlappen und drückt den Saft heraus, in welchen man ein wenig Wachs schabt, damit die Wittrung etwas steif werde. Hierauf thut man selbige in ein reines gläsernes oder irdenes Gefäß zum Aufbewahren. Gekochte Wittrungen halten sich wohl ein halb Jahr lang

Auf gleicher Art macht man auch die Brocken, oder die Kirrung. Man nimmt nämlich einen reinen Tiegel, und thut ungesalzene Butter oder Gänsefett hinein, schneidet eine Zwiebel ganz klar und läßt sie in der vorher zergangenen Butter braten, worauf dann auch der Kampher hinein gethan wird. Auch nimmt man einen guten Löffel voll Honig mit darunter. Vorher aber nehme man Brod, röste es bräunlich und schneide es in Würfel; dieß wird in den Tiegel zu den andern Dingen gethan, und recht wohl bei fleißigem Umrühren gebraten.

Diese Brocken kann man einige Wochen lang gut erhalten.

Auch sind die Häringsköpfe gut, und den Füchsen und kleinen Raubthieren als Kirrung angenehm, besonders gut aber da, wo Mäuse auf den Plätzen sich einfinden, weil diese selbige nicht leicht forttragen und auffressen.

Endlich kann man zu diesem Behufe auch Fleisch oder Wildprett, gleichen Krähen, Häher, Tauben ꝛc. nehmen, die Brüste rausschneiden, und in Butter und Kampher braten.

Jezt wollen wir zum Fange selbst schreiten.

Zuerst ist es, wo nicht unumgänglich nothwendig, doch gut, wenn m die Lager für die Eisen einhaut, ehe es zufriert; denn im oste sind diese schwieriger zu machen, veranlassen auch mehr Unrei- ḷkeit in der Nähe der Eisen.

Zum Anfertigen der Lager bedarf man einer kleinen Hacke mit hneiden auf beiden Seiten, davon die eine der Länge, die andere : Quere nach gestellt ist, in der Art, wie eine Zimmermanns-Quer- . Die Lager macht man sowohl in Wiesen und Gründen, als h auf freien Plätzen und alten Lehden, in und zwischen dem Walde. e Füchse nämlich pflegen gern auf den Feldern und Wiesen des chts nach Mäusen oder anderm Raube zu schleichen.

Man spannt das Eisen auf, stellt es fest und legt es auf den ck, wohin der Fuchs soll, doch so, daß die Feder allezeit gegen n Wind zum Eisen geht, und sich besser fängt, wenn er vorn ade zwischen die Bügel, als wenn er seitwärts oder über die Felder mt.

Weil sich nun nicht voraus wissen läßt, woher, wenn man das sen legt, der Wind kommen werde, so haut man mehrere er neben einander und zwar so ein, daß die Feder bei dem einen en Nordwest, bei einem andern etliche Schritte davon nach Osten, einem dritten und vierten nach anderer Himmelsrichtung komme.

Ist der Riß zum Lager nun auf dem Boden abgezeichnet, so t man eine drei Finger breite Rinne in die Erde, und bringt das reich an Stellen heraus, wo die Feder und die Bügel hinkom- . Auch die Stelle für das Schloß muß fein räumlich und so eingehauen seyn, daß das Eisen nicht über dem Boden heraus ragt, überall gleich tief liegt.

Fertigt man das Alles nicht im Voraus, so muß später das en im Froste weit mühsamer eingehauen werden; was indeß hin- lich des Fanges nichts ausmacht, weil man das Eisen erst dann egen pflegt, wenn der Fuchs die Kirrung oder den Brocken den Plätzen weggenommen hat. Wer übrigens den Fuchs zu en begehrt, der mache die Plätze an solche Orte, wo man entwe- gewiß oder doch mit Grund vermuthet, daß er des Nachts her- trabe.

Diese Plätze werden also gemacht: Man haut mit der Hacke ein es Fleckchen, groß genug für das Eisen, ein wenig in dem Erd- auf, oder scharrt auch die Oberfläche rein, besonders im Schnee, man nur überall etwas wegstreichen aber nicht aufhauen darf, weil der Fuchs nicht gern herangeht. Solcher Kirrungsplätze

richtet man wenigstens 5 bis 6 vor; was den Fuchs dreist und sorg-
los macht. Auf jeden Platz lege man von einem Kirrungsbrocken
auch wohl 2 bis 3 Stückchen, vervielfältige überdiß die Plätze rings
umher, damit sich mehrere Füchse dahin gewöhnen, ferner schleift
man vor dem Holze, und von einem Orte der Plätze zum andern;
es ist recht gut, wenn man zum Geschlepp eine Katze nimmt oder
einen Fuchs, und selbige ganz, doch ohne das Gescheide bra-
tet. Ich bestreiche das Geschlepp auch mit Gänsefett, und ein wenig
mit der gemachten Wittrung, oder mit Butter und etwas Kampher.
Wenn es gebraten ist, macht man es an eine saubere Leine, fängt
am nächsten Waldrande an, selbiges hinter sich her zu schleppen, und
läßt dann und wann einen Brocken von der Kirrung einzeln auf die
Schleppe fallen, bis zu den Plätzen. Auch gehen die Füchse gern
an, wenn man mit Reh-, Hasen- oder Wildprets- (Dam- oder
Edelwild-) Gescheide schleppt.

Kommt nun der Fuchs auf die Schleppe, so folgt er selbiger und
bis an die Plätze und läßt sich die daselbst befindlichen Brocken gut
fallen.

Ich lege gewöhnlich, ohne wieder geschleppt zu haben, ein paar
Nächte hindurch wieder Brocken hin, stelle dann, wenn er mit
fleißiger kommt, gegen Abend das Eisen, an dessen Abzug ein mit
Zwirn geflochtenes Schnürlein, und an diesem ein Brocken, oder etwas
was von dem befindlich ist, womit ich ihn angekirrt habe, wobei
übrigens der Brocken nicht allzulang vom Schlosse herausragen darf.
Zuvor wische ich das Eisen rein ab, hinter dem Abzuge aber muß ent-
weder ein Holzsplitter oder ein eigens dazu gemachter Stöpsel vorblei-
ben; damit sich die Stellung im Legen nicht aufziehen könne.

Unter den Bügeln, auf jeder Seite wie unter der Feder, lege
ich einen kleinen breiten Stein, um dem Eisen im Losschlagen
mehr Kraft zu geben, so daß es nicht unter sich in den Boden drücken
kann. Ferner bedecke ich das Schloß und vorn die Wirbel, als
wohl die Bügel, (was indeß nicht allzeit nöthig ist) mit reinem nicht
zu weichem Papiere, füttere und bedecke das Eisen überall mit rein
Spreu, deren vorher schon etwas auf den Plätzen gestreuet gewesen
und der Fuchs daran gewöhnt seyn muß. Auch nimmt man das Ge-
niste von Ameisenhäufen zum Einfüttern, was sehr gut ist.
(Hartig, in seinem Lehrbuch für Jäger, empfiehlt das Aufstreuen
von Pferdemist, überhaupt die Anordnung des Fangplatzes so, daß
selbiger, einem von den Raben aus einander gebrachten Misthaufen
gleich sehe.)

Es darf nicht vergessen werden, beim Einlegen des Eisens in das
Lager selbiges mittelst eines reinen, mit Wittrung bestrichenen
Leinwandläppchens abzureiben. Dies Ueberstreichen muß indeß weder
zu leise noch zu stark geschehen, weil im ersten Falle der Fuchs nicht
daran gehet, im leztern aber anfängt, vor dem Eisen und bis

asselbe zu graben. Wird er dessen gewahr, so geht er in der Nacht nicht an den Brocken, sondern vermerkt Unrath und schleicht davon.

Das Eisen soll überall ordentlich dem Boden gleich eingefüttert seyn, und, wenn alles bis auf die Stelle, wo man zum Schlosse kommen und das Vorgesteckte sacht herausziehen kann, fertig ist, gemächlich gedeckt werden; wobei es nicht schaden kann, wenn man mit einem Reis ein wenig trockne Erde darauf stäubt. Ist dieß alles mit gehöriger Sorgfalt geschehen, dann wird der Fuchs, wie sehr er sich auch in Acht nehmen will, dennoch betrogen werden, und die eiserne Halskrause unversehens, wenn er kaum den Brocken am Abzuge berührt, um die Kehle haben, auch nicht im Stande seyn, selbiger los zu werden, ehe der Waidmann kommt und ihn von ihr befreit. Mancher Fuchs ist noch lebendig, wenn man des Morgens hinzu kommt, ihn dann auf die Nase schlägt und abstraft.

Bei starker Schneedecke habe ich oft das Eisen in den blosen Schnee gelegt, ohne das Schloß einzufüttern, und zwar mit Erfolg; wird es aber überall eingefüttert, so soll man mit einer Ruthe etwas Schnee darüber stäuben. In das Erdreich einzuhauen ist dann nicht nothwendig.

Wenn der Fuchs nicht sogleich auf das Eisen kommt, so muß man Morgens doch allezeit darnach sehen und mit einem Bruche den Brocken zudecken, damit die Krähen, Raben ꝛc. den Schneller nicht losziehen. Abends wird natürlich der Bruch wieder weggenommen.

Noch muß hiebei bemerkt werden, daß man neben dem Abzugsbrocken, noch einen oder zwei dergleichen hinlegen soll, eben so auf den Nebenplätzen. Etliche Füchse sind sehr schlimm, und nehmen wohl die Brocken auf den Nebenplätzen weg, gehen aber nicht auf das Eisen. Geschieht dieß einige Nächte hinter einander, so ist es mit dem Eisen nicht richtig, und nehme man selbiges lieber ein paar Tage lang weg, kirre dabei den Fuchs fortwährend; legt man es alsdann zur Seite des ersten Platzes, so läßt er sich betrügen. Bisweilen geht des Fuchses Behutsamkeit so weit, daß er den Brocken von der Schnur abkauen kann; in diesem Falle muß das Eisen nicht so fest stehen. Will zuweilen der Fuchs an den rechten Brocken nicht, nimmt aber die Nebenbrocken weg, so steckt man einen starken Faden durch die Letztern und hängt sie an den mittelsten an; dieß betrügt doch den listigen bisweilen.

Durch fleißige Uebung wird man der Füchse Ränke noch mehr kundig. Doch will ich noch anführen, daß es sich bei verprellten Füchsen, die wohl an die Plätze gehen, aber nicht auf das Eisen wollen, wenn selbiges gleich ordentlich gelegt, zweckdienlich zeigt, die Witterung zu verändern. Sollte man am Fuchse spüren, daß er zwar an die Plätze ginge, die Brocken aber nicht so annehme, so verändere man auch die Kirrung. Nimmt er auch diese nicht an, so ist ein Fang schwerlich zu hoffen.

Auch muß ein Fuchsfänger wohl merken, daß nicht einerlei Wittrungen in allen Hölzern oder der Landesart nach gut thun. Deßhalb habe ich die Vorschriften für mehrere hergesezt, doch nur für solche, die von mir selbst erprobt sind. Die Wittrungen mit untermengten Fichten= oder Tannenspitzen sind da die besten, wo dergleichen Holz ist, aber an andern Hölzern nicht. (In Laubhölzern thut der Fenchel gut.) Ueberhaupt sind alle Wittrungen nur dazu bestimmt, dem Raubthiere den Fangplatz daselbst unverdächtig oder sogar angenehm zu machen. Deßhalb werden zu denselben immer Dinge genommen, welche Aehnlichkeit mit dem natürlichen Geruch irgend eines der Thiere haben, von denen man bemerkt, daß der Fuchs, oder sonst ein Raubwild sie liebt.

Nicht unbemerkt dürfen wir hier lassen, daß die Losung, welche der Fuchs gewöhnlich in der dritten Nacht seines Trabens auf diesen oder jenen Fangplatz als Merkmal seiner Anwesenheit dahin sezt, auf jeden Fall unberührt bleiben muß, selbst wenn sie an der eigentlichen Stelle des Abzugsbissens stände.

II. Fang nach Jester.

Man sucht zuvörderst einen zum Legen des Eisens schicklichen Platz aus, und wählt dazu solche Oerter, wo man bemerkt, daß der Fuchs des Nachts herumtrabt. An und zwischen Wäldern gelegenen Wiesen und Gründe, desgleichen junge Schläge eignen sich am nächsten. Um aber auch den Fuchs zum häufigern Besuch dieser Oerter anzulocken und ihn dorthin zu gewöhnen, legt man 3 bis 4, auch nach Umständen mehrere sogenannte Kirrungsplätze an. Man hackt oder lockert auf diesen das Erdreich in einem Umfange von der Größe des Eisens auf, oder streicht, wenn etwa Schnee gefallen ist, solchen weg, und legt alsdann auf jeden dieser Plätze 2 bis 3 Kirrungsbrocken hin, schleift auch vom Holze bis zu den Kirrungsplätzen, und von einem zum andern eine sogenannte Schleppe.

Die Brocken werden nun auf verschiedene Art, und entweder mit der Wittrung zusammen, oder für sich allein bereitet. Die einfachste und bewährteste Methode ist folgende:

Man nimmt nähmlich eine kleingeschnittene Zwiebel, thut diese sammt etwas frischem Gänseschmalz in einen neuen glasirten Tiegel, läßt es über einem gelinden Kohlfeuer ganz sacht kochen, und rührt die Masse während des Kochens mit einem hölzernen Spaten um, bis es eine bräunliche Farbe bekommt. Alsdann legt man ein Stückchen Kampher, das etwa so groß ist, wie 2 Erbsen, ingleichen einige in Würfelform geschnittene Brodstücke und dieß sind eigentlich die Kirrungsbrocken — hinein und läßt sie einige Zeit in der Masse liegen. Man nimmt die Brocken hinterher mit dem Spaten heraus, legt sie auf reines Papier zum Abtrocknen, und hebt solche in einem reinen Lappen zum Gebrauch auf. Das mit der Zwiebel und dem Kampher gekochte Gänseschmalz wird ebenfalls und zwar zum Verwittern des Eisens aufgehoben.

Einige Jäger pflegen noch eine Hand voll Alfranken, sonst auch Mäuseholz genannt, in die Masse zu thun, welches nicht unrecht ist; auf welchem Fall aber die obere Rinde abgenommen, und blos die untere grüne, nachdem sie vorher fein geschabet worden, der Masse beigefügt und mit dieser gekocht werden muß. Auch pflegen andere die Brodbrocken, ehe sie in die Masse gelegt werden, rösten zu lassen, überdem auch noch einen Löffel voll Honig beizumischen.

Zur sogenannten Schleppe bedient man sich einer todten Katze, die man, wenn solche vorher abgestreift und das Eingeweide herausgenommen worden, braten läßt, auch wohl während des Bratens mit Gänsefett oder auch mit der zubereiteten Witterung bestreicht, dann an eine Leine bindet und hinter dem Pferde (oder, wenn man nicht reitet, am Hinterriemen der Waidtasche angebunden) auf der Erde schleppen läßt — daher die Benennung Schleppe. Während des Schleppens läßt man auf dem Wege hin und wieder, etwa alle hundert Schritte, einen Kirrungsbrocken fallen, jedoch diesen immer auf der Stelle, wo die Schleppe geht. Einige Jäger bedienen sich zur Schleppe eines gebratenen Fuchses, andere schleppen mit Hasen= Reh = und anderem Wildprettsgescheide, und zwar ebenfalls mit gutem Erfolg. Wenn man nun gewahr wird, daß der Fuchs der Schleppe nachgegangen ist', und sowohl die auf dem Wege, als auf den Kirrungsplätzen hingeworfenen Brocken zu sich genommen hat, legt man, ohne jedoch weiter zu schleppen, wiederum einige Brocken hin, und sezt dies noch etwa zwei Tage hinter einander fort. Sobald man nun gewahr wird, daß er die auf's neue ausgestreute Brocken ungescheut genommen hat, dann ist es Zeit, das Eisen zu legen.

Aber auch hiezu gehören Vorbereitungen, die ich nicht übergehen darf, und die bereits einige Zeit vorher veranstaltet werden müssen. Das Eisen, welches übrigens sehr gut polirt und keine Spur von Rostflecken, auch eben so wenig von Oel oder anderer Schmiere haben muß, wird nämlich gegen die Zeit, da man mit dem Fange vorgehen will, auseinander genommen, und in einen Kessel, in dem man dürren Pferdemist und reines Wasser thut, beim Feuer ausgesotten, alsdann stückweise mit Sand und reinem Wasser abgepuzt, hinterher mit einem reinen Lappen, der keinen Geruch von Seife oder sonst von etwas haben muß, abgetrocknet und wieder zusammengesezt. Es ist aber auch gut, wenn man einige Zeit vor dem Fange, und zwar noch ehe die Erde gefroren ist, auf dem Platze, den man zum Legen des Eisens gewählt hat, das Lager, worinn das Eisen zu liegen kommt, aushauet. Man bedient sich nun hiezu einer kleinen Hacke, die auf beiden Seiten Schneiden hat, von denen eine in die Länge, die andere in die Quere steht, und die der sogenannten Querart der Zimmerleute ähnlich ist, und hauet mit dieser, wenn man das Eisen vorher aufgespannt festgestellt und genau so, wie es bei dem Fange zu liegen kommt, auf dem Boden abgezeichnet hat, eine drei Finger breite

Rinne ganz genau nach der Figur (sowohl der Bügel als der Fe-der und des Schlosses in die Erde. Der Fleck, wo das Schloß ist, muß aber auch des nöthigen Spielraum's wegen etwas geräumig gemacht, die Rinne aber überall gerade so tief ausgehauen werden, daß das Eisen nirgends über den Boden hervorstehet. Da aber auch das Eisen so gelegt werden muß, daß die Feder gegen den Wind zu stehen kommt — weil der Fuchs sich leichter fängt, wenn er vorne zwischen den Bügeln zugeht, als wenn er quer über die Feder herankommt — so ist es, da man nicht im Voraus wissen kann, wie der Wind beim Legen stehen wird, gut, wenn man zwei Lager, eines mit der Richtung der Feder gegen Norden, das andere gegen Osten, auch wohl mehrere nach verschiedenen Richtungen gekehrte Lager bereitet, um das Eisen hinterher nach Beschaffenheit des Windes so oder so legen zu können.

Wenn das Eisen gehörig rein gehalten und einige Zeit vor dem Fange, in der vorhin beschriebenen Art ausgesotten und geputzt wird, so kann man es ohne weitere Umstände auf die weiter unten beschriebene Art aufstellen. Die mehresten Jäger pflegen es aber der Vorsicht wegen noch vorher mit einer besonders dazu verfertigten Masse (Wittrung) zu bestreichen und nach dem Jäger-Ausdruck zu verwittern. Ich bediene mich zum Verwittern des Eisens der derselben Masse, in der ich die Brocken zubereite, nämlich des mit Zwiebeln und Kampher gekochten Gänseschmalzes, und bestreiche mit dieser Masse mit einem reinen Läppchen sowohl das Eisen als die Hände — welches leztere deshalb nöthig ist, weil der Fuchs das Antasten mit der Hand gleich wittert — und reibe das Eisen damit tüchtig ein.

Einige Wittrungen werden auf folgende Art gemacht:

¼ Pfund ungesalzene Butter oder Gänsefett. Eine Hand voll Alfranken oder Mäuseholz, Violenwurzel und Fönum gräcum so viel, als man dreimal zwischen den Fingern fassen kann. Kampher, 2 Erbsen groß. Oder auch die vorigen Ingredienzien mit einer Beimischung von kleingeschnittenem Fenchelkraut und zwar eben so viel, als man von der Violenwurzel nimmt. Oder auch die vorigen Ingredienzien, und anstatt des Fenchelkrauts eine Hand voll junger Kiefern oder Tannenspitzen. Oder auch eine Hand voll Marum verum, Rothe Butter für 4 kr. Kampher. Die Geburt von einer Füchsin; Biebergeil für 6 Pf. Anis für 6 Pf.

Diese Ingredienzien werden nun, man wähle welche man wolle, in einem neuen Tiegel, wenn man in diesem vorher Butter oder Gänsefett, bei einem gelinden Kohlenfeuer, zerlassen hat, gethan, auch wohl etwas Saft vom Pferdemist beigemischt; wenn die Masse eine Weile gekocht hat, der Kampher hinzugefügt, und sobald es bräunlich wird, der Saft davon durch ein reines Läppchen gedrückt, etwas Wachs hineingeschabt, damit die Masse stei-

erde, und solche alsdann in einem reinen gläsernen oder irdenen
eschirr zum Gebrauch aufgehoben.

Einige Jäger verwittern das Eisen mit Aalraupen-
asser, vermischt mit Johannisöl, mit sehr gutem Erfolge.

Beim Legen des Eisens selbst wird nun folgendergestalt ver-
hren: Ehe man das Eisen aufstellt, ziehet man vorher durch die
r dem Abzuge befindliche Röhre das Abzugsschnürchen,
ndet dieses an den Abzug und befestigt dagegen an dem andern
nde, welches aber nicht zu lange aus der Röhre hervorreichen muß,
n Abzugs- oder Todtenbrocken. Man drückt nun die Bü-
el mit den Knieen auseinander, stellt das Schloß, und steckt
nter dem Abzuge, damit das Eisen nicht während des Legens
sammenschlagen kann, ein Stückchen Holz oder Eisen vor, legt das
isen in die Rinne und füttert es, wenn vorher über das Schloß,
gleichen über die Wirbel reines Papier gelegt worden, überall
o es in der Rinne liegt, mit reinem Spreu, oder auch vom Amei-
enhaufen dergestalt ein, daß nirgends etwas vom Eisen zu sehen
t. Es muß aber auch, man mag nun zum Einfüttern des Eisens
ntweder Spreu oder vom Ameisenhaufen wählen, schon vorher
was davon auf dem Platze umher gestreut seyn, damit der Fuchs,
elcher auf jeden neuen Gegenstand sehr aufmerksam ist, beizeiten daran
wöhnt wird. Auch muß man mit einem Strauchreiße, etwas Erde, aber
ünne, über das Eisen bringen, sowie denn endlich, was man nicht
s der Acht zu lassen hat, neben dem Abzugsbrocken noch ein
er zwei Nebenbrocken auf den andern Plätzen aber ebenfalls derglei-
en hingeworfen werden müßen. Daß das beim Aufstellen der
orsicht wegen, hinter dem Abzuge vorgesteckte Stückchen Holz oder
isen, sobald alles in Ordnung ist, wieder behutsam fortgenommen
erden muß, weil sonst das Eisen nicht schlagen kann, verstehet
h von selbst. Wenn zur Zeit, wo man das Eisen legt, gerade
chnee gefallen ist, so kann man das Eisen oft ohne Rücksicht auf
e Rinne, ja selbst ohne es einzufüttern, blos in den Schnee
gen und der Fang gehet dem ungeachtet zuweilen recht gut von
tatten, wenn man aber das Eisen noch besonders einfüttert, so
uß man hinterher mit einem Reiße etwas Schnee darüber bringen,
mit nichts vom Spreu zu sehen ist. — (Um die Kraft des Zurück-
lagens der Bügel zu verstärken, pflegen einige Jäger sowohl
ter die Bügel, als auch unter das Schloß einen breiten
tein zu legen, welches indessen, wenn das Schloß und besonders
e Feder gut ist, nicht nöthig ist.)

Es ereignet sich oft, daß wenn man das Eisen zur Abendzeit
legt hat, der Fuchs sich in der nämlichen Nacht fängt; daher man
n folgenden Morgen, sowie täglich des Morgens nachsehen, auch den
bzugsbrocken den Tag über mit einem Reiße bedecken muß, da-
it nicht die Krähen oder Raben unterdessen den Brocken abziehen,
wor sich einige Jäger dadurch sichern, daß sie Krähenfedern

zum Scheuchen auf den Plaz legen. Wenn aber der Fang nicht spätestens in der dritten Nacht erfolgt, und der Fuchs blos die Nebenbrocken genommen und den Abzugsbrocken unberührt gelassen, oder auch selbst die Nebenbrocken verschmähet hat, so ist es unklar, und vermuthlich beim Legen des Eisens oder sonst ein Versehen vorgegangen. Es kostet dann oft viele Künste, den verrinten oder verprellten Fuchs, wie ihn die Jäger auf diesen Fall nennen, auf das Eisen zu bringen. Das beste Mittel ist dann, das Eisen fortzunehmen und den Fuchs aufs neue zu kirren, und wenn er die Kirrung wieder annimmt, das Eisen zwei oder drei Tage darauf nochmals, aber nicht auf der nämlichen Stelle, sondern neben dieser zu legen oder auch, wenn man gewahr wird, daß der Fuchs zwar die Nebenbrocken genommen, sich aber an den Abzugsbrocken nicht gewagt hat, den erstern, nämlich den Nebenbrocken, an den leztern, nämlich den Abzugsbrocken, mit einem starken Faden anzuhängen, wodurch er sich dann auch wohl zuweilen hintergeben läßt.

Auch ist es nicht undienlich, wenn man gleich zur Stelle die Kirrung wie die Witterung verändert und eine andere versucht. Geht er dem ungeachtet nicht zu, so bleibt freilich, wenn alle Mühe umsonst ist, nichts weiter übrig, als den Fang aufzugeben.

III. Fang nach Dietrich aus dem Winckell.

Soll der Schwanenhals zum Fuchsfange anwendbar seyn, so muß 1) die Feder so stark seyn, daß beim Zuschlagen das Eisen von der Erde etwas in die Höhe springt, und die Bügel sehr rasch zusammenschlagen. Leztere müßen 2) wenn das Eisen nicht aufgestellt ist, überall ganz genau zusammenpassen, aufgestellt aber ganz horizontal, und lieber auf beiden Seiten ein wenig unterwärts, als nur im geringsten oberwärts gerichtet liegen; 3) muß die Röhre, durch welche der Abzugsfaden geht, beim gestellten Eisen nicht zu sehr aufwärts gerichtet stehen; 4) muß der leiseste Ruck am Abzugsfaden hinreichen, um die Stellung los zu schnellen; 5) müßen die Wirbel vorn an den Bügeln nicht vernietet seyn, sondern durch Schraube und Schraubenmutter zusammengehalten werden, (weil man sonst die Wirbelgelenke nicht gehörig reinigen kann) und endlich 6) muß jeder, auch der kleinste Theil ohne Rostflecken und spiegelblank seyn.

Was die Größe und Form eines solchen Eisens betrifft, so habe ich bemerkt, daß es seinen Zweck am besten erreicht, wenn die auseinander geschlagenen Bügel in der größten Breite, von einem Rande zum andern gemessen, 20 bis 22 Zoll von einander liegen, und wenn von dem Federzapfen bis zum vordern Wirbel der Zwischenraum 16 bis 18 Zoll (rheinländisch oder auch alt Pariser Maas) beträgt.

Uebrigens darf es aber eher ein wenig zu schwer als zu leicht seyn, weil im leztern Falle der Fuchs zu weit damit fortgehen könnte,

äter ermüdete, und also am Lauf (an den Branten) gefangen, wenn
beim fortgehen irgendwo zufällig hängen bliebe, diesen abzubeissen
ich auszukirren) versucht werden möchte.

Mag das Eisen auch überall noch so blank zu seyn scheinen, so
muß doch jeder, auch der kleinste Theil desselben besonders — vor je-
desmaligem Gebrauch mit Wasser und Sand (ja nicht mit Oel und
Schmirgel) geputzt, dann in einen Kessel mit siedendem Wasser ge-
steckt, rein abgespült und mit einem reinen Lappen, an welchem nicht
r mindeste Seifengeruch bemerkbar seyn darf, abgetrocknet werden.

Will man es des Putzens halber auseinander nehmen, so muß
an einen Keil von sehr hartem Holz haben, der so breit ist, daß er
im Auseinanderdrücken der Bügel dann gerade den Zwischenraum
zwischen den Federnschenkeln ausfüllt, wenn leztere so weit von
nander stehen, daß jene — was außerdem nicht möglich seyn würde,
mächlich von diesen abgezogen werden können. Der Keil darf aber
r so lang seyn, daß die Stellung freien Spielraum vor demsel
n behält.

Beim Wiederzusammensetzen der einzelnen Theile gebe man genau
rauf acht, daß die Kerben des Gewirres oder Gewerbes an den
ügelschenkeln gehörig ineinander passen, und so die Bügel
bst richtig auseinander schlagen. Ferner müßen die Schrau-
nmuttern, deren eine die Bügelschraube, die andere die Ab-
gsröhre hält, ganz fest geschraubt, sämmtliche Schloß- oder Stel-
ngschrauben aber nur so angezogen werden, daß alle dadurch zusam-
engehaltene Theile sich frei und leicht bewegen. (Hat man einen
ichs gefangen, und ist übrigens das Eisen rein und ohne Rost-
ken, so kann das Putzen mit Wasser und Sand wegfallen. Man
raubt in diesem Falle nur die Stellung ab, steckt erst das Eisen,
nn die Stellung in heißes reines Wasser, und wäscht und trock-
t alles gehörig ab.)

Beim Stellen des Eisens verfährt man folgender massen:
chdem der Schwanenhals mit der Feder auf ein etwa drei
ll hohes Stückchen Holz gelegt worden, kniet man vorn vor dem
igelwirbel nieder, faßt mit jeder Hand einen Bügel, und
ückt beide so weit auseinander als es sich thun läßt. Ist die Feder
r stark, so gehört hiezu ein ziemlicher Kraftaufwand, und es ist zu
ben, daß man, sobald die Bügel oben nur hinlänglich sich öffnen,
Knie hineinzwänge, wodurch das unverhofft schnelle Zuschlagen der-
en verhindert wird. Sobald sie ganz horizontal liegen, hält man
jedem Knie einen nieder, legt auch der Sicherheit halber den so
n erwähnten Keil in die Feder. Dann schlägt man die hinter den
igeln an der Stellung befindliche kleine Zunge oben hinüber
er die große am Bügel befestigte, drückt leztere fest auf erstere,
hiernächst die obere zwischen den Stellungsbacken eingeschraubte
nge an welcher ein rundlicher Knopf befindlich ist, auf jene große,
Bügel befestigte, drückt endlich das hinten an der Stellung

herunterhängende Züngelchen hinaufwärts, das vorn zunächst an den Bügeln am untern Theile des Schlosses herunterhängende Häckchen fest daran, und so ist alles in fangbarem Stande.

Um nun vor dem Zuschlagen des Eisens gesichert zu seyn, muß man einen eisernen, glatt gefeilten etwa drittbalb Zoll langen Stift haben, der gerade in das in der breiten Platte hinter dem Häckchen der Stellung befindliche Loch paßt. In der Oese, welche der erwähnte Stift am Kopfende hat, wird ein Bindfaden angebunden. Steckt man dann den Stift von der rechten Hand nach der linken durch das Loch in die Platte, schlägt man den Faden, straff angezogen, zuerst einmal über die Stellung nach dem linken Schenkel der Feder, und dann so oft um die Feder herum, bis so viel nur übrig bleibt, daß er recht fest verknüpft werden kann; so ist, so lange der Stift in jenem Loche steckt, jeder Gefahr unfehlbar vorgebeugt, in so fern an der Stellung nichts springt.

Um auch bei diesem zufälligen Ereigniß geschüzt zu seyn, läßt man den bereits gedachten Keil so lange in der Feder liegen, bis man, während jeder Bügel mit einer Hand umfaßt und fest niedergedrückt wird, die Knie weggezogen hat, dann mit beiden Händen langsam auf den Bügeln bis an den Wirbel fortgerückt, und, wenn alles nun fest stehet, aufgestanden ist.

Vernachläßigung dieser Behutsamkeitsregeln kann allerdings gefährliche Folgen haben, man lasse sich daher auch die kleinste nicht zu Schulden kommen.

Was die eigentliche Fangzeit betrifft, so geht solche in den ersten Tagen des Novembers an, und dauert fort bis zum Eintritt der Rollzeit; (Ranzzeit) sobald aber diese beginnt, nimmt der Fuchs höchst selten die Kirrung an.

Wahr ist es allerdings, jeder freie Platz in und am Holze, sey es Blöße, Wiese, oder Lehde, eignet sich während der angegebenen Periode dazu, auf demselben Füchse zu fangen, in so fern er nur vom Ende des Oktobers an mit der Hütung verschont bleiben kann; aber weit leichter wird man seinen Zweck erreichen, wenn bei der Wahl der Stellen zur Errichtung der Fangplätze auf die Lage derselben, zugleichen auf die gewöhnlichen Wechsel (Pässe) der Füchse Rücksicht genommen wird.

Bekanntlich besucht der Fuchs gut gewachsene Wintersaat-Felder, besonders wenn sie Holzungen, die er bewohnt, begrenzen, bis Schnee fällt, am liebsten, weil er da die beste Gelegenheit hat zu mausen. Zugleich ist es ein Erfahrungssatz, daß er auf den Wintersaat-Feldern die Futterplätze am liebsten annimmt, und überhaupt am allerersten sich fängt.

Auch auf Wiesen und an Teichen trabt und schleicht er gern herum, vorzüglich wenn sie im Holz liegen, und wenn erstere einen Zwickel am Holzrande bilden, Solche Gegenden eignen sich daher am

[b]esten zur Anlage der Herbstfangplätze; nur vermeide man es, [s]ie auf zu feuchtem Boden einzurichten.

Die Winterfangplätze hingegen bringe man auf freien erha[b]enen, wo möglich auch nicht weit vom Holze entfernten Stellen an, [w]eil von diesen der Wind gemeiniglich den Schnee, wenigstens größ[t]entheils wegwehet. Gerade da trabt dann der Fuchs am liebsten her[u]m, und zugleich darf man so leicht nicht besorgen, daß das Eisen, [w]enn es gelegt ist, so hoch mit Schnee bedeckt wird, daß es seine [K]raft entweder gar nicht, oder doch nicht rasch genug äußern kann. Wechseln übrigens Füchse in ganz holzleeren Gegenden — denn [s]ie traben bekanntlich in einer Nacht meilenweit — auf den Feld[m]arken herum — so kann auch da der Fang mit Glück ausgeübt [w]erden.)

Mehrere Herbstplätze müßen in verschiedenen Gegenden des [R]eviers zu Anfang des Novembers angelegt werden, damit jedesmal, [w]enn man auf einem gefangen hat, dieser einige Tage frei bleiben [k]ann; auf einem andern entlegenen wird dann der Fang desto besser [v]on Statten gehen.

Auch die Winterplätze richte man wo möglich, vor Eintritt des [F]rostes ein; denn in gefrornem Boden ist das Geschäft mit mehrerer, [o]bwohl nicht unüberwindlicher Schwierigkeit verbunden.

Geht man mit dem zu Hause fangbar gestellten Eisen an den zum [F]angplaz ausgesuchten Ort, um dorten alles in gehörigen Stand zu [se]tzen, so dürfen folgende Werkzeuge und Geräthschaften nicht fehlen:

1) Ein starkes scharfes Messer.

2) Eine mit einem kurzen Stiele versehene, etwa 3 Zoll breite, [s]charfe eiserne Hacke, die über der Schneide etwas krumm ge[b]ogen ist und oben auf dem Kopfe in einer Bleiförmigen der Länge [n]ach, gerichteten Schneide ausgeht. Letztere leistet, wenn das Geschäft [b]eim Frost erst ausgeführt werden soll, vorzüglich gute Dienste.

3) Ein neuer, birkener Besen.

4) Ein neuer, ungebrauchter weidener Henkelkorb [(]Bähnert).

Da wo nun ein Fangplaz eingerichtet werden soll, so legt man [d]as Eisen so auf die Erde nieder, daß der vordere Theil der Bü[g]el dahin gerichtet ist, wo der Fuchs muthmaßlich herkommen [w]ird; in Holzgegenden also jedesmal nach dem Holzrande hinwärts, [s]odann macht man 1 ½ Zoll weit außerhalb des ganzen Eisens einen [e]twa 3 ½ — 4 Zoll tiefen Einschnitt, hierauf innerhalb der Bügel, [w]ieder 1 ½ Zoll von selbigen abwärts, einen eben so tiefen ringsum [b]is zur Abzugsröhre. So weit diese reicht, wird der Schnitt [z]wickelförmig vorwärts geführt, so daß die Spitze etwa 1 Zoll vor der Röhre ausläuft, dicht hinter der Stellung aber schneidet man quer [d]urch, von einer Seite des Federschnitts bis zur andern.

Hierauf nimmt man die Hacke zur Hand und arbeitet vermittelst [d]erselben, nachdem das Eisen bei Seite gelegt worden, die Erde aus

dem Raum zwischen den Bügeleinschnitten, mit Einschluß des leeren Zwickels, rein heraus, so daß das Gräbchen — um mich so auszudrücken — überall 3 ½ — 4 Zoll Tiefe hat. Eben so tief räumt man auch die Erde zwischen den Federeinschnitten aus, wo der hintere Theil der Stellung hinkommt.

Ueberall im Rasenboden schärft man nun den noch übrigen Rasen, zwischen den Einschnitt zur Feder, höchstens einen Zoll stark, in einem Stück zusammen heraus, legt es bei Seite, und arbeitet hiernächst die Erde eben so tief wie überall heraus. Auf Aeckern hingegen, oder im Sande nimmt man auch zwischen dem Federeinschnitt die Erde ganz heraus.

Alle aus den Einschnitten genommene Erde, außer dem Rasenstück, welches in den für die Feder bestimmten Raum paßt und da wieder hineingelegt wird, thut man in den Korb, kehrt die Reste überall genau mit dem Besen zusammen, legt sie mit in den Korb, schüttet dies alles 20 bis 30 Schritt, hinter dem Fangplaz aus, entfernt sich von da aus endlich mit allen Geräthschaften bis gegen Abend des folgenden Tages.

Hauptregel ist es übrigens, nie anders als von hinten an den Fangplaz zu gehen; alle dort vorfallende Arbeiten hinter demselben zu verrichten, ohne einen Fuß vorzusetzen; nie Taback dazu zu rauchen, noch weniger auszuspucken; und jedesmal denselben Weg wieder beim Weggehen zu nehmen, auf dem man gekommen ist.

Wie die Wittrungen und Brocken bereitet und angewendet werden, ist oben schon gesagt worden.

Vorstehenden 3 Anweisungen zum Fuchsfang im Schwanenhalseisen fügt der Verfasser von „des gerechten und vollkommenen Waidmanns neuer Practica" noch bei:

A. Viele wohlerfahrne und glaubwürdige Waidmänner empfehlen zur Reinigung des Schwanenhalseisens den Gebrauch der Mischung, welche Verardi mit dieſen Worten angibt:

Zum Reinigen und Putzen des Schwanenhalses bediene man sich zuerst a. des Schmirgels, und hierauf b. des nach folgendem Rezepte bereiteten Oels.

Man nehme 1 Pfund Olivenöl (Baumöl), gieße es in einen neuen, gut glassirten und gehörig feuerfesten irdenen Topf, und lasse darinn 40 — 50 Maikäfer 48 Stunden lang einweichen, alsdann das Ganze 20 Minuten über einem lebhaften Holzkohlenfeuer sieden, bis das Oel so heiß geworden ist, daß es durch einen Tropfen Wasser zum Aufwallen gebracht wird.

Nachdem nun das Oel durch ganz reines Linnen geseihet worden, bewahre man es in einer neuen, wohl ausgespühlten und luftdicht verschlossenen Flasche.

Mittelst eines Stückchens Weiden = oder Pappelholz, oder noch
[illegible]sser mit Mäuseholz, reibe man das ganze Berlinereisen in allen
[illegible]inen kleinsten Theilen mit diesem Oele so lange, bis es seinen vollen
[illegible]lanz wieder erhalten hat.

B. hat sich der angehende Jäger oder Jagdfreund aus vorgehenden
[illegible]nleitungen eines Döbels, Jesters, und Dietrichs a. d. Win=
[illegible]ll mit der Theorie des Fuchsfanges im Berlinereisen auch noch
bekannt gemacht, so traue er sich ja nicht zu, nun schon diese Fang=
[illegible]gd in allen ihren Theilen mit Erfolg ausüben zu können, ohne mit
[illegible]eser Theorie den praktischen Unterricht, die Mithülfe und Handrei=
[illegible]ung eines wohlerfahrnen, des Fuchsfanges im Schwanenhalseisen
[illegible]ufs fermste kundigen Vorgesezten oder Kameraden zu vereinen, und
[illegible]erdies noch mit unermüdbarer Geduld häufige Versuche zur zweck=
[illegible]äsigen Einübung anzustellen.

C. Die Zahl der Fuchswittrungen heißt Legion; fast je=
[illegible]r Jäger hat seine eigne. Wer daher schon im Besitze einer erprobt=
[illegible]ten Wittrung, der bleibe dabei, und vertausche sie nur gegen
[illegible]ie der unter I. II. und III. vorgetragenen, wenn der Fall eintritt,
[illegible]ne andere Wittrung in Anwendung bringen zu
[illegible]üssen.

Fang im Schlagbaume.

Der Schlagbaum, Fig. 12. wird auf folgende Art verfertigt:
[illegible]an nimmt 2 Stücke einer starken Stange und macht davon 2 Unter=
[illegible]ngen, jede 4 Fuß lang, die nur so weit von einander zu liegen
[illegible]mmen, daß noch eine eben so starke Stange dazwischen liegen kann.
[illegible]ide werden fest angepflöckt und in die Erde ganz eingegraben, so,
[illegible] nichts davon heraussteht, weil der Fuchs sich mehr vor dem, was
der Erde ist, als vor der Ober = und Schlagstange scheut, die über
[illegible]selben befindlich, mit Reisig verbunden und auch mit diesem
[illegible]rwittert ist. Die Unterstangen dienen dazu, daß der gefangene
[illegible]hs recht fest liege und sich nicht in der Erde ausreiben könne, auch
[illegible] Schlagbaume gleich todtgeschlagen werde und sich den Balg nicht
[illegible]ge.

Zu den Ober = oder Schlagbäumen werden etwas wenig
[illegible]kere, 5 ½ Fuß lange Stangen genommen, welche recht gleich, und
von Hieben unverlezt seyn müßen, weil sie sonst entzwei brechen.
Auf zwei feste Stützen mit starken Gabeln, die auswendig neben
beiden Unterstangen in die Erde fest eingeschlagen werden, und ½
hoch über der Erde stehen, wird eine Stange von ½ Ellen Länge
[illegible]t. — Ein Querholz von 12 Zoll Länge und ein von Eichen = oder
[illegible]lruthen, auch von Wachholderreisig recht fest geflochtener Kranz,
2 Pfähle, die hinten, so weit die Stellung geht, zur Festhaltung
[illegible] nebst einem breiten Pfahl eingeschlagen werden, um das Aus=
[illegible]ern der Stellung rückwärts zu verhindern, sind nothwendige Be=
[illegible]theile.

Ein messinger Saitendrath reicht von den hintersten Pfählen bis an die vordersten Stützen; an selbigen ist ein messingner oder eiserner, glatt und rund gefeilter Ring, von der Weite, daß man mit einem Daumen hineinfahren kann. — Ein Schnürchen, das zwischen den unten in der Erde verborgen liegenden Stangen mit einem Häckchen eingeschlagen ist, und bis an den Ring geht, hält selbigen nieder, damit er sich nicht in die Höhe ziehe. — Von dem 6 Zoll langen Stellholz endlich geht ein kleiner Haarstrick bis zu dem Querholz hinab. — Ein Haarstrick muß es seyn, weil einer von Hanf im Regenwetter zusammenlauft und das Stellholz zerbricht.

Zulezt wird ein Häckchen eingeschlagen, an das die Leine welche den Ring trägt, gebunden wird. — Das Stellholz tritt in eine Kerbe, die in der einen vordern Stütze sich befindet.

Ehe nun dieser Apparat f ä n g i s c h g e s t e l l t wird, beschwert man die obere Stange, — den eigentlichen S c h l a g b a u m — gegen die Mitte hin mit schweren Holzstücken oder Steinen, damit der Fuchs diese obere Stange nicht aufheben kann, und verwittert sie tüchtig mit recht frischem Reisig oder etwas schwächer mit dem oben angeführten T a n n e n k n o s p e n ö l.

NB. Wird mit dem Schlagbaume in Nadelholzwaldung gerichtet, so muß mit frischem Reisig oder T a n n e n k n o s p e n ö l v e r w i t t e r t werden; im Laubholz dagegen geschieht dieses mit frischen Eichen= oder Buchengezweige, worunter Fenchel gemengt ist.

Wird nun der Schlagbaum f ä n g i s c h g e s t e l l t, so sezt man zuerst unter ihn eine Stütze; darauf nimmt man das Querholz, und es in den Kranz über die auf Stützen liegende Stange, mit einem Ende kurz von innwendig heraus. An dem andern Ende ist der Haarstrick angebunden, an dem in der Mitte wiederum das Stellholz sich befindet. — Dieses Stellholz wird in die Kerbe gesezt und der Ring an das Stellholz gesteckt, so genau und dicht, als es immer seyn kann. So ist die Stellung fertig und im gehörigen Zustande.

Der Schlagbaum gehört vor die F u c h s b a u e und zwar dicht an die H a u p t r ö h r e, wo man ihn schon im Frühjahre anlegt, damit sich der den Bau bewohnende Fuchs daran gewöhnt, — die Schlagstange aber auf Stützen gestellt und mit kleiner Drucklast, d. h. mit Holzstücken oder Steinen belegt, damit sie nicht krumm lauft. — Ist der Schlagbaum gleich beim Anlegen gehörig v e r w i t t e r t worden — und zwar nach der Beschaffenheit der Waldung mit Nadelholzreisig oder Laubholzzweigen, wovon wir oben gesagt — und hat dabei auch der anlegende Jäger seine Hände und Fußsohlen nach Erforderniß gehörig v e r w i t t e r t, so wird durch seine Anwesenheit der Fuchs nicht v e r p ö n t, sondern geht u n g e s c h ü c h t e r t aus dem B a u e und in selben.

Im Dezember oder Januar, wo der F u c h s b a l g am werthvollsten ist, sucht der Jäger an einem recht naßkalten, oder regnerischen, oder stürmischen Morgen, — wo man darauf rechnen kann

daß der Fuchs im Baue liegt — mit gehörig verwitterten Sohlen den Bau ab. Ersieht er aus der Spur am Geschleife, daß der Fuchs hinein und nicht heraus ist, so verwittert er sogleich seine Hände, belegt, wie schon angegeben, die obere Stange, — den eigentlichen Schlagbaum mit den Holzstücken oder Steinen, die schon bei der Anlage des Schlagbaumes in die Nähe des Baues gebracht werden müßen, damit man sie im Augenblicke des Bedarfes gleich bei der Hand hat, und stellt den Apparat fängisch.

Bei Hauptbauen muß jede Hauptröhre mit einem Schlagbaum verrichtet seyn, wo es sich gar oft trifft, daß nicht nur der Fuchs, der im Baue lag, beim Ausgehen, sondern auch ein zweiter, der vom Raube heimkehrend, zu Baue kriechen wollte, im Schlagbaume gefunden wird, und zwar jener mit der Nase nach außen, dieser aber mit der Nase nach innen.

Die Errichtung von Schlagbäumen auf den Fuchspässen, mit Geschleppe dahin und Vorwürfen von Häringsköpfen oder gebratenem Katzenfleisch ist eine vortreffliche Fangart, welche aber erfordert, daß

a. der Schlagbaum, wie vor dem Baue, schon im Frühling angelegt, daß

b. zu seinen beiden Seiten, eine Strecke von wenigstens 50 Fuß von aufgeschlichtetem Reisig, Holz oder Steinen gleichsam eine dichte Wand von 4 — 5 Fuß Höhe errichtet werden muß, damit der Fuchs, der Schleppe und den Vorwürfen folgend, den Schlagbaum selbst nicht leicht umgehen kann, daß

c. vom Tage der Errichtung des Schlagbaumes an bis zu dessen Gebrauch, — also vom März bis im Dezember oder Januar wenigstens alle 10 — 12 Tage nach der Falle, d. h. dem Schlagbaume zu, und zwar von einer Seite hin und von der andern wieder — geschleppt und vorgeworfen werde, endlich daß

d. der dieses verrichtende Jäger jederzeit seine Sohlen mit dem Geschleppe oder dem Vorwurfe, und mit einer dieser beiden Wittrungen beim endlichen fängischstellen auch seine Hände tüchtig verwittere.

Vorzüglich warne ich beim Schleppen, beim Fängischstellen und beim Nachsehen nie einen Hund mit sich zu führen, nie Taback zu rauchen, nie auf die Erde zu spucken und nie das an den beiden Seiten des Schlagbaumes aufgerichtete Material mit unverwitterten Händen zu berühren, denn alles Vorstehende verwindet der unglaublich feinnasige Fuchs noch nach vielen Tagen; es verpönt ihn auf Wochen, und käme ihm noch ein paar Mal solch ein abschreckender Geruch in die Nase, so würde er nie mehr diesen Paß annehmen, mithin wäre alle bisher gehabte Mühe rein verloren. —

In frühern Zeiten, wo in ganz Deutschland die Niederjagd-Wildbahn gegen die unsrige ein waidmännisches Peru war und

die meisten Jagdbesitzer das ganze Jahr hindurch ihre Standfüchse schonten und fütterten, um im Herbste und Winter alle bestehenden Jagdarten gegen dieses Wild mit regestem Eifer auszuüben, wurde der Schlagbaum vorzüglich in den **Fuchsgärten** angewendet.

Derjenige Theil eines Waldes, welcher die meisten und größten Dickichte enthielt, wurde mit einem Zaune umschlossen, der 5–6 Fuß hoch und so dicht verflochten war, daß selbst der geschmeidige Iltis nicht durchschlüpfen konnte. Er hatte 2 sich gegenüber stehende Thore und alle 40–50 Schritte eine Lücke, die gerade für das Durchpassiren eines Fuchses genügenden Raum hatte.

Dicht an jeder Lücke, auf der **innern Seite** des Zauns war ein Schlagbaum angebracht.

Die Thore gehörten zum Ein- und Ausreiten des Abdeckers, – der von Zeit zu Zeit einen abgedeckten Cadaver aus stundenweiter Entfernung durch Wälder, über Schläge, Lehden, Felder hinter sich herschleifte und im Fuchsgarten liegen ließ.

Das **Schleppen** geschah das ganze Jahr hindurch, am häufigsten aber zur recht kalten und vielschneeigen Winterszeit, wo dann auch die Jäger von den entferntesten Grenzen dieses Reviers her bis an die Zaunlücken **Schleppen** von gebratenen Katzen machten.

Sobald nun im December oder Januar, wenn gerade eine recht strenge Winterszeit eingetreten war und viel Schnee lag, der Revierjäger durch Abäugeln der äußern Umgebung des Zaunes sich überzeugt hatte, daß eine bedeutende Anzahl von Füchsen in den Dickungen des **Fuchsgartens** stecke, so ließ er am Morgen des von der Jagdherrschaft zum **Fuchsfang** bestimmten Tages durch eine sehr zahlreiche Treibwehre, – **jedoch ohne Hunde** – in einem sehr weiten Umkreise nach dem Fuchsgarten hin treiben, um die außerhalb desselben befindlichen Füchse dort **einzusprengen**. – War das Treiben beendigt, so wurden die Thore geschlossen und nun von den Jägern unter Beihülfe sachkundiger Landleute **alle** Schlagbäume **fängisch gestellt**.

Gegen Mittag erschien die Herrschaft, gewöhnlich von zahlreichen Gästen begleitet, und auf das Signal des Revierjägers begann ein Jagen, ein Gelärme, ein Charivari, wovon sich kein Mensch einen Begriff machen konnte, der nicht Augen- und Ohrenzeuge dieses, nur dem **wilden Heere** vergleichbaren Spectakels war. Wenigstens hundert Treiber durchklapperten, durchjohlten, durchbrüllten die Dickichte des **Fuchsgartens**, aufs eifrigste accompagnirt von einer zahllosen Menge von Bullenbeißern, Pommern, Pudeln, und Dorfhunden aller Art, die von den Treibern mitgebracht wurden, um durch ein ohrenzerreißendes Gebell und Geheul den ohnehin großen Lärm noch betäubender zu machen; dazu waren die ältern unter den Treibern mit Flinten, Pistolen und Sackpuffern bewaffnet, aus welchen sie ihre Blindladung lustig und unverwunderbar in die Dickichte abschoßen.

Vor dieser höllischen Harmonika flohen die Füchse aus den Dickich-
wie rasend den wohl bekannten Lucken zu; aber dort, unter der
ht der blitzschnell niederstürzenden Schlagstange fanden die Ge-
hten ihr Verderben.

Noch im Jahre 1773 bestand im Jagdbezirke der bair. Hofmark
in in den sogenannten Lauterbacher-Poschen ein Fuchsgarten, wo-
, — wie die alten Jagdrechnungen ausweisen — mittelst der Schlag-
ne jährlich 45 — 50 Füchse gefangen wurden.

Fang im Tellereisen.

Dieses Fangeisen haben wir bereits bei der Fangjagd auf den Dachs
en gelernt, und dadurch der Beschreibung überhoben, wenden wir
un auf den Fuchs an, im Falle uns die übrigen Fuchsjagdarten
genügen, indem wir bemerken müßen, daß sich von den im Tel-
sen gefangenen Füchsen immer mehrere auskirren.

Das Tellereisen wird gelegt: a. im Holze, b. auf den Feldern,
c. in Quellen oder sehr schmalem, seichtem Waldgewässer.
Die Hauptsache ist daß, das Tellereisen immer so gelegt
, daß von der Vorder- und Hinterseite geschleppt werden kann,
frisches Hasengescheide, gebratene Katzen oder Häringe, wie auch
anbrüchiges Wildpret die besten Dienste leisten, — und daß bei
Legen des Tellereisens und jedem Nachsehen, wie auch beim An-
n aller bezüglichen Gegenstände die Stiefelsohlen und Hände mit
was man zur Schleppe nimmt, verwittert werden.

A. Im Holze. —

Ist der Schnee schon so lange gelegen, daß sich die Hasensteige
, so legt der Jäger auf einen solchen im Dickicht das Tellereisen,
t es mit Nadeln oder Laub im Schnee ein und bindet auf den
r einen lebendigen oder frisch geschossenen Vogel, oder einen ge-
nen Häring, oder ein, jedoch noch befiedertes Stück von einem
geflügel. — Man kann auch über dem Tellereisen, 3 — 4 Fuß
an einem herauslaufenden Ast oder einem eigens deßwegen einge-
lem Stocke etwas von Hasengeräusch oder von einer gebratenen
ber in der Schwebe befestigen.

u beiden Seiten des Tellereisens, wie auch 2 — 3 Schritte vor
hinter selbem häuft man Reisig auf, so daß der Fuchs, auf dem
leppe nachtrabend, nicht zur rechten, nicht zur Linken ausweichen
und er zugleich, kommt er auf der Vorder- oder Hinterseite
isens daher, über das, ebenfalls mit der Schleppe über-
Reisig springen muß, sowohl um die aufgehangene Kir-
mittels eines Satzes erschnappen, oder die aufgebundene vom
abnehmen zu können.

Das Tellereisen braucht keine andere Verwittrung, als die mit
Beschleppe.

B. Auf dem Felde.

Man schleppt aus den anliegenden Gehölzen, dann in weiter
bung über Aecker, Wiesen, an Dörfern vorüber auf einen ge-

wissen Platz eines Feldes hin, der mit zerdrückten Pferdeäpfeln (Ro
bollen) leicht bedeckt wird, und das Ansehen hat, als wäre hier e
Pferdebollen-Haufen von den Raben durchwühlt worden. — In die
Haufen werden einige Stückchen von Katzenfleisch gemengt, welch
auf folgende Art bereitet wird:

Man tödtet eine Katze, häutet sie ab, reibt den Kern tüch
mit Salz ein, worunter ein wenig gestoßenes Foenum graecum gem
wird, und läßt ihn längere Zeit in der sogenannten Surre (eingeri
liegen. Wird davon zur Kirrung oder zum Vorwurf Gebrauch gema
so schneidet man vom eingesurrten Kerne ein Stück ab, macht kl
Stückchen daraus und schmorrt diese, jedoch ohne sie anbrennen
lassen — in Gänsefett oder ungesalzener, frischer Butter, wozu ein
Würfel von einer weißen Zwiebel gethan werden.

Hat man gefunden, daß der Fuchs die Vorwurfsbrock
aufgenommen hat, so beseitigt man den Pferdeapfel-Haufen, legt
gespannte, aber versicherte Eisen, auf diese Stelle, ze
det die Umrisse des Eisens in den Boden, und hebt die Er
tief aus, daß das nun in den Ausschnitt gebrachte Eisen mit
Oberfläche des Bodens ganz gleich liegt. — Unter und neben das Ei
bringt man etwas trocknen Häckerling, damit die Bügel nich
Boden anfrieren können, streuet ganz leicht die zur Seite gebra
zerdrückten Pferdeäpfel auf und um das Eisen her, und mengt n
in diese die erwähnten Katzenfleisch-Stückchen, worauf die Veri
rung abzunehmen ist. — Die ausgehobene Erde wird sorgfält
sammelt und ziemlich weit vom Fangplatze hinweg gebracht. —
versteht sich ohnehin, daß der Jäger täglich nachsieht, ob sich der
gefangen hat. — Fällt Schnee, so muß das Geschleppe häufig er
ert werden, jedoch darf das Tellereisen, sollte es auch ganz e
schneiet seyn, nicht von der Schneedecke befreiet werden. — D
aber die Stelle, wo das eingeschneite Eisen liegt, auch
aus der Ferne erkannt werden kann, so muß der Jäger schon zu
wo er, ohne daß das Eisen noch gelegt ist, nach dieser Stelle hin
und dort aufwirft, 4 — 5 Schritte vom Eisen weg einen
ästeten starken Baumzweig fest in die Erde stecken, ihn etwa
die Mitte abknicken und den abgeknickten Theil nach der Ste
richten, wo das Eisen liegt.

Der beste Fangplatz auf freiem Felde ist ein etwa
buschter Rain, oder sonst eine etwas strauchige Stelle.

C. In Quellen. —

Ueber diesen Fuchsfang im Tellereisen sagt Döbel:
Wo Springquellen oder schmale und seichte Bäche im Walde
lege man das Eisen in selbige ohne alle Verwittrung so ein, da
Wasser darüber laufe. — Auch schneide man ein Stück von de
die Quelle befindlichen gewöhnlich moosigen Grase aus und decke
den Teller. Ist dergleichen nicht vorhanden, so lege man dürre

rings herum und streue welkes Laub innerhalb desselben auf das
ser, damit es nicht wegschwimme.
In die Quelle stecke man eine Gabel und hänge ein Stück Wild-
Reh =, oder Hasengescheide, auch wohl von einer gebratenen Katze
n das Eisen, werfe endlich um die Quelle alt Holz oder Reisig,
aß der Fuchs über das Eisen muß, wenn er zum Ge-
ide will.
Wenn es hart friert, der Fuchs auf den Teller geht, sich fängt
mit dem Eisen im Wasser überschlägt, so wird ihm der Pelz
steif frieren und er nicht weit laufen. — Bei weichem Wetter rei-
ingegen der gefangene Fuchs zuweilen wohl eine Strecke weg,
kann man, besonders im Schnee, ihn bald ausmachen.
Die Füchse fangen sich auf diese Art recht gut und sind sogar die
ndern Eisen verprellten zu fangen, weil sie keine Wittrung vom
haben, da ihnen das Wasser selbige benimmt.

NB. Jedes Tellereisen muß mit einer Kette versehen
iese an einen Pfahl, der tief eingepflöckt ist, befestigt seyn.
Kette wird zusammengelegt, so eng als möglich und dicht am
in eine, in die Erde gemachte Vertiefung gebracht, oder man
eine Rinne in den Boden, so lange die Kette ist, und schlägt
ten Ende den Pfahl ein.
sammengelegt oder fortlaufend, wird sie mit Erde bedeckt, so
n ihr nichts sichtbar ist.
Sowohl der Pfahl als die Kette müßen mit der
ppe tüchtig verwittert werden.

Fang in der Mordfalle. —

er Fuchsfang in der Mordfalle auf der Erde wird ganz
ieben wie der Baummarder-Fang in dieser Falle. M. s.
angart bei der Fangjagd auf Baummarder.

Fang in der Fuchshaube. (Fuchsprellen)

ieses haubenartige Netz — auch Decknetz genannt — ist 5 Fuß
adrat groß und wird von feinem, aber starkem grauen Bindfa-
gelig und so gestrickt, daß die Maschen von einem Knoten zum
3 Zoll messen. — An die 4 Ecken dieses Netzes werden 3 Zoll
chnüre und an dieselben 2 Loth schwere Bleikugeln gebunden.
Während der Ranzzeit, wie auch im Spatherbst, im Win-
regnerischen, oder naßkalten Tagen, bei Schneegestöber oder
rmischer Witterung, wo man sicher seyn kann, daß die Füchse
ue liegen, ist diese Fangart am besten auszuüben.
Will man es aber zu anderer Zeit thun, so muß ihm das Ab-
der Baue vorangehen, welches im Winter am besten ge-
ach einer Neue, und zwar ein Paar Stunden nach dem Auf-
s Schneiens und Wehens, weil dann erst der Fuchs zu
eht; im Herbste aber er einige Stunden nach einem schweren

Bei der Neue braucht man nur einen Bogen in mäßiger um den Bau zu schlagen; hat man die Fuchsspur nach hin, so darf man auch versichert seyn, daß der Fuchs im Baue Sucht man aber bei schneelosem Boden die Baue ab, so verwi man zuvor die Sohlen mit frischen Nadel- oder Laubholzzweige je nachdem der Bau im Nadel- oder Laubholz ausgeführt ist gehe den Bau von der Seite her an, — will man dieses nicht th so muß man den Bau von rückwärts her angehen und vo dem herab das Geschleife abäugeln.

3) Hat der Jäger, wie oben gesagt, aus der Ranzzeit u. Abspüren die Ueberzeugung geschöpft, daß der Fuchs im B liegt, oder will er zu anderer Zeit sich dessen durchs Abspüre wiß machen, so muß er gleich vom Hause aus sich mit den zu Fangart nöthigen Requisiten versehen, nämlich mit Fuchsbau Hasennetzen (M. s. diese bei Hasenfangjagd) — einem oder Dachshunden und mit Werkzeugen zum Ausgraben.

(Es versteht sich ohnehin, daß die Fortschaffung der Netze Grabwerkzeuge, nämlich Stich- und Wurfschaufel, Radehaue, D zange ꝛc. einen oder zwei Gehülfen nöthig macht.)

4) Am Baue angekommen, wird dieser in gemessener Entfer rund umher mit dicht an einander und tief eingesteckten Hasenn umstellt, hierauf jede Seiten- und Fluchtröhre mit verstopft, dann jede Hauptröhre mit einer Fuchshaube legt. —

5) Die Hasennetze müßen sehr busenreich gerichtet, die Fuchs ben aber ohne alle Befestigung so über die Einfahrten ge werden, daß sie, ausgespannt, diese völlig bedecken und der obere auf den Bau zu liegen kommt, der untere auf der Erde ruht, daß unten wie oben, auf der rechten wie auf der linken Seite ringste Lücke ist, mithin daß der ausfahrende Fuchs mit dem die Mitte der Haube stoßt und so mit sich fortreißt, daß er sam in einem Sacke steckt, der ihn von der Schnautze bis zur oben wie unten gleichtheilig bedeckt. Die 4 mit den Bleikugeln sehenen Schnüre müßen gehörig ausgestreckt seyn, damit Schwungkraft haben, beim Ausfahren des Fuchses sich rasch in der zu verschlingen.

6) Beim Hingehen auf den Bau, beim Abspüren, beim der Hasengarne, beim Vorrichten der Decknetze, (Fuchshauben) Herbeiführen und Einlaßen der Hunde muß so geräuschlos als lich verfahren werden, denn nur dann ist auf ein Ausfahren des ses sicher zu rechnen, wenn in der Umgebung des Baues die Stille beobachtet wird.

7) Wer einen Dachshund in die Nähe eines Dachs- oder baues an der Leine gesehen hat, wird gewiß Gelegenheit gehabt sich über dessen gewaltsames Ziehen nach dem Geschleife hin,

Winseln und Keckern aus Gierde aufs Einfahren sattsam zu
rn, daher eine Hauptregel bei diesem Fangbetriebe ist, die dazu
mmten Hunde durch einen kräftigen Führer in angemessen weiter
fernung vom Baue so lange anhalten zu lassen, bis der Augen-
ihrer Verwendung gekommen ist, — nämlich bis die zu ver-
eßenden Röhren verstopft, die Hasennetze gestellt, die Haupt-
en mit den Fuchshauben verrichtet sind. — Jezt werden die Hunde
eigeführt; *) der Jäger löset und läßt sie in eine Hauptröhre, —
bisher mit der Fuchshaube nicht bedeckt geworden, einfahren,
ichtet dann diese Röhre schleunigst mit dem Decknetz, und ent-
t sich mit seinem Gehülfen ungesäumt und aufs leiseste vom Baue
einer Stelle, auf welcher er von einer der mit Decknetzen ver-
eten Hauptröhren aus nicht gewahret werden kann.

8) „Sehr irrig ist die Meinung, daß nur ein sehr starker, recht
egener, und recht bissiger Hund im Stande ist, den Fuchs aus-
zen — (aus dem Baue zu treiben)."

„Der sonst so furchtsame Fuchs vertheidigt sich sehr häufig in sei-
Baue mit der größten Wuth, selbst 2 Hunde von der stärksten
shundart bemeistern ihn nur selten."

„Aber vor einem kleinen und geringen Dächsel, der den Fuchs
bissig anfällt, aber die Kunst versteht, den Fuchs im Baue zu
n, ihn stets in Unruhe zu erhalten, sich hinter seinen Rücken zu
gen, ihn an der Ruthe, an den Hinterbranten zu rupfen, —
solch einem Dächsel fährt der Fuchs so flüchtig aus dem Baue,
wäre im Freien eine ganze Meute hinter ihm."

9) Ist der Fuchs ausgefahren und der Hund nicht gleich hinter
so ist dieses gewöhnlich ein Zeichen, daß noch ein Fuchs im
liegt. — Daher ist der ausgefahrne gleich aus dem Decknetz
ehmen, und dieses wieder über die Einfahrt zu decken.

Da der zweite Fuchs oft wenige Augenblicke dem ersten nach-
t, so soll der Jäger immer eine Fuchshaube mehr, als er
ie Hauptröhren braucht, im Rückhalte und in Bereitschaft haben,
t er mit dieser im Augenblicke nach dem Ausfahren des Fuchses
Einfahrt verrichte, während sein Gehülfe den in der Haube ver-
ten Fuchs knebelt oder todtschlägt.

10) Wenn der, gleich nach dem ausgefahrnen Fuchs auch her-
kommene Hund gleich wieder einfällt, so darf auf die Er-
ung eines zweiten Fuchses gerechnet werden, und Jäger
Gehülfe haben sich daher mit ihrem Gefangenen schleunigst auf
orige Stelle zurückzubegeben. — Schüttelt sich aber der Hund

---

*) Zum baldigen Ausfahren des Fuchses trägt auch sehr viel bei, wenn man die Dachshunde auf den Bau hinträgt, ihnen die Schnauze zuhält und sie ihnen erst frei läßt, wenn sie schon bis an den Vorderleib in der Einfahrt sind.

vor der Einfahrt den Sand oder die Erde aus dem Pelze, und schlieft er dann in eine andere Hauptröhre, wo man ihn nach ab- gehobener Haube zu Baue gehen läßt — ohne besonderm Ein- und ohne bald anzuschlagen, so steckt in diesem Baue kein Fuchs mehr. —

11) Sollte der Fuchs sich nicht vom Hunde ausjagen lassen, — oder sich gar — was der Jäger, auf dem Baue liegend und das Ohr an den Boden drückend — aus dem Rufe des Hundes leicht erkennen kann — versetzen wollen, so bleibt nichts übrig, als, wenn es die Oertlichkeit des Baues erlaubt, zu graben. Deßwegen bei Ausübung dieser Fangart immer Grabwerkzeuge auf den Bau mitzuneh- gen sind.

12) Der in der Fuchshaube gefangene Fuchs wird mit der Dachszange am Genicke gefaßt, und durch einen, quer über die Na- geführten, tüchtigen Streich todtgeschlagen. Sollte man ihn aber le- bendig nach Hause bringen wollen — z. B. um junge Dachshunde an ihn einhetzen zu wollen, so ist das Knebeln erforderlich.

Der Knebel ist ein 10 — 12 Zoll langes, 1 ½ Zoll dickes, ganz festes Holz, welches zu beiden Seiten neben dem Gebisse ungefähr ½ Zoll tiefe Einschnitte hat.

Ist der Fuchs mit der Dachszange so fest gepackt, daß man die vier Branten von dem Decknetze frei machen kann, so schnürt man sie mit einer Leine über das Kreuz zusammen, — nämlich die rechte Vorderbrante mit der linken Hinterbrante, u. s. w. Hierauf wird die Zange geöffnet, um das Decknetz ganz abnehmen zu können, aber dann gleich wieder, und zwar sehr fest, an der Nase angelegt, worauf der Jäger dem Fuchse mit einem scharf zugespitz- ten Holze den Rachen aufbricht, den Knebel ihm hinter die Fänge steckt, das Ober- und Untermaul mit einer mäßig dicken Leine zu- sammenbindet, die beiden Enden der Leine links und rechts um die Vertiefungen des Knebels neben dem Gebisse einige Mal schlingt, damit sich die Leine nicht verschieben, oder wohl gar losmachen kann, und sie tüchtig verknüpft. — Nun steckt der Jäger seinen Flintenlauf — oder der Gehülfe seinen Stock — zwischen die zusammengeschnürten Branten und trägt den überlisteten Schlaukopf fröhlich und wohl- muth auf der Achsel heim, zum Gaudium aller Bauernweiber und Geflügel-Besitzerinnen, die dem ohnmächtig knirrschenden Feinde so gerne einige derbe Püffe versetzen möchten, wenn sie die Courage dazu hätten. —

Den sichersten günstigen Erfolg gibt die Ausübung des Fuchs- fanges mit dem Decknetze (der Fuchshaube) in einem Flucht- baue. —

Wir haben bereits in der Naturbeschreibung des Fuchses gesagt, was ein Fluchtbau ist, nämlich eine Röhre, die von der Ein- fahrt aus 2 — 2½ Fuß tief unter der Oberfläche der Erde fortläuft, dann in einer kleinern oder größern Krümmung sich wieder fort

b, allmählig aufsteigend, gewöhnlich auf einer, der Einfahrt ent-
engesezten Stelle den Ausgang ins Freie bildet.

Je größer der Bau, je tiefer der Kessel ist, desto fester liegt der
chs, und desto schwieriger ist für den Hund das Ausjagen, — wäh-
d er in einem kleinen Baue, — (also noch gewisser in einem Flucht-
e —) fast nie gegen den Hund sich stellt, — sondern vor ihm
ft.

Der erfahrne Waidmann kennt diese Eigenheit des Fuchses
d benuzt sie, um den Fuchs zu zwingen, einen Haupt- oder sonst
hrröhrigen Bau zu verlassen, damit er sich einen Fluchtbau
sführe.

Um den Fuchs dahin zu vermögen, daß er seinen Bau gänzlich
lasse, und sich vor der Hand einen Fluchtbau ausführe, ist das
rschachten des Baues das beste Mittel.

(Mit diesem Worte bezeichnet der Jäger das Verfahren, einen
u so zu behandeln, daß ihn der Fuchs nicht mehr an-
mmt.) —

Das Verschachten des Baues geschieht am besten dadurch,
man sämmtliche Röhren, bis auf ein Paar, die sich so ziem-
gegenüber sind, so dicht als möglich verstopft, und zwar mit feuch-
Rasen; ferner daß man in den 2 offen gelassenen Röhren, so
hinein als möglich, ein Feuerchen anmacht, und auf diesem
ngs etwas feuchtes Heu, dann eine ziemliche Menge feuchter,
Pulver und gepulvertem Schwefel stark eingeriebener
llappen verdampfen läßt, — endlich daß man mit einem Bündel
Nadelholz- oder Laubholz-Zweigen den hervorqualmenden Dampf
en Bau hineintreibt, und wenn Heu und Lappen im stärksten
npfen und Qualmen sind, die Röhren aufs dichteste ver-
ägt. — In einen verschachteten Bau wird nie wieder ein
chs schliefen.

Zum Ausjagen aus dem Fluchtbaue nebst Fang in der Fuchs-
be bedarf der Jäger keiner Hasennetze, keines Gehülfen, kei-
Grabwerkzeuge. — Ist Zeit und Witterung, — zu diesem Jagd-
eb gekommen, so geht der Jäger, die Fuchshaube (das Deck-
in einer eignen, immer rein gehaltenen, ganz kleinen Tasche mit
tragend, und seinen Dächsel an der Leine, — in seinen Forst,
in seine Vorhölzer und Feldköpfe, — wo er Fluchtbaue hat,
s dort oder da, — verwittert sich am Eingange des Holzes
Stiefelsohlen und sucht seine Fluchtbaue in der größten Stille
mit dem behutsamsten Schleichen ab.

Hat er an einem Baue durch aufmerksames Abspüren des
aumes und des Geschleifes erkannt, daß der Fuchs im Baue
t, so bedeckt er, — die Ausfahrt mit der Fuchshaube,
t diese und die Schnüre mit den Bleikugeln, so, daß jene
Lücke macht, und diese ganz frei liegen und sich nirgends anhän-
önnen, schleicht dann zur Einfahrt und läßt den Dachshund

in den Bau, macht sich aber auch zugleich schußfertig, um, ge-
gegen unvorhergesehene Fälle vorbereitet, straks die Flinte anwenden
zu können, wenn sich der Fuchs nicht so im Decknetz verwickeln
sollte, daß dessen Habhaftwerdung einiger Maßen unsicher würde. —
Uebrigens muß der Jäger einen kurzen Stock entweder schon mitbrin-
gen, oder auf dem Platze, sobald er die Fuchshaube vorgerichtet,
aber den Hund noch nicht gelööt hat, von einem tüchtigen Aste schnei-
den, um damit dem im Decknetz gewaltig rumorenden Fuchs einen
raschen Todesschlag auf die empfindliche Nase geben zu können.

Hat der Jäger keinen Dachshund, der mit eifrigem Schliefen
die Kunst des Fuchsausjagens vereint, so ersezt ihm zum Aus-
jagen aus dem Fluchtbaue der Rauch jeden Hund.

Mit Feuerzeug, Schwefel, Kienholz, feuchtem Heu und feuchten
im aufgelösten Schießpulver getränkten Wolllappen versehen, schleicht
sich der Jäger an den Fluchtbau, bedeckt sorgfältig den Ausgang
mit dem Decknetze, macht an der Einfahrt ein Feuerchen und mit-
telst Aufwerfen des Heues und der Lappen einen recht qualmenden
Rauch an, und treibt diesen durch Hinhauen mit einem Reisigwedel
in den Bau hinein. — Ein äußerst flüchtiges Ausfahren des Fuchses
und sein ohnmächtiges Streben, in den umschlingenden Fesseln des
hemmenden Netzes dem tödtenden Schlage des Jägers zu entrinnen,
macht diesen einfachen Fangbetrieb zu einem der sichersten, und de
am schleunigsten beendigten.

Uebrigens thut der Jäger sehr wohl daran, beim Fuchsfang
ein Decknetz mittelst Ausdämpfen einen Gehülfen bei sich zu ha-
ben, der das Anmachen des Feuers und das Rauch-Eintreiben
besorgt, während er selbst mit der schußfertig-gehaltenen Flinte sich so
anstellt, daß er den Ausgang, aber auch die Einfahrt des Flucht-
baues beschießen kann, indem es gar kein seltener Fall ist, daß der
Fuchs, statt durch den Ausgang zu fliehen, aus der Einfahrt
mitten durch Feuer und Rauch fährt, mithin für den Jäger ver-
loren wäre, würde dem verwegenen Feuerspringer nicht das Feuer sei-
nes Geschoßes das Lebenslicht ausbrennen.

Es möchte von angehenden Jägern und Jagdfreunden die Frage
gestellt werden, warum beim Fuchsfange mit der Haube an
Fluchtbauen nicht wie auf Haupt- oder vielröhrigen, größern Bauen
der Einfahrt, sondern der Ausgang mit der Haube, (dem Deck-
netze) verrichtet wird.

Zur Entgegnung auf diese Frage kann ich nichts anders thun,
als die Fragenden an alte, erfahrne Jäger hinweisen, die Zeugniß
geben werden, daß der in einem Fluchtbaue liegende Fuchs, wenn
er darinn vom Dachshunde durch den Ausgang überfallen wird,
sich fast immer für einige Zeit gegen selben stellt, wenn ihm vom
Hunde die Flucht durch den Ausgang versperrt ist, da-
gegen pfeilschnell vor dem Hunde lauft, wenn dieser

durch die Einfahrt im Baue eingefallen, und dem Fuchse der Ausgang zum Durchgehen gänzlich frei ist.

Der Fuchs geht nie zu Baue durch die Oeffnung der Röhre, die den Ausgang bildet, sondern immer durch die Einfahrt; eben so wenn er auf Raub ausgeht, befährt er immer die Einfahrt, nie den Ausgang; droht ihm aber Gefahr, so sucht er sich durch den Ausgang zu retten, in der Ueberzeugung, daß da sein Durchgehen unbemerkt bleibt, welche Ueberzeugung auch gar nicht ohne Grund ist, denn der Ausgang läuft gewöhnlich unter einem alten Stock, in einem kleinen, ganz wild verwachsen Dickicht, in der Vertiefung eines Windbruches, in einer umbuschten Steinkluft ꝛc. — jedenfalls auf einer Stelle aus, die nicht plan und nackt daliegt, sondern immer mehr oder minder dem menschlichen Auge verborgen ist. —

Wenn daher der Jäger im Fluchtbaue einen Fuchs durch den Hund oder durch ein Schmauchfeuer ausjagen will, — ohne daß er ein Decknetz hat — so suche er vor allem den Ausgang auf und ist dieser so gelegen, daß er nicht von einem und demselben Stande Einfahrt und Ausgang beschießen kann, so stelle er sich auf lezterem an.

In frühern Zeiten wurde der Fuchsfang im Decknetze (oder Fuchshaube) sehr häufig betrieben, um lebendige Füchse in eignen Zwingen anzuketten und zu füttern, „denn damals war, — sagt Jester — besonders an Höfen auch das an sich erbärmliche Vergnügen des Fuchsprellens üblich, welches im Wesentlichen darinn bestand, daß die zu diesem Behuf lebendig eingefangenen Füchse auf ausdrücklich dazu verfertigten Netzen so lange und oft einige Ellen hoch in die Luft geschnellt wurden, bis sie vom wiederholten Prellen das Leben einbüßten.“

„Von der Art, wie diese elende Belustigung vor sich ging, findet man in mehreren Jagdschriften weitläufige Beschreibungen.“

Fang im Angeleisen.

Wir haben A. das teutsche, und B. das französische *)

---

*) Unter dieser Benennung von den Jägern gekannt, ist es deßwegen keineswegs französischen Ursprungs, sondern in Italien erfunden und zuerst gebraucht, dann in Frankreich eingeführt worden, worauf sich die Franzosen als die Erfinder dieses Fanginstruments rühmten, dessen Erfindung ich mir um keinen Preis zuschreiben möchte, da die Anwendung des Fuchsangeleisens die grausamste aller Fangarten ist. —

Nach Professor Leonhardi, der eine Beschreibung dieses — unrichtig — französischen Fangeisens im 3. Hefte seines Jagdmagazins geliefert hat, wird es in Italien sehr häufig gebraucht.

Das teutsche Angeleisen Fig. 5. besteht aus einer 2 Linien dicken, 2 ½ Zoll langen stählernen Stange, woran unten 3 scharfe Spitzen, jede 2 Zoll lang, zwischen 3 kleinen Hülsen eingenietet sind, dergestalt, daß sie sich gegen die Stange anschließen oder auch von derselben in einem Winkel von 45 Grad aber nicht weiter, abstehen, wenn die oben an die Stange genieteten 3 starken Federn frei auf sie wirken. — Ganz oben auf dieser Stange ist ein rundes Plättchen von 9 Linien im Durchmesser angebracht, auf dessen unterer Seite 2 kleine Häckchen zum Anhängen der Kirrung befestigt sind.

Der andere Hauptheil dieses Fangeisens ist ein stählerner Ring, der 1 ½ Linie breit, 1 Linie dick und 6 Linien im Lichten weit ist, an dem ein eiserner Bügel ¾ Zoll hoch und von gleicher Weite und Breite, wie jener Ring, aufgerichtet steht. Durch den erwähnten Ring kommt die zuerst beschriebene Stange so, daß, wenn man sie etwas in die Höhe schiebt, und die Federn beidrückt, die Spitzen ganz wenig von dem Ringe gefaßt und gehalten werden. — Zieht man aber die Stange nur wenig herunter, — was geschieht, wenn der Fuchs die angehängte Kirrung wegnehmen will, — so schnellen die 3 Spitzen plözlich aus einander und der Fuchs, welcher ein solches Eisen im Rachen hat, ist gefangen.

Wir haben noch eine Art, *) an welcher ein 6 Zoll langer Eisenstab von der Stärke eines Pfeifenstiels, welcher oben in einer kleinen Oese zusammengebogen ist, sowohl durch das in der Mitte des obern, 1 Zoll übers Kreuz messenden Kranzes, als an eben der Stelle des zweiten, etwas größern untern Kranzes befindliche Loch, und endigt in einem runden Knopfe, der das Ganze zusammenhält. —

4 Stäbe, die 4 ½ Zoll lang, oben etwas über 1 Viertelzoll breit sind, unten etwas schmäler werden, von 5 — 6 Skrupel Dicke, rautenförmig unten in scharfen Hacken endigen, gehen oben durch die im Kranze befindlichen nur so weiten Löcher, daß die Stäbe nicht sehr darinn wackeln und sind am Kopfende in am obern Kranze befindlichen Einschnitten vernietet.

Je weiter man nun den untern Kranz mit dem runden Stabe an den Blattstäben herunterzieht, desto mehr müßen sich diese verengen, bis endlich alle 4 Hacken beisammenstehen. — Der leiseste Ruck an lezteren hingegen macht, daß, jemehr der untere Kranz sich dem obern nähert, die Hacken desto weiter sich auseinander spreitzen, ohne daß die Stäbe sich wieder verengen können.

Das französische Angeleisen Fig. 6. besteht aus einer 2 ½ Zoll langen, 4 Linien breiten und 3 Linien dicken, stählernen

---

*) Dietrich a. d. Winkell empfiehlt den Büchsenmacher Klaus in Würzen als den geschicktesten Verfertiger dieser Fuchsangel, — welche der französischen weit vorzuziehen ist.

Hülse, die oben ein 2 Linien weites rundes Loch zum Aufhängen hat und in deren breiteren Seiten ein 1 ½ Zoll langer und 1 ½ Linien breiter Ausschnitt sich befindet, der 10 Linien von unten sich endet, wo auch die schmalen Seitenplatten aufhören.

Der 2. Hauptheil des französischen Angeleisens sind zwei 2 Zoll lange, 2 Linien breite und 1 ½ Linien dicke Füße, wovon jeder unten 3 auswärts gehende, 6 Linien lange und in einem Winkel von 45 Grad gebogene starke und sehr spitze Stacheln hat. — Beide Füße sind durch ein Scharnier verbunden und an dem einen Fuße befindet sich eine starke Stahlfeder, um beide Füße nahe unter dem Scharnier aus einander zu drücken. Die Füße werden zusammengedrückt in die Kapsel (Hülse) geschoben und damit sie sich nachher nicht ganz herausziehen lassen, so sind auf den Seiten des Ausschnittes der Hülse 2 ½ Linien im Durchmesser haltende Plättchen von Außen auf das Scharnier geschraubt.

Zieht man nun die Füße bis an das Ende des Ausschnittes aus der Hülse, (dem Kapsel) —, so drückt die Feder sie schnell auseinander und der Fuchs, welcher die Spitzen des Angeleisens sammt dem Kirrungsbrocken im Rachen hat, wird durch die starken, scharfen, plötzlich auseinander geschnellten und tief ins Fleisch eingedrungenen Spitzen um so mehr festgehalten, als er darnach springen mußte, und so mit der ganzen Schwere seines Körpers daran hängt.

Und nun zum Fang selbst.

1) In dem wenigst begangenen Theile einer Waldstrecke, am besten, wenn dort ein Fuchsbau ist, sucht man sich, sobald der erste Schnee gefallen ist, auf abgelegenem, einsamen Platze einen Baum aus, dessen unterste Aeste stark sind und weit herauslaufen.

2) Auf diesen Baum hin macht man auf weiter Ferne in Kreuz- und Queergängen eine Schleppe von einem in Gänsefett oder frischer Butter gebratenen Häring, nachdem man auf der Stelle, von wo aus das Schleppen angefangen wurde, die Stiefelsohlen auch mit einem solchen tüchtig verwittert hat, welches ungefähr alle 1000 Schritte zu erneuern ist, wenn man nicht vorgezogen hat, — was übrigens nicht genug empfohlen werden kann — unter jedem Absatz einen gebratenen Häringskopf, in feines Linnen genähet, zu befestigen.

3) Von Zeit zu Zeit läßt man ein ganz kleines Stückchen Häring neben hin fallen.

4) Am Baume angekommen befestigt man an dessen untersten, weit genug herauslaufenden Aste eine ziemlich starke Leine, an dessen Ende ein mit einer Oese versehenes Stück Eisen angebunden ist, welches die Form, Länge und Dicke des Angeleisens hat. — Mittelst eines ziemlich starken Zwirns ist am untern Theile dieses Eisens ein Stückchen von einem gebratenen Häring angemacht.

Zu Vorstehendem wollen wir bemerken, daß

a. die Leine nicht mit unverwitterten Händen an den Baumast gebunden, und daß sie dann nebst dem daran befestigten Eisen tüchtig mit der Verwittrung eingerieben werden muß, welche für diese beiden, wie für die Hände selbst ebenfalls in einem gebratenen Häring besteht; daß

b. das Eisen — beiläufig an 5 Fuß hoch, aber nicht höher, über der Erde frei und so weit vom Baumstamme entfernt hängen muß, daß der Fuchs, um des daran befestigten Köders habhaft zu werden, darnach einen Sprung zu machen hat, ohne dabei den Baumstamm selbst mit den Branten zu berühren, und daß

c. der am Eisen, — welches vor der Hand die Stelle des Angeleisens vertritt — angemachte Kirrungsbrocken, nämlich das Häringstückchen — nicht zu locker, sondern gerade so fest hingebunden ist, daß ihn der Fuchs vom Eisen gleichsam abstreifen muß.

5) Dadurch, daß die Kirrungsbrocken — (welcher auch, wie die Schleppe, gebratenes Katzenfleisch oder gebratene Rehleber seyn kann, aber dem Häring weit nachsteht) — nicht an die Leine selbst, — wie einige Jagdschriftsteller wollen — sondern an Eisen, dem Angeleisen gleichend, befestigt und so dem Fuchse dargereicht wird, erleichtert den Fang außerordentlich, denn es ist ja nicht bedungen und unabänderlich, daß der Fuchs gerade in der finstern, nicht mondhellen Nacht, — wie sie Dietrich a. d. Winkell nur als geeignet und erfolgreich bestimmt — diese Kirrung abnimmt; er kommt, wenn die Schleppe dahin auch schon zu Mittage oder früh am Abend gemacht worden ist, vielleicht erst am andern Morgen, am hellen Tage darauf; seiner argwöhnisch, mißtrauischen Natur gemäß beguckt er sie längere Zeit mit lüsternen Blicken, vor Gierde und im Vorgeschmack die begehrlichen Lippen leckend, schwankend zwischen Vorsicht und Gelüst, bis er endlich, vom leztern hingerissen, den kühnen Sprung macht.

Recht genau hat er die Kirrung und den Gegenstand, an welchem sie angemacht war, betrachtet und sich eingeprägt. Kommt nun die Zeit, wo das kahle Stück Eisen mit der zackig-endigen Angel vertauscht wird, so kann er, weil eines dem andern so täuschend ähnlich ist, keinen Unterschied bemerken; er ahnet keinen Betrug, er springt frisch nach dem Leckerbissen und statt diesem, wie bisher, vom kahlen Eisen zu streifen, hat in der Gestalt des aufschnellenden Fangeisens die Nemesis den gefürchteten Räuber erfaßt.

6) Wie jedes Eisen, womit man ein Raubhaarwild fangen will, sehr sorgfältig geputzt und von dem allergeringsten Roste ganz rein erhalten werden muß, hat auch dieses bei der Fuchsangel zu geschehen, so daß sie beim jedesmaligen Gebrauch wie ganz neu aus der Schmiede und Polirung hervorgegangen scheint, wenn sie auch schon Jahre lang häufig benüzt worden ist.

7) Nicht früher, als wenn der Fuchs von dem Stück Eisen die Kirrung 3 — 4 Mal abgenommen hat, wird dieses gegen das Angeleisen selbst ausgetauscht, und zwar in der Art, daß das Ende der Leine, welches bisher in die Oese des Eisenstückes geknüpft war, jezt in die Oese des Angeleisens geknüpft wird, und daß der in einem ungefähr 2 Zoll lange, ½ Zoll breiten, etwas über ¼ Zoll dicken Häringsstückchen bestehende Abzugsbissen (oder Kirrungsbrocken), welcher am vorigen Eisenstücke mittelst eines Zwirns befestigt war, jezt an die Hacken des Angeleisens gesteckt wird, aber so, daß sie nicht unter den Hacken mehr hervorhängen, als nöthig ist, um ihn zu bedecken.

Diese, gewiß klare und umfassende Anleitung zum Fuchsfang im Angeleisen würde doch zu keinem günstigen Erfolg führen, sollte der diese Fangart ausübende Jäger nicht folgendem genau nachkommen:

a. Geschleppt darf um keinen Schritt weiter werden, als fast dicht an den Ast hin, an welchem die Leine mit dem Eisen befestigt ist. — Würde weiter über diese Stelle hinaus geschleppt, so möchte der Fuchs, der den verwitterten Trittabdrücken des Schleppenden, dem Geschleppe selbst und den da und dort liegenden Vorwürfen mit der Nase am Boden gierig nachtrabt, die fehlerhaft weiter führende Schleppe auch weiter verfolgen und dadurch, besonders wenn er gerade Nackenwind hat, von dem eigentlichen Fangplatze wenigstens für einige Zeit abgeleitet werden.

Hat also der Jäger bis an die bestimmte Stelle die Schleppe gemacht und die Leine mit der Kirrung an den Baumast befestigt, so kehrt er auf der nämlichen Stelle um, geht auf dem Schleppwege ein Paar hundert Schritte zurück, und entfernt sich dann nach seiner sonstigen Bestimmung, ohne mehr dem Kirrungs-Platze von irgend einer andern Seite nahe zu kommen.

b. Wir haben gesagt, daß von dem Platze an, wo mit dem Schleppen begonnen wird, von Strecke zu Strecke, (alle 10—15 Schritte) ein paar Stückchen von einem gebratenen Häring am Schleppwege hin aufgeworfen werden sollen; ein mehr häufiger Aufwurf muß unter dem Eisen selbst gemacht werden, damit der Fuchs diesen Platz recht gierig annimmt und desto gieriger nach dem über ihm schwebenden Fangeisen wird.

c. So fein der Fuchs wittert und verwindet, so kann doch leicht der Fall eintreten, daß gerade, wann er auf die Schleppe fällt und sie verfolgt, ein recht heftiger Wind stürmt, und zwar von einer Seite her, daß der Fuchs vom Winde trabt, — und dadurch den in der Luft 4 Fuß hoch hängenden, am Eisen befestigten Abzugsbissen nicht wittert. Daher ist es sehr vortheilhaft, am Eisen einen, längere Zeit in einer Häringslache gelegenen Bindfaden von 6 — 8 Fuß Länge zu befestigen, und auf die Erde herabhängen zu lassen, wo man ihn an einer Baumwurzel oder an einem Steine befestigt, so daß der Fuchs

beim Aufnehmen der Vorwürfe unter dem Aste an den Bindfaden gleichsam mit der Nase stoßt und durch dessen Verwittrung auch beim heftigsten Nackenwind nach dem oben hängenden Abzugsbissen fortgeleitet wird.

d. Täglich muß nachgesehen werden, ob der Fuchs den Abzugsbissen abgenommen hat. — Ist dieß im 2. Tage nach dessen Aufhängen nicht geschehen, so wird die Schleppe mit den Vorwürfen erneuert; hat aber der Fuchs den Kirrungsbrocken abgenommen, so muß gleich ein frischer an's Eisen gebracht werden.

Daß beim Erneuern der Schleppe, eben so bei Befestigung einer frischen Kirrung Fußsohlen und Hände, wie auch Eisen und Leine neuerdings tüchtig verwittert werden müßen, darf wohl nicht in Erinnerung gebracht werden, eben so wenig, daß der Jäger sich nicht auf ein einziges Angeleisen beschränken, sondern so viele anwenden soll, als er im Verhältniß zur Stärke seines Fuchsstandes den Winter hindurch benützen zu können glaubt.

III. Hetzjagd.

Bugsiren. Man bugsirt auch Füchse, jedoch mit großer Schwierigkeit, da es sehr schwer hält, sich ihnen so vorzuwerfen, wie den Hasen, indem er fast immer gerade aus geht; auch drückt oder steckt er sich nicht leicht, und trachtet am liebsten nach einem ihm bekannten Nothbau; er ermüdet Reiter und Pferde eher, als er selbst ermüdet wird.

M. s. diesen Jagdbetrieb bei der Hetzjagd auf Hasen.

Hetzen mit Windhunden. Hierüber sagt Dietrich a. d. Winckell:

„Sind Windhunde auf den Fuchs eingehetzt und kann man sie bei Fuchsjagden auf jeden Flügel des Treibens an Wiesen oder sonst holzleeren Plätzen anstellen, so werden diese, zur rechten Zeit gelöst, manchen Fuchs fest machen, der dort zu entwischen gedachte. —"

Nun wollen wir über diesen Jagdbetrieb, der bei uns äußerst selten vorkommt, jedoch dem angehenden Jäger und Jagdfreund nicht unbekannt bleiben darf, auch den Veteran Jester hören:

„Um den Fuchs mit Windhunden zu hetzen, zieht man entweder mit Jagdhunden aus, und stellt sich mit den Windhunden, unter genauer Beobachtung des Windes, am Gebüsche und zwar an einem Orte, wo man eine hinlänglich große Räumde (Blöße) vor sich hat, oder auch wenn ein Berg in der Nähe ist, hinter diesem an, um ihn dort, wenn ihn die Jagdhunde aus dem Gebüsch oder Gebrüche treiben, in Empfang zu nehmen, oder man reitet zur Zeit, wo er aus Mangel anderer Nahrung auf die Feldmäuse Jagd macht, in den Feldern umher, oder nimmt auch wohl im Winter bei ziemlich vielen Schnee, oder wenn der Boden gerade aufgethauet ist, nur nicht beim Plattfrost

einen auf Füchse gut eingehezten Windhund in den Schlitten und behezt ihn, sobald man ihn im Felde gewahr wird."

„Wenn sich der Hetzer bei der Jagd mit Jagdhunden anstellt, so muß er sich, in so weit es immer möglich ist, sorgfältig zu verbergen suchen, nicht das mindeste Geräusch machen, auch die Windhunde, welche gern aus Ungeduld und Jagdhitze zu winseln pflegen, bei Zeiten von diesem Fehler durch dienliche Strafen entwöhnen."

„Sobald der Fuchs die Windhunde bemerkt, geht er nicht aus dem Gebüsche oder kehrt, wenn er sie erst beim Herausschlüpfen ansichtig wird, plözlich auf der Stelle um, flüchtet wieder ins Gebüsch zurück; daher man, wenn man sich dicht am Gebüsch angestellt hat, den Fuchs erst eine Strecke ins Feld lassen muß, ehe man ihn behezt."

„Wenn man ohne Jagdhunde, mit Windhunden allein, auf den Feldern umher reitet, so kann man den Fuchs, sobald man irgend geräumiges Terrain vor sich hat, oft auf eine unglaubliche Weite ansetzen. Der Windhund bedarf nur einer mäßigen Schnelligkeit, um ihn einzuholen."

„Wenn man einen auf Füchse eingehetzten Windhund hat, so ist dieser allein hinlänglich, einen Fuchs zu fangen. Er macht, so gewaltig auch der Fuchs um sich beißt, wenig Federlesens mit ihm. Die Hetzer suchen daher zum Fuchshetzen gewöhnlich die stärksten, bissigsten Windhunde, oft solche aus, die wegen der geringeren Schnelligkeit weniger zur Hasen- als zur Fuchshetze taugen."

„Auch bei einem gehetzten Fuchse untersuche man, ehe er aufs Pferd gebunden wird, ob er noch eine Spur vom Leben an sich hat. Ich habe Beispiele gesehen, wo der Fuchs dem Anscheine nach todt aufgebunden wurde und hinterher plötzlich dem Pferde in die Dünnung griff, welches für den Reiter sehr gefährlich wurde."

Parforcejagd.

Diese unwaidmännische Hetzerei mit ihren eingebildeten Annehmlichkeiten, nicht eingebildeten Halsbruchgefahren und unsinnigen Verschwendungen wollen wir den widrig-originellen Engländern überlassen, da der teutsche ächte Waidmann für dergleichen unwaidmännische Betriebe nicht reich und nicht närrisch genug ist.

Kaum wird man in irgend einem Lande die Ausgaben kennen, die in England die tolle Sucht, den Fuchs par force zu jagen, kostet.

Als Nachtrag zur Schieß- Fang- und Hetzjagd auf Füchse das Vergiften der Füchse.

Ich kann mir vorstellen, — sagt der Verfasser der Jagdschrift: „Des Waidmanns neue Practica" — daß mancher Waidmann oder Jagdfreund diese Art des Habhaftwerdens der Füchse deßwegen verwirft, weil zu viel Gefahr für die Hunde damit verbunden ist, — eigentlich verbunden seyn soll —, denn es droht hier nicht die

mindeste Gefahr, in so fern das Vergiften nach meiner Verfahrungsart vorgenommen wird, welcher ich so manchen Fuchs verdanke, der Jahre lang der Flinte wie dem Eisen entkommen ist und, seines Felsenbaues wegen, nicht ausgegraben werden konnte.

Es möchte mir auch die Einrede gemacht werden: „Wem nicht gerade darum zu thun ist, die Füchse aus dem Wege zu schaffen, der verliert im Winter den werthvollen Balg, da der Fuchs in seinem Baue *) verendet, und, kann ihm durch Ausgraben nicht beigekommen werden, für den Jäger verloren ist."

Diese Einrede kann nur von wenig erfahrnen Jägern oder Jagdfreunden gemacht werden — dagegen weiß der ferme Waidmann sehr wohl:

„Daß kein Fuchs, der etwas Vergiftetes gefressen hat, länger im Baue bleibt, als bis er die Schmerzen, die das Gift ihm verursacht, unerträglich findet. Er fährt dann, so schnell als er vermag, aus dem Baue, steckt sich aber schon im nächsten Dickicht und verendet da."

Und nun zur Vergiftung. —

Diese wird auf zweierlei Art ausgeführt:

a. Durch Häring, oder

b. Durch Würste.

Der Häring wird ausgenommen, innwendig an allen Theilen mit Arsenik, **) das zu Mehl pulverisirt ist, dick bestreut und die Oeffnung zugenäht. Unter die reine Butter, worinn der Häring tüchtig gebraten wird, mengt man etwas Häringsbrühe.

Die Würste werden gemacht aus einem Theil feinem Lebergehäcke 2 Theilen Krähenaugen und 1 Theil Eichenrinde. Diese beiden werden so fein als möglich gestoßen oder gerieben und mit dem Gehäcke sorgfältig vermengt. Es ist sehr vortheilhaft einige Würste mit starkem Darm in Vorrath zu machen und einige Tage vor dem Gebrauch in Häringsbrühe zu legen.

Auch die Würste werden in reiner Butter oder in Gänsefett gebraten.

Ich darf wohl sagen, daß unter allem Haarwild der Fuchs am feinsten wittert, zugleich aber auch am leichtesten verpönt und verprellt, d. h. ängstlich und scheu wird, wenn ihm der Gegenstand, mit dem er es zu thun hat, nur im geringsten gefährlich oder seiner Natur als unbefreundet und unheimlich erscheint. — Daher kann man nicht vorsichtig genug seyn, sowohl bei Zubereitung der zu vergiften-

---

*) Es versteht sich ohnehin, daß vor dem Vergiften die Baue abgespürt werden, und nur an solchen, wo Füchse gehen, es vorzunehmen ist.

**) Vergiftung mit Arsenik ist nur da anzuwenden, wo dem Jäger mehr an der Ausrottung der Füchse als am Balge gelegen ist, da der Balg des mit Arsenik vergifteten Fuchses sehr bald die Haare verliert.

en Speise, als auch bei deren Dahinschaffung an den Aufwurfsplatz; vie auch beim Aufwerfen selbst, Alles zu vermeiden ist, was den blauen, argwöhnischen, durch das Geringste zu verprellenden Fuchs nißtrauisch machen könnte. Deßwegen ist Folgendes zu beobachten.

1) Das Braten des Härings, wie das der Würste geschehe nur in inem ganz neuen und ganz reinen irdenem Tiegel.

2) Häring und Würste werden aus diesem nicht mit den bloßen ingern, sondern mittels einer bisher ganz ungebrauchten, hölzernen Gabel genommen und in eine reine Düte von starkem Papier — am besten von Packpapier) gelegt, die aber nicht in der Waidtasche der im Rocksacke, sondern in der Hand dahingetragen werden muß, o das Vergiftete, sey es Wurst oder Häring, aufgeworfen wird.

Aus der Düte wird Häring oder Wurst mit der hölzernen Gabel enommen, und mittelst selber hinweg, in die Röhre hineingeworfen, weit dieses geschehen kann, und zwar vor derselben gebückt stehend, der ja nicht vor ihr knieend und mit den Armen in die Röhre hinein ingend.

Um die Vergiftung wirksam zu machen, d. h. um mit dem verfteten Gegenstand so zu verfahren, daß ihn der Fuchs annimmt, ist uptsächlich zu beobachten:

a. Daß diese Gegenstände vom Augenblicke an, wo sie zum Bran in den Tiegel kommen, nicht mehr mit bloßen Fingern berührt erden, und daß die Düte, in welcher das Vergiftete nach dem Baue tragen wird, ganz neu und vor dem Hineinlegen des Härings oder r Wurst, inwendig mit einem in seiner Lacke gelegenen Häringspfe leichthin geschmiert sey; —

b. Daß der Jäger nicht an den Bau gehe, in dessen Hauptröhre das Vergiftete werfen will, ohne schon in weiter Entfernung von esem Bau seine Stiefelsohlen mit Häring oder gebratenem Katzenisch, oder einem Tannenknospenöl tüchtig verwittert zu ben;

c. Daß er da, wo er seine Sohlen verwittert hat, oder noch sser, gleich beim Eintritt ins Gehölze, worinn der Bau liegt, von it zu Zeit ein Stückchen von einem gebratenen Häring oder von ner gebratenen Katze, oder von ganz frischem Hasengeräusche fallen it, um den Fuchs, wenn er auf des Jägers Fußstapfen kommt, desto iher an den Bau zu kirren, wo am Eingang der Hauptröhre und diese hinein bis zum vergifteten Gegenstand, ebenfalls einige Vorrfe von obiger Kirrung gemacht werden müssen;

d. Daß die beste Zeit zur Vergiftung der Spätherbst und der Winist, des Balges wegen und daß sie bei stark fallendem Regen oder stürmischer Witterung, an sehr naßkalten Tagen, wie auch an soln, wo es stark thauet und der Schneeanhang von den Bäumen pft, vorgenommen werden soll, weil da der Fuchs am sichersten im ue liegt, aber durch das Wittern der reizenden Kirrung aus sein Kessel hervor, und zu deren Annahme gelockt wird;

e. Daß an dem Tage, wo vergiftet wird, der Jäger keinen Jagdhund aus dem Zwinger oder von der Kette thut, und nicht eher in die Nähe des Baues, worinn Vergiftung aufgeworfen wurde, die Hunde zum Jagen löset, oder sie da nicht immer an sehr kurzer Leine führet, bis er entweder den verendeten Fuchs, oder keine Spur mehr von dem Häring oder der Wurst, die zu obigem Zweck in die Röhre geworfen ward, gefunden hat; endlich

f. daß am Tage nach dem Aufwerfen der Vergiftung schon zur Morgenzeit der Jäger mit tüchtig verwitterten Sohlen an den Bau geht, sorgfältig forscht, ob der Fuchs die Kirrung angenommen hat, und — ist dieses geschehen — die am Baue herumliegenden Dickigte aufs genaueste nach dem verendeten Fuchs absucht.

Ich bitte alle Jäger und Jagdfreunde, die noch nie Füchse vergiftet, oder gegen dieses einen besondern Widerwillen haben — nur einmal unter genauer Beobachtung alles dessen, was ich bei diesem Artikel darüber gesagt, einen Versuch damit zu machen. In mir lebt die feste Ueberzeugung, daß Jeder, der mir in dieser Sache volles Vertrauen schenkt, sich dankbar meiner erinnern wird.

Andere vergiften mit Fischen, im reinen Gänsefett gebraten, dann mehrere Tage in dicke Salzlacke gelegt, hierauf innwendig ausgefüllt mit einer gleichtheiligen sehr klar und mit Häringsbrühe zu Brei gemachten Mischung von Krähenaugen, Eichenrinde und Häring, der Bauch des Fisches zugenäht, und diese Vergiftung in die befahrenen Baue geworfen.

Daß Fische, so zubereitet, das allerwirksamste Mittel zum Fuchs-Vergiften seyen, lehrt die Erfahrung.

Uebrigens muß bei Bereitung und Anwendung dieser Vergiftung alle jene Vorsicht genau beobachtet werden, die beim Fuchsvergiften mit Häring und Würsten ausführlich angegeben wurde.

Hat der Jäger seinen geschossenen, gefangenen, gehetzten oder vergifteten Fuchs in der wildgewohnten Waidtasche wohlbehalten nach Hause gebracht, und das Lob der Herrschaft, der Nachbarn, der Seinigen mit stolzem Lächeln freundlich dankend empfangen, so ist nach genossener Ruhe und Labung sein erstes Geschäft, Herrn Reinecke des ihm nun überflüssigen Kleides zu entledigen, welches die Waidmannssprache mit S t r e i f e n bezeichnet.

Er streckt den Fuchs auf den Rücken, und schärft an den Hinterbranten vom B a l l e n an bis zum W a i d l o c h den Balg auf, durchschärft die Haut zwischen der H e e s e und dem Knochen an den Hinterbranten, hängt diese an den H e e s e n an einem Eisenhaken oder Pflocke auf und schärft dann den Balg der Vorderbranten von den Ballen an bis an die Blätter auf, und löst den Balg von den Zehen ab, und streift ihn so weit nach oben, als er selben aufgeschärft hat. — Hierauf thut er das nämliche an den Hinterbranten, zieht die Ruthe, nachdem er sie durch öfteres Umdrehen und einiges [illegible]

blitzen des sie umgebenden Balges so lose gemacht hat, daß man sie
nit Anwendung einiger Kraft aus der Balgscheide bringen kann,
us der Hauptbedeckung, schlägt oben an ihr den Balg um, so daß
ie fleischige (rohe) Seite herauswärts kommt, und streift ihn nun
m den Schlegeln bis an die Vorderbranten, von da, sobald
iese herausgezogen sind, bis an den Kopf ab. — Von diesem an ge-
raucht man das Messer, um den Kopfbalg abzuschärfen, die Lau-
cher, welche das Ueberstreifen des Balges über den Kopf hindern,
doch am Balge bleiben müßen, an ihren Knorpeln zu durchschnei-
n und den Rest der Kopfhaut bis zur Nasenspitze mit feinem, den
alg so wenig als möglich beschädigendem Striche abzunehmen.

(Daß der angehende Jäger und Jagdfreund ungeachtet dieser ge-
uen und gewiß sehr faßlichen Anleitung zum Fuchsstreifen, den
aktischen Unterricht eines sachkundigen Waidmannes nachsuchen muß,
n einen Fuchs flink und waidgerecht streifen zu können, versteht sich
nehin.

Was geschieht mit dem gestreiften Fuchse? — Es gibt Jä-
r, die ihn (nach ausgenommenem Geräusch und Gescheide, welche
ter einen Baum gegraben eine vortreffliche Düngung geben) zer-
iden, ein paar Mal leicht absieden, dann 24 Stunden in Salz-
sser legen, — um ihm den für Hunde widerlichen Geruch zu neh-
n — und hierauf tüchtig in Abspülwasser gesotten und in ganz
ine Stückchen zerhackt den Hunden portionweise ins Futter mengen.
dere braten ihn mit einem öfters wiederholten Aufguß von Härings-
le, lassen ihn 2 — 3 Tage darinn liegen und machen damit eine
chleppe.

Aber es sind gar viele Jäger, — und mit diesen halte ich es
h — die sich aus dem Fuchse, (aber nie aus einem andern, als ei-
n geschossenen, denn die gehetzten und die gefangenen sind nie so
hlschmeckend) einen ganz köstlichen Braten bereiten. — Ich
meichele mir einer dankbaren Anerkennung des Unternehmens, mei-
Freunden in Diana die Art und Weise meiner Zubereitung eines
chses mitzutheilen.

a. Nur zur Winterzeit, wenn es recht kalt ist, esse ich meinen
hs, denn er muß, gleich nachdem er gestreift und ausgenommen
im Freien auf einer dem Froste und Windzug ganz offenen Stelle
gehangen und so 3 — 4 Tage und Nächte in der Kälte gelassen
den, denn dieses macht auch das Fleisch des alleraltesten, ganz
ledernen Fuchses so mürbe und zart, wie man es sich nicht besser
schen kann.

(Manche Jäger lassen den Fuchs einige Tage im Wasser liegen,
ihn wohlschmeckend zu machen. Nur das thue man nicht, denn
urch wird das Fleisch ganz fade und saftlos) —

b. Zu Stein und Bein gefroren — wie man zu sagen pflegt — läßt man ihn an einem mäßig warmen Orte allmählig aufthauen. — Ist dieses geschehen, so wird er wie ein Hase zerlegt.

c. Das, was man am Hasen das Kleine, das Junge (Hasenklein, Hasenjung) nennt, wird mit Ausnahme des Kopfes und des Geräusches, (welche Theile äußerst selten den, allen Füchsen so eigenthümlichen Pelzgeruch verlieren und mit dem Gescheide als Dungmittel verwendet werden) in einen Tiegel gethan, gehörig gesalzen und gepfeffert, an einem kalten Orte über Nacht stehen gelassen und dann mit sudheißem Essig, worinn mehrere Zwiebel, Gewürz-Nelken, Lorbeerblätter und Zitronenschaalen gekocht worden sind, ganz übergossen und nach 2 Mal 24 Stunden wie das bekannte Hasenklein zubereitet.

d. Der eigentliche Fuchsbraten aber, das wahre Leckergericht, nämlich Ziemer und Schlegeln werden in einem ganz neuen Tiegel mit einer gleichtheiligen Mischung von fein zerquetschten Wachholderbeeren und Salz nicht nur tüchtig eingerieben, sondern auf allen Seiten damit bedeckt. — Nach 3 — 4 Tagen, — während welcher Zeit der eingesurrte Ziemer mit Schlegeln an einem kalten Orte zu stehen hat, wird diese Bedeckung rein abgenommen, und durch eine neue ersetzt, nachdem der Tiegel sorgfältig ausgewaschen und abgetrocknet worden ist.

e. So kann der Ziemer 6 — 8 Tage, bei anhaltender Kälte noch länger, — was eigentlich die Hauptsache ist — in dieser Beize bleiben.

f. Nicht früher als vor dem Einlegen in die Bratkachel (oder wie man dieses Geschirr anderswo heißt) wird der Ziemer aus der Beize gethan, mit sehr heißem Weinessig aufs reinste abgespült, mit geräuchertem Speck gespickt, wie sonst ein Hase gebraten, und eine Stunde vor dem Auftischen tüchtig mit sauerm Rahm, (saurer Sahne) überlegt.

Wir haben durch Benützung aller, dem Jäger zu Gebote stehenden Hülfsmittel den Fuchs in die Waidtasche spedirt, und sogar ein wahrhaft köstliches Gericht auf des Waidmanns frugale Tafel gebracht; nun dürfen wir aber auch den herrlichen Fuchsbalg, der noch immer, — (es versteht sich ohnehin, daß nur vom Spätherbst- oder Winterbalg die Rede ist,) — gut bezahlt wird, nicht unbeachtet lassen.

Es ist also das Aufziehen, welches gleich vom Streifen an mit ihm geschieht.

(Aufziehen nennt die Waidmanns-Sprache das Ziehen des Balges über ein eigens dazu gefertigtes Brett.)

Der Zweck des Aufziehens ist, daß der Balg ganz abtrockne, und sich in der ihm durch das Aufziehen gegebenen Gestalt hübsch ausdehne. Dazu bedient man sich eines, vom Jäger Balgbrett (auch Zieh-

ett) genannten Brettes, welches 4 ½ — 5 Fuß breit und oben zun-
nförmig oder stumpfspitz behauen ist.

Mit der Haarseite nach dem Brette wird der Fuchsbalg über
eses so straff als möglich gezogen, an den Branten durch eingeschla-
ne Nägel fest angespannt, mit fein gesiebter Asche, worunter eben
viel Salz kommt, stark überstreuet, an einem mäßig warmen Orte
lange aufgestellt, bis er ganz abgetrocknet ist, (bis der Balg beim
erühren zu rauschen anfängt), dann vom Brette genommen und um-
wendet. Jezt reibt man die am Anschusse durch den Schweiß zu-
mmengeklebten Haare sorgfältig aus, bürstet den Balg mit einer
nen Bürste, schlingt durch ein Nasenloch eine Schnur und hängt
n bis zum Verkauf oder zu eigner Verwendung, an einem trocknen,
treichen Orte auf.

Sehr gut ist es, die Fuchsbälge, der Motten wegen, von Zeit
Zeit auszuklopfen und an die Sonne zu bringen, wie auch, wenn
hrere zusammen in einer Kiste aufbewahrt werden müßten, zwischen
sen, Lage für Lage kleine Späne von Kienholz zu streuen.

Ungleich mehr als das Fuchsbrett empfiehlt sich zu diesem Ge-
auch der Balgspanner.

Dieser besteht aus 2, sehr glatt zugehobelten, 4 ½ Fuß langen und
— 3 Zoll breiten Latten, die an einem Ende durch ein Charnier
ammengefügt sind, und aus einer 2 Fuß langen, 2 Zoll breiten,
Zoll dicken Querlatte, die 1 ½ Fuß von unten durch die beiden an-
n Latten, welche die Schenkel des Balgspanners bilden, so an-
racht ist, daß sie an einem Schenkel fest sizt, im andern aber sich
vegt.

In diese Querlatte werder mehrere Löcher gebohrt, damit man,
mittelst eines kleinen Pflöckchens, das man an der innern Seite
Schenkellatte, in welchem sich die Querlatte bewegt, in das eine
r andere der Querlattenlöcher steckt, die beiden Schenkel des Balg-
nners nach Belieben von einander entfernen kann.

Das Aufziehen des auf dem Balgspanner abzutrocknenden Fuchs-
ges geschieht nun so, daß er, die Haare nach innen, über den Balg-
nner gerade so, wie über das Balgbrett gezogen, möglichst ange-
nnt, bei den Hinterbranten fest an den Schenkellatten angena-
und, wenn diese, so weit sich der Balg dehnen läßt, auseinander
gen sind, das Pflöckchen in eines der Löcher in der Querlatte ge-
t wird, wodurch die den Balg möglich ausspannenden Schenkel-
en in ihrer Entfernung von einander verbleiben.

Die übrige Behandlung des Fuchsbalges beim und nach dem Ab-
knen ist auf dem Balgspanner ganz gleich mit der auf dem Balg-
t. —

Vor diesem hat der Balgspanner den sehr bedeutenden Vorzug,
durch die starke Ausdehnung, welche man mittelst des beliebigen
einanderspertens der Schenkellatten den Bälgen geben kann, auch
nge Bälge sich wesentlich vergrößern lassen, und daß ich einen und

den nämlichen Balgspanner eben so gut für den stärksten Fuchsbalg, als wie für den geringsten Iltisbalg benützen kann, während man für die verschiedene Balgstärke des verschiedenen Haarwildes auch verschie-dene Balgbretter in Vorrath haben muß.

Wildkatzenjagd. — Hier ist kein Aufgang und kein Ab-schuß bestimmt, denn es muß der Revierjäger, dem es um die Er-haltung seiner Wildbahn zu thun ist, zu jeder Jahreszeit diesem für Haar- und Federwild so gefährlichen Raubthier mit rastlosem Eifer nachstreben, sowohl mit dem Geschoße, als wie mit der Falle.

Uebrigens darf sich der Jäger, dem es gelingt, vom Monat No-vember bis gegen Ende Februars einer Wildkatze habhaft zu werden, dazu Glück wünschen, denn im Laufe dieser Zeit hat der Balg einen sehr bedeutenden Werth.

Jagdarten und deren wohlverwandte Verrichtungen.

Aufjagen. Aufziehen. Ausdämpfen. Ausgraben. Ausjagen. Ausmachen. Fangen. Schießen a. auf der Kirrung, b. aufs Raizen. Schleppen. Streifen. Verwittern.

I. Schießjagd.

Aufjagen. — Mit Einbruch der Nacht verläßt die Wildkatze den hohlen Baum, den unbewohnten Fuchs- oder Dachsbau, die Fel-senhöhle, die Steinkluft, die verborgne Kaupe im dichten Schilf ausgetrockneter Teichplätze, wo sie den Tag hindurch gemächliche Ruhe gepflogen, — denn am hellen Tage schleicht sie nur vom Lager, wenn sie eine Beute **wittert** oder **gewahret** — und **geht** nach Raub **aus**.

Von diesem Ausgange kehrt sie gewöhnlich erst mit Tagesanbruch in ihr Lager zurück, indem sie die lezte Zeit vor dieser Heimkehr in den ihrem Lager zunächst gelegenen Dickichten umherschleicht.

Der Jäger weiß aus der Naturgeschichte der Wildkatze, daß sie als Standwild, wie auch als blos eingewechselt, das einmal ange-nommene Lager nicht gerne verändert, wenn sie darinn nicht gar zu sehr beunruhigt wird. — Hat er ihr Lager ausgekundschaftet, so sucht er mit Tagesanbruch in Gesellschaft eines guten **Finders** die Dickichte in der Umgebung des Lagers der Wildkatze ab, um sie auf-zujagen.

Hat der Hund die Wildkatze aufgestochen, so animirt ihn der Jäger mit lautem Geschrei zur raschen Verfolgung. Dadurch wird sie bewogen, gleich am zunächststehenden Baume aufzufahren, wo

ch gewöhnlich auf einem starken Äste drückt. Nun verbellt sie er Hund, während der Jäger sich alle Mühe gibt, sie zu erblicken nd, sie nicht mehr aus dem Auge lassend, durch Rück- oder Seiten-britte einen Stehpunkt zu gewinnen, von welchem aus er sie so be-hießen kann, daß er sicher seyn darf, sie tödtlich anzuschießen.

Nur in diesem Falle stürzt sie herab; bei leichtem Anschusse, nd selbst mehrere Male getroffen, bleibt sie entweder in ihrer ge-rückten Stellung, oder sie fährt gleich nach dem Schusse bis in die öchste, von Blättern oder Nadeln — je nachdem es Laub- oder Na-elholzbaum ist — am dichtesten bedeckte Zwusel, oder, — was ußerst oft geschieht, wenn der Anschuß sehr schmerzlich ist — sie ringt geradezu auf den Jäger herab, welchen Sprung sie fast jeder-it mit solcher Sicherheit macht, daß sie sich geradezu auf den Kopf es Jägers stürzt, wo sie dann gleich mit Fängen und Krallen in dessen esicht, Hals und Nacken wüthet.

Wir wissen, daß die Wildkatze auch ungeschlofene Dachs- nd Fuchsbaue zu ihrer Wohnung erwählt. Sobald der Jäger ne Wildkatze so ausgegangen hat, daß er überzeugt ist, sie ecke im Baue, so nimmt er das Ausjagen auf folgende Weise r. —

a. Er versieht sich mit einem guten, scharfen Schliefer, einem ächtigen Vorsteh- oder Wildbodenhund und mit einem oder ei Arbeitern, die Grabwerkzeuge bei sich haben.

b. Am Baue angelangt, läßt er alle Röhren, mit Ausnahme der auptröhre, verstopfen, und den Schliefer einfahren; er selbst er, mit dem andern Hund an der Leine stellt sich auf dem Baue er rückwärts desselben so an, daß er die Hauptröhre beschießen nn, — ohne jedoch von der Röhre aus selbst gewahret werden zu nnen. — Die Arbeiter verbergen sich hinter dem Jäger, so daß er, enn die Wildkatze nicht in gerader Richtung hin, sondern nach einer eite ausfährt, im Schießen nicht gehindert ist.

c. Stürzt die Wildkatze im Feuer, so läßt er sie von den Hun-n würgen, um diese auf solches Raubhaarwild recht scharf und biss- zu machen; ist sie aber so angeschossen, daß sie noch fort kann, so ume der Jäger auch keinen Augenblick, ihr einen zweiten, ganz sichern chuß zu geben, da eine angeschossene Wildkatze, wenn sie noch im tande ist, ihre Kräfte zu gebrauchen, so wohl dem Jäger als den unden sehr gefährlich wird, denn sie bietet fast immer das lezte ih-s Vermögens auf, jenen so anzunehmen, daß sie ihm gerade an die rust sprengt, um Hals oder Kopf aufs entsetzlichste zu zerfleischen, er diese durch die außerordentliche Schärfe ihrer Krallen und die rchtbare Kraft ihres Gebisses zu Schanden macht.

d. Hat der Jäger einen Fehlschuß gemacht, oder die angeschweißte atze geht flüchtig fort, so löse er schleunigst den an der Leine ha-nden Hund und hetze ihn nach, wo dann die Wildkatze, den Laut des

verfolgenden Hundes vernehmend, gleich am nächsten Baume aufholzt.

Ist dieses geschehen, so übt der Jäger dasjenige aus, was beim Aufjagen der Wildkatze gesagt worden ist.

(Ist der Jäger im Besitze von Fuchshauben, so ist deren Anwendung — die wir beim Ausjagen des Fuchses kennen gelernt haben — auch beim Ausjagen der Wildkatze sehr zu empfehlen, indem sich die Wildkatze durch das schnell hinter ihr eintretende Zusammenschlagen der Bleikugeln so sehr in diesem Netze verwickelt, daß sie nicht mehr von der Stelle weichen, nicht mehr Krallen und Gebiß benützen, und der Hund sie, ohne einer Gefahr ausgesezt zu seyn, nach Herzenslust würgen kann.)

Hier ein nicht uninteressantes Beispiel von der Lebenszähheit der Wildkatze. — Vor einigen Jahren jagte der freiherrl. von Schönprunn'sche Revierjäger Weber eine Wildkatze bei aufgestellten Fuchshauben aus. Sie hatte sich gleich verwickelt, und wurde von 2 ungemein starken und bissigen Dachshunden abwechselnd beinahe eine Stunde lang gewürgt, dann, als sie auch nicht das mindeste Lebenszeichen mehr gab, vom Jäger in den nahe vorüberfließenden Regen geworfen und —, nach dieser Wasserprobe — wie man sagt, als steintodt, in der Waidtasche nach Hause getragen, wo sie nebst zwei, auch an diesem Tage erlegten Füchsen ihren Platz im Wildgewölbe erhielt.

Ein Paar Stunden darauf ging Weber dahin, um das Wild zum Streifen zu holen. Bei Oeffnung der Thüre funkelten ihm aus dem Hintergrunde des ganz dunkeln Gewölbes zwei Seher wie brennende Kohlen entgegen. Schnell schloß er die Thüre und öffnete den Laden, um Licht ins Gewölbe fallen zu lassen. Da stand ganz hinten im Gewölbe die Wildkatze auf den vier Branten, den Rücken hochgekrümmt, die Ruthe nach aufwärts gestreckt, so fest und kräftig, als wäre ihr auch nicht das mindeste geschehen.

Weber ließ sie noch drei Tage leben, um dieses, im bayerischen Walde nicht zu häufig vorkommende Wild mehrere Schaulustige im lebendigen Zustande sehen zu lassen, dann erschoß er sie auf einem der beiden Füchse, von dem sie mit Heißhunger fraß.

Es trifft sich sehr oft, daß die Wildkatze nicht ausfährt, sondern sich gegen den zum Ausjagen eingefahrnen Dachshund stellt und von ihm sich antreiben läßt.

Dann tritt das Ausgraben ein, welches eben so behandelt wird, wie das Ausgraben des Fuchses.

Das Ausmachen, wie auch das Ausdämpfen wird eben so betrieben, wie es beim Baummarder geschieht.

Schießen A. auf der Kirrung.

Mehleber und Hasengescheide sind Leckerbissen für die Wildkatze, denen sie nicht widerstehen kann.

In der Umgebung des Lagers der Wildkatze macht der Jäger auf ‹inem ziemlich freien Platz eine kreisförmige Stelle von einigen Qua=dratfuß **wund**, und wirft da Abends etwas Rehleber oder Hasenge=scheide auf. Findet er am andern Morgen den Aufwurf nicht mehr, vohl aber in dem zur Erkennung der da vorkommenden Fährten oder Spuren wund gemachten Boden die Spuren der Wildkatze, so hat er ie Ueberzeugung, daß die Wildkatze die Kirrung aufgenommen und ewiß viel Begierde nach frischer hat.

Von dieser Stelle weg **schleppt** er nun in einem, schon beim Fuchse angegebenen Fischnetzchen (Hammen) eine, schon mehrere Tage m **Schweiße** gelegene Portion Rehleber oder Hasengescheide nach dem Platze hin, wo er auf der **Kirrung** schießen will. Da läßt er das us dem Netze genommene **Geschleppe** als **Aufwurf** liegen und tellt sich 20 — 25 Schritte davon so an, daß er die **Kirrung** mit voller Aussicht beschießen kann, während er selbst in einem Gesträuche, n einer natürlichen oder künstlichen Vertiefung oder sonstigen Ver=ecke gegen das **Gewahren** von Seite der **Wildkatze** geschützt st. —

Zum **Kirrungs=Platz** wähle er einen in ziemlich großem Um=reise von allem auch noch so niedrigen Gesträuche gereinigten und ganz ebenen Platz, welchen er zur Zeit, wo kein Schnee liegt, mit ehr kleinen, weißen Kies bedecken läßt. — Es versteht sich ohnehin, aß a. nur in ganz mondhellen Nächten dieser Jagdbetrieb ausgeübt verden kann, und b. daß der Jäger **vom Winde schleppt**, d. h. eim Schleppen von der Stelle an, wo er früher zur Probe auf=eworfen, bis zur **Kirrung den Wind** im **Nacken**, mithin den esten Wind hat, wenn er, auf dem **Anstand** angekommen, sich nach er Kirrung hin wendet.

Da die Anlage einer **Kirrung** in manchen Gegenden, wo der eine weiße Kies schwer zu bekommen ist und oft viele Meilen weit erbei gefahren werden muß, Unkösten macht, so findet das Schießen uf der **Kirrung** nur in Revieren statt, wo man Standwildkatzen at, oder Wildkatzen aus den Nachbarforste **häufig einwechseln**.

B. aufs Raizen.

Wie bereits gesagt worden, geht die Wildkatze in der Regel erst nit spätem Abend auf Raub aus, jedoch auch oft viel früher, selbst u allen Tagesstunden, wenn sie recht hungrig ist, oder in der Nähe hres Lagers eine Beute wittert. Erblickt nun der Jäger auf dem **Pürschgange**, auf dem **Anstande** u. s. w. eine nach Raub um=erschleichend, so drückt er sich hinter einen Baum oder sonst einen hn verbergenden Gegenstand und **schmuzt**, oder macht den fein ischenden Laut der Maus nach; am besten aber wendet er den **Vo=elschriller** an, denn diesen Tönen vermag keine **Wildkatze** zu widerstehen. Trifft es sich gerade unglücklicher Weise, daß er schlechten Wind hat — denn bei solchem würde er fruchtlos seine Lockmittel ge=

brauchen, da die Wildkatze nicht hastig und leichtsinnig nach den Locktönen rennt, sondern behutsam, österes sichernd und windend heranschleicht und bei der geringsten Verwindung eines Menschen schon außerhalb der Schußweite umwerfen und im nächsten Dickicht verschwenden würde, — so bleibt ihm nichts übrig, als in aller Stille sich zurückzuschleichen, einen Bogen zu schlagen, bis er guten Wind hat, und dann mittels Schmutzens rc. das fraßgierige Raubthier an sich zu locken.

Die Bleiladung auf die Wildkatze sind Fuchsschrote der stärksten Sorte, im Winter Nr. 0.

II. Fangjagd.

Fang im Angeleisen. — Wie beim Fuchs. Rehleber, oder Hasengescheide —, beide recht schweißig — sind die beste Schleppe und geben auch den besten Abzugsbissen. — das Eisen selbst darf nicht stärker seyn, als wie zum Marderfang.

Fang in der Mordfalle. — Wie beim Edelmarder, sowohl auf Bäumen, als auf der Erde. — Der beste Köder ist ein Vogel, der aber, sobald er anbrüchig zu werden anfängt, mit einem frischen vertauscht werden muß.

Fang im Tellereisen. — (M. s. die Abbildung beim Dachsfang im Tellereisen) —

Zum Verwittern können wir nach vieljährigem Gebrauche die nachstehenden Witterungen als vorzüglich zur Auswahl empfehlen.

1) ½ Pfund frisches Schweineschmalz, 1 Loth klein zerschnittene Zwiebel, ½ Loth frische Schaale von Mäuseholz (Solanum dulcamara. —

Alles dieses thue man in einen neuen, kleinen irdenen Topf, der einen passenden Deckel haben muß, und lasse es zusammen so lange über gelindem Kohlenfeuer braten, bis die Grieven gelb geworden sind. — Dann thue man hinzu 1 Loth pulverisirte Violenwurze, 1 Eßlöffel voll Honig, 1 Haselnuß groß zermalmten Kampfer.

Einige Augenblicke nach dieser Beimischung nimmt man den Topf vom Feuer, rührt die Masse wohl um, verschließt den Topf vermittelst eines ganz reinen, 4fach zusammengelegten leinenen Lappens, der über den Topf gebreitet und mit dem Deckel bedeckt wird, und verwahre den Topf an einem kühlen Orte.

2) ½ Pfund ungesalzene Butter oder Gänsefett, Mäuseholzschaale, eine Hand voll, Violenwurzel, soviel man 3 Mal zwischen die Finger faßt, Kampfer, 2 Erbsen groß, etwas Wachs.

Vorstehende Species werden auf folgende Art zur Witterung bereitet:

Die Butter (oder das Gänsefett) wird in einem ganz neuen, in reinen Wasser gesottenen, sorgfältig wieder ausgetrockneten Tiegel zerlassen und fleißig abgeschäumt, ohne jedoch braun zu werden. Die un-

tere grüne Schaale des Mäuseholzes — alles Uebrige davon wird weggeworfen — wird mit der Violenwurzel in die zerlassene Butter gethan, mit einem reinen Hölzchen fleißig umgerührt, und sorgfältig darauf gesehen, daß die Masse nicht anbrennt. — Ist diese nun einige Minuten lang gebraten, so thut man den Kampher dazu, und läßt das Ganze so lange auf dem Feuer, bis es anfängt, bräunlich zu werden. — Hierauf wird es durch einen reinen Leinwandlappen gedrückt, ein wenig Wachs darein geschaben, damit die Wittrung etwas steif werde, und in einem reinen gläsernen oder irdenen Geschirr an einem kühlen Orte aufbewahret.

3) 8 Loth frisches Gänsefett (oder ungesalzene Butter) werden in einem neuen Tiegel über gelindem Kohlenfeuer unter beständigem Rühren mit einem reinen Hölzchen zerlassen, dann, ohne den Tiegel vom Feuer zu nehmen, grüne Mäuseholzschaale, Fenchelkraut, Katzenkraut (Alles sehr klein zerschnitten und von jedem ein kleiner Eßlöffel voll) und ½ Loth gestoßene Violenwurzel — in das zerlassene Fett gethan und so lange gebraten, bis die ganze Masse gelblich — (aber ja nicht braun) wird.

Jetzt nimmt man den Tiegel vom Feuer, rührt in die Masse 1 Skrupel Kampfer, seihet sie durch ein reines Läppchen in ein reines gläsernes oder irdenes Gefäß, oder in eine ganz reine Büchse, schließt diese hermetisch und verwahret sie an einem kühlen Ort.

4) ½ Pfund ungewässertes Gänsefett, ½ Pfund ungesalzene Butter, 1 Loth Kampfer, 1 Loth Violenwurz, für 3 kr. Katzenkraut, ebensoviel Cubeben, sehr fein zerschnitten — 1 Löffel voll Honig, 1 weiße Zwiebel, sehr klein gehackt, 1 Löffel voll Saßafras.

Gänsefett und Butter werden zusammen in einem neuen Tiegel auf Kohlenfeuer zerlassen und dann die übrigen Species so behandelt, wie bei Wittrung 3 angegeben worden ist.

Hat der Jäger das Lager der eingewechselten Wildkatze ausgekundschaftet, — bei Standwildkatzen weiß er es ohnehin — so legt er das Tellereisen, nachdem er den Platz dazu eben so eingerichtet hat, wie beim Fuchsfang im Tellereisen, (M. s. diesen Art.) gesagt worden — in der Nähe des Lagers der Wildkatze auf alten eingegangenen Fahrtwegen, auf Hasensteigen, im Bodendickicht. — Alle Zugänge zum Tellereisen von den Seiten und von hinten werden mit trocknem Reisig verlegt und vor dem Eisen ein verhältnißmäßig großer Reisigbündel so angebracht, daß, wenn die Wildkatze über selben nach dem Köder springt, sie gerade mit den Vorderbranten aufs Eisen kommt.

Das Tellereisen — nachdem es vorher aufs beste durch Scheuern mit ganz feinem Sand gereinigt und mit einer der vorstehenden Wittrungen verwittert geworden ist, wird in einen, schon beim Fuchsfang im Eisen angegebenen Einschnitt gelegt, fängisch gestellt, und leicht mit Moos und Laub bedeckt.

An einer Gabel über dem Eisen wird ein Vogel, — täglich ein frischer —, oder ein Stück gebratene Rehleber, oder länger im Schweiße gelegenes Hasengeräusch — (nicht Hasengescheide) befestigt.

Das Schleppen ist zum Fangen der Wildkatze im Tellereisen sehr zu empfehlen. Frisches, recht schweißiges Hasengeräusche ist das beste Gschleppe, welches der Jäger in einem mittels Leine an dem Hinterriemen der Waidtasche angebundenen Hammen auf Hin- und Hergängen im Waldbezirke, wo sich die Wildkatze aufhält, nach sich zieht bis an das Eisen selbst, wo er das vor dem Eisen aufgerichtete Reisig mit diesem Geschleppe verwittert und, im Falle nicht schon ein Vogel oder ein Stück gebratene Rehleber als Köder über dem Eisen befestigt ist, etwas von dieser Schleppe als Kirrungs- resp. Abzugsbrocken verwendet.

Man empfiehlt auch den Gebrauch des Tellereisens zum Fangen der Wildkatze, die in einem hohlen Baume steckt, wenn sie darinn nicht ausgeräuchert, oder der Baum nicht gefällt werden darf.

Ich bin allerdings derselben Meinung, wenn der Baum unten am Stamme hohl ist, und die Wildkatze nicht aus dieser Oeffnung ins Freie gelangen kann, ohne auf das vor dieser fängisch gestellte Eisen zu treten.

Ist aber die Oeffnung in der Höhe, oder sind gar mehrere Astlöcher im Baume, — so muß unter jenes ein Tellereisen auf den Absprung, d. h., dahin, wo die Wildkatze, wenn sie vom Baume steigt? — ? — oder springt, muthmaßlich zuerst den Boden berührt, gelegt werden, eben so unter jedem Astloch, oder diese bis auf eines verstopft werden.

Wer eine Wildkatze abholzen (nicht vom Baume steigen) gesehen hat, der weiß, daß sie freiwillig oder gezwungen abholzend, dieses nie in gerader Richtung, sondern in schneckenartigen Windungen thut, mithin der ganze Stamm mit Tellereisen umlegt werden müßte, wollte man eines sichern Fanges gewiß seyn. Was aber die Astlöcher betrifft, so möchte eine Wildkatze, die durch ein Astloch passiren kann, eine ganz neue und für den Naturforscher und Jäger höchst interessante Erscheinung seyn.

Darf der Baum nicht gefällt oder die darinn steckende Wildkatze nicht ausgedämpft werden, so bleibt nichts übrig, wenn man ihrer habhaft werden will, als den Baum auf der einen Seite von unten auf 4 — 5 Fuß hoch mit Stäben zu bestecken, an welche vorn kleine, in Pulverbrei getauchte Lappen befestigt sind, auf der andern aber unbesteckt zu lassen und da einige Tellereisen, die mit Laub und Moos gut bedeckt sind, fängisch zu stellen, worinn sich die Wildkatze sicher fangen wird, da sie, die mit Läppchen besezte Baumseite vermeidend, auf der unbesezten abholzt und in das Tellereisen geräth.

Das **Streifen** geschieht wie beim Fuchs.

Nach diesem wird das in einer Haushaltung statt Brennöl sehr werthvolle Fett von allen innern und äußern Theilen abgelöst, ausgelassen und zum Gebrauch in der Lampe an einem kühlen Orte aufbewahrt.

Das **Aufziehen** und der **Balg** werden wie beim Marder behandelt.

Marder-Jagd.

A. Jagd auf Steinmarder.

Aufgang — mit Anfang Oktobers;

Abschuß, — gegen Ende März, bei länger anhaltendem Schnee im April.

Der **Steinmarder**, als dem jungen Federwild nachstellend, sollte eigentlich das ganze Jahr hindurch vom Jäger verfolgt werden, besonders zur Freude und Tröstung der Bauernweiber, — doch ist der Schaden, den er in der **Federwildbahn** stiftet, nicht von solcher Bedeutung, um dem Jäger zu verargen, wenn er den **Steinmarder** blos in der eigentlichen Marder-Jagdzeit erlegt, da in dieser sein Balg fast überall 1 Thaler gilt.

Jagdarten und deren wohlverwandte Verrichtungen.

Anstehen. Ausmachen. Auspochen. Beködern. Fang. Fängisch stellen. Schleppen. Streifen. Verwittern.

I. Schießjagd.

Anstehen. — Dieser Jagdbetrieb wird im Winter, zur Zeit des vollen Mondlichtes und wenn die Dächer mit **Schnee** bedeckt sind, ausgeübt.

Der Steinmarder hat die Gewohnheit, des Abends zwischen 9 und 10 Uhr, oder nach Mitternacht zwischen 1 und 4 Uhr auf Raub auszugehen. *) Er lauft dabei auf dem Dache der Länge nach hin, bis

---

*) Zur Zeit, wo das Steinmarder-Weibchen Junge säugt, sieht man es gleich mit Eintritt der Dämmerung nach Raub ausgehen, welches im Laufe derselben Nacht bis zum Anbruch des Tages öfters geschieht.

zur Stelle, wo er den Absprung macht, welchen er, wie die Zeit des Ausgehens, genau einhält.

Hat er eine Gartenmauer, eine Lehmwand, einen Holzstoß einmal angenommen, so hält er diesen Paß genau ein und je weiter solch ein Platz von einem bewohnten Gebäude ist, desto sicherer und vertrauter kommt da der Steinmarder dem da Anstehenden.

Hat man nach einer Neue den Paß des Steinmarders ersehen, so stellt man sich zur oben angegebenen Zeit wohl verborgen an, und zwar auf einem, vom Mondlicht nicht erreichtem Platze, von welchem aus man das Dach oder den Absprung wohl beschießen kann, aber immer in einer Entfernung von nicht mehr als 30 — 35 Schritten, weil das Schießen beim Mondlicht sehr täuschend ist.

Da man nicht in Städten, sondern in Dörfern auf Steinmarder ansteht, und diese meistens mit Stroh= oder Schindeln bedeckt, auch meistens in deren Nähe brennbare Materialien befindlich sind, so soll selbst im schneereichen Winter keine anderen Schießpfröpfe — von Einigen auch Vorschlag genannt — verwendet werden, als von Kälberhaaren, Hutfilz oder Baumbart.

Ausmachen. — Wie beim Baummarder, sowohl im Dorfe, wo der Steinmarder sein Lager hat, als auch im Walde, wenn es sich, — was öfters geschieht — gerade fügt, daß der Steinmarder bei seinem Schleichen nach Raub, welches ihn oft weit von der Heimath hinwegführt, vom Tage überrascht wird, wo er dann nach dem nächsten Gehölze eilt, und sich für die Dauer dieses Tages in eine Baumzwusel drückt, oder in einem hohlen Baum lagert, oder das nächste beste Eichhorn aus dem Kobel jagt, um da vor der Hand sein Absteigquartier zu nehmen.

M. s. bei den Jagdarten auf Baummarder d. Art. Ausmachen.

Auspochen, — auch Ausjagen.

Dieser Jagdbetrieb auf Steinmarder, *) von Einigen auch Ausjagen genannt — wird auf Heuböden und in Getraidescheunen, am besten zwischen den Mittagsstunden ausgeübt, aber erst, wenn Boden und Scheune ziemlich leer sind und der Marder nicht so dichte Verstecke hat.

Das Gebäude, worinn ausgepocht wird, umstehen die Schützen so, daß jeder eine darinn befindliche Oeffnung, durch welche der Marder sonst passirt oder die er bei der Flucht zur Ausfahrt nehmen könnte, zu beschießen hat. — Im Gebäude selbst machen Leute, die mit

---

*) Am besten wird er in den lezten Neuen des Monats März vorgenommen, weil da doch schon der größte Theil des Getraides ausgedroschen, und die Scheune mehr von Stroh entleert ist, welches, in großer Menge vorhanden, das Auspochen sehr erschwert.

dem Auspochen umzugehen wissen, oder vom Jäger angeführt werden, ein Charivari mit Kuhschellen, Klappern, Trommeln, Pfeifen ꝛc. — auch Hunde, besonders Dachshunde, selbst gemeiner Bauernschäcker, je mehr, je besser, werden innerhalb des durchzupochenden Raumes mit lautem Zuruf umhergehezt.

Ich rathe jedem Schützen, sobald das Gelärm des Auspochens angeht, in ganz schußfertiger Haltung zu stehen, da der Steinmarder ein sehr gewandtes, ungemein flüchtiges Thier, oft aus einer Dachlücke über die Dachrinnen nach einer andern Oeffnung hin mit solcher Schnelle rennt, oder nach raschem Absprunge, so flüchtig nach einem neuen Verstecke fährt, daß oft selbst der geübteste und gewandteste Schütze ihn kaum zu fassen vermag.

Beim Auspochen bediene sich der Schütze, zur Vermeidung aller Feuersgefahr, eines Ladepfropfes von Filz, Rehhaaren oder Baumbart.

Schlüßlich muß ich den das Auspochen leitenden Jäger erinnern, seinen Treibern aufs schärfste einzuprägen, ja nicht aus einer Lücke oder unter dem Dache hervorzugucken, indem sonst leicht von hitzigen Schützen, die den Kopf des Treibers, besonders wenn er mit einer alten Pudelmütze geschmückt ist, für den Marder ansehen möchten, auf ihn Feuer gegeben werden könnte.

Man stelle den verläßigsten Schützen beim Absprung an, nämlich da, wo der Steinmarder vom Dache herab auf die Erde springt. Diesen Absprung hält er in der Regel genau ein, und da man nur im Winter den Steinmarder auspocht, (oder ausjagt) — so ist diese Stelle leicht aufzufinden.

Der Steinmarder hat ein zähes Leben und fodert einen guten Anschuß; daher lade man auf ihn Nr. 1 oder Nr. 2.

II. Fangjagd.

Fang im Angeleisen. — Unerklärbar ist mir, daß Döbel, Bechstein, Jester und Dietrich a. d. Winckell beim Steinmarderfang dieses Fanginstruments nicht Erwähnung machten, welches vortrefflich und von mir und so vielen meiner Freunde und Bekannten aus Dianas Reiche jederzeit mit dem besten Erfolge benüzt worden ist.

Bei der Fangjagd auf Füchse haben wir die Beschreibung und Anwendung des Angeleisens behandelt.

Das Angeleisen zum Marderfang braucht nur zur Hälfte so groß zu seyn, als das für Füchse.

Auf einem Dachboden, in einem ungebrauchten Gewölbe oder Stalle, in einer alten, abgelegenen Scheune, ꝛc. wohin der Steinmarder öfters durch ein Geschleppe zu kirren und da mit beliebten Vorwürfen zu bewirthen ist, befestigt man in Mitte der Decke eine starke,

mit beim Marderfang im Tellereisen angegebener Marderwitterung tüchtig verwitterten Leine, so daß ihr Ende 2½ — 3 Fuß ober dem Boden schwebt, und bindet an dieses ein Stück von ganz frischem Hasengeräusche, nachdem man von eben dieser Kirrung bis gerade unter das Ende der herabhangenden Leine ein Geschleppe gemacht hat.

Der Steinmarder, dem Geschleppe folgend, kommt zur Stelle, wo die Kirrung hängt; er wittert diese, springt nach ihr und bemächtigt sich mit Gierde des ihm so unerwartet gewordenen Leckerbissens. Der großmüthige Jäger spendet ihm diesen einige Mal gleich nach einander. Der willkomm'ne Gast verschmäht nicht die Bewirthung, aber er bezahlt sie mit seinem Balge, denn der Jäger hat plözlich, statt des unschädlichen und angenehmen Kirrungsbrockens an dessen Stelle das reinlich gepuzte Angeleisen befestigt, es fängisch gestellt, mit dem so anreizenden Hasengeräusche so beködert, wie es ganz genau beim Fuchsfang mit dem Angeleisen gesagt worden, — und — an den scharfen Spitzen des verderblichen Eisens zappelt der getäuschte Steinmarder.

Sowohl beim Schleppen, als beim Nachsehen, ob sich der Marder gefangen, muß der Jäger die Sohlen mit Hasengeräusch, und auch mit diesem die Hände bei Befestigung der Kirrung wie auch beim Anbinden und Fängischstellen des Angeleisens verwittern.

Ein Stockschlag, quer über die Nase des Gefangenen geführt, endet seine Leiden augenblicklich.

Fang in der Klappfalle. — Diese ist ein bretterner Kasten, der, hat man ihn fängisch gestellt, sich entweder auf einer, oder auf zwei Seiten von selbst verschließt, wenn ein Thier hineinläuft und auf ein in der Mitte angebrachtes Brettchen tritt.

Wir haben die einklappige und die zweiklappige Marderfalle.

Die einklappige Falle. Fig. 6. Sie hat eine Länge von 4 Fuß, ist 15 Zoll breit und hoch und wird aus vier eichenen Brettern von 1 Zoll Dicke zusammengesezt. Die eine von den beiden offenen Seiten wird mit 1 Zoll von einander entfernten, eines Pfeifenstiels dicken Stäbchen von Eisendrath verschlossen; an der andern Oeffnung aber, die zum Einlauf dient, — werden zu beiden Seiten 32 Zoll lange, mit Falzen versehene, oben durch ein Querholz verbundene Latten angenagelt, zwischen welchen sich die ebenfalls von Eichenholz gemachte etwas schwere Fallthür a. leicht auf- und abschieben läßt.

Außerdem wird auch in der Mitte des einen Seitenbrettes, von unten herauf, ein 1 Zoll breiter und 2¼ Zoll hoher Einschnitt für die Zunge des Trittbrettes und mit Blech inwendig besäumt.

Das Trittbrett liegt quer im Kasten, ist 15 Zoll lang, 6 Zoll breit und ½ Zoll dick, und ragt mit der 3 Zoll langen und 1 Zoll

reiten Zunge c. 2 ½ Zoll aus der an der Seite befindlichen Zungen-
palte hervor. In diese Zunge und in das Seitenbrett über der Zun-
enspalte werden Riemen geschnitten und mitten auf dem Kasten wird
in 2 Zoll dickes und 20 Zoll hohes Säulchen d aufgerichtet, in wel-
iem sich oben ein Loch befindet, durch welches die an die Fallthüre
:bundene Stellschnur gezogen und an das Stellholz gebunden
ird.

Die zweiklappige Marderfalle Fig. 8. hat in der Länge
Fuß, in der Breite und Höhe 15 Zoll. — Oben, quer über die
Ritte dieses Kastens, ist eine 3 Zoll breite Latte befestigt, an wel-
er sich die 2 Fallthüren aa in Charniren bewegen und durch die
ichnüre bb in die Höhe gezogen werden können. Diese Schnüre steckt
ian durch ein Loch, das im Säulchen c sich befindet.

Auf diesem 15 Zoll hohen Säulchen ist oben ein Querholz d an-
bracht, an dessen beiden Enden Schwengel ee lose hängen, die senk-
cht auf die Klappen drücken, wenn der Kasten verschlossen ist, da-
it das gefangene Thier die Klappen nicht in die Höhe heben und
tweichen kann.

Der übrige Stellapparat durch ein Trittbrett ist gerade so, wie er
i der einklappigen Falle beschrieben worden ist.

Um den Steinmarder mit der Klappfalle zu fangen, muß man
f Dachböden, in Scheunen und Ställen, im verfallenen Gemäuer
er Gebäude, an Holz-, Streu- und Heuschobern, — den gewöhn-
hen Aufenthaltsörtern dieses Raubhaarwildes, — den Paß des
teinmarders ausforschen, welches am leichtesten geschieht, wenn man
, wo man glaubt, daß der Steinmarder hin- und herpassire, fei-
 Flußsand so dicht aufstreuet, daß man auf selbem seine Spur
itlich erkennen kann. Anfangs wird der Steinmarder diese bestreu-
 Plätze als eine neue, ihn befremdende Erscheinung zu vermeiden
chten, aber sie bald annehmen, wenn man ein Ei oder etwas Back-
t dahinbringt.

Hat man nun aus der im gestreuten Sande abgedruckten Spur
Steinmarders seinen Paß kennen gelernt, so wird dahin die Klapp-
e gebracht, nachdem sie mit der beim Tellereisen zum Steinmarder-
g angewandten Wittrung sowohl in- als auswendig gut verwittert
orden und mit Reisigbündeln oder Stroh gleichsam überbauet wor-
 ist, jedoch so, daß der Einfall vollkommen offen und das Losschla-
 der Stellung nicht im mindesten in ganz freier und rascher Be-
ung gehindert ist.

Das Fängisch-Stellen geschieht auf folgende Art: Man
stigt eine hinlänglich starke Schnur an die Handhabe der Fallthür,
t diese Schnur durch das im Querholz befindliche Loch, steckt sie
 durch die oben im Säulchen befindliche Oeffnung und bindet unten
etwa 4 Zoll langes und ½ Zoll breites Stellholz so daran, daß,
n man die Fallthür in die Höhe zieht und das Stellholz in die

auf der Zunge des Trittbrettes und an dem Seitenbrette des Kastens eingeschnittene Stellkerbe bringt, die Falle fängisch steht, und daß bei einem geringen Druck auf das Trittbrettchen die Stellung losschlägt, die Fallthür schnell herabfällt und den Kasten verschließt.

Als Anbiß befestigt man auf dem Trittbrettchen ein Ei oder gedörrte Pflaumen. — Auf Plätzen, wo keine Katzen hinkommen, ist eine Taube, ein Vogel, todt an das Trittbrettchen gebunden, eine vortreffliche Kirrung; es geschieht zwar der in der Klappfalle sich fangenden Katze nichts, indem dieses Fangwerkzeug kein Thier beschädigt, aber der Jäger hat die Mühe, die ganze Falle frisch verwittern zu müßen, da der Steinmarder, ungeachtet er ein Geschleppe von gebratenem Katzenfleisch sehr begierig verfolgt, einen Abschen vor der Nähe lebendiger Katzen hat, und, ohne neue Verwittrung der Falle, nie wieder eine solche annehmen würde, worin sich eine Katze gefangen hat.

Sowohl beim Fängischstellen als beim Befestigen des Köders muß sich der Jäger mit eben der Wittrung, welche er zur Falle gebraucht hat, die Hände und die Sohlen verwittern, leztere auch beim Schleppen, wozu er entweder frisches Hasengescheide oder eine gebratene Katze gebraucht und diese auf den Dachböden, in den Scheuern, alten Gemäuern rc., kurz überall, wo sich Steinmarder spüren, bis zur fängischgestellten Klappfalle nach sich zieht, dort aber nicht liegen läßt, sondern bei Seite schafft.

Hat sich der Steinmarder gefangen, so steckt man den einen Theil der Klappfalle in einen Sack, öffnet die Klappe, läßt den Marder in den Sack, und schlägt nun diesen mit aller Kraft so oft gegen die Wand oder zur Erde nieder, bis man sicher ist, den darin befindlichen Marder getödtet zu haben.

Sehr zu empfehlen ist, die Klappfallen inwendig mit starkem Eisenblech beschlagen zu lassen, da sich der Steinmarder, würde er nicht sehr bald nach dem Fange aus der Falle gebracht, durch das unbeblechte Holz sehr leicht durchschneiden möchte.

Auf jeden Fall ist beim Steinmarder die zweiklappige Klappfalle der einklappigen weit vorzuziehen, diese aber, wie wir beim Baummarderfang ersehen, — auf dieses Wild dazu recht gut anwendbar.

Fang im Schwanenhals. — Wir haben so viele und sichere Arten von Steinmarderfang, daß es wirklich nicht der bedeutenden Mühe bedarf, für den Steinmarder eigens den Schwanenhals zu legen; da überdiß die gewöhnlich für Füchse construirten Schwanenhälse in der Regel für den Steinmarder zu stark sind, so daß deren Bügel gar oft über den Steinmarder zusammenschlagen, ohne ihn zu fassen. Da es nothwendig wäre, eigens für den Steinmarder geringere Berliner-Eisen verfertigen zu lassen, so wollen wir den Fang des Steinmarders im Schwanenhals gänzlich umgeben.

Fang im Tellereisen. — (M. s. bei der **Fangjagd** auf Dächse d. Art. **Tellereisen.**)

Man legt das Tellereisen a. auf den Marderpässen in Gärten oder um die Gebäude umher; b. auf der an dem Aufenthalte des Steinmarders nahe gelegenen Vogelschneuße, da er diese, wie bekannt, sehr gerne annimmt, und, findet er keine Vögel in den Bügeldohnen, die Einbeerung mit großem Gelüste schmaußt; c. auf den Gartenmauern und Lehmwänden, über welche hin er seinen Paß nimmt, und d. auf dem Absprunge.

Es versteht sich ohnehin, daß von b. nur zur Zeit, wann der Jäger die Bügel= und Laufdohnen stellt, von d. nur im Winter, sobald der Absprung ausgemacht worden ist, die Sprache seyn kann, dagegen bei a. und c. das ganze Jahr hindurch auf jenen Stellen, wo man ihn mehrere Nächte hintereinander den nämlichen Paß einhalten sah, das Tellereisen gelegt werden kann, — aber wohlgemerkt, nur in solchen Revieren oder Orten, wo er nicht der gehörigen Schieß= und Fangzeit vorbehalten, sondern seiner Raub= und Mordgierde wegen als vogelfrei erklärt, zu jeder Jahreszeit mit Flinte und Fangzeug verfolgt wird.

A. Das Legen des Tellereisens in Gärten, um die Gebäude umher, und in der Vogelschneuße.

1) Vor dem Hingehen auf den Legplatz verwittert der Jäger Hände und Sohlen, wie auch die beim Legen nöthigen Werkzeuge schwach mittels eines mit nachstehender Wittrung befeuchteten Lappens.

2) Auf dem Platze angekommen, legt er das sehr rein gescheuerte und dann gut abgetrocknete Tellereisen, nachdem er es fängisch gestellt und den Sicherungshaken über den Bügel geschlagen hat, auf den Fleck, wo es zu bleiben hat, und schneidet da die ganze Form des Eisens in die Erde so ein, daß, wenn eine Feder daran befindlich ist, diese nach hinten zu, wenn es aber deren zwei hat, selbige auf beiden Seiten hinaus gerichtet sind.

3) Ist das Einschneiden der Form geschehen, so legt er das Tellereisen bei Seite, und nimmt die Erde ganz rein und so tief aus dem Einschnitte, daß das Tellereisen einen Viertelszoll tief unter der Erde liegt, nachdem jeder Feder und dem Kranze eine Unterlage von kleinen Dachziegelstückchen gegeben worden ist, auf welchen das Eisen unbeweglich ruhen muß.

4) Nun schreitet der Jäger zum Verwittern, und wählt dazu eine der nachstehenden Wittrungen.

a. 1 Loth Hühnerfett wird über Kohlen zerlassen. Ist es ganz flüssig, so thue man in dieses unter fleißigem Umrühren mit einem ganz reinen Hölzchen ¼ Loth Anisöl, 8 Gran Ambra, 8 Gran Bisam, 8 Gran Bibergeil, 4 Gran Kampfer, alles sehr fein zerstoßen. Man läßt dieses Gemenge unter beständigem Rühren nur noch einige Augenblicke auf dem Feuer und dann verkühlen, wobei es jedoch, bis es ganz kalt ist, immer mittels Rührens in Bewegung erhalten, dann in eine steinerne Büchse gethan und an einem kühlen Orte aufbewahrt wird.

b. 1 ½ Wallnuß groß grüne frische Mäuseholzschaale (Solanum dulcamara), 6 Stück kieferne Knospen, 1 Bohne groß Bibergeil, 1 Messerspitze voll Violenwurzel, ¼ Kupferpfenning schwer Katzenkraut, 1 Linse groß Zibeth, alles fein pulvrisirt, 25 Tropfen Kampferöl werden mit 1 Pfund reiner, frischer, ungesalzener Butter vermischt, tüchtig unter einander geknetet, und die ganze Masse in einem neuen Tiegel nur 5 Minuten gelinde unter immerwährendem Rühren über Kohlen geschmort, dann in einer mit Schweinblase gut verbundenen steinernen Büchse an einem kühlen Orte aufgehoben.

Von vorstehenden zwei Wittrungen braucht man nicht mehr zum Verwittern eines gewöhnlich großen Tellereisens als ein Klümpchen von der Größe einer Haselnuß.

c. Eine Mischung von 1 ½ Quint Bilsenöl, 1 ½ Quint Anisöl und 3 Gran vom besten Moschus, wird in ein Glas gethan, tüchtig durcheinander gerüttelt und das hermetisch verschlossene Glas an einem mehr lauwarmen als kühlen Orte aufbewahrt.

Man bedarf zum Verwittern des vorher aufs reinste geputzten Tellereisens nicht mehr als 2 — 3 Tropfen dieser Masse, welche man auf ein reines Läppchen träufelt und damit alle Theile des Eisens sorgfältig bestreicht.

Diese Wittrung kann sowohl für den Gebrauch im Freien, als auch im Hause unter den Marderverwittrungen als die vorzüglichste empfohlen werden.

Zur Verwittrung des im Freien gelegten Tellereisen empfehlen sich besonders die Wittrungen:

1) 4 Loth weißes Jungfernwachs, 4 Loth gestoßene rothe Mor-ben, 3 Loth ungesalzne Butter, ¼ Quentchen fein zerschnittene, weiße Zwiebel, ½ Quentchen Kampfer, werden, mit Ausnahme des Kampfers, durch einander gemischt, dann in einen neuen Tiegel gethan, und auf gelindem Kohlenfeuer so lange geschmort, bis die Zwiebel eine braune Farbe hat. — Man nimmt hierauf den Tiegel vom Feuer, mengt den Kampfer unter die Masse, rührt alles tüchtig durch einander und seihet es unter beständigem Rühren durch eine grobe Leinwand.

Ist die Masse abgekühlt, so formt man sie zu einer Kugel, die man in einer noch ungebrauchten, ganz reinen Rindsblase an einem trocknen Orte Jahre lang aufbewahren kann, ohne daß sie ihre wirkende Kraft verliert.

2) Reines Gänsefett, rohes, sehr klein geschnittenes Hühnerfleisch und sehr klein gehackte weiße Zwiebel, Alles zu gleichen Theilen, werden in einem neuen Tiegel so lange auf gelindem Holzfeuer, (nicht Kohlenfeuer) unter beständigem Umrühren gebraten, bis die ganze Masse etwas bräunlich wird, worauf man sie vom Feuer nimmt, unter Beimengung von — einer Erbse groß — gestoßenen Kampfer, an der Luft verkühlen läßt, und dann wie die übrigen verwahrt.

3) 1 Pfund reine, frische, ungesalzene Butter, 1 ¼ Wallnuß groß grüne, frische Mäuseholzschaale, 6 Stück kieferne Knospen, 1 Bohne groß Bibergeil, 1 Messerspitze voll Violenwurzel, 1 Kupferpfennig schwer Katzenkraut, 1 Linse groß Zibeth, Alles sehr fein pulverisirt.

Mit der Butter wird das aus vorstehenden Species gewonnene Pulver tüchtig vermischt, nicht länger als 3 — 4 Minuten unter beständigem Rühren über Kohlen gebraten, hierauf in einen neuen, steinernen Topf geschüttet und dieser, mit einer Schweinblase fest zugebunden, an einem kühlen Orte aufgehoben.

Das nun mit einer der vorstehenden Massen verwitterte Tellereisen legt der Jäger in den Einschnitt, bedeckt die Wirbel, Bügel und den Zwischenraum zwischen leztern und dem Teller leicht mit trocknem Laub, hebt vorsichtig den Sicherungshaken mit einem Stäbchen vom Bügel und bedeckt auch diesen mit Laub.

Wir haben beim Marderfang in der Klappfalle das Ei und die gebackene Pflaume (gedörrte Zwetsche) als Anbiß empfohlen, und fügen nur noch bei, daß es sehr vortheilhaft ist, die als Köder anzubringende Pflaume mit 1 — 2 Tropfen Bilsenöl zu beträufeln. — Aber das Beködern mit nachstehender Masse übertrifft jede übrige Beköderung

Man zerlasse in einem ganz neuen und sorgfältig gereinigten Tiegel 2 Pfund frische, sehr rein gewaschene Butter über gelindem Kohlenfeuer unter beständigem Umrühren mit einem Hölzchen — welches bis zur Abnahme des Tiegels vom Feuer keinen Augenblick ausgesezt werden darf —. Ist die Butter, die aber nicht braun werden darf, zergangen, so thue man in selbe eine weiße, zerschnittene, mittelgroße Zwiebel, und sehr klein zerhackte Gartenangelik (Angelica archangelica) in der Größe einer kleinen Wallnuß.

Nach 10 — 12 Minuten werfe man in vorstehende Masse eine Unze der Schwerdtlilie-Wurzel, welche ganz klein zerstoßen seyn muß, lasse alles eine volle Stunde lang sehr gelinde kochen, nehme es vom Feuer, mische noch 2 Quentchen fein gestoßenen Kampfer dazu, schütte die Masse in ein neues steinernes Gefäß, binde dieses fest zu und verwahre es an einem kühlen Ort bis zum Gebrauch.

Tritt dieser ein, so nehme man 1 Eßlöffel voll von vorstehender Masse, läßt es in einem neuen Tiegel zergehen, dann eine starke Brodrinde tüchtig darinn braten und befestigt diese, sobald sie abgekühlt ist, auf dem Teller.

Vor dem Beködern muß sich der Jäger mit dieser Beköderungs-Masse die Hände etwas verwittern.

Zur Schleppe an dieses Eisen hin bediene man sich eines frischen Hasengescheides oder einer gebratenen Katze.

B. Das Legen des Tellereisens in Gebäuden.

Dieses ist sehr einfach. — Hat der Jäger auf dem Dachboden, in den Ställen, in abgelegenen Gängen ꝛc. — den Paß des Steinmarders ausgekundschaftet, — welches, auf die beim Fang in der

Klappfalle angegebene Weise am leichtesten geschieht — so bereitet er auf diesem einen Haufen Häckerling, oder Spreu, legt in die Mitte desselben ein Ei, oder einen frisch getödteten Vogel oder einige gedörrte, mit Bilsenöl ganz schwach beträufelte Pflaumen, und macht dahin das bereits angegebene Geschleppe.

Sobald sich der Jäger überzeugt hat, daß der Steinmarder die Kirrung aufgenommen, so erneuert er diese noch 2 — 3 Mal, um den Marder recht vertraut zu machen, und vertauscht dann das Ei oder die Pflaume mit der so eben angegebenen Beköderung, wodurch der Steinmarder noch mehr zur Annahme dieses Spreu- oder Häckerlinghaufens gereizt wird.

Nun nimmt der Jäger diesen weg, legt auf der nämlichen Stelle das mit einer der vorgetragenen Marder-Wittrungen gut verwitterte und fängischgestellte Tellereisen, bedeckt es mit Spreu oder Häckerling, je nachdem eines von Beiden früher hier aufgehäuft war, ganz leicht, und belegt das Teller mit der gebratenen Brodkruste, worauf er ein frisches Geschleppe macht.

Es versteht sich ohnehin, daß jederzeit, so oft der Jäger hier zu thun hat, von der ersten Anrichtung des Spreuhaufens an bis zur Vollendung des Fangapparats, Fußsohlen und Hände, wie bereits angegeben worden, verwittert werden müßen.

Anmerkung. Katzenkraut hat für den Steinmarder solch eine anziehende Kraft, daß er — wie Döbel sagt — „sobald er diese Wittrung inne wird, das Eisen nicht liegen läßt, und sollte er auch sein Leben dabei einbüßen."

Man könnte daher Dorfbewohnern, in deren Gebäuden Steinmarder stecken, rathen, sich mit einem Jäger zu verständigen, daß er auf den geeigneten Plätzen abwechselnd einige, mit Marum verum verwitterte Tellereisen lege, und mit diesem oder sonst einer recht anreizenden Kirrung schleppe; aber daß auch während der Zeit, wo der Jäger den Steinmardern nachstellt, jede Katze eingesperrt bleibe. — Schon nach wenigen Tagen würden die Marder sich gefangen und ihre Bälge dem Jäger annehmbaren Gewinn, ihre Ausrottung dem Dorfbewohner großen Nutzen verschafft haben.

Noch muß ich bemerken, daß Einige behaupten: ein klein wenig Zibet unter den Teller des sehr rein geputzten Tritteisens gelegt, ersetze jede andere Wittrung und kirre den Steinmarder eben so heftig an, als das Katzenkraut.

C. Das Legen des Tellereisens auf Mauern oder Lehmwänden.

Gar zu gerne passirt der Steinmarder auf diesen. — Hat der Jäger einen solchen Paß ausgeforscht, so legt er da sein gehörig verwittertes und fängisch gestelltes Tellereisen, überfüttert es ganz leicht mit trocknem Laube und hängt an einem Reif oder einem Stabe ein Stück von Hasengeräusch oder ein Ei oder einen frisch getödteten Vogel gerade über dem Teller so hoch auf, daß der Steinmarder etwas

darnach springen muß und dann auf den Teller zu stehen kommt. Damit der Marder dem Eisen nicht leicht ausweichen kann, so legt man an dessen beiden Seiten Reisigwellen, die ½ Fuß über das Eisen emporragen, aber hinter und vor dem Eisen, etwa ¼ Fuß davon weg, einen Reisigbündel, wodurch der Steinmarder, will er den aufgehangenen Köder erreichen, zum Springen gezwungen wird.

Der Jäger bedient sich auch hier der öfters erwähnten Schleppe von vorn und hintenher bis an die Reisigbündel, und bereitet diese, wie das Eisen und die Ueberfütterung mit etwas verwitterten Händen.

D. Das Legen des Tellereisens auf dem Absprunge.

Einfacher gibt es nichts, als diese Fangart. —

Bei der ersten Neue spürt der Jäger nach dem Absprung. Hat er ihn gefunden, so legt er auf selben das fängisch gestellte, übrigens unverwitterte Eisen, und füttert es leicht in trocknes Laub ein.

Oft hat der Steinmarder noch einen Absprung, gewöhnlich sehr weit von dem ersten entfernt. Auch diesen muß der Jäger ausgehen, und eben so mit einem Tellereisen belegen.

Fang in der Metze. — In „des Waidmanns neuer Practica" wurde diese Fangart zuerst aufgeführt. Wir haben in Altbayern viele Gegenden, wo der Jäger nie auf das Bekommen eines Steinmarders rechnen darf, denn dort weiß jeder Landmann mit dem Marderfange in der Metze gar herrlich umzugehen. — Auch in Böhmen, im Salzburgischen, im Baiernschen Walde, in Oberöstereich, in einigen Bezirken von Schwaben wird diese Fangart ausgeübt. — In andern Ländern war sie ganz unbekannt.

Mit dem Worte: Metzen (statt Metze) bezeichnet man in baierischer Volkssprache ein hölzernes Gefäß, worinn man Getraide jeder Art abmißt, und welches Gefäß, nämlich der sogenannte große Metzen, von dessen Gebrauch hier die Rede ist — den 6ten Theil eines baierischen Scheffels enthält.

Die besten Plätze zur Aufstellung des Metzens sind Getraide- und Kirchböden, abgelegene, wenig besuchte Gänge und solche etwas raumvolle Plätze, wo der Steinmarder bei seinen nächtlichen Raubgängen am häufigsten seinen Paß nimmt.

Der Metzen wird so gestellt — daß der Boden oben zu stehen kommt. Der obere, deckellose Rand — nun die Unterfläche — wird auf einer Seite, gewöhnlich auf der, von welcher her der Steinmarder seinen Paß hält, so weit gelüftet, daß der Marder, ohnehin vermögend, durch die engsten Löcher zu schlüpfen, auch da so viel Raum hat, in das Innere des Metzens, nämlich zum Anbiß, zu kriechen.

Dieses Lüften des Metzens, diese Seitenöffnung, dieser Einschlupf für den Steinmarder wird dadurch bereitet, daß man ein Stück Schindelholz, welches ¼ Fuß breit und so lang ist, daß es, vorn an der Oeffnung des Metzens höchstens ein paar Zoll heraussteheud und mit einem zugespizten Ende bis in die Mitte des innern Raumes reichend,

so unter dem Metzen steckt, daß dieser, hinten auf seinem eigenen Rand ruhend, vorne auf der Kante — (auf der sogenannten Schneide) des eingesteckten Schindelholzes aufliegt. — Das zugespitzte Ende dieses Aufstellholzes reicht, wie gesagt, bis in die Mitte des innern Raumes des Metzens und an dasselbe ist als Anbiß ein gebratener Katzenkopf, oder ein Stück von einem gebratenen Häring, oder eine gebackene, mit 2 — 3 Tropfen Bilsenöl beträufelte Pflaume mittels eines feinen, aber zähen Bindfadens so stark zu befestigen, daß der Steinmarder, um eine dieser Kirrungen los zu bringen, mit Gewalt daran reißen muß.

Ist der Metzen auf diese Art fängisch gestellt, so wird er oben mit einem ganzen Ziegel- oder sonstigen gewichtvollen Stein beschwert. Auch hier darf nicht übersehen werden, das Befestigen des Anbisses, wie das Aufstellen des Schindelspans nur mit verwitterten Händen vorzunehmen. — Uebrigens kirrt man den Steinmarder von 2 — 3 Seiten her, aber immer in gerader Richtung nach dem aufgestellten Randtheil des Metzens, durch aufgestreute Stückchen eines gebratenen Härings oder Katzenfleisches — am besten durch eine Schleppe.

Der auf seinen Raub unter dem Schutz der Nacht umher schleichende Steinmarder kommt an den kirrenden Auswurf oder an den anlockenden Geruch, den die Schleppe hinterlassen hat. — Gierig nach den Leckerbissen verfolgt er diesen Wegweiser und schlüpft durch die trügerische Oeffnung in das Innere des Metzens. — Der Anbiß ist zu sehr befestigt, als daß er ihn ohne Anwendung von Gewalt losbringen könnte; er reißt daran, das auf seiner Kante stehende Schindelholz schlägt um, der aufgestellte Randtheil des Metzens fällt nieder und das Gewicht des Ziegel- oder sonstigen Steins vereitelt alle Mühe des Gefangenen, das einsperrende Gefäß von irgend einer Seite so weit zu lüften, daß er hinaus schlüpfen könnte. — Er hat durch das Gefühl der Gefangenschaft, und durch die Ahnung der Gefahr den Kopf so verloren, daß er nicht auf den Gedanken kömmt, mit seinem scharfen Gebiß sich durchzuschneiden.

Um des nun eingeschlossenen Steinmarders auf die sicherste Weise habhaft zu werden, müßen zwei darinn wohlbewanderte Männer gemeinschaftlich und beim Zusammenwirken wohl aufpassend, Hand anlegen. — Der eine reibt den Metzen auf der nämlichen Stelle langsam hin und her — von der linken zur rechten, von dieser zu jener Seite — und lüftet nach und nach — während des ununterbrochenen Reibens — den Metzen auf einer Seite so weit, daß zwischen dessen Rand und dem Boden eine Oeffnung von 3 — 4 Zoll entstehet. — Bald wird aus dieser Oeffnung die Spitze der Ruthe des Steinmarders hervorkommen, die aber ja nicht eher ergriffen werden darf, als bis der rechte Augenblick da ist. — Ist sie aber durch unaufhörliches Reiben des Metzens so weit heraus geschlüpft, daß sie mit voller Hand fest gepackt werden kann, so drückt der Reibende den Rand des Metzens so stark auf die Ruthe nieder, daß sie unbeweglich eingeklemmt ist. —

Jezt faßt sie der Gehülfe des Reibenden so fest als möglich in die ganze Faust — dieser hebt rasch den Metzen auf — jener reißt den Steinmarder mit weit ausgestrecktem Arm blitzschnell an der Ruthe empor und schlägt dessen Kopf mit kräftigem Schwung an den Boden, an einen Balken, oder an die Mauer mit aller Gewalt und so oft, bis das Thier keine Lebenszeichen mehr gibt, worauf man ihm mit einem schon bereit gehaltenen Knüppel noch ein paar tüchtige Schläge quer über die Nase gibt, um ihn sicher todt zu schlagen, denn der Steinmarder — nur durch Querschläge über die Nase leicht zu tödten, hat ein sehr zähes Leben. — Die waidmännische Erfahrung beurkundet, daß Steinmarder, mit dem Kopf an die Steinwand, aber mit dem Stock nicht über die Nase geschlagen — mehrere Stunden wie verendet da lagen, sich plötzlich erholten, und vor den Augen des unvorsichtigen oder nachläßigen Jägers Reißaus nahmen.

Fang in der Iltiß-Falle. — M. s. diese Fangart bei der Fangjagd auf **Iltiße**.

Fang in der Mordfalle. — M. s. diese Fangart bei der Fangjagd auf **Baummarder**.

Fang im Netze. — Die Marder-Netze (sowohl für den Stein- als auch für den Baummarder) werden von dünnem, aber sehr starkem Bindfaden gestrickt, und müßen busenreich, dabei so enge seyn, daß der Marder mit dem Köpfchen nicht durchfahren kann. — Ihre Höhe muß 2 ½ — 3 Fuß, die Länge eines jeden Netzes 45 — 50 Fuß betragen.

Sie leisten vortreffliche Dienste beim Ausjagen, sowohl wenn Mangel an Schützen oder unter diesen so mancher ist, auf dessen Flinte die Friedensworte stehen: „du sollst nicht tödten."

Ich ziehe das Ausjagen des Steinmarders mit dem **Fang im Netzen** dem des Ausjagens zum Schießen weit vor, und zwar aus folgenden Gründen:

a. Nicht in Städten, wie schon gesagt, — sondern in Dörfern, Weilern, auf Einöden werden die Marder ausgepocht. — Wir kennen kein Bauernhaus, in dessen nächster Umgebung nicht Düngerhaufen, Stroh, trocknes Reisig und andre brennbare, leicht zu entzündende Materialien umherliegen. — Die Vorsicht, beim Ausjagen eines Steinmarders nur Vorschläge von Kuh- oder Rehhaaren, von Filz oder Baumbart zu führen, ist so leicht vergessen; der Papierpfropf glimmt, von Niemand bemerkt, im Stroh, im Reisig, im trocknen Laub mit wuchernder Ausbreitung fort; ein Luftstoß, die helle Flamme schlägt empor, und — der **Marderbalg** ist um eine **Brandstätte** gewonnen.

NB. Nirgends soll daher das Marder-Ausjagen mit Schießen gestattet seyn. —

b. Ein Gebäude, sey es, welches es wolle, kann bei diesem Jagdtriebe nur so umstellt werden, daß nicht die meisten, oder doch mehrere Schützen ganz frei stehen, mithin von dem Marder, der jederzeit

vor dem Ausfahren aus einer Dachlücke oder sonstigen Oeffnung sichert, gewahret zu werden. — Der Marder, seiner lauernden Todtfeinde ansichtig, wirft wieder um, und hält sich so lange als möglich, wodurch das Ausjagen sehr langwierig und ungemein mühesam, oft gar nicht ausführbar wird, oder er fährt mit solcher Blitzschnelle aus, daß es selbst dem gewandtesten Schützen kaum möglich ist, ihn zu fassen und Feuer zu geben, ehe er nicht schon wieder in einem Schlupfwinkel ist, wo er fast nie, oder nur mit außerordentlichen Schwierigkeiten ausgepocht werden kann.

Vertreten dagegen die Marderneße die Stelle der Schützen, so gewahret der Marder beim Sichern nichts, was ihn gegen das Ausfahren verprellt. Ohne nun zu zögern, thut er dies mit seiner angebornen Lebhaftigkeit, und fällt nach wenigen Augenblicken in den Netzen ein, von denen er wahrlich keine Ahnung hatte.

c. Im Februar, nach sehr ungünstigen Wintern oft in die Mitte des Monats März hin, ranzt der Steinmarder. Zu dieser Zeit stecken oft in einer Scheune 3 — 5 Männchen bei einem und demselben Weibchen. — Jezt wird ausgepocht. Das muthigste oder das furchtsamste Mitglied der verliebten Gesellschaft sucht in der Flucht sein Heil. Da kracht ein tüchtiger Schuß, und dieses Krachen hat solch eine schreckende Wirkung auf die übrigen, daß sie alle List und Schlauheit anwenden, daß sie ihre Fähigkeit, sich fast so schlank zu machen, um, wie man sagt, durch ein Nadelöhr zu gehen, gewandt benützen, die Auspocher bis zur Verzweiflung zu ermüden, oder in einen Versteck zu schlüpfen, worinn sie auch gegen die hartnäckigste und furchtreichste Belagerung geschüzt sind.

Ist aber kein lauernder Schütze da, fällt kein schreckender Schuß, so bedenken sich auch die Uebrigen nicht, dem Beispiele ihres ausreißenden Vorgängers zu folgen. — Und so trifft es sich häufig, daß die ganze Gesellschaft sich fast zu gleicher Zeit in den Netzen gefangen hat. —

Wie das Auspochen zum Schießen im Innern der von Steinmardern bewohnten Scheunen ꝛc. behandelt wird, so geschieht es auch beim Auspochen zum Fang in Netzen. — Von Außen unterscheidet es sich dadurch, daß die durchzupochende Scheune in einer Entfernung von 8 — 10 Schritten mit den dicht aneinander gereihten, recht busenreich gerichteten Marderneßen umstellt wird, und daß der Jäger sich und seine Gehülfen an Orte versteckt, von welchen aus ein jeder eine eigne Seite der Scheune übersehen kann, um den in die Netze eingefallenen Marder gleich mit einem Querschlag über die Nase zu tödten, — da dieser, um sich loszumachen so heftig mit den Branten und dem Gebisse am Netze arbeitet, daß dieses in Trümmer, und der Fang des Marders in die Brüche gehen würde, wollte man seinen wirksamen Bemühungen nicht schnell mit einem derben Stocke ein Ende machen.

Soll ein gefangener Steinmarder auf Befehl der Herrschaft le-
ndig eingeliefert werden, so knebelt ihn der Jäger gerade wie es
it dem Fuchse geschieht, doch bedient er sich, statt der Dachszange
ier Schmiedzange mit langen Faßschenkeln.

Das Streifen geschieht wie das des Fuchses, jedoch nicht früs
r, als bis der Steinmarder ganz verkühlt ist.

Der Steinmarder, bei der Vor- und Zubereitung gerade so be-
ndelt, wie der Fuchs, ist noch viel schmackhafter, saftreicher und
tter, als dieser, und wird vom Waidmanne um so mehr mit ganz
rtrefflichem Appetit gespeist, als dieses Thierchen, selbst ein wahres
ckermaul, Maulwürfe, Ratten und Mäuse nur in der Hungersnoth,
er selbst in der Gefahr des Verhungerns kein Aas annimmt.

Marder-Jagd.

B. Jagd auf Baummarder.

Aufgang und Abschuß wie beim Steinmarder.

Diese Jagdzeit wird in Revieren eingehalten, wo man den Baum-
rder, seines schönen und geldgültigen Balges wegen nur im Spät-
bst und Winter schießt oder fangt.

Da aber der Baummarder den jungen Hasen, den Wildenten,
n Auer- und Birkgeflügel, den Reb- und Haselhühnern aufs gie-
ste nachstellt, mithin für die Wildbahn ein höchst schädliches Raub-
er ist, so soll er zu keiner Jahreszeit verschont werden.

Jagdarten und deren wahlverwandte Verrichtungen.

**Aufjagen. Aufziehen. Ausdämpfen. Ausheben.
smachen. Beködern. Fangen. Fängisch stellen. Ge-
nst machen. Schießen aufs Raizen. Schleppen. Strei-
. Verfeuern.**

I. Schießjagd.

Aufjagen. — Der seines Revieres, mithin der Waldtheile,
nn dieses oder jenes Wild seinen Stand, sein Lager hat, genau
ige Jäger weiß auch die Bezirke, innerhalb deren Baummarder
n Aufenthalt haben.

Im Spätherbste, wenn noch kein Schnee liegt, macht er von Zeit
eit ein verlornes Jagen nach Baummarder, d. h. er läßt von ei-
guten Finder, der aber auf jedes Haarwild nur sehr kurz

anhält, die Dichte des Waldtheiles absuchen, in welchem er Baummarder hat.

Dieses **Absuchen** beschränkt sich auf keine gewisse Tageszeit, indem der Baummarder eigentlich nur bei Nacht auf Raub ausgeht, jedoch auch zuweilen beim Tage seinen **Kobel** verläßt, um auf Eichhörnchen Jagd zu machen, oder nach Vögeln zu suchen. — Je dichter, je weniger beunruhigt die Gegend ist, worinn sich der Baummarder aufhält, desto sicherer und häufiger ist auch am Tage sein Umherwandern in den Dickungen und im stillen abgelegenen, tiefdunkeln Stangenholze.

Hat der Hund Laut gegeben und der Jäger sich überzeugt, daß der Reif einem Baummarder gilt, so eilt er dem Hunde mit lauten Zusprechen nach, bis dieser Standlaut gibt, ein Zeichen, daß der Marder aufgebaumt ist.

Nun umkreist der Jäger den Baum, scharfen Auges nach den Aesten hinauf spähend, um den Marder zu erblicken, der sich in einer **Zwasel** oder auf einem Aste so platt als möglich gedrückt hat, oder wenn er am Baume aufgeholzt ist, wo sich sein **Kobel** befindet, in diesen gefahren ist.

Gewöhnlich streckt sich der Marder mit dem Köpfchen über den Ast oder aus dem Kobel heraus und äuget recht neugierig mit seinem Blicke nach dem verbellenden Hund herab. Geschieht dieses, so schleicht sich der Jäger an eine Stelle, von welcher aus er den Marder am besten fassen kann.

NB. Er soll sich mit dem Schusse nicht übereilen, denn der Marder liegt so lange, als ihn der Hund verbellt, so fest, daß der Jäger, wenn er nur eine einfache Flinte führt und mit dieser den Marder fehlt, noch Zeit hat, einen zweiten Schuß anzubringen, ehe der Marder fortsezt.

Es trifft sich aber auch gar oft, daß der Marder seine sonstige Neugierde gänzlich bemeistert und auf dem Aste, wo er sich gedrückt, oder im Kobel, welchen er befahren hat, unbeweglich liegen bleibt, daher ihn auch der Jäger nicht ersehen kann. — Da wendet er einen kleinen Kunstgriff an, den Baummarder dahin zu vermögen, daß er nicht nur aus seinem Verstecke herabgucke, sondern auch sich oft mit der Hälfte des Oberleibes über Ast oder Kobel herausstrecke. Der ganze Kunstgriff besteht blos darinn, daß der Jäger mit dem Kolben seiner Flinte an den Stamm des Baumes, 4 — 5 Fuß hoch vom Boden herauf, mäßig stark, aber in rasch sich folgenden Stößen, dann damit einhaltend, dann sie wieder fortsetzend, einige Minuten lang stoße. — Schon bei den ersten 3 — 4 Stößen sieht man das Köpfchen des Baummarders über den Ast oder den Kobel hervorgestreckt; anfangs nur bis an die Kehle, aber dann immer weiter herausragend, je öfter Stöße und Pausen mit einander abwechseln und je dichter, also für den Marder unersehbarer sich der Jäger an den Stamm andringt. — Es ist die Neugierde des Marders, welche, im Vereine

it dem Erschrecken über das unbekannte und unheimliche, durch das nstoßen mit dem Gewehrkolben entstandene Tremuliren des Baumes, n alle Vorsicht vergessen läßt und so weit aus dem Verstecke hervortreibt, daß er das volle Blatt, oder den vollen Stich zum Beschießen rbietet.

Hat nun der Jäger auf eben angegebene Weise mit dem Gewehrlben den Baum bearbeitet, so darf er sicher seyn, nun den Marder if schießbare Art und längere Zeit hindurch in dieser Stellung zu blicken. — Er verläßt nun seinen Stand, um, 15 — 20 Schritte m Baume entfernt, eine Stelle zu suchen, von welcher aus er eine eie Aussicht auf Aeste oder Kobel hat, wo es ihm nicht schwer seyn ird, den nach ihm herabäugenden, dabei gewöhnlich das Köpfchen hin id her wiegenden Marder zu ersehen.

1. Nachtrag.

So mancher Baummarder wird, ohne vorhergegangenes Aufjagen, er Ausmachen —, (M. s. diesen Art.) von demjenigen Jäger geossen, der nicht immer auf den Boden oder gar für sich hin schaut, idern von Zeit zu Zeit auch seine Augen zu den höhern Regionen iebt, d. h., zu den Aesten und Wipfeln hoher Bäume, und sie aufrksam durchspähet, ob er nicht in einer Zwasel, oder auf einem Aste ien dort der Ruhe pflegenden oder auf ein Eichhorn lauernden Baumirder erblickt.

NB. Nie gehe der Jäger während der Jagdzeit auf Edelmarder einem Baum mit einem Kobel vorüber, ohne einige Mal mäßig rk und rasch hinter einander an den Baum zu stoßen.

Es ist ganz richtig, daß der Jäger zehn Eichhörnchen aus den beln herausgucken sieht — (denn das Eichhorn bewohnt ebenfalls ei- i Kobel, wie der Baummarder und hat mit ihm die Eigenheit geiin, bei der leisesten Erschütterung des Kobelbaumes sich aufzuman und herabzugucken) bis er einen Baummarder antrifft, indem se in unsern Forsten von Jahr zu Jahr seltner werden, da man ih- i als berüchtigte Wildbahnfeinde und des kostbaren Winterbalges gen zu eifrig nachstellt. — Aber die kleine Mühe, zur Spätherbstd Winterzeit — (zu allen Jahreszeiten in Revieren, wo dieses Wild ht gehegt wird) bei den Waldgängen nach Kobeln aufzuschauen d an Bäume zu stoßen, auf welchen solche sind, wird oft reichlich ohnt.

2. Nachtrag.

Wir haben noch 2 Fälle abzuhandeln, die schon unzählige Mal rgekommen, auch neuerdings zu jeder Zeit dem Jäger aufstoßen köni und wichtig genug sind, um ihn, den angehenden Waidmann r Jagdfreund, mit den Mitteln bekannt zu machen, deren er sich seinem Vortheil bedienen muß.

1. Fall. Der Hund jagt einen Baummarder auf, der zu Baume t, oder der Jäger erblickt einen schon aufgebaumten, hat aber das

gehörige Blei nicht, oder sich zufällig verschossen, oder kann dieses Marders nicht habhaft werden, ohne einen Gehülfen zu haben.

Es handelt sich also darum, daß der Marder nicht ab- oder fortholze, bis der Jäger das für diesen Fall Nöthige herbeigeschafft hat.

Das Ab- und Fortholzen wird dadurch verhindert, daß der Jäger ein Gespenst macht.

Wenn der Jäger an einem Baume oder Poschen, der dem, worauf der Marder sizt, nahe gegenüber und diesem im Gesichte ist, seine Waidtasche, oder seine Jacke, oder ein großes weißes Tuch aufhängt, so macht er, — nach der Waidmannssprache — ein Gespenst, und dieses hat auf den Baummarder solch eine erschreckende und beängstigende, ihn gleichsam auf einen Fleck bannende Wirkung, daß der Marder nicht wagt, seinen Platz zu verlassen, bis dieses Gespenst, das er immer anstarrt, wieder hinweggenommen oder durch das Mond-dunkel verhüllet ist, daher der Jäger bei mäßiger Eile Zeit genug hat, sich das, was er zur Habhaftwerdung des Marders bedarf, von Hause oder aus dem nächsten Orte zu holen.

2. Fall. Der Hund jagt einen Marder zu Baume und verbellt ihn; es ist aber schon so dunkel, daß der Jäger den Marder nicht mehr deutlich gewahren kann, oder zum Beschießen nicht mehr genügendes Büchsenlicht hat.

Will er nun diesen Marder nicht aufgeben, so animirt er den Hund zum eifrigen Verbellen, — (wodurch der Marder fest gemacht wird) und eilt nun an das Verfeuern, d. h., er macht unter dem Baume, wo der Marder aufgefahren ist, ein lustig-brennendes Feuer und unterhält es, bis der Tag angebrochen und hinlängliches Büchsenlicht vorhanden ist, den mit weit herausragendem Oberleib immer starr auf das Feuer äugenden Marder mittelst eines guten Anschusses von seinem hohen Sitze herabzuholen.

(Auch bei der Wildkatze ist das Gespenst machen und das Verfeuern mit gutem Erfolg anwendbar.)

Ausmachen. — Die Kenntniß des Ausmachens eines Baummarders ist dem Jäger unerläßlich nothwendig, und kann nur durch den werkthätigen Unterricht eines darinn fermen Jägers auf dem Platze selbst mit der Marder-Spur vor den Augen erworben, durch hinreichende Uebung befestigt werden.

Was Döbel und Dietrich a. d. Winkell in ihren Jagd-Lehrbüchern darüber vorgetragen haben, ist, nach meiner vollen Ueberzeugung, der gediegenste Vorunterricht, der über diesen schwierigen Gegenstand ausgesprochen werden kann, mithin auch, wie er aus der Feder der beiden Altmeister geflossen ist, in diesen Blättern an die angehenden Jäger und Jagdfreunde überliefert wird.

A. Ausmachen nach Döbel.

Ob gleich die Baummarder kleine Raubthiere sind, wie ich im ersten Theile schon beschrieben; so sind sie dennoch auch sehr listig, und

ohl zu observiren, wenn man sie ausmachen und fangen will, in-
assen dieselben viele bewundernswürdige Gänge auf den Bäumen,
wohl oben herüber, als auch von unten hinauf machen.

Wenn denn ein Neues (frischer Schnee) fällt, so gehet man in
e Waldungen, und gebraucht sich bei den Kreisen, der breiten Alleen
er Wege, allwo die Bäume oben mit den Aesten nicht so nahe
sammen gewachsen sind, alldieweil derselbe oben wohl mehr als hun-
rt und weit mehrere Schritte, auf den Boden gerechnet, von einem
aume zum andern, fortkommen und baumen kann.

Sobald ich einen Baummarder spüre, so bleibe ich gleich auf sei-
m Gange, (wie er sich spüret, ist im ersten Theile genugsam be-
rieben) gehe beständig auf seiner Fährten fort, daß ich sie austrete,
malen er bei langen Nächten weit geht, auch wo er sich bald zur
uhe stecken will, öfters mannigfaltige Gänge übereinander her macht.
mme ich nun an den ersten Kreuzgang, wo die Fährten überein-
der zu sehen, so gebe ich wohl Achtung, mit welchem Gange er über
i andern weggegangen.

Dieses ist hieran zu marquiren, wenn er mit den lezten Fährten
erſten etwas mit Schnee zugestrichen; alsbald nehme ich die lezte
hrte auf, und folge dieser nach, und trete sie immer aus, gebe
hl Achtung, daß, da er wieder zu Baume ist, ich gleich etliche
britte weit vom Baume rund herum gehe, indem er zuweilen auf
er Seite des Baumes hinauf, und auf der andern gleich wieder
um baumet, derselbe von des Baumes Aesten auf eine Stange,
lche etwan nahe dabei stehet, und darauf herunter, auch baumet er
hl auf einer Stange hinauf bis oben an, von derselben auf den
hsten Baum, und denn immer oben von einem Baume zum an-
n fort.

Wenn das geschieht; so muß ich vorgreifen, und einen Kreis her-
nehmen, und über mich mit wahrnehmen, allwo er nicht hat von
:m Baume zu oben wegkommen können. Wäre er nun eine Ecke oben
, und wieder herunter, verfolge ich den Gang weiter fort. So
er wieder zu Baume ist, mache ich es ebenermaßen wieder so, und
fe vor.

Ist er nun an keinem Orte wieder herunter; so muß ich die
ime oben wohl betrachten, ob Löcher in den Bäumen oder in den
en sind; zumalen sie wohl in Spechtlöcher, oder in Eichhorns- und
bvogel-Horsten einkriechen können. Ich kann es auch einigermassen
ihr werden, wenn ich observire, ob er den Schnee an den Löchern
und herunter gestoßen.

Zuweilen ist er auch wohl in einem Loche gewesen, hat ihm aber
nne nicht angestanden, und ist in ein anderes darneben gekrochen.
muß ich in dem ganzen umgangenen Kreise, da er aufgebaumet
nicht wieder weg ist. Denn sonst würde ich mir mit dem be-
rlichen Baum-hinaufsteigen viel vergebliche Mühe machen.

Wenn nun zu glauben, daß er in diesem oder jenem Baume steckt; alsdann muß man hinauf steigen, die Höhle größer machen, und ihn, wie hiernach folget, heraus holen.

Es darf sich aber ein Marderfänger nicht verdrießen lassen, wenn er im ersten Tage, da ein Neues gefallen, nicht gleich einen Marder spüret, zumalen sie gerne sich im ersten Tage oder in der ersten Nacht verschneien lassen, und nicht ausgehen. Also darf er nur den andern Tag seine Kreisgänge wieder thun; so wird auch alsdenn, so anders Marder in derselben Gegend vorhanden sind, jeder seine Mühe noch belohnt bekommen.

B. Ausmachen nach Dietrich a. d. Winckell.

„Das Ausmachen der Baummarder im Winter bei einer Neue ist eine Jagdart, von der viele Jäger sprechen, zu deren Ausübung ihnen aber größtentheils die erfoderliche Mühsamkeit, Besonnenheit und Ausdauer fehlt. Unstreitig ist es auch eine der ermüdendsten, wie sich aus der nachfolgenden Beschreibung ergeben wird, und nur da, wo es dem Jäger gestattet ist, einen hohlen Baum nach Gutbefinden fällen zu lassen, kann auf sichere Belohnung der Mühe gerechnet werden.

Wer nun die Beschwerlichkeit in diesem Falle nicht scheuet, der geht, wenn es Abends zuvor, oder in der Nacht zu schneien aufgehört hat, mit Tagesanbruch auf allen Wegen im Reviere, die so breit sind, daß der Marder auf den überhangenden Aesten nicht querüberbaumen kann, umher, bis er eine Spur desselben findet. *)

Ihr folgt man sogleich und unabläßig. Nicht selten wird sich der Fall ereignen, daß der Marder bei seinen Widergängen eine Kreuzspur gemacht hat (d. h. über die erste Spur hinübergegangen ist); schon an dieser Stelle ist Achtsamkeit nöthig, um zu bemerken, welches die frischesten Tritte sind. Man sieht diß einzig daran, daß sie ganz rein ausgedrückt, die ältern hingegen bei dem Uebergange etwas mit Schnee zugestrichen sind. Die bestimmt frischeste Spur wird dann angenommen, wäre diese aber nicht entschieden auszumitteln, so muß man der folgen, auf welcher man kam.

Um durch die Kreuzspur in der Folge nicht verwirrt zu werden, muß man jeden Tritt, dem man folgt, jezt, wie immer vertreten.

Kommt man nun an eine Stelle, wo der Marder gebaumet hat, so wird der Baum in einer Entfernung von einigen Schritten rund umgangen, weil der Marder entweder an der entgegengesezten Seite des Stammes wieder heruntergefahren ist, oder fortgeholzet hat. Im ersten Fall nimmt man die Spur gleich wieder auf, im letzten muß man erst auf die gewöhnlich noch mit Schnee behangenen Wipfel der umstehenden Stangen und Bäume genau Acht haben, um durch die

*) Hat es bis spät in die Nacht geschneit, so geschieht dieses erst den zweiten Morgen.

Schnee entblößten Stellen, wo der Marder aufbolzte, sich fortzu-
en. Will diß nicht gelingen, so muß ein mäßiger Bezirk um den
um her, auf welchen der Marder gefahren war, umkreiset werden,
man sich Gewißheit verschafft hat, ob er weiter fort ist, oder auf
m der im Kreise befindlichen Bäume zu suchen sey. Um diese
wißheit zu erlangen, werden — wenn man durchaus keine Spur
et — die Kreisgänge so lange erweitert, und dabei solche Stellen
nders gewählt, auf denen der Marder nicht fortholzen konnte, bis
n gewiß glauben kann, er müße in dem umgangenen Bezirke
en.

Alle in demselben stehenden Bäume muß man genau betrachten,
Spuren des Fortbaumens an den Aesten, ob Specht- oder Astlö-
in den Hauptstämmen, und ob Horste oder Nester auf den Wi-
n sichtbar sind.

Ob der Marder in ein Loch gefahren ist, wird man gewöhnlich
dem davon abgestoßenen Schnee gewahr, der klümpchenweis unten
Hauptstamme liegt. Steckt er in einem Neste oder Horste, so be-
kt man solches fast immer daran, daß er beim Ausscharren des
nees aus demselben einiges Genäck mit herunterwarf. — Gewöhn-
guckt er auch, wenn er unten den Jäger gewahrt, ein klein we-
mit dem Kopfe hervor. Erblickt man diesen, so schießt man mit
rot Nr. 0 oder auch mit der Büchse in das Nest und sucht ihn zu
ßen. Bleibt er todt (verendet) im Neste liegen, so muß freilich
and hinaufsteigen, um seiner habhaft zu werden.

Gegen den Schluß dieser Anleitung zum Marder-Ausmachen er-
e ich mir eine auf mehrere Erfahrung gegründete Einwendung.
einen Marder-Kobel nur einmal gesehen und recht genau betrach-
at, wird sich überzeugt haben, daß

a. der Kobel jederzeit hoch oben, wo nicht ganz in den allerhöch-
doch gleich in den zunächst daran liegenden Baumzwaseln errichtet,
daß er

b. aus einer äußerst dichten Verflechtung und Verwebung sehr
: und elastischer Laub- oder Nadelholz-Zweige besteht, denn der
mmarder versteht die Kunst, diesen Kobel, die frühere Wohnung
durch ihn daraus vertriebenen Eichhorns nicht nur zu erweitern
zu vergrößern, sondern auch durch eine stärkere Ueberflechtung
Witterung wie auch gegen äußere Gewalt schützend und kräftig
achen.

Die hohe Lage des Kobels, auch seine dichte, starke Consistenz ge-
n in der Regel den Schroten, und seien diese auch von Nr. 0,
Eindringen bis in den innern Raum, bis in das Lager des
nmarders; was aber den Schuß mit der Büchse, — also Kugel-
g — anbetrifft, so durchbohrt und durchfährt die Kugel aller-
den Kobel, aber bei dem so geringen Raum, den sie ausfüllt,
wahrhaft nur dem Zufalle zuzuschreiben, wenn sie gerade so
lägt, daß der Marder, der gerade in dieser oder jener Stellung

auf dem Lager ruht, oder sich im Kobel hin und her bewegt, oder auf der vom Schießenden nicht zu überschauenden Gegenseite, an der Wand des Kobels zum Ausstehen sich aufgerichtet hat, von der Kugel getroffen wird.

Da also das Beschießen des Kobels mit Nr. 0, wenn er eine hohe Stelle und die gewöhnliche Dichte hat, unter zehnmaligem Eintritt kaum 1 — 2 Mal seinen Zweck, nämlich den, den Baummarder zu erlegen oder doch gut anzuschweißen, erreicht und da mit Recht angenommen wird, daß ein Schuß mit der Büchse, auf geradehin in den Kobel gethan, wo nicht immer, doch meistentheils ein verlornes Schießen ist, so soll der Jäger, sobald er einen Baummarder ausgemacht hat, dessen Erlegung nicht dem Zufalle verdanken, oder gar umsonst seinen Schuß und seine Zeit hingeben, sondern jene Hülfsmittel benützen, die beim Aufjagen des Marders, (M. s. diesen Art.) angewendet werden, um ihn zur Annahme einer solchen Lage, wie Stellung zu bringen, daß er mit sicherm Erfolge beschossen werden kann.

Daß hier, wie beim Aufjagen, ein scharfer, flüchtiger Hund nöthig ist, um den mehr oder minder wunden Marder, wenn er aus dem Kobel abspringt, zu packen und zu würgen, oder, sollte dies nicht geschehen können, doch gleich wieder auffahren zu machen. – (wobei ihm der gewandte Schütze mit dem zweiten Laufe des Zwillings wohl den großen Theil des Reisezieles ersparen wird) versteht sich schon nehin.

Es möchte aber der Fall eintreten, daß der Jäger einen Marder ausmacht, der nicht einen Kobel, sondern sein Lager in einem Baum hat, der vom untern Theil an bis zu einer gewissen Oeffnung hinauf hohl ist, oder hoch oben ein Loch hat. — Was ist hier zu thun! –

1. Angenommen, daß der Baum hoch oben ein Loch hat, und daß darinn der Marder steckt.

Der Jäger versucht zuvor das ihm bekannte Mittel, (M. s. d. Art. Aufjagen) den Marder so weit aus dem Loch herausschauen zu machen, daß er ihn gehörig fassen und einen guten Anschuß anbringen kann. — Bequemt sich der Marder nicht, nach den Wünschen des Jägers weit genug hervorzugucken, so bleibt ihm nichts übrig, als das Ausheben, wenn nämlich der Baum bis zum Loche hinauf, worin der Marder steckt, ersteigbar ist. — In diesem Falle steigt er bis zum Loch hinauf, und hebt den Marder aus, d. h. nach der Waidmannssprache, er faßt ihn mit dem, am Ladstocke angeschraubten Flintenkrätzer so fest, daß sich der Marder von selbem nicht losmachen und am Krätzer mit aller Sicherheit aus dem Loche gezogen werden kann.

Braucht er zum Ersteigen des Baumes oder zur sonstigen Habhaftwerdung des Marders eine Beihülfe, die er erst heranholen muß, so macht er ein Gespenst, (M. s. diesen Art. bei Aufjagen) und eilt nach Hause, um das Benöthigte herbei zu schaffen.

2. Angenommen, daß der Baum, worinn der Marder steckt, von unten hinauf bis zu einer gewissen Höhe hohl ist und diese Höhlung in eine Oeffnung ausläuft, durch welche der Marder ausfahren kann.

In diesem Falle nimmt der Jäger das Ausdämpfen vor. Er bereitet nämlich in der Höhlung des Baumes ein Gemenge von ganz dürrem Geknäck und ganz trocknem Laub und Moos, bedeckt dieses mit feuchtem Gras oder Heu, mit feuchten Wolle- und Linnenlappen, mit einigen Stückchen Schwefel, und zündet nun das Reisig oder Geknäck an.

Im Augenblicke des Aufschlagens der Flamme springt er auf den Platz hin, welchen er sich schon vorher ausersehen hat, um von da aus das Baumloch beschießen zu können, wo der Marder, sobald ihn der im Innern des hohlen Baumes aufqualmende Rauch zu belästigen anfängt, äußerst flüchtig ausfährt. Daher ihn der Jäger, die Oeffnung im Auge, mit angelegter Flinte erwartet.

Daß bei diesem Ausdämpfen, welches auch unter solchen Verhältnissen auf die Wildkatze mit gleich günstigem Erfolge angewendet wird, der Jäger einen scharfen, flüchtigen Hund bei sich hat, ob den Baummarder (oder die Wildkatze) nach dem mehr oder minder guten Anschuß zu würgen, — wenn auch nur zu stellen, oder nach einem Fehlschuß gleich wieder zu Baume zu jagen — ist eben so nothwendig, als auch dieser ganze Jagdbetrieb viel sicherer und kürzer zu Stande kommt, wenn der Jäger einen Gehülfen bei sich hat, der, während er selbst sich zum Beschießen des ausfahrenden Marders an den gehörigen Plaz stellt, das Schmauchfeuer bereitet, und dann, wenn der Marder gefehlt und wieder aufgefahren ist, ihm nach der Verschiedenheit des Bedürfnisses an die Hand geht.

5. Angenommen, daß der Baum, worinn ein Marder, (oder eine Wildkatze) steckt, gefällt werden darf.

Hier gibt es gewöhnlich zwei Fälle, entweder daß der Marder schon beim Krachen und Sinken des Baumes ausfährt, oder daß er in seinem Loche wie eingebannt aushält, bis die Holzhauer ihn mit Stecken herausstöbern.

(Uebrigens habe ich auch schon einige Mal den Fall gehabt, daß Marder, die in einem hoch gelegenen Baumloche stecken, nicht ausfuhren, ungeachtet der gefällte Baum mit der heftigsten Erschütterung zu Boden stürzte. Ich hob sie glücklich aus, nachdem aber bei zweien das Loch erweitert werden mußte.)

Der Jäger hat hier nichts anders zu thun, als sich in schußfertiger Haltung, den als wacker bewährten Hund gelöset dicht hinter sich oder dicht zur Seite, so anzustellen, daß er das Loch, worinn der Marder steckt, immer im Auge hat, es auch beim Sinken und Stürzen des Baumes nicht aus dem Auge läßt, um den ausfahrenden Marder (oder die Wildkatze) gleich aufs Korn nehmen zu können, — daß er

aber in seinem Stande vom fallenden Baume nicht erreicht oder sonst beschädigt werden kann.

Hat der Jäger Hasennetze, so werden ihm diese gewiß sehr nützlich seyn, wenn er mit ihnen den Baum busenreich umstellt, jedoch in solcher Entfernung, daß sie beim Fallen der Baum mit seinem Wipfel nicht zu erreichen vermag. — Es sind oft in der Umgebung des Baumes an diesem kleine Boden- oder andere Dickichte so nahe, daß sie der, während des Sinkens oder gleich nach dem Sturze des Baumes ausfahrende Marder mittels eines einzigen Sprunges aus seinem Loche erreicht und in diesen schneller verschwindet, als ihn der Jäger schießen kann, dafür aber in den Netzen einfällt.

Nur noch ein paar Bemerkungen:

1) Der Baummarder scheuet den ersten Schnee und geht nach dessen Erscheinung die ersten 24 Stunden hindurch äußerst selten aus; daher darf der Jäger, wenn er bei der ersten Neue abspürt, und auf keine Marderspur kommt, keineswegs glauben, daß deßwegen keine Baummarder in seinem Reviere seyen.

2) Nie spüre der Jäger ab, um einen Baummarder auszumachen, ohne daß er sich mit einem verläßigen Hund, dazu mit gutem Feuerzeug, Kienspänen, Schwefelstücken und Woll- oder anderen Lappen versehe, die sich vorzüglich zur Erzeugung eines recht stinkend-qualmigen Rauches eignen, da es sich gar oft trifft, daß er den ausgemachten Marder (oder die Wildkatze) nicht in einem Kobel, sondern in einem Baumloche findet und zum Ausdämpfen seine Zuflucht nehmen muß.

3) Wenn es sich immerhin thun läßt, so nehme der Jäger bei seinem Ausgange zum Abspüren nach Baummardern einen Gehülfen mit, der sich mit einer Axt zum Fällen des Baumes, worinn der Marder steckt — (wohlverstanden wenn dieses Baumfällen gestattet ist) mit einem Handbeil zur allenfallsigen Erweiterung der Baumhöhlung, worinn das Schmauchfeuer angemacht werden soll, oder des Loches, wenn es nicht weit genug ist, um den Marder ausheben zu können, mit feuchtem Heu zur Vermehrung des Rauchqualmes versieht und die Hasennetze trägt.

Solch ein Gehülfe, wenn auch kein Jäger, sondern nur ein gelehriger Bauernbursche, wird, nach 2 — 3 maliger Anwesenheit beim Ausmachen eines Baummarders und bei aufmerksamer Beobachtung des Verfahrens des Jägers sich von dieser Kunst soviel aneignen, um dem Jäger recht nützlich an die Hand zu gehen.

Schießen aufs Raizen.

Ich habe in diesem Werke bereits an geeigneter Stelle gesagt, wodurch ich, — natürlicher Weise nicht mit meiner freudigen Einstimmung — verursacht wurde „in meiner" des Waidmanns neuer Practica, so manchen Jagdbetrieb unberührt zu lassen, der für den ange-

enden, wie für den routinirten Jäger gewiß nicht ohne Inte-
esse ist.

Ich mußte, nebst so manchem andern werthvollem Jagdbetriebe
ich den vorstehenden mit Stillschweigen übergehen. Aber warum
haten dies auch unsere Matadore unter den Jagdschriftstellern? —
Sollte einem Döbel, Bechstein, Jester und Dietrich a. d.
Winckell unbekannt geblieben seyn, daß unter allen Jagdbetrieben
uf den Baummarder das Schießen aufs Raizen einer der sichersten und
er angenehmsten ist?

Ich nenne ihn sicher, weil der blut- und mord- und freßgierige
uchs nicht so hurtig und eifrig aufs Raizen lauft, als der Baum-
arder; — ich nenne ihn angenehm, weil er in jedem Waldtheile,
o Baummarder sind, zu jeder Jahres- und Tageszeit, dabei ohne alle
e Bemühungen, Requisiten und Vor- und Einrichtungen ausüben
nn, welche das Schießen nach dem Aufjagen, das Ausmachen, das
usdämpfen und die verschiedenartige Fangjagd in Anspruch
hmen.

Aber wie jede Sache ihre zwei Seiten hat, eine gute und eine
limme, so mangelt es auch diesem Jagdbetriebe nicht an der schlim-
n, welche darin besteht, daß, der nur ein Mal durch einen verun-
ckten Lockton oder durch einen Fehlschuß verprellte Baummarder nie
eder aufs Raizen lauft.

Das Erste wiederfährt so leicht, oft so häufig, selbst dem im
chahmen der Stimme eines Wildes ganz fermen Jäger, und des
tern darf sich auch hier der beste Schütze nicht schämen, denn der
ummarder holzt schon nach den ersten Raizlauten in größter Flucht
nach dem nächsten Dickicht hin, wo er einige Augenblicke nach den
ten hin lauscht. Sind diese nun so täuschend nachgeahmt, daß der
rder ein ihm als Beute willkommenes Wild wirklich zu verneh-
glaubt, so fährt er so schnell daher, daß man ihn kaum zu fassen
; aber noch schneller wirft er um, wenn er, ausgestattet mit ei-
ungemein scharfen Gesichte und eben so feinem Verwinden, dabei
rst scheu, irgend etwas ihm unheimlich Dünkendes gewahrt, ver-
mt oder wittert. Wäre diese schlimme Seite nicht, so würde bei
Eifer, mit welchem der Baummarder aufs Raizen lauft, diese
rwildart bald ausgerottet seyn.

Der Baummarder lauft

a. aufs Schmutzen,
b. aufs Schrillern,
c. aufs Rebhühner-Rufen und
d. auf die Nachahmung des bekannten Duck, Duck, Duck!,
es die Eichhörner so weit vernehmbar ausgeben, wenn sie geschreckt
geängstigt werden.

Dieses Gluchsen verräth dem Baummarder, daß einer seines
mmes oder sonst ein Feind des Eichhorns ihm auf der Ferse sizt.
h einen köstlichen Leckerbissen soll kein Anderer für sich allein haben;

der Marder will davon seinen Theil oder vielleicht gar das ganze Gericht. Daher sein allerflüchtigstes Hineilen auf den Platz, von welchem her ihm das melodische Duck, Duck, Duck! — so einladend entgegen tönt, daher das Vergessen seiner sonstigen Vorsicht und prüfenden Forschung, — so daß er fast bis zu den Fußen des Raizenden daherfährt.

Wer die Stimme des geängstigten und höchst geschüchterten Eichhorns ganz täuschend nachahmen kann, der wird, wenn er sonst ein verläßiger Schütze ist, in marderreichen Revieren eine gute Ausbeute machen.

Die Ausübung dieses Jagdbetriebes ist an sich selbst sehr einfach.

Vor Allem verschafft sich der Jäger die Kenntniß der Waldstrecken, worin Baummarder ihren Stand haben.

In diesem Waldtheile wählt er sich eine möglichst freie, dort und da mit Bäumen besezte Blöße, oder im Hochholze eine weit-bestandete, von Bodendickichten wo möglich leere Strecke, um da zu raizen, und zwar hinter einem Baume in sorgfältigst beobachteter Verborgenheit.

Hier raizt er mit Schmutzen, mit Schrillern, oder mit dem besonders anziehenden Gluchsen.

Wegen des pfeilschnellen Daherfahrens des Marders muß er das Raizen in schußfertiger Stellung ausüben.

NB. Auf das Schmutzen, Schrillern und Gluchsen kann in einsamen, wenig beunruhigten, von wildverwachsenen Dickungen durchschnittenen, großen Waldtheilen zu jeder Morgen-, Tages- und Abendstunde geraizt werden. Hält sich aber der Marder in mehr beirrten, daher beunruhigten Feldgehölzen oder Vorhölzern auf, so raizt man am zweckmäßigsten zur Abendzeit.

Das Raizen mit dem Hühnerruf geschieht nicht im Walde, sondern außerhalb desselben, und zwar bei Tagesanbruch, wo der Baummarder von seinen nächtlichen Raubstreifereien, die er von Zeit zu Zeit auf den die Waldung umliegenden Feldern vornimmt, zu Holze geht, gewöhnlich aber noch einige Zeit am Saume der Waldung oder gleich innerhalb desselben auf ein von ihm reißbares Haar- oder Federwild speculirt.

Noch vor Tagesanbruch geht der Jäger an den Stand, wo er mit dem Rebhühnerrufe locken will.

Dieser Stand ist auf dem Felde, auf einer Wiese, ꝛc. ein Baum, ein Gebüsch, oder sonst ein Versteck, in nicht zu weiter Entfernung gerade dem Waldtheile gegenüber, worin ein Baummarder seinen Zobel oder sein sonstiges Lager hat.

Findet sich auf diesem Felde ꝛc. kein natürlicher Versteck, nämlich ein Baum, ein Gesträuch, eine Hecke, u. s. w., so macht sich der Jäger einen künstlichen, d. h. einen Schirm von Laub- oder Nadelholzbäumchen.

Die beste Zeit zum Raizen mit dem Rebhühnerruf ist von Be-

olomä an bis Michaeli. — M. s. bei der Fangjagd auf Baummarder d. Art. Fang mit Raizen.

II. Fangjagd.

Fang im Angeleisen. —

Wird gerade wie beim Fuchsfang im Angeleisen behandelt, nur arf dieses nicht so stark seyn.

Fang in der Mordfalle.

A. auf Bäumen — I. nach Döbel.

Um die Mordfalle Fig. 7. gut anzubringen, muß man dazu inge Bäume (A. B. C.) eigens aussuchen, denn aller Orten wird sichs icht schicken. Hat man nun solche gefunden, so nimmt man 2 Stanen (1 und 2) jede 4 Ellen lang; eine zur Unterlage, die andere zur 'allstange, ferner ein Stück Holz, das so hingelegt wird, daß die Stückchen Holz zur Beschwerung (4, 4, 4, 4) mit einem Ende darauf uhen können, während sie mit dem andern Ende auf der Fallstange egen (3) — So legt man auch an den Baum ein alt Stück Holz, as den Baummardern zum Hinauflaufen nach der Mordfalle bequem heint und sie dazu anreizt.

In beide Stangen, wo das Stellholz hinkommt, macht man zwei ache Kerben, die sehr nothwendig sind, weil sonst der Baummarder, hne sich zu schaden, das Stellholz herumdrehen könnte. Dieses Stellolz soll 15 Zoll lang seyn und einen fast eben so langen Ast gerade us haben. — Unten und oben wird es eingekerbt und muß so stark eyn, daß man es mit dem Daumen und Mittelfinger umgreifen ann.

Sehr leicht ist das Fängisch-Stellen dieser Falle. Man legt orn ein Stück Holz an, bindet dann einen Vogel an den Ast des Stellholzes, hebt die Fallstange auf, sezt das Stellholz in die flachen kerben der Falle und Unterstange, so, daß der Vogel auswärts zu tehen kommt, legt auf die Fallstange und die dabei gelegene (3) zuvor ie Beschwerung, auch auf die Seite, wo der Vogel herauswärts hängt, Reisig und Holz, damit der Marder nicht von da, sondern ur auf der andern Seite zukommen kann. — Will nun der Baummarder den Vogel herein ziehen, so dreht sich das Stellholz von der Stange, und er wird gefangen. Man kann auch bisweilen einen Büschel Vogelbeeren mit an das Stellholz hängen, besonders, wenn nan merkt, daß der Marder darnach geht.

Die Mordfalle steht auf den Bäumen fast mannshoch überall so, daß man mit der Achsel die Fallstange aufheben kann.

Ich will indeß noch eine andere Einrichtung zum Stellen, (Fängisch-Stellen) anzeigen: Man benuzt einen ausgewachsenen Ast, oder in Ermanglung dessen schlägt man einen hölzernen Nagel ein, nimmt dann einen glatten dünnen Stock, oder macht noch besser statt des

Stockes einen doppelt geflochtenen messingenen Drath, woran vorn ein Stöckchen mit einer eingeschnittenen Kerbe zum Stellen angebunden ist, daselbst fest. Eine Stange oben mit einer Gabel, worin ein Querholz eingelegt wird, ist mit diesem, wie auch mit dem andern Ende, am Baume befestigt. An einer Schnur endlich wird das Stellholz angebunden.

Das Aufstellen geschieht also:

Wenn vorher die Beschwerung aufgelegt ist, hebt man die Schlag- oder Fallstange in die Höhe, zieht die Schnur über das Querholz, legt das Stellholz mit dem einen Ende an das Querholz, und mit dem andern in die Kerbe des Stelldrath-Stockes. — Zuvor ist ein Vogel, oder was dem Baummarder (oder der Wildkatze) angenehm, am Drath angebunden. Kommt nun ein solches Raubwild, (Marder oder Katze) und will das Angebundene herunter langen, so fährt die Kerbe vom Stellholz herunter, und es fängt sich.

Diese Einrichtung des Stellens ist feiner, deßhalb auch leichter abzuziehen.

Ebenfalls kann man auf die Art die Mordfallen höher machen, denn wenn man nur erst die Fallstange mit den Händen in die Höhe gehoben hat, so erhält man mit der Schnur solche recht gut, bis die Aufstellung fertig ist.

Ferner kann man eine Stütze bei sich haben, und solche, bis aufgestellt ist, unter die Fallstange setzen.

II. nach Dietrich a. d. Winckell.

Eins der zuverläßigsten Fangmittel für den Baummarder ist die Mordfalle.

Man nehme im September oder Oktober zwei, acht bis zehn Schuh lange, etwa 8 Zoll am schwächsten Ende im Durchmesser haltende, schnurgerade, glatte Heister (Baumstangen) mit der Schaale — (kieferne oder tannene sind die besten, wo diese aber nicht zu haben sind, wähle man eichene, buchene, eschene oder rüsterne) — und lasse, wenn sie nicht ganz gerade sind und überall genau auf einander passen, beide auf der innern Seite, nach der Schnur beschlagen (behauen), nächstdem wähle man noch eine, etwa sechzehn Schuh lange, armsstarke Anlaufstange, begebe sich damit in solche Gegenden des Reviers, wo Marder (Baummarder) sich aufhalten, und suche an und auf Dohnen oder Wildsteigen, im jungen dichten Holze, schickliche Plätze zur Anlage des Fangapparates.

Kann man an Ort und Stelle einen oder zwei junge Bäume finden, die fünf Fuß über der Erde eine Zwasel oder Mücke bilden, und so weit auseinander stehen, daß die eine starke Stange an beiden Enden in der Zwasel fest liegt, so ists am besten; außer der ersezt man ihre Stelle durch zwei armstarke so lange Mücken, daß sie fest eingetrieben, so hoch, wie oben gesagt, über der Erde stehen, und legt auf selbige die Unter- oder Grundstange fest ein.

Etwa fünfzehen Zoll weit vom stärkern Kopfende der Grundstange entfernt, wird nun das dünne Ende der Anlaufsstange an der linken Seite der erstern, mit dem Stammende aber in der Erde, fest angestemmt, so daß sie ihrer schrägen Richtung wegen den Raubthieren, (Baummarder, Steinmarder, Wildkatze) einen bequemen Anlauf gewährt und so ihren Namen verdient.

Hierauf wird die zweite starke Stange — als Fallstange — so auf die Grundstange gelegt, daß beide starke und beide schwache Enden, ingleichen die gegen einander gekehrten Seiten überall genau auf einander passen. Dann verbindet man beide am schwächern Hintertheile so mit Weiden- oder Bastbändern, daß sie nicht abgleiten und wanken, vorn aber frei in die Höhe gehoben werden können.

Oben auf der vordern Hälfte der Fallstange werden nun zwei oder drei etwa einen Schuh lange, zwei Zoll starke, beschalte (mit Rinde versehene) Querhölzer mit hölzernen Nägeln befestigt, diese dann mit trockenem Reisig belegt und auf diesem ein oder zwei Stücke Eichenholz zur Beschwerung im Gleichgewicht befestigt. Endlich setzt man am Kopfende, wo die Grundstange oben, die Fallstange unten einen flachen, einen halben Zoll breiten Kerb haben muß, ein paar Stützen unter, und läßt so das Ganze stehen bis zur Fangzeit.

Zu Anfang des Novembers schleppt man dann aus allen Gegenden des Reviers nach der Mordfalle zu mit Hasengescheide, oder mit der gebratenen Katze, überzieht nicht nur die Lauf- sondern auch an der innern Seite die Grundstange mit der Schleppe, verwittert auch wohl die Grund- und Fallstange, ingleichen das Stellholz mit Marderwittrung, und stellt dann auf eine der folgenden Arten fangbar auf. —

1) Man nimmt ein fünfzehn Zoll langes, anderthalb Zoll starkes, gerades, überall mit Schale belegtes Stellholz, an welchem gerade in der Mitte, oder etwas oberwärts ein fünfzehn Zoll langer Seitenast herausläuft, schneidet an dem starken Ober- und Untertheil dieses Holzes eine flache, einen halben Zoll breite Kümme so ein, daß, wenn die untere Kümme auf die vorn an der Grundstange befindliche Kerbe aufgesetzt, auf die obere Kümme aber die Kerbe der Fallstange zu ruhen kommt, der Seitenast so hinterwärts gerichtet steht, daß der daran befestigte Köder etwa vier Zoll über die rechte Seite der Grundstange hinaushängt. Zum Köder nimmt man Hasengescheide, oder einen Vogel (wenn es aber blos auf Baummarder angesehen ist,) einen ganzen in Gänsefett gebratenen, beim Braten etwas mit Zucker bestreuten oder mit Honig bestrichenen Häring, oder ein frisches, aber mit dem Gescheide gebratenes Eichhörnchen, und befestigt den Köder an der äußersten Spitze des Seitenastes am Stellholze.

Die Stellung selbst bestehet endlich darinn, daß die oben erwähnten Stützen weggenommen, und statt derselben die Kümmen des eben beschriebenen Stellholzes so knapp als möglich an die Kerben der Stan-

gen gesetzt werden, und so die Fallstange blos auf der obern Kümme ruht. Will nun der Marder sich den Köder zu Gemüthe führen, so rückt er zugleich am Stellholze, dieses fällt, und er wird von der Fallstange erschlagen.

2) Etwas umständlicher, aber leise (bei der geringsten Berührung rasch losschlagend) ist folgende Stellung:

Man nimmt zwei mit Schale belegte, anderthalb Zoll starke Stäbchen, von trockenem Holze, die wir A. und B. benennen wollen.

A. soll zwölf Zoll lang seyn, wird oben zugespitzt, unten der Breite nach meißelartig zugeschärft, und bekommt fünfthalb Zoll von der obern Spitze herab, gerade über einer der untern breit geschärften Seiten einen halben bis dreiviertel Zoll tiefen von unten hinauf geschnittenen Kerb. —

B. enthält zehn Zoll Länge, am untern Ende eine Spitze, am obern die meißelartige Schärfe, von dieser herabwärts ungefähr fünf Zoll gerechnet aber einen Zoll breiten, beinahe einen halben Zoll tiefen Einschnitt gerade über einer oder der andern Ecke der meißelartigen Schärfe.

Hiernächst muß man noch eine sechszehn Zoll lange, etwa einen Zoll starke beschalte Zunge C. bereit halten, die entweder an dem stärkern Ende einen natürlichen Haken hat, oder in welche man einen halben Zoll vom Kopfende herein, einen eben so breiten und tiefen Einschnitt macht, wie der bei B. erwähnte.

Hat man nun diesen natürlichen Haken horizontal, oder den Einschnitt perpendiculär nach der linken Seite gelegt; so wird viertehalb Zoll von dem innern Rande des Hakens oder Einschnitts gerade auf der nunmehrigen Oberfläche C. ein, einen halben Zoll tiefer Kerb gemacht.

Will man nun die Mordfalle stellen, so wird die Fallstange mit der linken Schulter in die Höhe gehoben, dann die Spitze des Stabes A. an der Mitte der untern Seite der Fallstange etwa zwei Zoll vom Ende derselben herein, die Spitze des Stabes B. fast auf der nehmlichen Stelle an der obern Seite der Grundstange aufgesezt, dann das meißelartige breite Ende von B. in den Kerb von A. eingestemmt, hierauf der Haken oder Einschnitt von C. in den von B. auswärts gesetzten Einschnitt eingelegt und, nachdem das meißelartige breite Ende von A. in den auf C. befindlichen Kerb geschoben, die Zunge C. aber nebst den Stäben A. und B. so gedreht, daß die äußerste Spitze der ersten etwa vier Zoll von der rechten Seite der Grundstange absteht, die Fallstange nach und nach langsam niedergelassen.

Sollten auch die ersten Versuche mit dieser Stellung mißlingen, so verliere man nur die Geduld nicht, und widerhole sie immer fort, bis alles ins Gleichgewicht gebracht ist. Steht sie einmal, so stellt sie vortrefflich.

Etwa zwei bis drei Zoll über die Zunge hinaus, drei Zoll vom Ende derselben nach dem Kopfende der Fallstange hinterwärts, wird

ben von der Felsdecke herab der Köder oder Anbiß gehängt. Will ieien der Marder sich zu eigen machen, so muß er auf die Zunge :eten. Augenblicklich schlägt dann die Stellung los, und er ist ge= ıngen.

Will man vor dem Wanken der Fallstangen gesichert seyn, so darf ur an jeder Seite des Kopfendes der Grundstange ein sechzehn Zoll ober Stab befestigt werden.

3) Noch bequemer, leichter und eben so sicher ist folgende 'angart:

Ungefähr achtzehn Zoll vom etwa sechs Zoll starken Stammende ner achtzehn Schuh langen Stange, vom harten Holze A. wird ein :ei Zoll langes, drei Viertelszoll breites Zapfenloch der Länge nach nkrecht durchgemeißelt, und auf der obern Seite der Stange etwa :ei Zoll vor dem erwähnten Loche, eine ungefähr sechzehn Zoll hohe, ı jeder Seite der Stange etwa acht Zoll überstehende weidene lechte B. unbeweglich befestigt, dann in dem Zapfenloch eine et= as über einen halben Zoll starke, ungefähr anderthalb Zoll breite, ınfzehn Zoll lange Zunge C, an welcher anderthalb Zoll vom untern nde, ein drei Viertelszoll tiefer Haken, (dessen Unterseite gerade, icht schief, läuft,) von oben herab angeschnitten; vier und einen iertelszoll oberhalb des Kerbes aber auf der Breite ein Loch von der tärke eines kleinen Fingers durchgebohrt.

Nachdem ferner ein etwas schwächeres Loch, in der Mitte des ıpfenloches, quer durch die Stange A. gebohrt worden, steckt man ırch ersteres die Zunge C. so, daß die Löcher, welche durch die Stange hen, auf das in der Zunge befindliche passen, der Haken aber unter= ılb der Stange nach dem schwächern Ende derselben hingerichtet steht, ıd schlägt ein, genau in das Stangenloch passendes, hölzernes Pflöck= en ein.

Hierauf bohrt man acht Zoll schnurgerade hinter dem Zapfenloche n nicht zu großes Loch wieder senkrecht durch die Stange, und schnei= :t endlich auf der untern Seite derselben einen Viertelzoll tiefen erb, drei Zoll von dem zulezt erwähnten Loche hinterwärts gerichtet, ıs. Dann richtet man ein zwölf Zoll langes, einen Zoll breites, nen Viertelzoll starkes Stellholz D. zu, schneidet drei Zoll von dem nen Ende auf den dünnen Seiten einander gegenüber Kerben ein, ›hrt einen Zoll breit hinter selbigen auf der breiten Seite in der Mitte ein kleines Loch durch, und schärft das Ende X. des Stellhol= s, welchem dieses Loch am nächsten ist, der Breite nach, von der Seite, die unten liegen soll, nach der obern, das andere Y. aber, ›n beiden Seiten nach der Mitte meißelartig scharf. Ferner glüht ıan eine starke Messing=Saite, die 5 Schuh Länge hat, aus, und ıacht daraus, nachdem an einem Ende die Oese fest daran gedreht orden, eine im Durchmesser eilf bis zwölf Zoll haltende Schleife E. ndlich schleift man einen acht bis zehn Pfund schweren Stein in ein

festes Leinchen F. so, daß von diesem ein Ende von achtzehen Zoll übrig bleibt.

Nächst diesen Geräthschaften mit einem der oben vorgeschlagenen Tellereisen-Marder-Anbisse und einem Läppchen, worauf etwas weniges Marderwittrung gestrichen ist, versehen, begibt man sich an solche Orte, wie die zur Einrichtung der Mordfalle vorgeschlagenen, legt da, (nachdem die Drathschleife, die Stellzunge und das Stellholz, ingleichen der Stein und das Leinchen leicht verwittert, auch der Köder an dem obern Ende der Stellzunge befestigt werden) das Stammende der Stange A. auf einen fünf bis sechs Schuh über der Erde stehenden Baumast, oder in eine Mücke, befestigt es da durch Weidenbänder, und schiebt das dünnere Ende unten in der Erde fest ein. Dann zieht man die Schleife E. auf, das herunterhängende Drathende aber von oben durch das hinter der Stellzunge C. befindliche Loch, schlägt den übrigen Drath dicht unter der Stange um die Kerben des Stellholzes D., so daß der längere Theil desselben dem Zungenhaken zugekehrt stehet, und befestigt den Drath hier gut.

Hierauf zieht man das Ende des Leinchens F. von unten hinein, durch das Loch im Stellholze, knüpft oben einen so starken Knoten, daß der Stein durch das Stellholz in die Höhe gehalten wird, bringt sogleich das kurze Ende X. in den Kerbeneinschnitt an der untern Stangenseite, den Haken der Zunge C. aber nur so knapp als möglich an das Stellholzende Y.

So steht nun alles fangbar; nur würde man, im Falle die Schleife nicht recht quer über der Stange stehen wollte, an jeder Seite der letztern, dicht hinter der Schleife, in einem kleinen Löchelchen ein schwaches Rohrstängelchen oder Weidenreis (an dem da, wo es an den obern Bogen der Schleife reicht, von unten hinaufwärts eine flache Lasche eingeschnitten wäre) schräg errichten müssen.

Kommt nun in der Nacht der Marder auf die — auch hier nicht zu vergessende — Schleppe, die über die Stange bis durch die Schleife hinauf fortgezogen werden kann, an den Fangplatz; so wird er den Anbiß nehmen wollen, dadurch aber die Stellung losschlagen, und er durch das herabfallende Gewicht mit der Schleife auf der Stange festgehalten werden.

B. auf der Erde.

Die zum Fange des Baummarders (auch des Steinmarders, der Wildkatze, des Iltißes, des Wiesels, selbst des Fuchses) sich vortrefflich eignende, auf der Erde fangbar zu stellende Mordfalle, Fig. 9 wird auf folgende Art verfertigt:

Man legt 3 oder 4 gerade, 6 Fuß lange und 6 Zoll dicke Hölzer, a. woran die Rinde bleiben muß, dicht neben einander auf die Erde und verbindet sie mittelst langer, hölzerner Nägel, oder durch untergenagelte Latten fest miteinander. — An der einen Seite dieser Hölzer werden 2 starke Pfähle b. — ebenfalls mit der Rinde — fest in die

rde geschlagen und zwischen diese Pfähle kommen 3 oder 4 Fallprü-
el c. die, 7 ½ Fuß lang 8 Zoll dick, durch übernagelte Latten mit
nander verbunden sind, und durch einen hölzernen Nagel d. zwi-
hen den Pfählen fest gehalten werden, sich aber leicht um den Nagel
:wegen lassen.

Vorn, dicht neben der einen Unterlage bei e. wird ein 2 ½ Fuß
us der Erde hervorstehender 4 Zoll dicker, spitziger, hölzerner Pfahl
senkrecht eingeschlagen, und vorn an den einen Fallprügel bei f.
ird ein 6 Zoll langer, spitziger Stellhaken eingebohrt, so daß, wenn
e Fallprügel aufgehoben sind, der in der Erde stehende Pfahl e. und
r Stellhaken f. genau auf einander passen, — der Stellhaken aber
och neben dem Pfahle herunter fallen kann.

Zur Stellung dieses Apparates sind endlich noch die beiden Kugeln
und h. nöthig.

Die eine g. welche von Eisen oder Messing ist, braucht nur
Zoll dick zu seyn; die andere h. aber, die 5 Zoll im Durchmesser
it, wird aus Eichenholz gedrechselt, und durch einige Pfund einge-
ssenes Blei noch schwerer gemacht.

Jezt zum Fängisch-Stellen. —

Man hebt die Fallprügel in die Höhe, bringt die kleine glatte
erne (oder messingerne) Kugel g. zwischen den Pfahl e. und den
tellhaken f. und legt die große schwere hölzerne Kugel vorn auf den
allprügel c. so, daß sie durch den geringsten Ruck an dem Stellfa-
n i., aus dem Gleichgewicht kommt und herunter fällt. — Die kleine
ugel wird von der schweren fortgerissen, die Fallprügel fallen blitz-
nell auf die Unterlage und der Marder (wie auch jedes der oben
gegebenen Raubthiere) wird festgehalten und todtgedrückt.

(Der stärkern Füchse wegen ist es sehr räthlich, unten in jedem
llprügel eine Reihe 1 Zoll langer, scharfer Spitzen befestigen zu las-
, die, aufwärts stehend, das gefangene Wild festhalten.)

Zur Kirrung des Marders (wie auch des übrigen, diese Falle an-
hmenden Raubwildes) nimmt man am allerliebsten einen frisch ge-
ngenen oder geschossenen Krammetsvogel — (in Ermanglung dessen
d auch gewiß mit dem besten Erfolge einen in Gänsefet oder But-
: gebratenen, dann in fein gestoßenen Zucker oder in Honig getauch-
Häring, oder ein frisch geschossenes, oder sammt dem Gescheide ge-
atenes Eichhorn) bindet diesem eine dünne aber feste Schnur um den
ib, bringt ein kleines Flügelschräubchen mit einem Loche unter dem
ider bei k. an, zieht die Schnur durch das Loch, schraubt noch ein
ches Schräubchen bei l. in den einen Fallprügel, zieht die Fang-
nur dadurch und befestigt sie an die große Kugel h.

Will nun der Baummarder die Kirrung abnehmen, so muß er
Fangschnur etwas anziehen. Dadurch kommt aber die große Ku-
h. aus dem Gleichgewicht, fällt herunter, reißt die kleine eiserne
der messingerne) Kugel g. mit sich fort, die Fallprügel schlagen au-
nblicklich nieder und der Marder — oder ꝛc. — ist gefangen.

a. Zur Zeit, wo der Jäger, um des Baummarders halbhaft zu werden, die übrigen Eisen und Fallen fängisch stellt, thut er dieses auch mit der Mordfalle auf der Erde.

b. Diese hat ihren besten Platz in Dickungen, auf alten, eingegangenen Waldfahrtwegen, in kleinen, schon bestehenden, oder eigens dazu ausgehauenen Geräumten an der Vogelschneiße.

c. Die kleine, eiserne oder messingne Kugel muß die Wetterseite haben, und, wie auch die andere Kugel, dann aber auch

d. die ganze Mordfalle in allen ihren Theilen gut verwittert werden, und zwar mit folgender Wittrung:

½ Pfund frisches Schweineschmalz, wie es aus dem Schweine kommt, wird in kleine Würfelchen geschnitten, dann mit 1 Loth ganz klein zerhackte weiße Zwiebeln und ½ Loth von der grünen Märschel-Schaale (Solanum dulcamara) tüchtig vermengt und zu einem Ballen geformt. Diesen legt man in einen ganz neuen irdenen Topf, setzt ihn mit einem wohl passenden Deckel über ein gelindes Kohlenfeuer und läßt diese Masse braten, bis die Schweineschmalz-Grieven gelb geworden sind. — Unter beständigem Rühren füge man dieser Masse bei:

1 Loth pulverisirte Violenwurzel, 1 Eßlöffel voll Honig und zermalmten Kampfer, von der Größe einer Haselnuß.

Nur 2 Minuten lang nach dieser Beigabe läßt man den Topf unter fortwährendem Rühren auf der Kohlengluth, (nicht mehr Kohlenfeuer) — dann gießt man sie in ein neues Stein- oder Glasgefäß und verwahret dieses, hermetisch verschlossen, an einem kühlen Orte.

Ein neuer, sehr reiner Wolllappen wird in diese Masse getaucht und damit die Falle verwittert.

e. Beim Anlegen, wie beim Fängisch-Stellen des Fangapparats müßen mit vorstehender Wittrung die Hände verwittert werden.

f. Die Schleppe sey eine gebratene Katze — (wie sie gebraten wird, ist beim Fuchsfang im Schwanenhals genau angegeben) oder ein frisches Hasengescheide.

Nicht nur jener Waldtheil, worinn Baummarder ihren immerwährenden Aufenthalt, (Stand) haben, — sondern so weit als möglich, am besten an den Jagdgränzen hin werde geschleppt, nicht nur um die da auf Raub sich einfindenden Baummarder, sondern auch Steinmarder, Wildkatzen, Füchse, Iltiße und Wiesel an diese Mordfalle zu kirren, da sie ein ausgezeichnet brauchbarer Fangapparat ist.

g. Die Falle muß täglich vom Jäger begangen, nach jedem Fange frisch beködert und das Schleppen oft erneuert werden.

Fang in der Klappfalle. — Wir haben die doppelte und die einfache beim Steinmarder-Fang kennen gelernt, auch wie diese und jene fängisch gestellt wird.

Für den Baummarder-Fang eignet sich die einklappige am besten, man in die Umzäunung der Fasangärten Lücken macht, welche Klappfalle, mit dem offenen Theile nach außen gestellt, gehörig ällt. — Sie wird verwittert wie das auf Baummarder gelegte reisen und die ebenfalls bei dieser gebrauchte Schleppe nach der pfalle angewendet.

Aus sehr angenehmer Erfahrung kann ich den Gebrauch der ein- igen Klappfalle in der Einfriedigung der Fasangärten nicht ge- empfehlen, nicht blos der Baummarder, sondern noch mehr der ischen Katzen, der Iltiße, Wiesel und Steinmarder wegen, denn diesen Raubthieren findet sich immer das eine oder das andere in Nähe der Fasanengärten, da die Bewohner derselben ein gar zu cher Leckerbissen sind.

Die an Fasanengärten in der Umzäumung gestellten Klappfallen m täglich Morgens und Abends abgesucht werden.

Fang mit Raizen. — In Revieren, wo der Baummarder- ıd von Bedeutung ist, und es sich daher lohnt, die — (beim nmarder beschriebenen) Netze sich anzuschaffen, leisten sie vorzüg- zute Dienste, wenn die Waldstrecken, in welchen man beim Rai- auf guten Erfolg hoffen darf, viele Bodendickichte enthalten, welche Beschießen des in selben heranfahrenden Baummarders sehr schwie- nachen.

Aber der Fang ist sicher und schnell, wenn

a. Die Mardergarne um eine Dickung herum busenreich und so lt werden, daß sie hart am Dickicht stehen und vom Gesträuche sam bedeckt sind, und

b. der im Schmutzen, oder Schrillern, oder im Nachahmen des Gluch- der beängstigten Eichhörnchen ganz ferme Jäger in Mitte eines Netzen umstellten Boden- oder Poschendickichts sehr wohl verbor- ist.

Der Fang mit Raizen macht sich besonders gut, wenn der Jäger Saum eines Gehölzes oder einer Waldung, worin sich Baum- er aufhalten, und welches an einem Saatfelde liegt, mit diesen n gegen die Abendzeit zu verrichtet, dann auf dem Saatfelde , 80 — 100 Schritt von den Netzen entfernt, diesen aber gerade iber, sich in einem Graben, hinter einem Baume, einem Ge- be, einer Hecke, — oder, in Ermanglung solcher natürlichen Ver- — in einem Schirme — und zur Abendzeit, wenn die Rebhüh- ısammenrufen, mit einem Hühnerruf raizt.

Dieser süßen Stimme kann der Baummarder nicht widerstehen. rissen von den gierig belauschten Syrenen-Lauten eilt er ihnen eflügelter Hast entgegen und bald sagen ihm des Netzes um-

schlingende Fesseln mit schmerzendem Hohne, daß er ein Opfer seiner leckern Gelüste und des waidmännischen Truges geworden sey.

Fang im Tellereisen. — Unter allen vierfüßigen Raubthieren nimmt keines das Geschleppe und den Anbiß so gerne und so leicht an, als der Baummarder. Daher auch der Fang im Tellereisen unter die sichern Marder-Fangarten zu rechnen ist, wenn in der nächsten Umgebung der Waldstrecke, worin Baummarder sind, und in ihr selbst

a. dieses Eisen auf kleinen Waldwiesen, auf den freiesten Plätzen der Holzschläge, auf eben solchen in der Nähe der Schneußen gelegt, wenn es

b. gehörig verwittert und beködert, dann

c. an das Eisen mit folgendem geschleppt wird.

Jede Wittrung, die zum Fang des Steinmarders dem Tellereisen gegeben wird, kann auch mit gleichem Erfolge für den Baummarder gebraucht werden.

Als ganz vorzüglich empfiehlt sich eine gleichtheilige Vermengung von a. klein geriebenen Mutterkraut, b. pulverisirten Marum verum und c. gröblich gestoßenem Foenum graecum.

Mit dieser Mischung wird das Tellereisen tüchtig gerieben, dieses dann gelegt, eingefuttert und fängisch gerichtet, wie wir bereits über diese Fangart beim Fuchs und Steinmarder gesagt haben.

NB. Es darf nicht unterlassen werden, von dieser Mischung ein wenig unter das Teller zu streuen, oder mit der Füllung zu vermengen.

Als der dem Baummarder unwiderstehlich angenehme Anbiß bewährt sich die auf das Teller befestigte Hälfte eines in frischer, reiner Butter oder in Gänsefett gebratenen Härings, der ganz kurz vor dem Herausnehmen aus dem Brattiegel mit ganz fein gestoßenem Zucker bestreuet oder mit Honig eingerieben worden ist.

Die andere Hälfte dieses Härings kann als Vorwurf um das Eisen her benutzt werden.

In Ermanglung eines Härings nimmt man ein frisch geschossenes Eichhorn, oder Hasengescheid — (noch besser recht schweißiges Hasengeräusch) und hängt solches über das Eisen, wie beim Steinmarder gesagt worden.

NB. Gebraucht man diese oder jene Kirrung, so wird sich die kleine Mühe, das Tellereisen wie beim Steinmarderfang auf beiden Seiten, vorn und rückwärts mit Genäck zu verrichten, mit gutem Erfolge belohnen.

Die Katze, so gebraten, wie dieses beim Fuchsfang im Berlinereisen unter Schleppe gesagt worden ist, als solche gebraucht, behauptet den Vorzug von der Hasengescheid-Schleppe.

NB. Nicht unterlassen werde das Verwittern der Hände beim Legen und Stellen des Eisens, das Ueberschleppen des an und

dem Eisen angerichteten Geknäcks und das tägliche Absuchen des Eisens.

Fang in der Iltißfalle. — M. s. diese Fangart bei der Fangjagd auf Iltiße. —

Fang im Schwanenhalseisen. — Was darüber bei der Fangjagd auf Steinmarder gesagt worden ist, gilt auch für den Baummarder.

Das Streifen geschieht wie beim Fuchs, eben so die Behandlung des Balges beim und nach dem Aufziehen.

Daß der Baummarder, für des Waidmanns hausmännischen Tisch eben so bereitet, wie der Steinmarder, einen Braten gibt, der einen köstlichen Wohlgeschmack, eine wahre Saftfülle hat, kann ich aus vielfacher Erfahrung verbürgen.

Iltißjagd. — Hier kann von keinem Aufgang und von keinem Abschuß die Rede seyn, da der Iltiß, so weit es in seinen Kräften liegt, der Wildbahn und dem Hühnerstalle, der Speisekammer und dem Taubenschlage ein gefährliches Raubthier, und sein Balg, des fast unvertilgbaren Gestankes wegen, auch in der besten Zeit von ganz geringem Werthe ist, daher dem Iltiß das ganze Jahr hindurch, vorzüglich dem Weibchen und seinen Jungen von Mitte April an bis gegen Ende May mit Geschoß und Falle aufs eifrigste nachgestellt werden soll.

Jagdarten und deren wahlverwandte Verrichtungen.

Ankirren. Ausjagen. Ausmachen. Fangen. Fänge stellen. Schießen aufs Wetzen. Schleppen. Streifen. Verwittern.

I. Schießjagd.

Ausjagen. — Vor Ausübung dieses Jagdbetriebes wird das Ausmachen vorgenommen, welches, wie sich ohnehin versteht, nur bei einer Neue, am besten bei einer Hauptneue geschieht.

Hat sich der Iltiß bei Eintritt des Winters aus seinen Frühlings-, Sommer- und Herbst-Landhäusern, d. h., aus Felsenritzen und Steinklüften, eingegangenen Fuchs- und Dachsbauen, ausgetrockneten Mühl- und Teichgräben, im Vorholze, in Feldköpfen, in bebuschten Hohlwegen unter niedrigem Gesträuche, auf Waldsaumwiesen, in bestruppten Hängen, ausgeführten Röhren, aus Vertiefungen unter Scheiterhaufen oder Reisigbündeln, aus Baumstamm- oder Windfallhöhlun-

gen ꝛc. in die von Menschen bewohnten Gehöfte zurückgezogen, um da in den abgelegensten Winkeln der Scheunen, in Löchern auf den Dachböden, in Höhlungen der Ställe und Holzschoppen, unter Steinhaufen, Bauschutt, Wellenbündeln, Holzstößen ꝛc. für die Dauer der kalten und schneeigen Jahreszeit das Winterpalais zu bewohnen, so benüzt der Jäger die erste Neue, um diesen, als seinen und des Gehöftbesitzers erklärten Erbfeind auszumachen.

Die Spur des Iltiß ist der Marderspur ähnlich, unterscheidet sich aber von dieser darin, daß

a. der Iltiß nicht so weite Sprünge macht, als der Marder,

b. die Klauen nicht so völlig behaart und durch eine schmälere Membran verbunden sind, sich also einzeln deutlicher abdrücken, und

c. daß die Spur sich auch anders gestellt zeigt, denn beide Tritte in jeder Spur stehen entweder mehr neben einander, als schräg vor einander, und das hintere Paar enger zusammen, als das vordere.

(Die Iltißspur ähnelt in der Stellung der eines nicht sehr flüchtigen Hasen, doch findet man sie nie lange fortgesezt.)

Da der Iltiß bei seinen nächtlichen Wanderungen nach Raub viele Hin- und Hergänge macht, so muß man beim Ausmachen hierauf sehr aufmerksam seyn, und überall, wo man mehrere Hin- und Hergänge auf einer Stelle findet, solche genau zählen. Spürt man z. B., daß der Iltiß 2 oder 4 Mal hin-, und 3 oder 5 Mal zurückgegangen ist, so muß man dem ungeraden dritten oder fünften Gange folgen; bei einer geraden Zahl von Gängen aber genau nachsehen, mit welcher Spur er die andere vertreten oder verstrichen hat; dieses ist offenbar die Spur, welcher man folgen muß.

a. Wo um eine Spur mehr hinein als heraus ist, da steckt der Iltiß.

b. Bei Kreuzgängen folgt man derjenigen Spur, mit welcher die ältere überstrichen ist, und vertritt sie.

c. Bei Wiedergängen auf ein und demselben Passe vertritt man die größere Zahl der Spuren und folgt der geringern.

Ist nun der Iltiß ausgemacht, so wird er ausgejagt – dieß kann aber nur geschehen, wenn der Iltiß nicht im Innern des Gehöftes, z. B. auf Dachböden, in Getraidscheunen, Ställen, Holzschoppen u. s. w. sein Lager hat -- (wo dann die Falle, oder das Tellereisen gebraucht wird), sondern wenn er im Hofraume oder in der Nähe eines Hauses den Winter zubringt, und unter Holzstößen, Bauschutt, Steinhaufen ꝛc. steckt.

Auf einem Platze, von welchem aus der Jäger nicht nur das Loch, durch welches der Iltiß zum Lager geht, sondern auch die Umgebung beschießen kann, stellt er sich an, zu seinen Füßen einen scharfen Hund, der flüchtig genug ist, den ausgejagten Iltiß, im Falle der Jäger einen Fehlschuß gethan, oder den Iltiß schlecht

geschossen hat, zu fangen, ehe dieser einen neuen Schlupfwinkel erreicht. —

Die Ausübung des Ausjagens selbst richtet sich nach dem Verstecke des Iltisses. — Ist er unter einem Holzstoß, unter Steinen oder Bauschutt, so muß dieser von den zum Ausjagen bestimmten Leuten aus einander geworfen werden. Steckt er in nicht zu tiefen Höhlungen, so wird er mit einem Stocke herausgestöbert.

Das Ausjagen mit Ausmachen ist ein Winter-Jagdbetrieb, und zwar bei einer Neue. Aber auch zur Zeit, wo sich der Iltiß noch im Freien aufhält, also in seinem Sommerquartiere, findet das Ausjagen auch statt und oft viel leichter als im Winter. Der Jäger kennt die Gegend, worin die Iltiße seines Revieres ihre Lager haben. In der Abenddämmerung, in mondhellen Nächten verbirgt er sich dort; er beobachtet die auf Raub ausgehenden Iltiße beim Hin- und Hergang; dadurch lernt er ihre Schlupfwinkel kennen. — Steckt der Iltiß in einer von ihm ausgeführten Röhre, in einem Loche am Rande ausgetrockneter Mühl- und Teichgerinne, so stellt er sich da an, von wo aus er die Oeffnung dieses Versteckes unbemerkt überschauen und beschießen kann, macht den Hund von der Leine und läßt nun von einem Gehülfen so lange Wasser in die Röhre gießen, bis der Iltiß ausfährt.

Aus hohlen Bäumen wird er mit dem Stocke ausgetrieben und vom schußfertigen Jäger und dem gierig lauernden Hund auf geeignetem Platze erwartet.

Einfacher und sicherer ist das Schießen aufs Wetzen.

Es ist bekannt, daß der Iltiß durch das anhaltende Wetzen eines Eisens an dem andern oder eines — sogenannten — Wetzsteins an einer Sense bis zur Wuth gereizt, und dadurch aus seinem Loche hervorgelockt wird, um den Wetzenden mit der heftigsten Bissigkeit wie vollblind anzunehmen.

Hat der Jäger ein Iltißlager ausgekundschaftet, so stellt er in dessen Nähe einen Knecht oder eine Magd auf einen erhöhten Gegenstand, der sonst an einen Platz, den der Iltiß nicht erreichen kann, z. B. in Innern des Hauses an ein Erdgeschoß-Fenster; — er selbst aber nimmt hinter dem Iltiß-Versteck eine zum Beschießen des Iltißes geeignete Stelle ein. — Kaum ist das Wetzen angegangen, als der Iltiß pfeilschnell aus seinem Loche nach den ihn zur Wuth reizenden Tönen hin fährt, um da unter dem Geschoße des Jägers ein Opfer dieser besondern Eigenheit zu werden.

(M. s. Fang im Garne.)

Der Iltiß wird mit Hühnerschrot geschossen.

II. Fangjagd.

Fang in der Drathschleife. — So sicher auch diese Fangart, so umgehen wir sie doch, theils der Umstände wegen, die ihre

Anrichtung macht, theils weil andere Fangarten bei eben so großer Sicherheit eines guten Erfolges viel einfacher sind, und weniger Mühe erfordern. — Daher gehen wir gleich über zum Fang in der Iltiß-Falle, von welcher Dietrich a. d. Winckell eine ausführliche Beschreibung liefert.

Man schlägt 3 Bretter, von denen jedes 4 Fuß lang und 1 Fuß breit ist, so zusammen, daß eins den Boden ausmacht, die andern beiden die senkrecht stehenden Seiten bilden, das Ganze aber die Form einer Rinne hat.

Oben auf der Mitte dieser Rinne wird ein 3 Zoll breites Lattenstück querüber gelegt und auf der obern Kante der Seitenbretter, mit dem sogenannten Schwalbenschwanze eingefalzt und in dem Falze fest angenagelt; dann schneidet man gerade unter dieser Querleiste an dem linken Seitenbrette dicht über dem Bodenbrette ein 1 Zoll breites, 3 Zoll hohes Loch und 1 Zoll hoch über diesem, auswendig, einen flachen Kerb ein.

Oben an jeder Seite der Querleiste wird mit Lederbänden ein Deckbrett angenagelt oder an den Seitenbrettern leicht beweglich eingezapft, welches gerade so breit ist, als die Rinne, und so lang, daß das am Vorderende winkelrecht befestigte, 13 Zoll hohe, und 13 Zoll breite Vorfallbrett den Kasten völlig schließt.

Von beiden Kopfenden eines jeden der Seitenbretter 11 Zoll herein, nagelt man nun auswendig ein $2\frac{1}{2}$ Zoll breites, 1 Zoll starkes Säulchen, senkrecht stehend, so an, daß es 14 Zoll über das Deckbrett hinaus reicht. — Zwischen diesen einander gegen über stehenden Säulchen werden am obern Ende, quer über die Deckbretter, runde, zoll starke Stäbchen, — nachdem an selbige 12 — 13 Zoll lange, $2\frac{1}{2}$ Zoll breite und eben so starke Zungen leicht beweglich angepaßt worden, — fest verkeilt.

Innwendig im Kasten, dicht am Boden, in der Mitte des rechten Seitenbrettes, dem Einschnitte am linken gegenüber, wird die 15 Zoll lange Stellzunge, nachdem sie mit dem schmalen, nicht völlig 1 Zoll breiten, 3 Zoll langen Ende durch den Einschnitt gesteckt worden, mit einem Lederbändchen angenagelt. — So weit die Zunge im Kasten liegt, kann sie $2\frac{1}{2}$ — 3 Zoll breit und etwa 4 Linien stark seyn, am schmäleren Kopfende aber, welches aus dem Seitenbretts-Einschnitte hervorgeht, muß sie mehr Stärke haben, damit man einen Kerb einschneiden kann.

Endlich befestigt man oben an jedem Vorfallbrette in der Mitte ein Leinchen, zieht es über den zwischen den Säulchen befindlichen Querstab, hebt vermittelst dieser Leinchen beide Fallbretter wenigstens 9 Zoll hoch von dem Boden in die Höhe, und knüpft erstere, — nachdem man abgemessen, wie lang sie seyn müßen, um, wenn die Falle fängisch steht, die Fallbretter in der angegebenen Höhe zu erhalten, — in der Mitte eines etwa 4 Zoll langen, $\frac{3}{4}$ Zoll breiten, $\frac{1}{2}$ Zoll starken, oben und unten meißelartig scharf geschnittenen Stellholzes fest.

NB. Die Iltißfalle darf nie frisch von der Mache, d. h., aus des Schreiners oder Zimmermanns Werkstätte her, gebraucht, sondern muß, bis sie die sogenannte Wetterfarbe angenommen hat, im Freien auf einem immer schattigen, aber dem Luftzuge und Regen ganz offenen Platze aufgestellt werden.

Hat der Jäger im Winter die Scheune, den Stall, den Holzschoppen, den Speicher rc., in deren Löchern oder Klüften, hat er das Scheiterholz, den Bauschutt, die Reisigbündel rc. ausgekundschaftet, unter welchen der Iltiß sein Lager genommen; hat er im Sommer die Röhren, hohlen Bäume, Wiesengesträuche, die ausgetrockneten Mühl- und Teichgräben rc. entdeckt, worinn der Iltiß steckt, so wählt er in der Nähe dieses Aufenthaltes einen Platz zum Ankirren, wo er als Köder ein Ei, Stückchen eines in frischer Butter oder Gänsefett gebratenen, mit Honig bestrichenen Härings, etwas Hasengeräusche, oder ein, längere Zeit in Häringslacke gelegenes Fischchens aufwirft.

Sehr nützlich ist das Schleppen nach dem Kirrungsplatze, und zwar dahin in gerader Richtung von dem Lagerplatze des Iltißes aus und nicht weiter als bis zum Aufwurf.

Der Köder selbst gibt die beste Schleppe.

Hat der Iltiß die, jedesmal erneuerte Kirrung 2 — 3 Nächte nach einander aufgenommen, so kommt die Reihe an die Falle, zuvor aber an das Verwittern derselben, wozu jede der bereits angegebenen Stein- und Baummarder-Wittrungen gebraucht werden kann, jedoch darf der Jäger des besten Erfolges gewiß seyn, wenn man

4 Loth Gänsefett über Kohlengluth gelinde zerfließen, dann in selbem 2 Fingerhüt voll gestoßenes Mutterkraut, 2 ditto voll klein geriebenes Marum verum, ½ Bohne groß, ein Stück Bibergeil und ½ Eßlöffel voll Fischthran so lange braten läßt, bis die Masse eine gelbe Farbe bekommt, worauf sie von der Gluth genommen, nach einer Zuthat von zehn Tropfen weißen Terpentin in ein steinernes Gefäß gethan, und dieses, mit einer Schweinsblase fest verbunden, an einem kühlen Orte aufbewahret wird.

Zum Verwittern der Falle nimmt man ein Klümpchen von der Größe einer Wallnuß und bereibt damit ganz leicht den Boden und die Seitenwände.

NB. Die verwitterte Falle wird so gestellt, daß sie, der Länge, und nicht der Breite nach gegen den Schleppstreif hin zu stehen kommt. —

Schon vor dem Hintragen der Falle auf den Fangplatz geschieht das Beködern, und zwar auf die Art, daß ein kleiner, frisch geschossener Vogel, ein gebratenes, mit Häringslacke beträufeltes Fischchen, ein Stück Häring, in Gänsefett geschmort und mit Honig bestrichen, etwas von recht schweißigem Hasengeräusch, oder von Hühnereingeweiden auf die Stellzunge gebunden wird.

Ist die verwitterte und beköderte Falle nun auf den Fangplatze nach oben angegebener Stellung gesetzt, so werden die Falldeckel in die

Höhe gezogen, der obere Theil des Stellholzes in den über den Einschnitt der Seitenwand eingemeißelten Kerb gestemmt, die Stellzunge in die Höhe gehoben und der untere Theil des Stellholzes in die Kerbe der Stellzunge gehängt.

So ist jezt das Fängisch-Stellen fertig und nichts mehr vom Jäger zu thun, als daß er die nämliche Schleppe, welche er bei der Kirrung angewendet, auch von der Aufenthalts-Umgebung des Iltiß bis an die Falle schleife, dann täglich Morgens und Abends bei dieser nachsehe, ob sich der Iltiß gefangen, und denselben gerade so wie einen in der Klappfalle gefangenen Marder in den Sack schüttle und darinn todtschlage.

NB. Nach jedesmaligem Fang wird unverzüglich die ganze Falle mit allen ihren Theilen in siedheißes Wasser gelegt, darinn ein paar Stunden gelassen, mit feinem Flußsand aufs sorgfältigste gescheuert, dann an einem luftigen, aber immer beschatteten Orte bis zum weitern Gebrauch aufgehangen.

Das Beködern und Fängisch-Stellen geschehe immer mit vermitterten Händen.

Fang im Garne. — Diese Fangart ist anwendbar und immer von gutem Erfolg

a. beim Ausjagen, wenn die Oertlichkeit des Aufenthaltes des Iltiß von der Art ist, daß, z. B. wegen Feuersgefahr ꝛc. nicht geschossen werden darf, wie auch

b. beim Raizen mit Wetzen, wenn da vorstehender Fall besteht, oder man sonst das Fangen im Garne dem Schießen vorzieht.

Man bedient sich der Marder- oder Hasengarne, und umstellt mit diesen, die sehr busenreich seyn müßen, den Schlupfwinkel, aus welchem der Iltiß gejagt oder mittelst Reiben von Eisen auf Eisen, vom Wetzstein auf Sense oder Sichel daraus hervorgelockt werden soll. —

Der eingefallne Iltiß muß gleich todtgeschlagen werden, weil er sich sonst durch Hülfe seines äußerst scharfen Gebisses unglaublich schnell durchschneidet.

Da auch die erst halbwüchsigen noch immer von der Mutter gesäugten Jungen beim Raizen mit Wetzen eben so schnell, wie die Alten, aus ihrem Verstecke hervorkommen, um mit wuthfunkelnden Sehern, den Rücken gekrümmt, die Zähne fletschend, boshaft zischend und murrend den Wetzenden anzunehmen, so belohnt sich diese Fangart am besten zur Zeit der Halbwüchsigkeit der Jungen, also gegen Ende May bis zur Hälfte Juni, wo man der Alten und des Gehecks habhaft wird. —

Diese nämliche Zeit soll auch beim Schießen aufs Raizen benüzt werden.

Fang im Tellereisen. — Bei keinem Raubhaarwild ist diese Fangart mit so wenig Umständen, Vorrichtungen und Behutsamkeit auszuüben, als beim Iltiß, da dieser eben so unvorsichtig als gierig die ihm gebotene Kirrung angeht.

Beim Legen des Tellereisens verfährt man im Ganzen wie beim Stellen der Iltißfalle, d. h. man kirrt den Iltiß auf die bereits angegebenen Plätze, legt dahin das mit der bei der Iltißfalle besonders empfohlenen Wittrung verwitterte Eisen — wobei der beim Tellereisen-Legen auf Dachs, Fuchs, Marder ꝛc. zu machende Einschnitt ganz unnöthig ist —, stellt es fängisch auf, und gibt ihm eine leichte Ueberdeckung mit ganz trocknem Laub.

Die Schleppe selbst, und das Schleppen sind gleich mit der beim Fang in der Iltißfalle.

Streifen wie beim vorgehenden Raubhaarwild.

Wiesel-Jagd.*)

Aufgang und **Abschuß** wie beim **Iltiß.**

Jagdarten und deren wahlverwandte Verrichtungen.

Ausjagen. Fangen. Schießen aufs Raizen. Streifen. Vergiften.

Die Jagd auf das große Wiesel habe ich in meiner Waidmanns Practica gänzlich mit Stillschweigen umgangen, weil, — offenherzig gestanden — mir im Laufe meiner so vieljährigen Jagdausübung nie die Gelegenheit geworden ist, mit dem Wiesel eine waidmännische Bekanntschaft zu machen.

Um indessen dieses Jagdbuch möglichst vollkommen zu machen, habe ich mir erlaubt, diejenigen Jagdarten auf das große Wiesel, eigentlich die zweckmäßigsten Mittel, diesem Raubthiere Abbruch zu thun, welche **Dietrich a. d. Winckell** in seinem klassischen Handbuche für Jäger angegeben hat, hier wörtlich zu überliefern.

1) Von Erlegung mit Schießgewehr, und also von eigentlicher Jagd kann hier nicht die Rede seyn; sie würde die Mühe nur schlecht belohnen, denn sie schränkt sich blos darauf ein, beim Wegladen eines Holz- oder Steinhaufens das herausfahrende Wiesel zu schießen (und

---

*) Es versteht sich ohnehin, daß hier nur vom großen Wiesel, — Mustela erminea — die Sprache ist.

dann ist es seiner Schnelligkeit und seines kleinen Körpers wegen schwer zu treffen) oder dasselbe, in so fern man es wie den Marder und Iltis ausgemacht hätte, durch Nachahmung des Mäuselautes zu reizen; auch wohl, wo es die Umstände erlauben, Wasser in die Röhren zu gießen. In allen diesen Fällen wird es jedoch beim Hervorkommen leichter vom Hunde gefangen.

2) Döbel schlägt vor, man sollte in Häusern, wo man ihre Vertilgung beabsichtigte, nur in einige frische Eier, durch ein kleines, mit einer Nadel hineingestochenes Loch, etwas Quecksilbersublimat zu bringen suchen, und diese Eier an solche Orte legen, welche die Wiesel zu besuchen pflegen. Begreiflich ists, daß, wenn sie etwas davon annehmen, ihr Tod befördert wird; aber grausam und gefährlich für andere Thiere bleibt dies Mittel immer.

3) Auf ein kleines, — im Freien mit einem schwachen Vogel, der an einem hölzernen Gäbelchen, etwa zwölf Zoll hoch über die Mitte des Tellers aufgehängt wird, in Gebäuden mit einem Ei, oder mit gebackenen, mit etwas Honig bestrichenen Pflaumen beködertes, mit der aus 3 Gran Moschus, 1 ½ Quent Anisöl, 1 ½ Quent Bilsenöl bestehenden Marder-Wittrung leicht beriebenes, auf den Paß gelegtes, im Freien mit Laub, in Gebäuden mit Spreu und Heusamen eingefüttertes — Tellereisen gehen sie sehr leicht, und eben so

4) In die vorstehend beschriebene Iltißfalle, welche jedoch zu dem gegenwärtigen Zweck etwas kleiner seyn kann. Noch müheloser ist

5) die Einrichtung folgender Falle:

Man nimmt zwei dritthalb Fuß lange, einen Fuß breite Bretter und bohret durch beide am hintern Ende derselben, auf dem Mittel der Breite ein Loch durch. Im untern Brette wird nun ein hölzerner, vier Zoll langer Nagel fest verkeilt, oben aber etwas dünner geschnitten, damit, wenn er durch das Oberbrett gesteckt wird, dieses sich leicht auf und niederbewegen kann. Auf jeder Vorderecke des Grundbrettes läßt man ein einen Fuß langes, zwei Zoll starkes Säulchen senkrecht stehend ein, und verbindet beide oben durch ein rundes Querholz. Dann wird an jeder Vorderecke des Fall- oder Oberbrettes so viel heraus gesägt, daß selbiges zwischen den Säulchen leicht aufzuziehen und niederzulassen ist. Hat man hiernächst auf dem Mittel des Vorderendes, gerade zwischen den Säulchen auf dem Grundbrette einen nach vorn zu ausgestemmten Kerb eingemeißelt; so nimmt man ein dritthalb Zoll langes, einen halben Zoll breites, und eben so starkes Holz zum Stellhaken, schneidet auf der Seite, welche unten liegen soll, einen halben Zoll vom Vorderende herein, einen rechtwinklichen Kerb, bohrt hinten ein Löchelchen ein, zieht durch selbiges einen starken Faden, und nagelt diesen auf die Mitte des Grundbrettes, anderthalb Zoll weit hinter dem auf selbigem eingemeißelten Kerbe, so an, daß der Stellhaken sich leicht nach einer oder der andern Seite bewegen läßt. In der Mitte desselben wird ferner eine dünne Messingdrathsaite angebunden, nach dem hölzernen Nagel am Hintertheile

des Grundbrettes gezogen, und da so befestigt, daß sie ziemlich straff steht, wenn der Stellhaken schräg in die Höhe gerichtet ist. Endlich nagelt man auf dem Mittel des Vorderendes am Fallbrett ein Leinchen an, und befestigt das andere Ende dieses Leinchens in der Mitte eines drei Zoll langen, einen halben Zoll breiten Stellholzes, welches oben und unten meißelartig abgestumpft wird.

Diese leicht transportable Falle, welche aber den Schein der Neuheit nicht haben darf, wird nun, nachdem man ein Vögelchen am Hintertheile der Drathsaite angebunden hat, auf den Paß gebracht, und da das Fallbrett mit einem tüchtigen Steine beschwert. Dann ergreift man die am Stellholze befindliche Leine, zieht sie von hinten über das Querholz, welches die Säulen verbindet, und zugleich das Fallbrett ganz in die Höhe hebt, legt das Leinchen vorn über den Kopf des Fallbrettes herab, sezt das eine Ende des Stellholzes in den im Grundbrett befindlichen Kerb, hängt auf dem obern Ende desselben das Stellhäkchen ein, und läßt endlich, um alles fangbar einzurichten, das Fangbrett langsam so weit nieder, bis es fest steht. — Die Länge der Stelleine wird so abgemessen, daß das Fallbrett, nach vollendeter Stellung vorn neun bis zehn Zoll über das Grundbrett erhoben ist. —

Kommt nun das Wiesel an die Falle und will sich des Köders bemächtigen, so ist ein sehr leichter Ruck hinreichend, die Stellung abzuziehen, und den Fang zu bewirken. Endlich rühmt

6) Döbel auch den Fang mit Schleifen nach folgender Einrichtung: Fig. 10 und 11.

Man schlage im Freien auf dem Wieselwechsel *) zwei 16 — 18 Zoll lange Pfähle A. und B. so in die Erde, daß B. neun bis zehn Zoll rückwärts, gerade hinter A. kommt, beide aber neun bis zehn Zoll über die Erde herausstehen. Ungefähr drei Fuß, gerade hinter B. (so, daß A. B. und C. sich decken) wird ein sehr elastischer, fast zwei Zoll im Durchmesser haltender, etwa fünf Fuß langer Stock C. so in die Erde getrieben, daß wenn er krumm gespannt ist, das vordere Ende desselben (an welchen ein Leinchen, und dieses in der Mitte eines britthalb Zoll langen, an beiden Enden meißelartig abgestumpften Stellholzes E. angebunden sein muß) gerade über dem Mittelpunkte zwischen A. und B. steht. Ferner mache man eine sechs Zoll lange, einen Zoll starke Stellzunge, indem man an der Seite des Kopfendes derselben eine Kimme einschneidet, mit welcher sie an den Stab A. angehängt werden kann. Auf dem Mittelpunkte zwischen beiden Enden dieser Stellzunge aber, und zwar (wenn diese am Stabe A.

---

*) Das Wiesel, so wie jedes Raubhaarwild hat keinen Wechsel, sondern einen Paß. — Nur beim Damm-, Edel-, Elen-, Reh- und Schwarzwild sagt der in der Waidmannssprache ferme Jäger Wechsel, beim Raubhaarwild Paß, beim Hasen Steig, beim Otter und Biber Gang.

angedrückt wird) auf der Oberfläche stemme man einen Kerb nach vorn zu aus, und schneide endlich ganz vorn ein Knöpfchen daran.

Dann bringe man an der nach B. zugekehrten Seite des Stabes A. etwa dritthalb bis drei Zoll von oben herabwärts, einen Kerb an, dessen scharfe Ecke nach oben hinauf liegt, und bohre hinten von C. herein durch B. etwa anderthalb Zoll vom obern Ende ein Loch durch.

Hierauf verfertige man drei hinlänglich große Schleifen von ausgeglühtem Messingdrathe, stelle sie auf, ziehe die Zugenden durch das in B. befindliche Loch, und zwar auf der nach A. hingekehrten Seite, und befestige selbige hinter B. an einem Leinchen.

Soll nun fangbar gestellt werden, so hängt man ein Vögelchen an das vordere Knöpfchen der Stellzunge, biegt sodann den Schnellstab C. vorwärts, zieht das an den Drathschleifen befestigte Leinchen, doch ohne die Schleifen, die dicht über der Erde hängen müßen, zu verrücken, etwas schräg hinter B. hinaus, und bindet es in einen Kerb des Stabes C. sehr fest an. Dann nimmt man das Stellholz E. stemmt es in dem an A. befindlichen Kerb; schiebt die Stellzunge mit der Kimme von hinten herein, auch an A. und klemmt den auf denselben befindlichen Kerb an das Stellholz an, indem zugleich dem Stabe C. behutsam Luft gelassen, und dadurch das feste Eingreifen der Stellung bewirkt wird.

Zum Schlusse richtet man die Drathschleifen so, daß eine zwischen A. und B. quer vor der Stellzunge steht, die andern beiden aber sich an den Seiten der ersten anschließen, und, nach der Stellzunge gerichtet, gleichsam ein gleichschenkliches Dreieck bilden.

Es ist nicht wohl möglich, daß die Schleifen, ohne einige Beihülfe richtig stehen bleiben könnten; deßhalb stecke man an den Rändern derselben in= und auswendig dünne glatte Reiserchen so in die Erde, daß die Schleifen sich nicht verziehen können.

Wer es der Mühe werth hält, die Wieselbälge zu benutzen, wird diese Thierchen, wie alle eigentlichen Raubthiere, streifen müßen.

Otter-Jagd.

I. Jagd auf die Flußotter. —

Aufgang mit Anfang November.

Abschuß gegen Ende März. — (Uebrigens s. m. Anstand und Fangjagd.)

Diese Schießzeit hält der Jäger ein, der den Otterbalg im vollsten Werthe haben will.

Da aber dieser das ganze Jahr hindurch gut, und die Flußotter
s schädlichste Wasserraubthier ist, so wird sie in allen Revieren zu
er Jahreszeit geschossen und gefangen.

Noch gegen Mitte des 17. Jahrhunderts gehörte in mehreren
ndern die Flußotter — (wie auch die Sumpfotter und der Biber)
Fischerei.

„Der Fischotter und Biber gehören eigentlich nicht zur Jagd,
dern zur Fischerei, weil die Naturalisten fast der einhelligen Mei-
ng sind, daß diese Thiere propter caudam suam squamosam (we-
ihres schuppigen Schwanzes) mehr den Fischen als einem andern
thier gleichen.“

So sagt Meurer in seinem Jagd- und Forstrechte; ich aber
ge: In welchem Lande hat die Flußotter und der Biber einen schup-
en Schwanz? —

Die Monumenta boica, eine sehr reiche Quellensammlung alter,
orischer Denkmale, enthalten im B. 8, S. 175. eine Urkunde,
t welcher Otto I. magnus Dux Meraniae, comes palatinus Bur-
ndiae, eine zu Gunsten der Kirche zu Diesen, am Anfange des Am-
sees gelegene, von zwei Grafen von Wolfrathshausen und von Bert-
, Grafen von Andechs gemachte Fundation von 1229 wiederholt
bestätigt, wo unter anderm vorkommt: daß besagte Kirche alle ihre
maligen und künftigen Besitzungen an Menschen, Feldern, Wiesen,
ldungen, Jagden, Fischereien, ferner:

„in den Jagden auf wilde Thiere, Hirsche, Ottern und Biber,
n Amberflusse oder in ihrem ganzen Gebiete — sollen sie alle jene
hte und Freiheiten genießen, welche als den Fürsten selbst zustän-
, betrachtet werden.“

Aus dieser Urkunde ersieht man zur Genüge, wie frühzeitig bereits
Bayern die Flußotter und der Biber nicht zur Fischerei, sondern
Jagd gerechnet wurden.

(M. s. d. Art. Biberjagd.).

Jagdarten und deren wahlverwandte Verrichtungen.

**Ankirren. Anstehen. Aufziehen. Ausjagen. Aus-
chen. Ausweiden. Beschleichen. Fang. Fängisch stel-
. Pürschen. Suche. Streifen. Treibjagd. Zerlegen.**

I. Schießjagd.

Anstehen. — Ist dieser Jagdbetrieb an sich selbst schon einer
n denen, die den Fleiß und die Geduld des Jägers auf eine höchst
inenhafte Weise in Anspruch nehmen, so ist es um so nöthiger, mit

seiner Ausübung gänzlich vertraut zu seyn, um für mühevolle Se
auch einer lohnenden Erndte entgegen sehen zu dürfen.

NB. Nur den Winter, — je strenger und schneereicher, desto
besser — und nur die ganz mondhelle Morgen-, Abend- oder Nacht-
zeit — wähle der Jäger zum Anstehen auf Flußottern.

Vor allem muß der Jäger den Platz wissen, wo er auf eine Fluß-
otter anzustehen hat, wenn er einem günstigen Erfolg entgegen sehen
will, und diesen Platz, nämlich den Ausstieg der Otter, lernt er am
besten durch das Ausmachen kennen.

Der Dachs, der Fuchs, das Kaninchen rc. haben ihren Bau, ihre
bestimmte Wohnung, welche sie — im Falle nicht besondere, das Fort-
ziehen verursachende Umstände eintreten — nur verlassen, um sich Nah-
rung zu suchen, und dann wieder zurückkehren. Es ist „ihr bleibend
Quartier." — Die Flußotter aber, — in Rücksicht des Aufenthaltes —
hat selbst in der Flußstrecke, die sie als ihren Stand angenommen, —
mehrere Wohnungen, (Lager, aber nicht Baue zu nennen) — die oft
Stunden weit von einander entfernt sind. — Zwischen diesen, — ge-
wöhnlich noch weit über sie hinaus, — nach oben, nach unten hin —
macht sie ihre Wanderungen nach Raub, kehrt — in der Regel nach
Verlauf gewisser und gleicher Zwischenräume — in eines ihrer Stand-
lager zurück, nimmt aber auf diesen Hin- und Herzügen jederzeit die
nämlichen Ausstiege an, die sie einmal gemacht hat, um da den ge-
raubten Fisch zu fressen, oder sich zu lösen, welchem jederzeit ein mit
leisem Kickern, — dem Ausdrucke des angenehmsten Wohlbehagens —
Walzen und Umherrutschen folgt.

Um nun diese Ausstiege, welche sie auch beim Fischen unter sich
immer so richtig einhält, daß sie jederzeit an einem und dem näm-
chen Klange aussteigt, nach welchem hin sie von einem andern ent-
dem Einstiege — gefischt hat — eben so richtig auszukundschaften, und
die Gänge, welche sie zur Abschneidung von Ufervorsprüngen, gewöhn-
lich in ganz gerader Richtung über das Uferland hin macht, für Otter-
gänge ansprechen zu können, muß der Jäger die Otterspur genau von
jeder andern Haarwildspur zu unterscheiden wissen.

Ungeachtet wir sie schon bei der Naturgeschichte der Flußotter be-
zeichnet haben, so soll doch neuerdings gesagt werden, daß

a. die Otterspur zwar auf den ersten Anblick viele Aehnlichkeit mit
der des Dachses hat, sich jedoch hinlänglich von dieser dadurch unter-
scheidet, daß die Ballenabdrücke weniger stark, fast unbemerkbar sind,

b. daß die Schwimmhäute zwischen sämmtlichen Zehen sich in der
reinen Spur deutlich darstellen, daß die

c. zwei Tritte der Vorder- wie der Hinterbranten immer ziem-
lich dicht neben einander gestellt sind, doch einer von diesen, und zwar
gewöhnlich der linke — jederzeit etwas weiter als der andere zurück
steht, und

d. daß die Flußotter ihre Ruthe auf der linken Seite nachschleppt

dadurch im weichen Schnee, im Schlamm, im feuchten Flußsand
kleine Furche zieht.

Aber der Winter hat auch seine Launen, in denen es ihm nicht
llig ist, sein Schneekleid über die Erde auszubreiten und dem Jä-
hülfreich an die Hand zu geben. — Liegt kein Schnee, und ist die
lle des Ausstieges, wie auch dessen Umgebung nicht schlammig,
h-schwarzbodig, nicht feucht sandig, mithin nicht empfänglich für
Abdrücke der Otterspur, so findet da zwar kein Ausmachen des
sstieges statt, jedoch verräth sich derselbe durch die in seiner Nähe
Sandbänken, kleinen Inseln, Sandschütten rc. umherliegende Lo-
, die an den untermengten Fischgräten und an einem heftigen
rangeruch leicht von andern Losungen zu unterscheiden ist, auch durch
hköpfe, Fischrisse und Krebsschaalen, die hier die Flußotter hinter-
n hat.

Je mehr Losung, Fischrisse, Fischköpfe und Krebsschaalen auf ei-
mäßig großen Raume sich vorfinden, desto lieber nimmt die Fluß-
r diesen Ausstieg an und desto verläßiger ist hier der Anstand.

Wir kennen jezt die Stelle, an welcher der Jäger — wie bereits
gt, am besten im Winter und zu ganz mondheller Zeit auf Fluß-
rn anstehen soll; und gehen nun zum Jagdbetrieb selbst über.

1) Es gibt nur sehr wenige Gegenden bei uns, wo die Flußotter
her zu fischen anfängt als mit Einbruch der Nacht. Daher begebe
der Jäger immerhin eine halbe Stunde vor dieser Zeit auf den
tand.

2) Diesen wähle er so, daß es ihm nicht an guter Verborgen-
mangelt. Je dichter das Gesträuch, je besser; doch darf es nicht
erwachsen und verzweigt seyn, daß der Jäger an freier Aussicht und
er Bewegung gehindert ist. Daher muß er schon am Tage seinen
und nach Erforderniß lichten.

3) Ein Hauptvortheil ist:

An schmalen Flüssen oder Bächen auf der dem Ausstiege ent-
en gesezten Uferseite anzustehen. Dazu gehört aber, daß der Schüze
entgegengesezten Ufer den guten Wind und einen, auch das käl-
e Wasser nicht scheuenden Vorstehhund oder Pudel bei sich hat,
, wenn die Otter nicht im Feuer bleibt, auf den Wink seines
rn mit raschem Eifer den Fluß oder Bach durchschwimmt, die
ter würgt und dann so lange vor ihr liegt, — denn eine ganz aus-
achsene Flußotter durchs Wasser zu apportiren, kann man wohl
nem Hunde zumuthen — bis der Jäger auf der nächsten Uebergangs-
le übers Wasser und zu ihm gelangt.

4) Die Flußotter wittert außerordentlich fein. — Mit halbem
nde (Seitenwind) läßt sich deßwegen doch recht wohl anstehen, aber
ht mit Nackenwind. — Auch da hilft sich der Jäger dadurch, daß
am entgegengesezten Ufer seinen Stand nimmt, doch kann dieses,
ie vorstehend) nur da geschehen, wo der Fluß oder Bach schmal ge-
g ist, um die jenseits aussteigende Otter in solcher Schußweite zu

haben, daß man sie beim bekanntlich so trügerischen Schießen beim Mondlicht mit ganz sicherem Abkommen fassen und sie im Feuer [illegible] legen kann.

5) Auch aus weiter Ferne gewahrt die Flußotter ungemein [illegible], wirft auf der Stelle um, wenn sie etwas Gefährliches eräuget und kommt, wenigstens während dieser Nacht, nicht mehr in die Nähe der ihr unheimlich dünkenden Stelle. Daher darf der Jäger, — da [illegible] hin im Mondlichte alle glänzenden Gegenstände weithin blinken — auch nicht das im geringsten Glänzende an Kleidung, Gewehr und Waidtasche haben.

6) Die Flußotter macht beim Fischen starkes Geräusch —, wahrscheinlich um die dadurch in Angst versezten Fische zwischen Steine, Wurzeln etc. fliehen zu machen, sie dort in die Enge zu bringen und so ganz bequem nach beliebiger Wahl hervorzuholen. — Dieses Geräusch, so wie der fast gellend-pfeifende Laut, den sie beim Schwimmen von Zeit zu Zeit ausgibt, ist schon von weitem her vernehmbar und dem anstehenden Jäger eine sehr erfreuliche Ankündigung des Herankommens einer Flußotter; — daher der Jäger auf diese Geräusche und Fische mit aller Aufmerksamkeit horchen und, sobald er das eine und das andere vernimmt, auf der Stelle sich mit angelegter Flinte parat halten muß.

7) Aber nicht immer kommt die Flußotter fischend und [illegible] daher sich selbst verrathend, stromaufwärts — sie erscheint auch [illegible] von oben herab, d. h., stromabwärts, nämlich auf der Rückkehr von einem Raubzuge, den sie von einer ihrer Wohnungen (Lager) [illegible] mehrere Meilen aufwärts vorgenommen hat, und von welchem sie, [illegible] Regel gemäß, in der dritten Nacht zur Heimath zurückkehrt. — [illegible] sie bei dieser Rückkehr —, des leichtern Athmens wegen, beim Abwärts-Schwimmen, und weil sie da nicht fischt, — nur nach großen Zwischenräumen und da ein viel weniger vernehmbares Pfeifen ausgibt, und selten dabei aussteigt, sondern nach einem ihrer mehr oder minder entfernten Lager trachtet, so muß der anstehende Jäger auch nach oben, d. h. nach stromaufwärts hin, Ohr und Auge schärfen und in [illegible] fertiger Haltung seyn, um das hier nur kurzgestoßene, seltner [illegible] nende Pfeifen nicht zu überhören, oder — wenn sie ganz stille [illegible] über schwimmt, — die zwei langen keilförmig auslaufenden [illegible] streifen, (Furchen) nicht zu übersehen, welche die Otter beim Abwärts- wie beim Aufwärtsschwimmen mit dem aus dem Wasser hervorragenden Näschen sehr sichtbar macht, und welches allein bei der schwimmenden Otter der Punkt ist, der dem Schützen die Andeutung gibt, auf welchem Flecke er sein Abkommen nehmen muß, um die Flußotter mit sicherem Treffen auf den Kopf zu schießen.

8) Wenn die Flußotter aussteigt, so thut sie dieses, um einen geraubten Fisch auf dem Lande mit großem Wohlbehagen zu fressen (— nur große trägt sie ans Land, die kleinen frißt sie gleich im Wasser) — oder sich zu lösen und dann wohlbehaglich zu wälzen, [illegible]

eich vom Ausstieg weg, zur Abschneidung von Ufervorsprüngen, zur
ufsuchung neuer Fischplätze, oder zum Gehen über Land das Wasser
verlassen. — Bei jeder dieser Verrichtungen übereilt sich die Fluß-
ter gar nicht, sondern läßt dem Anstehenden Zeit und Gelegenheit
nug, sie gehörig aufs Korn zu nehmen. Daher beobachte der auf
e Flußotter am Ausstiege anlauernde Jäger die so wichtige Haupt-
gel:

NB. Die Otter mit dem ganzen Körper aussteigen zu lassen und
dann mit der größten Besonnenheit und mit männlicher Ruhe, so
fs Korn zu nehmen, daß er des beßten Anschusses gewiß seyn darf.

9) Viele schreien mit dominirender Wichtigkeit: „Man schieße
ne Flußotter nur auf den Kopf." Dieser Ausspruch ist sehr einsei-
, und gilt nur für die schwimmende Otter, aber keineswegs für
e aussteigende.

In der Nacht beim Mondlicht schießt man, — um eines zweck-
äßigen Anschusses sicher zu seyn — auf den höchsten Fall nicht weiter
s 20 — 25 — 30 Schritte. — Hat der Jäger auf seinem Otteran-
ande sowohl ganz guten Wind als eine gehörige Verborgenheit, so
nn er die Otter, wenn sie auf der Seite, wo er steht, aussteigt, und
rade auf ihn zukommt, noch viel näher heranlassen. Da braucht er
cht den weniger sichern Punkt, nämlich den Kopf zu bezielen, son-
rn er faßt den Stich in der Mitte, — und die Otter stürzt und
rendet im Feuer. — Macht sie gleich nach dem Aussteigen eine Wen-
ing nach der Seite, so daß sie, den Kopf stromauf- oder stromab-
ärts reckend, dem Schützen breit getreten ist, so ist das Blatt sein
hönster und sicherster Zielpunkt, der, den vollen Schuß empfangend,
enfalls das plötzliche Stürzen und Verenden der Otter erzeugt.

Steht aber Jäger auf der entgegengesezten Uferseite, mithin auf
ner Stelle, nach welcher hin die Flußotter beim Aussteigen die Rücken-
ite wendet, so ist es ihm, wenn die Otter gleich nach dem Aussttei-
n nicht breit tritt, ganz unmöglich, den Kopf zu bezielen, da sie,
ie bekannt, diesen immer gesenkt trägt, mithin der langgestreckte,
eite, quapliche Leib den Kopf verdeckt. — Geht sie nun, auf dem
ande angekommen, in gerader Richtung, d. h., mit ganz dem
chützen zugewandten Hintertheile fort, so bezielt er sie im Mittel
ischen Hals und Hintertheil, wodurch das Rückgrath zerschmettert
d das Thier auf der Stelle getödtet wird. Sollte aber die Fluß-
ter gleich nach dem Aussteigen breit treten, so ist auch hier der
lattschuß der allerbeste und am schnellsten tödtende.

Aber ganz richtig ist es, daß die Otter, — wenn sie schwimmt —
keinem andern Körpertheile, als an dem Kopfe, beschossen werden
ll, da jeder andere Anschuß unsicher ist.

10) Wenn auch der Platz, wo die Flußotter aussteigt —, wo sie
ißt, oder sich löset und daneben wälzt, oder über Land geht, mit
chnee überdeckt und eine rein-weiße Stelle ist; wenn auch der Mond
seiner klarsten Helle leuchtet; wenn auch der Jäger mit dem besten

Abkommen Feuer gegeben hat und die Otter im Rauche gestürzt ist, so darf der Jäger doch keinen Augenblick säumen, nach dem Anschuß zu eilen und der Otter sich zu bemächtigen, und zwar aus dem Grunde, weil auch bei allen so eben erwähnten Schießvortheilen jeder Schuß bei Nachtzeit mißlich ist, daher manche Otter, ungeachtet ihres Stürzens auf den Anschuß, nicht so tödtlich angeschweißt ist, daß sie, von ihrer außerordentlichen Lebenszähe unterstützt, nicht noch so viele Kräfte haben sollte, wenige Augenblicke nach dem Sturze sich hinlänglich zu erholen, mit einer, von der Plumpheit ihres Körperbaues nicht zu erwartenden Raschheit ins Wasser zu fahren und dort entweder für den Jäger verloren, oder nur mit vieler Mühe und Zeitaufwand (oft erst 2 — 3 Tage nach dem Anschuß) wieder zu erlangen zu seyn.

Daher soll der Jäger, — so oft er auf Flußotter ansteht, einen Hund (sey es nun Vorsteh=, Wasser=, oder sonstiger Otterhund) bei sich haben, der, in Folge gehöriger Dreßur während der Dauer des Anstandes hinter dem Jäger oder zu dessen Füßen unbeweglich liegt, aber so flüchtig und scharf ist, dabei so feurig ins Wasser geht, daß er die angeschweißte Otter im Augenblicke deckt und würgt, oder, wenn sie weniger gut angeschossen, und noch kräftig genug ist, das Wasser zu erreichen, ihr gleich nachfährt, sie faßt und ans Ufer schleppt.

11) Jede Flußotter, — die während des Schwimmens beschossen wird, geht auf der Wasserstelle, wo sie den Anschuß erhalten hat, in ganz senkrechter Richtung zu Boden, wenn sie gleich durch den Schuß getödtet worden ist. — Nach solch einem Schuße hat der Jäger eine leichte Arbeit, denn er darf nur in einem Nachen auf der Stelle, wo die Otter untergegangen ist, in ganz senkrechter Richtung einen sogenannten Fischerhaken tauchen, mit dessen scharfer Seitenspitze die Otter fassen und in die Höhe ziehen.

Ist aber die Flußotter nicht auf den Anschuß geblieben, sondern nur mehr oder minder gut angeschossen, so trachtet sie im ersteren Falle nach einer Uferhöhlung, — am liebsten unter ausgespülten Baumwurzeln —, verbeißt sich da und kommt nicht wieder zum Vorschein. Da gebricht es dem Jäger nun nicht an Arbeit. Er muß in einem Nachen — so zu sagen Schritt für Schritt — an beiden Ufern eine wenigstens 1000 — 1500 Gänge messende Strecke dahin fahren und mit dem Fischerhaken die Uferhöhlungen unter dem Wasser durchstöbern, bis er — was jedoch nicht gar häufig geschieht, — auf die darinn [illegible] liegende Otter stößt und mittelst des scharf=spitzigen Widerhakens hervorziebt.

Im zweiten Falle, — nämlich bei minder gutem Anschuß — geht die Flußotter, — gerade wie ein waidwund geschossenes Stück Damwild, wenn man es nicht krank werden läßt, so lange flüchtig bleibt, bis es fällt und verendet, stromabwärts so lange fort, als es ihre Kräfte erlauben, und zwar so flüchtig, als sie vermag, nachdem sie aber eine Strecke von 2 — 300 Schritten auch nicht mit der Nase in die Höhe gekommen ist. Ist der Jäger gewandt, so wird sie sein

Beute auf die Art, daß er ihr eine weite Strecke vorzukommen sucht, welches ihm am leichtesten gelingt, wenn der Fluß oder Bach viele Krümmungen hat, die der Jäger abschneidet). — Nun postirt er sich am Ufer in einem guten Verstecke; er vernimmt das Ankommen der Otter durch das Pfeifen, welches jede Otter im wunden Zustande schneller nach einander und meistens gellender ausgibt, als im gesunden; er sieht die langen, keilförmig auslaufenden, im Mondlichte wie Silberstreifen glänzenden Furchen, welche die Otter durch das emporstehende Näschen im Wasser zieht; er erkennt die Spitze, von welcher diese Furchen ausgehen, und ein paar Finger hinter dieser und eben so tief unter ihr läßt er brechen, — gerade, wenn die Otter an ihm vorüberschwimmt, daß er einen vollen Breitschuß anbringen kann.

Hier war die Sprache von dem Anschießen der Flußotter zu einer Zeit, wo der Fluß oder Bach keine Eisdecke hat. Ist aber das Gewässer mit solch einer überzogen, und die beim Aussteigen oder später angeschossene Flußotter nicht auf dem Flecke geblieben, sondern noch ins Wasser gefahren, so ist sie fast immer für den Jäger verloren, ausgenommen, wenn der Klang, wo sie einfahren kann, so weit entfernt ist, daß sie diesen nicht eher erreichen kann, als sie der Hund faßt. — Angeschweißt und unter der Eisdecke verschwunden trachtet sie, wie bereits gesagt, nach einer Uferhöhlung, um da unter dem Wurzelwerke, in welchem sie sich gewöhnlich verbeißt, früher oder später einzugehen, oder sie geht stromabwärts fort, so lange sie kann, und bleibt dann verendet auf dem Grunde des Gewässers, oder, zufällig von diesem gehoben, findet man sie beim trümmerweisen Eisgange an einer Scholle festgefroren.

NB. Ist die ausgestiegene Flußotter, nachdem sie mehr oder minder gut angeschweißt geworden, — so nahe an einem Klange, daß sie ihn noch zu erreichen vermag, ehe der gleich nach dem Schuße gehetzte Hund sie noch auf dem Lande oder auf der Strandeisdecke einholen kann, so lasse man den Hund nicht nach, denn der in einen Klang gefahrene Hund ist fast immer verloren.

Dieses NB. ist der warnende Ausspruch meiner zweimal, für mich höchst nachtheilig gemachten Erfahrung.

12) Der Anstand auf Flußotter gehört allerdings unter die Jagdhiebe, welche selbst dem sanftesten, demüthigsten, geduldigsten Kapuziner so manchen allersündlichsten Fluch erpressen würde, denn selbst an Gewässern, an denen die Flußottern ihren Stand haben, und die sie am häufigsten und auf denselben Strecken anhaltend befischen, gehen oft 6 — 8 — 12 Nächte hin, bis der Jäger zum Schuß kommt; ja es trifft sich sogar, daß der Jäger mehrere Nächte nach einander an diesem oder jenem Ausstiege ansteht (eigentlich ansizt) — während in den nämlichen Nächten ein paar hundert Schritte ober = oder unterhalb seines Ansitzes die Flußotter ihren Ausstieg gemacht und sich da, wie aus frischer Losung und dem neuen Vorrathe von Fischrissen und Krebsschaalen zu ersehen ist, längere Zeit recht gütlich gethan hat.

Da also das Anstehen auf Flußotter oft mehrere Nächte nach einan-
der vorgenommen werden muß, da die mondhellen, kalten Winter-
nächte der beste Zeitpunkt dazu sind, da die Flußotter oft mit Ein-
bruch der Nacht, oft einige Stunden später, oft erst in der Morgen-
dämmerung heranfischt oder aussteigt, oder über Land geht, und da,
was die Hauptsache ist, und wovon meistens der glückliche Erfolg
dieses Jagdbetriebes abhängt:

NB. der Jäger nicht daran denken darf, sich von einem Kame-
raden ablösen zu lassen, weil die mit so feinem Gehör begabte Otter
auch schon in weiter Ferne das Geräusch des Hin- und Hergehens
leicht vernehmen und dadurch auf der Stelle vergrämt würde,

so muß er sich so warm als möglich ankleiden, besonders für die
Füße sorgen, wozu ihm ein weiter, zur Hälfte mit Heu und zerknit-
tertem Gerstenstroh gefüllter Sack die besten Dienste leistet. — Aber
das Verhüllen der Ohren mit einer Tuchbinde oder einer gestrickten
Unterhaube unterlasse der Jäger, so lange er der Kälte zu trotzen ver-
mag, denn das Geräusche, welches die Flußotter beim Fischen macht,
so wie das Pfeifen, welches sie beim Schwimmen, besonders nach auf-
wärts, ausgibt, nehmen das geschärfte Gehör des Anstehenden um
so mehr in Anspruch, als er dadurch von der Annäherung der Otter
avertirt und zur genauesten Aufmerksamkeit und schußfertigen Bereit-
schaft aufgefodert wird.

Glaube ich auch, im Vorstehenden **Alles** erschöpft und klar ge-
macht zu haben, was der Jäger beim Anstehen (Ansitzen) auf Fluß-
otter zu beobachten hat, so treten bei diesem Jagdbetriebe doch so
viele und so verschiedenartige, mehr oder minder unvorhergesehene
Erscheinungen ein, die selbst den Jäger, der von Jugend auf Gelegen-
heit gehabt und sie benützt hat, diesem waidmännischen Zweige sich zu
widmen, befremden, oder wenigstens ihm genügende Gelegenheit ge-
ben, von den allgemeinen Vorschriften, von der Beachtung der Resul-
tate seiner eignen Erfahrungen abzuweichen, und dafür das zu thun,
was in kritischen Fällen nur seine gesunde Vernunft, sein Scharfblick
und seine waidmännische **Routine** als das beste und zweckmäßigste
in Vorschlag bringen.

Schlüßlich muß ich noch anführen, daß in Revieren, wo keine
Standotter sind, sondern Flußotter nur von Zeit zu Zeit einwechseln,
der Anstand auf diese, — sobald man sie im Uferschlamm oder Ufer-
sand spürt, oder aus der hinterlassenen Losung ꝛc. den geschehenen Ein-
wechsel ersieht, — zu jeder Jahreszeit in mondhellen Nächten und
auch im Büchsenlicht der Morgen- und Abenddämmerung auszu-
üben ist.

Ausjagen. — Es trifft sich oft, daß der Jäger im Winter beim
Abgehen eines Flusses auf der Suche nach Wildenten eine Fluß-

anz frisch spürt. — Hat er einen zum Ausjagen eines solchen Wil-
es tüchtigen Hund, so säumt er nun nicht, die Flußotter auszuma-
en, wobei er den Hund an der Leine behält.

Ist sie ausgemacht, so sezt er den Hund auf die lezte am Ufer
chtbare Spur und stellt sich ganz schußfertig so an, daß er die aus
r Uferhöhlung, oder einem unten hohlen Baume oder sonst einem
oche, fahrende Otter vollkommen aufs Korn nehmen und ihr einen
ten Anschuß geben kann, ehe sie im Wasser verschwindet.

Steckt die Otter in einer Erdhöhlung, die weit unter dem Ufer
nein läuft, und hat man einen geringen, wenig muthigen Hund
i sich, den man nicht dahin bringen kann, einzukriechen, so bleibt
öfters ganz ruhig sitzen und läßt sich verbellen.

(Besonders gerne thun dieses die jungen Flußotter, welche be-
antlich in den ersten 3 — 4 Monaten ihres Lebens unbeschreiblich
mm, linkisch und unbeholfen sind.)

Um einer sich verbellen lassenden Otter habhaft zu werden, bedarf
keiner andern Mühe, als sich vor das Loch zu legen, worinn sie
ckt, und in gerader Richtung nach dem Hintergrunde dieser Erdhöh-
ng abzudrücken, da jedes röhrenartige, mehr oder minder lang un-
dem Uferüberhang in das Erdreich hineinlaufende Loch, welches
Otter selbst ausgeführt, oder als schon vorgefunden, zu ihrer
ohnung sich eingerichtet hat, immer in gerader Richtung fortgeht,
thin ein Schuß, aus einer, am Boden der Einfahrt aufgelegten, mit
Mündung gerade nach dem Hintergrunde gerichteten Flinte gethan,
Ziel nicht verfehlen kann.

Da aber hier die beste Gelegenheit ist, die Flußotter lebendig zu
ommen, so geschieht dieses durch das Ausheben.

Bei einer jungen Flußotter, wenn sich der Jäger überzeugt hat,
ihm eine solche gegen über ist, bleibt ihm nichts übrig, als, —
Falle er keinen Gehülfen bei sich hat, der mit dem Hunde vor der
höhlung bleibt, oder die nöthigen Werkzeuge herbeiholt — die Ein-
rt möglichst zu verstopfen, und dann eine Schaufel, eine Dachs-
ge und einen Arbeiter zu holen, der die Oeffnung von außen ge-
erweitert, um dem Jäger Raum zu verschaffen, mit der Dachs-
ge die Otter auszuheben. — Sie wird dann geknebelt. (M. s. die-
bei der Fuchsjagd) und in einem Sacke nach Hause gebracht.

Beschleichen. — Bei hohem Wasserstande, auch beim Fortgehen
Eises nach anhaltendem Thauwetter, wo sie durch dieses im Fischen,
ch jenes an der Bewohnung des auch an einem höher als gewöhn-
gelegenen Lagers gehindert ist, drückt sich die Flußotter auf Kopf-
den, auf andern, ihrem Lager nahen, schräg stehenden oder nicht
hohen Bäumen, auf trocknen Erderhöhungen, — besonders gerne
der Nähe von Mühlen, — und verweilt da, den Tag hindurch sich
r faulen Ruhe überlassend, bei Nacht, — wenn der Eisgang nicht

zu heftig ist, dem Fischen nachgebend, so lange, bis das Wasser wieder solch einen niedrigen Stand angenommen hat, daß ihr Lager wieder troken liegt.

Zu solcher Zeit ist das Beschleichen der Flußotter mit günstigem Erfolg auszuüben, denn sie liegt gewöhnlich so fest, daß sich ihr der Jäger auf 30 — 36 Schritte annähern kann, und sie oft lange genug aushält, um dem, mit einer einfachen Flinte versehenen Jäger nach einem Fehlschusse Zeit zu lassen, nochmal zu laden und zum zweiten Mal sein Glück zu versuchen.

Aber auch zu anderer Zeit, d. h. bei niederm Wasserstand sizt die Floßotter auf Steinen, die aus dem Wasser emporragen, oder auf dicht am Ufer befindlichen Baumstämmen oder Blöcken unbeweglich ist, um auf einen Fisch zu lauern und dann blitzschnell ihm nachzufahren.

Ungeachtet dieses Festliegens empfehle ich doch, das Beschleichen nur mit gutem Winde vorzunehmen, und dabei so wenig Geräusch als möglich zu machen.

Am besten hält die Flußotter aus, wenn sie sich auf Bäumen oder Blöcken oder Erderhöhungen gedrückt hat, die ganz nahe am Ufer sind und der Wasserstand so hoch ist, daß man sich ihren Ruheplätzen nur im Nachen nähern kann. — Der Jäger steht im Nachen, den der Fischer lenkt, und die Otter läßt ihn fast jederzeit auf 12 — 15 Gänge heran. — Sollte sie auch ins Wasser fahren, ehe der Jäger seinen Schuß angebracht hat, so wird sie ihm doch zur Beute, wenn der Nachen sehr schnell fährt, da die Flußotter, auf der Flucht immer stromabwärts schwimmend, troz ihrer Behendigkeit und Ausdauer im Schwimmen, doch bei sehr raschem Rudern sehr leicht so weit eingeholt wird, daß sie vom Jäger beschossen werden kann, wenn auch nicht am Körper, indem sie mit diesem zu tief unterm Wasser geht, sondern am Kopfe, von dem aber nur die Nase das Ziel gibt, welche allein hervorsteht, um durch selbe Athem holen zu können.

Merkwürdig ist, wie sehr die Flußotter den Eisgang scheut, wie fest sie während desselben aushält und wie selbst ihre sonst fast unsättliche Gefräßigkeit von der Furcht vor dem Treibeise bemeistert wird. Nach dem strengen Winter des Jahres 1829 dauerte der Eisgang am Flusse Regen in der Gegend von Kötzting beinahe 14 Tage. Nicht ferne von Bleibach schoß ich binnen der lezten 5 Tage 3 Flußottern, die auf Erlenblöcken und Kopfweiden, dicht am Ufer des Regens stehend, sich gedrückt hatten, und von mir auf fast weniger als halbe Schußweite beschlichen wurden. Es waren 3 alte Flußottern, aber so verkümmert, daß keine mehr als 14 — 15 Pfund [illegible] hatte; da ich, nach Erwägung des Verhältnisses ihres ausgezeichnet starken Körperumfanges zu diesem Zustande der Verkümmerung überzeugt seyn durfte, daß jede dieser 3 Flußottern zur guten Zeit ein Gewicht von 20 — 25 Pfund gehabt hatte. — Das war die Scheue vor dem Treibeis, welche diese gefürchteten Corsaren selbst zu fürch-

samen Hasen machte, die, auf ihrer Lagerstätte wie gebannt, lieber
en heftigsten Hunger erduldeten und fast zu Gerippen verkümmerten,
ls sich unter das Treibeis zum Fischen wagten.

Pürschen. — Die Flußotter fischt gewöhnlich in der Nacht, doch
ährend der Monate Februar und März am liebsten in der Morgen-
ämmerung, dagegen im September, Oktober und November, vorzugs-
eise zur Abendzeit.

Der Revierjäger kennt die Wasserstrecken, in deren Ausdehnungen
ie Otter Stand-, oder Einwechsel hat. — Zur vorstehend angegebe-
en Zeit pürscht er am Ufer dieser Gewässer hin, — mit gutem
Winde, von Zeit zu Zeit stehen bleibend, herumspähend, aufmerksam
orchend, ob er nicht das pfeifende Schnieben einer jederzeit mit großem
Geräusche heranfischenden Flußotter, oder das Geknausche vernimmt,
elches sie beim Fressen eines Fisches durch das Zermalmen der Hals-
nd Rückengräthen macht — die sie übrigens liegen läßt, und welches
 der Morgen-, Abend- und Nachtstille sehr weit hörbar ist.

Wer mit Erfolg auf Flußotter pürschen will, der muß das abzu-
ürschende Gewässer und dessen Uferbildung aufs allergenaueste kennen,
 muß so lacalkundig seyn, daß er die Krümmungen, welche er zu
mgehen oder abzuschneiden, die Strecken, wo er so und so weit ei-
 gebückte oder kriechende Stellung anzunehmen, oder wo er gegen-
ber liegende Sandbänke vor sich hat und hier plözlich mit angelegter
linte zum Beschießen der auf dieser Sandbank ausgestiegenen Otter
n Uferrande auftauchen muß, gehörig inne hat, und sich so nach
r Oertlichkeit und ihren abwechselnden Gestaltungen zu richten weiß.

Eine Anleitung zum Pürschen auf Flußotter läßt sich nur im All-
meinen geben, deren Hauptinhalt ist, daß

NB. der Jäger Alles beobachte, was er beim Anschleichen an je-
s andere Haarwild streng zu beobachten hat, nämlich, guten Wind,
uhe, Geduld, Besonnenheit und Stille, möglichste Verborgenheit,
sche, dabei kluge Benützung aller Vortheile, die ihm die Oertlichkeit,
 wie aller Blößen, die ihm das Wild selbst gibt (z. B. eine vom
äger ganz abgewendete Stellung u. s. w.) — und Vermeidung alles
linkenden an Gewehr, Waidtasche und Anzug.

In recht mondhellen Winternächten, wenn Schnee ligt, empfehle
 das Pürschen in Filz-Ueberschuhen, wodurch das Knarren des
chnees vermieden wird, welches die, mit außerordentlich feinem Ge-
r begabte Flußotter in der Stille der Nacht schon aus weiter Ent-
rnung her vernimmt und dann gleich durchgeht.

An Fluß- oder Bachufern, die streckenweise viel behuscht sind,
d auf deren Boden Laub-, und Dürrholz-Abfälle liegen, mithin das
ahinschreiten auf selben ein verrätherisches Rauschen verursachen
ürde, bereitet sich der Jäger Pürschsteige, oder er pürscht, wenn die
hreszeit günstig und der Boden nicht sumpfig ist, in Socken.

Suche mit dem Vorstehhund. —

Ein vom Zufall abhängender, oft aber eben so angenehmer, als beutehafter Jagdbetrieb.

Zur ersten Frühlingszeit, unter den Mittagsstunden recht heiterer, warmer, sonnenreicher Tage, an eben solchen im Herbste, in der Nähe ihres Lagers, am Stamme von Weiden- oder andern Uferbäumen, im hohen Ufergrase oder niedrigen Gestrüppe, in dicht bestandenem Weidenanflug sich sonnend, hält die Flußotter, welche sich nur ungerne aus ihrer angenehmen Ruhe herausreißt, dem Vorstehhunde oft so gut, daß sich der Schütze — es versteht sich ohnehin mit ganz gutem Winde — viel näher als auf Schußweite herankommen und sie vor dem Hunde schießen kann.

Die den besten Erfolg gewährende Suche mit dem Vorstehhund ist an schmalen Flüssen oder Bächen, wo auf beiden Ufern zu gleicher Zeit und mit gleichem Schritthalten gesucht wird. Ein guter Hund und 2 Schützen genügen für jedes Ufer. — Wenn, z. B. der Hund des rechten Ufers anzieht und steht, so hält der Schütze des linken Ufers mit der Suche ein, sucht sich sogleich hinter irgend einen Gegenstand zu verbergen und lauert hier, um die Otter, wenn sie dem Hunde nicht hält, und ins Wasser fährt, ehe sie vom jenseits schrei-tenden Jäger gesehen oder beschossen werden kann, im Augenblicke mit wohlbezieltem Schusse zu empfangen, wo sie zwischen Ufer und Wasser mit gutem Abkommen gefaßt werden kann.

Ungeachtet die Flußotter, ihres plumpen, quaplichen Körpers wegen, auf dem Lande nicht sehr flüchtig seyn kann, so darf der Schütze doch ein sehr gewandter, im schnellen richtigen Fassen und dem augenblicklichen Feuern wohl geübter seyn, um auf die aus ihrem Sonnungsplatze ins Wasser eilende Otter keinen Fehlschuß zu thun, wenn die Strecke, welche zwischen jenem und diesem liegt, nur eine ganz kurze oder bis an den Uferrand mit kurzem Gestrüppe bestandete ist.

Zur Zeit, wo Flüsse und Bäche, nach anhaltendem Thauwetter oder durch Wolkenbrüche, durch lange dauernden Regen so anwachsen, daß sie aus ihren Gestaden treten, wie auch, wenn ein recht strenger Winter die Flüsse und Bäche und Teiche mit dicker Eisdecke überkleidet hat, und die Klänge äußerst selten sind, ziehen die Flußotter an die Gebirgs-Waldbäche, weil diese selbst im strengsten Winter durch warme Quellen an vielen Stellen offen erhalten werden, auch im Frühjahr und Herbst, wo die Landgewässer ihre Ufer überschreiten, und so hoch anwachsen, daß in ihnen die Flußotter nicht fischen oder krebsen könnte.

Da werden auf der Suche mit dem Vorstehhund sehr oft Flußotter im Gestrüppe, im hohen, dichten Riedgrase, in den Binsenbüschen der Ufer solcher warmquellenden, nicht austretenden Waldbäche gefunden und erlegt.

Treibjagd.

Diese richtet sich hauptsächlich nach der Lokalität und kann nur
n solchen Flüssen und Bächen mit Erfolg ausgeführt werden, die sich
azu durch ihre Lage und Beschaffenheit eignen. Breite Flüsse, deren
lfer in der Regel nicht ausgehöhlt und mit dichtem Gesträuche be-
vachsen sind, würden sich nicht zur Vornahme einer Treibjagd qualifi-
iren, oder doch, was die Hauptsache ist, der Zweck würde verfehlt
verden aus dem Grunde, weil unter diesem Verhältniß keine Otter
ch bei Tage an dem Flusse oder Strome aufhalten wird. Desto er-
olgreicher wird aber dieser Jagdbetrieb ausfallen, wenn er in Bächen,
nit hohen überhängenden Ufern, die mit Weiden und Erlengebüsch
icht bewachsen, in deren unmittelbaren Nachbarschaft keine Waldun-
en befindlich sind, ausgeführt wird. Man spürt, nachdem man
lbends vorher sich die alten Spuren gemerkt hat, die Ufer am folgen-
en Morgen ab. Hat der spürende Jäger einen oder einige Ottern
m Sand oder Uferschlamm frisch ausgekundschaftet, (im Winter ra-
he ich diese Jagd nicht an) so kann das Treiben vorgenommen wer-
en. Man besezt zu dem Ende die Hauptstellen, über welche die Otter
u gehen pflegt, als Sandbänke, kleine Inseln und sonstige Stellen,
. B. sogenannte Kloaken oder seichte Stellen im Wasser, dergestalt
nit Schützen, daß sie sowohl im Wasser als auf dem Lande sehen und
hießen können. Sehr gut ist es, wenn man die Schützen soviel wie
nöglich verdeckt stellen kann, denn die Flußotter hat ein unglaublich
harfes Gesicht. Auf den Wind braucht man bei dieser Jagd nicht
u reflektiren, da die Otter auch wider Willen vorwärts gehen muß.

Sind auf diese Weise alle Pässe mit Schützen gehörig besezt, so
nuß das Ufer von beiden Seiten durch Treibleute beunruhigt werden,
nittels langer Stangen, in deren unterm Ende runde Hölzer befestigt
eyn müßen, um im Wasser ein starkes Geräusch und Geplätscher her-
orzubringen.

Zum Ueberfluß kann man noch durch einen Dachs- oder Hühner-
und das Ufer absuchen lassen. Die in oder unter den Ufern stecken-
en Ottern werden durch den Lärm aufgeschreckt, und zum Schuß
ommen.

Der Jäger muß sich nur ruhig verhalten und darf unter keiner
Bedingung seinen Stand wechseln. Läuft nun die Otter über eine
Sandbank, über welche sie vermuthlich schnell hinwegeilen wird, so
athe ich, sie mit einem tüchtigen Hagelschuß Nr. 1 oder 2 wo mög-
ich auf den Kopf zu schießen, und den zweiten Schuß nicht zu sparen,
m Falle sie sich noch stark bewegen sollte, oder man keinen Hund bei
ich hätte. Denn hat die Otter noch so viel Kraft, das Wasser zu ge-
vinnen, so ist es zur Anbringung des zweiten Schusses alsdann zu
pät, und viele Mühe kostet es dann, bis man sie bekommt. Ja
nanchmal bleibt auch nur das Nachsehen übrig, wie ich dieß auch
chon leider! selbst erleben mußte. Den Schuß auf das Blatt, den

Kopf, oder überhaupt auf den vordern Theil des Körpers empfehle ich auch dann noch, wenn die Otter in ganz seichtem Wasser gezogen käme, sollte sie aber im tiefen kommen, so rathe ich, wenn es möglich ist, sie kreuzlahm zu schießen. Die Kraft zum Untertauchen wird ihr hiedurch benommen, und sie wird gewiß das Ufer zu gewinnen suchen, da ihr das nasse Element keinen Zufluchtsort mehr darbietet, und alsdann kann sie auf dem Trockenen mit dem zweiten Schusse bequem und sicher erlegt werden.

Man kann in diesem Falle die Otter ruhig lassen, und braucht sie nur im Gesicht zu behalten. Hat man aber einen Hund bei sich, so bietet sich diesem die herrlichste Uebung dar, die Otter im Wasser zu würgen und, wo nicht gerade förmlich zu apportiren, doch wenigstens ans Land zu fördern. Daß hiezu starke Hühnerhunde nöthig sind, versteht sich von selbst.

Wollte man aber unter den eben angeführten Umständen die Flußotter mit Schroten Nr. 0 auf den Kopf schießen, so wird sie gewiß auf der Stelle in den Fluthen verschwinden, und dem besten Hund ist es dann oft nicht möglich, sie auszuspüren. Alles Nachsuchen mit Haken und Stangen wird oft vergeblich sein, da die Otter leicht unter dem Wasser in Wurzeln und Weidenzweigen sich so verwickeln kann, (oder sich so verbeißt) daß sie dort aus Wiedervergeltung den Fischen auf eine jammervolle Weise zum Fraß anheimfällt.

Die Treibjagd auf Fischotter gehört zu den angenehmsten, unterhaltendsten und erfolgreichsten Jagdarten, und gewinnt durch Abwechslungen aller Art Interesse; — aller Art sage ich, denn man kann die Otter in allen Lagen, im Laufen, im Schleichen, im Sitzen, im Schwimmen schießen.

Die aufgeregte, flüchtige Fischotter geht bei der Treibjagd bald stromauf-, bald stromabwärts, bald sucht sie sich unter den Weiden am Ufer durchzuschleichen, dann stürzt sie sich wieder plözlich ins Wasser, reckt nach einigen Minuten die Nase hervor, holt Athem, taucht unter und kommt an einer ganz entgegengesezten Stelle heraus, um aufs neue wieder zu verschwinden.

Auch wenn der Schütze das Unglück gehabt haben sollte, eine Otter zu verpassen, oder gar zu fehlen, so bleibe er ruhig stehen, denn die Otter kann ein und demselben Schüzen auf dem nämlichen Stande mehrmals zu Schuß kommen. Der hitzige Schütze wird in dem Falle eher seinen Fehler wieder gut machen können, als wenn er vorlaufen oder der Otter vorgreifen wollte. Seinem Nachbar aber würde dadurch vielleicht das Nemliche begegnen.

Die Otter drückt sich bisweilen bei der Treibjagd unter das Ufer und läßt sich auch wohl oft von einem Dächsel verbellen. Es gibt nun an dem Ufer für den Jäger unzugängliche Stellen, wenn er keinen Kahn hat. Die Otter steckt vielleicht fest und der verbellende Dächsel dringt nicht so rasch auf, daß die Otter ausfahren muß, oder der Hund ist schwach, dagegen stark die Otter, die Kraft der leztern sicht

mit dem Willen und natürlichem Muth des erstern in keinem Verhältniß; kurz die gegebenen Fälle können zusammen vorkommen, und man kömmt in Verlegenheit, wie man die Otter herausstöbern will. Es ist deßhalb sehr gut, sich mit einem Hunde zu versehen, der in der Otterjagd erfahren ist und Routine hat, sey es nun ein leichter Hetzhund, der schon Dächse gewürgt hat, oder ein, das Raubzeug gerade nicht sehr sanft anfassender Hühnerhund, oder einer von gemischter Race, oder endlich sogar ein Spitz oder Pudel, gleichviel, wenn er nur Muth hat, das Wasser nicht scheut und derb zugreift.

Uebrigens habe ich die Erfahrung, und zwar öfters gemacht, daß auch bei den besten Anstalten, bei genügender Uferbesetzung durch ganz verläßige Schützen und bei Anwendung der auf die Flußotter fermen Hunde manche Otter durchgeht, und, stromoben, oder stromunten, oft kaum hundert Schritte über die Wasserjagd-Grenze hinaus plözlich das Näslein aus den Fluthen streckt und ganz behaglich sich entfernt, gleichsam höhnisch zum Aerger seiner getäuschten Feinde sagend: „Nun bin ich aus euerm Territorium, und in salvis.“ — Daher sollen bei jeder Treibjagd auf Flußotter die stromauf-, und stromabwärts zu nächst angrenzenden Jagdbesitzer zur Besetzung ihrer Ufer eingeladen und die aus dem eigentlichen Treibjagds-Bezirke in den anstoßenden Wasserjagdbezirk durchgehenden und da erlegt werdenden Flußotter zwischen dem Jagdherrn, auf dessen Jagdgrund das Treiben gehalten wird, und zwischen demjenigen Grenznachbar, in dessen Bezirk die durchgegangenen Flußotter bei diesem Treibjagen erlegt geworden, entweder in Natura, oder nach dem pekuniären Ertrage getheilt werden.

II. Fangjagd.

NB. Die Flußotter wird das ganze Jahr hindurch gefangen, aber die Monate April und Mai sind die beste Fangzeit.

Fang im Angeleisen. —

(M. s. dieses beim Fuchsfang.)

Ueber diesen Fangbetrieb sagt Haßelmann:

Da die Flußotter gern die Stellfische an den Nachtangeln wegnimmt, so kam ich auf den Gedanken, mich des französischen Angeleisens zu bedienen, und der Versuch gelang.

Das Angeleisen wird, nachdem die Zacken hineingeschoben sind, und nachdem ein lebendiger Fisch mittelst zweier Einschnitte in die Haut, durch welche ein Drath gezogen wird, dergestalt an dasselbe befestigt ist, daß der Kopf nicht unten, sondern wagrecht steht, und daß der Fisch auf der Oberfläche des Wassers spielt, senkrecht an einer starken hanfenen Schnur an einen überhangenden Weiden- (oder sonstigen

Baum =) Ast gehängt. — Der Fisch kann an den Floßfedern noch angenähet werden, damit er fest am Eisen hängt.

Diese Befestigungsart läßt sich nicht genau beschreiben, und Fischer, die im Stellen der Nachtschnüre bewandert sind, können zum Festmachen des Fisches an das Angeleisen die Anleitung genügend geben, daß die Flußotter unfehlbar die Feder aus einander drücken muß und so durch das schnelle Herausfahren der hakenförmigen Spitzen fest gehalten wird, schwebend, nicht zwischen Himmel und Erde, sondern halb im Wasser, halb in der Luft.

Die Hechte vereiteln freilich manchmal die Mühe des Fängischstellens dieses Fangeisens. Daher ist dessen Anwendung nur für solche Orte geeignet, die wegen ihrer Lage, andere Fangarten erschweren oder ganz unmöglich machen.

Fang im Garne.

Dieser Fangbetrieb ist nur da in Ausübung zu bringen, wo der Flußotterstand von der Art ist, daß er die damit verbundene Mühe und Auslage ersetzt.

Erforderlich sind dazu:

a. **Ottergarne,**

b. **Otterhunde** und

c. **Ottergabeln.**

a. Das Ottergarn, stark und sackförmig gestrickt, hat viele Aehnlichkeit mit dem Rebhühner=Treibzeug. Seine Oeffnung hält 20—24 Fuß im Umfange, damit ein Quadrat von 5 — 6 Fuß daraus gebildet werden kann, wenn man an 2 gegen einander über stehenden Ecken=Stellstangen durch die Maschen steckt. Die Länge des in der Mitte des Netzes befindlichen **Küttels** (Netzsackes) beträgt 12 Fuß. Er läuft nach unten rundlich spitz zu und hat am Ende einen 3 Zoll greifen, eisernen Nasenring wie der Dachssack. Die Maschen an diesem Garne müßen, von einem Knoten zum andern, 1½ Zoll und von starkem Bindfaden, wie bei Rehnetzen gestrickt seyn.

In der Mitte des Ottergarnes wird eine lange, starke Leine durch die Maschen gezogen, womit man den **Küttel** zusammenziehen kann, wenn sich in dessen unterm Theile eine Flußotter befindet.

Die beiden Flügelwände oder Geleiter, welche die Form einer gemeinen Fischerwade haben, werden, je nachdem das Gewässer, worin der Otterfang vor sich gehen soll, breit ist, 6 — 10 — 15 Fuß lang und so hoch gemacht, daß sie 1 Fuß aus dem Wasser hervorstehen, wenn die Unterleine, welche mit Senkblei und Eisen gehörig versehen seyn muß, (so wie die Oberleine mit vielen Floßen von Kork oder Holzrinde) auf dem Grunde des Wassers aufliegt. — Am Ende der einen Seite, und alle 2 Fuß, wird eine spitze Stellstange eingebunden; am Ende der andern Seite aber bleiben die Maschen frei, damit das Garn mit den Flügelwänden, vermittelst einer durchgesteckten Stellstange, verbunden werden kann, wenn der Apparat zum Fangen auf-

gerichtet wird. — Sind die Geleiter mit dem Garnsacke auf diese Art verbunden, so wirft man diesen mitten in das Gewässer, steckt die beiden Stellstäbe, womit der Garnsack verbunden ist, fest in den Grund und zieht dann auf jeder Seite die Flügelwand in schräger Richtung bis dicht an das Ufer. Die Oeffnung des Sackes bildet dann ein Viereck und der Sack selbst wird durch das strömende Wasser angezogen.

b. Zu Otter-Hunden, sagt Döbel, schicken sich die am besten, die von einem kleinen Bären- oder Bullenbeisser und von den kleinen Blendlingen gezogen werden. Doch hat man auch eine rechte Race von Otter-Hunden, die etwa so groß als ein Hühner-Hund, doch aber gesezter und etwas stark von Kopfe sind. Auch nimmt man einen von den Barbets oder Wasserhunden, um eine Otter damit zu hetzen oder zu fangen. So nimmt man auch noch Dachshunde, besonders wenn sie etwas stark sind. *)

Wo nun auf Teichen und Seen Dämme und Wehre sind, so retiriren sich die Ottern gerne darunter, und da kann man ihnen mit den Hunden großen Abbruch thun; ingleichen wo Wasserströme zu finden, die nicht allzu groß oder breit sind, daß man selbige mit einem Garne bestellen kann, so sind die Hunde auch gut, daß sie die Ottern in das Netz jagen.

An und für sich selbst müßen diese Otterhunde schon ein gutes Naturell zum Otter und Biber haben, sowohl im Wasser zu arbeiten, als auch zu schwimmen, und unterzutauchen, welches nicht allezeit mit Gewalt erzwungen werden will. Also gewöhnet man die jungen Otter-Hunde gleich, daß sie gern ins Wasser gehen; sie müssen aber im Sommer, wenn das Wasser warm ist, anfangs hierzu gewohnt werden.

Man lernt sie erstlich apportiren, und immer nach und nach ins Wasser gehen und allerhand heraus hohlen, auch wirft man immer mehr und mehr nach der Tiefe, bis daß der Hund auch so weit in den Stand kommt, daß, wenn man ihm einen Stein ins Wasser wirft, er selbigen aus dem Grunde herauf holt.

Wer aber keinen Gefallen am Apportiren hat, der hetzt die jungen Hunde fleißig an Katzen, daß sie dran brav dreiste werden. Man nimmt auch wohl dann und wann eine Katze, wirft sie ins Wasser und werden alsdann die Hunde hinter her gehezt, welche man die Katze im Wasser würgen läßt. Fängt man nun eine Otter lebendig; so muß man die jungen Hunde brav dran einhetzen. Solches kann man auch an den Bibern thun.

Es ist wahr, daß die Otterjagd mit Hunden, eine feine Lust ist.

---

*) Hunde, welche man auf Flußotter abrichten will, müßen von der Race her sehr scharf seyn, d. h. — decken und würgen, auf was man sie hezt, oder was sie selbst fangen.

An einigen Oertern ist es zwar wegen der Teiche und Seen nöthig, daß die Ottern getilgt werden; an einigen Oertern aber sind sie so schon rar zu sehen, jedoch ist nöthig, daß diejenigen Jäger, so an Wasserströmen wohnen, jederzeit einen oder ein paar gute Otter-Hunde haben, dieweil die Ottern öfters gar weit im Strome hergefischt kommen.

Sonst kann auch der Otterhund gut zum Dachshetzen mit gebraucht werden. An denen Dachsen werden sie auch dreister, daß sie nachgehends die Ottern desto schärfer verfolgen und fangen. Wenn nun, wie gemeldet, ein Hund gern ins Wasser gehet, und wird an Katzen und Dachsen mit eingehetzet, so ist er gar bald zu den Ottern zu bringen.

Wie denn ein guter Dachskriecher oder Schliefer allemal den Otter aus seinem Bau, wie auch den Biber aus seiner Burg und Baue jaget. Mit den Dachsschliefern und einem darzu gemachten Netze, kann man gar kurzen Prozeß sowohl mit Ottern, als Bibern, machen.

c. Die Ottergabel (welche auch Bibergabel heißt, weil sie zum Biberstechen ebenfalls gebraucht wird) — ist eine eiserne, dreizinkige an den scharfen Spitzen mit Widerhaken versehene, an starkem, hölzernem Stiele befestigte Gabel, welche zum Otterstechen gebraucht wird.

Und nun zum Fangbetrieb.

1. Hat der Jäger die Uferstelle, wo die Flußotter ihr Lager hat, ausgekundschaftet, (im Winter durch das Ausmachen bei einer Neue, im Sommer durch mehr oder minder zahlreich, auf einem gewißen Raume sich vorfindende Losung, Fischköpfe, Fischskelete, und thraniges Gestank,) so werden ober- und unterhalb dieser Stelle so viele Otternetze, als die Breite des Gewässers fodert, quer über selbes gezogen, die Küttel nach außen gelegt, — (so daß der Küttel (Netzbeutel) des unten vorgezogenen Netzes nach abwärts, der des oben vorgezogenen nach aufwärts ausgeworfen, letzterer aber, um nicht durch die Strömungsgewalt nach abwärts gezogen zu werden, durch einen Heftel gegen den Strom angezogen wird,) — die Flügelwände (Netzflügel, Geleiter) aber an beiden Seiten bis ans Ufer schräg vorgezogen, dann am Ufer fest verpflöckt und verhaket. —

So ist nun das Otterlager unten und oben von den übergezogenen Netzen eingeschloßen, und die aus dem Lager durch die Hunde aufgemuthete Flußotter kann dem Fange im Netze nicht entgehen, weder stromab- weder stromaufwärts, auch kann sie nicht unter dem Netze durchgehen, weil dieses an der Unterleine mit Senkblei und Eisen gewichtvoll beschwert ist, mithin auf der Sohle (dem Grunde) des Gewässers fest aufliegt. —

2. Auf jeder der beiden Uferseiten, sowohl am oben, als wie auch am unten vorgezogenen Netze, steht am Pflocke, woran der Auslauf des Netzes befestigt ist, ein Jäger, oder ein sachkundiger Gehülfe, der in der einen Hand die Ottergabel, in der andern das Ende der

eine hat, welche in der Mitte des ihm zunächst befindlichen Küttels urch das Gemäsch gezogen ist. —

3. Nun geht der Jäger mit seinem (bis hieher, des allenfallsigen, st schon vor dem Netzziehen die Otter vergrämenden Gewinsels vegen in gehöriger Ferne verwahrten) Otterhunde an die zwischen den eiden Netzen gelegene Uferstrecke, löset ihn da und sucht mit ihm die sferhöhlungen ab, mit gespannter und schußfertig = gehaltener Flinte, m die aus ihrem Lager in das Wasser fahrende Flußotter mit einem Schuße zu erlegen.

4. Da aber dieses selten gelingt, so gibt er, sobald die Otter ns Wasser gefahren ist, ein vorher verabredetes Signal, um die an en Flügelwänden postirten Jäger oder Gehülfen zu avertiren.

5. Es trifft sich sehr oft, daß die Flußotter nicht in den Fluß inein, sondern am Ufer dahin schwimmt, und so dem am Pflocke Anestellten nahe genug kommt, um von selbem mit der Ottergabel estochen werden zu können. Dieses gelingt aber nur, wenn der zum Stechen Aufgestellte sehr behende, dabei aber besonnen genug ist, icht gegen die anschwemmende Otter, sondern nach ihr von hinten ı stoßen, da sie im ersteren Falle so schnell untertauchen oder umverfen würde, daß er fehl stoßen müßte. —

6. Ist die Otter in den Küttel gefahren, so kommt sie gleich nit dem Ende desselben in die Höhe. Schleunigst zieht nun der, an em Netzflügel postirte und die Zugleine haltende Jäger oder Gehülfe en Netzsack an das Ufer, wo es nur im Belieben des Jägers steht, ie gefangene Flußotter auf irgend eine waidmännische Art zu ödten, oder (wie beim Fuchs angegeben) zu knebeln und lebendig ach Hause zu bringen.

7. Sehr gut ist es, wenn der Jäger, so bald er den Hund (oder ie Hunde) gelöset hat, diesen mit einem Manne folgt, der einen sehr eraumigen, starkgarnigen Hamen — wie ihn die Fischer für größere ische haben — mit sich trägt; denn öfters läßt sich die Flußotter om Hunde längere Zeit verbellen. Tritt dieses ein, so setzt der Beleiter des Jägers den Hamen vor das Otterlager, nimmt aber abei eine Stelle ein, daß ihn die Otter von ihrem Verstecke aus nicht ehen kann. Nun animirt der Jäger den Hund, er stößt, sollte die lußotter vor dem Hunde nicht gehen, mit Stangen in die Erdder Gesteine = Höhlung und bietet alles auf, die Otter zum Ausahren zu forçiren, — wo sie sich dann im Hamen fängt und in lbem um so schneller, ans Ufer geworfen und erlegt wird, als sie ch bei der Schärfe ihres Gebisses und bei dessen unbeschreiblich schneler Benützung im Augenblicke aufschneiden und bei einem unglücklichen ehlschuße im Wasser verschwinden und für den Jäger verloren gehen vürde, wenn nicht oben und unten schon Netze vorgezogen wären. — Daher ohne schon früher vorgezogenen Netze diese leztere Fangart ie ausgeübt werden soll. —

8. Beim Ziehen und Befestigen der Otternetze, so wie von den, an den Flügelwänden postirten Jägern oder Gehülfen muß die größte Stille, Aufmerksamkeit und Vorsicht gebraucht werden.

Statt der Postirung eines Jägers oder eines Gehülfen an jedem Garnflügel zur Handhabung der Netzsack-Zugleine und der Ottergabel thut man besser, wenn man an jeder Netzflügelwand, ganz nahe an einem Strauch, einem Baum rc. ist, wo sich der Schütze verbergen kann (oder in Ermanglung dessen an einem Schirm von Nadelholzposchen) einen Schützen anstellt, der die Flußotter, wenn sie im Küttel eingefahren ist, und in die Höhe kommt, — oder wenn sie am Garne auftaucht, mit einem tüchtigen Schusse bedient.

Um der in den Küttel gefahrenen Otter habhaft zu werden, bedarf es übrigens keines extra dazu angestellten Schützen. — Hinter jedem Küttel wird innerhalb der vorgezogenen Netze eine Stange ein eingepflöckt, und an diese die in der Mitte des Küttels angebrachte Zugleine befestigt. — Fährt nun die Otter in den Küttel, so zieht sich dieser durch die hinter ihm festgemachte Leine von selbst zu, an welcher er dann gleich ans Ufer gezogen wird.

Das Vorhalten des Hamens vor dem Lager der Otter; wenn sich dieselbe verbellen läßt, und durch den Hund oder durch Eis-Stangen zum Ausfahren forcirt wird, ist äußerst selten von Erfolg, indem die Otter fast immer neben dem Hamen ins Wasser fährt. Fällt sie aber wirklich in den Hamen ein und ist der Hund sehr feurig, so fällt er mit ihr fast zugleich ein, ist aber meistens ein Opfer seiner Hitze.

Man darf behaupten, daß der Otterfang im Netze nur da anwendbar und die Mühe und Auslagen vergütend ist, wo man einen starken Flußotterstand hat.

Fang in der Otterfalle.

Zur Verfertigung einer Fischotterfalle Fig. 3. nimmt man 2 Säulen, jede 1½ Elle hoch, arbeitet in beide auf einer Seite einen recht gleichen und glatten Falz, macht ein Querholz von 2 Ellen Breite darauf und zapft es oben ein. Durch selbiges kommt ein Loch. 2 Kloben werden darauf angebracht, und in den Falz legt man einen Klotz, in welchem eiserne Spitzen so nahe an einander sind, daß zwei die Flußotter treffen können.

Unten wird gleichfalls ein Querriegel angebracht, der die Säulen unten zusammen hält. — Jedoch soll dieser Riegel in der Mitte einen Falz haben, der ganz durchgeht, damit die eisernen Spitzen durchfallen können, weil sonst, wenn die Falle etwa leer abfiele, und mit den Spitzen in den Riegel träte, schwer aus selbem herauszubringen seyn würde.

Vom Klotze geht eine Haarleine oder ein Drath durch das Loch über die beiden Kloben, und vorn an der Säule herunter bis an das

Stellholz. — In dieser Säule ist eine Kerbe, an der andern Säule vieder ein Drath oder eine Saite angemacht, welche nicht mehr als l Querfinger breit über das unterste Querholz gehen darf. — An der Saite ist ein glatter Ring, an diesem ein Bändchen, das bis an das unterste Querholz reicht. — Die Spitzen der beiden Säulen müßen nit eisernen Schuhen beschlagen seyn, damit man sie beim Stellen un-en im Wasser gut einpfählen kann.

Diese, in großen Flüssen nicht anwendbare Falle leistet vortreff-iche Dienste in Bächen, Waldquellen, — Mühlgerinnen, besonders n Forellenbächen, Teichausmündungen, Altwässern ꝛc. — Man durch-tellt der Quere nach ein solches Gewässer mit so vielen dicht an ein-nder befestigten Fallen, als nöthig sind, um durch den Bach, das lltwasser ꝛc. von einem Ufer zum andern gleichsam eine Verzäunung u bilden.

Das Fängischstellen geschieht dadurch, daß man die Leine nimmt, en Kloß in die Höhe und das daran gebundene Stellholz in die lerbe zieht, den Ring an dem Querdrath faßt und ihn so genau und napp als möglich auf das Stellholz steckt.

Wenn man in der nächsten Umgebung der Fallen von Zeit zu eit Blut, Thiereingeweide, Erdklumpen mit darein gekneteten Regen-der Fleischwürmern, Stücke von verdorbenem Fleisch in das Wasser virft, so werden dadurch die Fische in Menge an diesen Platz gelockt nd dadurch zu dessen fleißiger Annahme die Flußotter angekirrt.

In Gewässern, die recht abgelegen und unberuhigt sind, in denen ie Flußotter auch bei Tage fischt, muß der Jäger die Fallen nicht nur ie an anderen mehr belebten Gewässern täglich Morgens, sondern uch am Abend absuchen.

Fang in der Schlinge.

Allerdings möchte mir der Vorwurf gemacht werden, daß diese angart nicht waidmännisch ist.

Damit bin ich selbst einverstanden, wenn die Sprache von Otter-agd in einem Reviere ist, wo es Standotter gibt, oder ein Ein-echsel von Flußottern häufig ist, denn in solchen Revieren ist r Jäger — wenn er diesen Ehrentitel in seinem ganzen Werthe ver-ient, nicht nur aller Jagdarten auf Flußotter vollkommen kundig, ndern auch für seine Insaßen, oder zum Empfang so werther Gäste it den ächtwaidmännischen Fangwerkzeugen, nämlich Teller-sen, Schwanenhals, Otterfalle und Ottergarn nebst Otterhunden ge-rig versehen.

Es ist aber eine bekannte Sache, daß die Flußotter plötzlich in egenden erscheinen, wo deren seit undenklicher Zeit oder noch gar nie sehen oder gespürt wurden, und daß sie da, je nachdem sie mehr oder inder guten und reichlichen Fraß finden, längere Zeit verweilen oder ch ein paar Tagen wieder verschwinden. — Der Jäger eines solchen evieres, auf so unerwarteten Besuch nicht vorbereitet und bei dem

Mangel an guten Fangmitteln auf den unsicheren Anstand und eine allenfallsige eben so unsichere Treibjagd beschränkt, muß Alles aufbieten, — wenn es auch gerade nicht ganz waidmännisch ist, mit dem werthvollen Fremdling in die allernächste Berührung zu kommen. — Dazu dienen ihm als die einfachsten und am schnellsten bereiteten Hülfsmittel die Schlingen.

So unstät die Flußotter in Rücksicht ihres Aufenthaltes ist —, denn sie hat mehrere Lager, die oft stundenweit von einander entfernt sind, so hält sie doch, selbst an Plätzen, wo sie nur kurze Zeit verweilt, ihre Ausstiege genau ein, so wie die Gänge, die sie sich bekanntlich zu machen pflegt, um schnell und ungehindert durch dichtes Bodengestrüpp, durch hohes Ufergras, durch unter einander verwachsene Schlingpflanzen ans Wasser zum Einstieg zu gelangen, und wieder vom Ausstieg weg auf diesen Gängen ins und über Land zu gehen.

Sie verrathen dem Jäger zu seiner freudigen Ueberraschung die keineswegs gehoffte Anwesenheit einer Flußotter, zu deren Habhaftwerdung er Schlingen von ziemlich starkem Messingdrath, — die allen Wilddieben bekannten Hasendräthe — in den besagten Gängen fangbar stellt, und an das obere Ende der Schlinge eine sehr starke Leine befestigt, die an einen eigens dazu eingepfählten Pflock angebunden ist. Die Flußotter, kaum am Halse die Schlinge verspürend, wird auf der Stelle flüchtig, aber schon nach ein paar Sprüngen von der Leine festgehalten; jezt wüthet sie so lange, bis sie sich selbst erwürgt hat.

Aber, wie gesagt, nur im höchsten Nothfalle nehme der Jäger zur Schlinge seine Zuflucht.

Fang im Schwanenhals.

(M. s. die Zeichnung bei Fuchsfang.)

1. Das Eisen muß sehr blank gepuzt und in der Luft abgetrocknet seyn.

2. Das **Verwittern** geschieht nur leicht, aber an allen Theilen des Schwanenhalses und die vorzüglichsten **Wittrungen** sind folgende:

a. ¼ Pfund ungesalzene Butter wird in einem ganz neuen irdenen Tiegel auf gelindem Kohlenfeuer oder Buchengluth zerlassen, dann in selbe gethan, 1 Loth weiße, sehr klein geriebene oder gehackte Zwiebel, ½ Loth Solan. Dulcam. ganz klein gemacht;

Sobald die Zwiebel eine gelbe Farbe angenommen hat, thut man zugleich in vorige Masse: 4 Gran Bibergeil, ½ Gran Moschus, 1 Loth pulverisirte Violenwurzel, ¼ Loth Honig und 1 Feuerbohne groß zerdrückten Kampfer, hält das Ganze noch 2 — 3 Minuten über dem Feuer oder der Gluth, nimmt dann den Tiegel von selbem und läßt die Masse in einem Gefäße von Stein oder Glas verkühlen; worauf dieses mit einem ganz reinen Leinwandlappen, über diesen mit einer Schweinsblase verbunden und in einem trocknen Keller auf einer, der Luft am meisten ausgesezten Stelle aufbewahret wird.

N.B. Vom Augenblicke an, wo die Zwiebel in die zerlassene
Butter gethan wird, bis zum Augenblicke des Uebergießens der Ge-
mmtmasse in das Gefäß, darf ein fleißiges Umrühren mit einem
ölzernen, ganz reinem Spatel oder Löffel keinen Augenblick unterlassen
erden. — Dieses gilt für alle hieher gehörigen Wittrungen.

b. ½ Pfund reines Gänsefett wird in einem neuen, recht reinen
denen Tiegel über glühenden Kohlen zerlassen; hierauf wirft man in
eses flüßige Fett 4 Gran Bibergeil, 3 Gran weißen Kampfers und
Hand voll frisch getrockneter, so klein als möglich zerhackter Angelika-
Wurzel, läßt die Masse bis zum Lichtbräunlichwerden braten, seiht
hierauf durch ein feines, reines Leinwandläppchen, und thut dann
it ihr, wie bei Wittrung a.

---

c. 2 Gran Bibergeil, 1½ Gran zerriebener Kampfer, ½ Gran
Moschus
rden in 4 Loth zerlassenem Schweinfett, wie vorstehende Masse,
braten und behandelt.

Das Verwittern, wie auch das Legen des Eisens in den Ein-
nitt, das Spannen desselben (das Fängischstellen), das Einstecken
s Sicherungsstiftes während des Ausfütterns mit Füllung, dann
Abnahme der Sicherung, beim Schnee das Besieben des Platzes
t Schnee durch ein leicht verwittertes Sieb rc. geschieht wie beim
chsfang im Schwanenhals.

NB. Die Flußotter nimmt das Berlinereisen nicht des Brockens
gen an, — denn diesen würde sie nie berühren — sondern um auf
m Eisen zu walzen, wozu sie durch die Wittrung gereizt wird —
e der Hund durch den Aasgeruch, um sich auf dem Aase zu
lzen.

Es darf nicht übersehen werden, daß

1) das Legen, Fängischstellen, Ausfüttern rc. nur mit verwitter-
(mit einer der vorstehenden Wittrungen bestrichenen) Händen und
hlen geschehe, daß,

2) ist der Schwanenhals auf einem flugsandigen Boden gelegt
rden, die dabei durch die Tritte verursachten entstandenen Vertie-
ngen entweder mit dem Fuße oder einem leicht verwitterten Besen
strichen werden;

3) bei jedesmaligem Nachsehen gehe man auf verwitterten Soh-
dahin.

4) Da das Eisen so gelegt wird, daß der vordere Theil der Bügel
hin gerichtet ist, woher die Flußotter kommt, — also gegen das
asser hin — so beobachte man die — schon beim Fuchsfang gegebene
hier eben so beachtungswerthe Hauptregel:

NB. „Nie anders, als von hinten — (also gegen den hintern
eil des Eisens hin) an den Fangplatz zu gehen, alle dort vorfallenden
beiten hinter demselben zu verrichten, nie Tabak dazu zu rauchen,

noch weniger auszuspucken, und jedesmal denselben Weg zu nehmen, auf dem man gekommen ist.

Das Hin = und Hergehen zwischen dem Wasser, mithin zwischen dem Ausstieg und dem Schwanenhals, soll soviel als möglich vermieden, und, müßte es geschehen, nur auf verwitterten Sohlen vorgenommen werden.

Der Schwanenhals wird nicht im Wasser, sondern auf dem trocknen Lande gelegt, und zwar so nahe als möglich hinter dem Ausstiege, oder auf dem Passe, welchen die Flußotter auf ihren Gängen über Land macht; — sind kleine Inseln oder Sandschütten da, auf welchen die Otter gerne nach dem Fischen aussteigt, um da ihren Raub zu verzehren, so sind diese Inselchen und Schütten die besten und sichersten Fangplätze.

Fang im Tellereisen.

(M. s. dieses bei Dachsjagd, wobei nur zu bemerken kommt, daß jedes, auf Flußotter zu verwendende Tellereisen sehr starke Federn haben muß.) —

I. Fangart.

A. Im Wasser.

Die Fischotter wird mit guten, starken, an Federn und Scheiben recht festen Tellereisen, theils im Wasser, theils auf dem Lande oder auf den Kaupen und Sandhügeln gefangen, die aus dem Wasser hervorragen.

Man nimmt nämlich ein solches Tellereisen, schlägt aber zuvor im Wasser 4 Gabelstützen ein, legt auf selbige Stangen und dann das Eisen an den Ort, wo die Otter aus = und einsteigt, auch an das Lager, doch so, daß das Wasser über das Eisen geht.

Hiezu braucht man eben keine Wittrung, doch ist es besser, ein Rohrblatt ein wenig von der unten angegebenen Wittrung zu streichen, und das bestrichene Blatt mit einem Stück Rohr so auf das Eisen zu stecken, daß es über dem Wasser hervorragt.

Es wird die Otter, wenn sie, um Luft zu schöpfen, aus dem Wasser mit der Nase hervorkommt, die Wittrung verwindet, sie annehmen und sich im Eisen fangen.

B. Auf dem Lande.

Auch legt man das Tellereisen dahin auf das Land, wo die Otter gewöhnlich ihren Ein = und Ausgang hat, den sie in der Regel immer auf gleichem Passe bewerkstelligt. — Zu dem Ende schneidet man das Eisen in die Erde so tief ein, daß es nicht zu sehen ist, bestreicht es mit folgend = angegebener Wittrung, legt auf die Schrauben und Bügel entweder Papier oder noch besser Laub, damit der Sand nicht dazwischen komme, streicht von den Seiten denselben darauf und bedeckt damit das Eisen ganz dünn.

Hiebei ist zu bemerken, daß man das Eisen im Wasser an eine
utte, auf dem Lande aber an eine Kette oder eine Leine legen muß,
e so lang ist, daß die Otter ins Wasser reichen kann. Sonst zer-
icht sie leicht das Eisen, so aber ersäuft sie bald im Wasser.

Wittrungen.

1) Man nimmt ¼ Pfund reines Schweinefett oder ungesalzene
utter, läßt diese in einem neuen und reinen Tiegel zergehen, thut
nn eine gute Hand voll Baldrian, 3 Erbsen groß Bibergeil, 2 Erb-
groß Kampfer, gröblich zerstoßen, hinein, läßt es mit einander
iten und rührt es um, damit es nicht anbrenne. — Wird die
asse nun gelblich, so nimmt man sie vom Feuer, seihet sie durch
reines Tuch und hebt sie in einem glasirten Geschirre an einem
len Orte zum Gebrauch auf. — Diese Wittrung hält sich ein
hr.

2) Man nehme wilde Krausemünze und reibe (verwittre) damit
Eisen an allen seinen Theilen.

II. Fangart.

A. Im Wasser.

Zum Otterfang im Tellereisen muß man ein großes, rasches,
nell-schlagendes) mit einer starken Feder, oder mit 2 guten Federn
ehenes Eisen anwenden, welches vor dem Legen erst mit heißem
sser und mit ganz feinem Flußsand rein abgescheuert, dann abge-
t und gut abgetrocknet worden ist. (Lezteres geschehe aber nicht
einem sogenannten Putzlappen, oder einem zum Abtrocknen der
eschirre gebrauchten Leinwandtuche, sondern man hänge das Eisen
ie freie Luft, bis es da ganz trocken ist.)

Der Gebrauch des Tellereisens ist folgender:

Hat man den Ausstieg einer Flußotter ausgemacht, so legt man
(wenn das Wasser hinlängliche, doch nicht zu viele Tiefe hat, und
man überzeugt seyn kann, daß es wenigstens binnen 24 Stun-
seine Standhöhe nicht verändert) dicht vor dem Ausstiege, am
n in und unter das Wasser, weil selbst ohne alle Wittrung der
im Wasser sicherer ist, als auf dem Lande.

Man verfährt hierbei so:

Nachdem 4 oben in Mücken ausgehende, zureichend lange Pfähle,
fähr so gestellt, — : : — gerade vor dem Ausstiege, so weit von
ider entfernt und so tief in den Grund des Wasserbodens einge-
en sind, daß, wenn 2 Stäbchen in den Mücken befestigt worden,
ufgestellte, durch den daran befindlichen, über den Bügel geschla-
Haken gesicherte, auf den Stäbchen, ohne zu wanken, ruhende
n, überall 2 Querfinger hoch mit Wasser überdeckt ist, legt man
Eisen darauf. — Hat es nur eine Feder, so muß diese nach dem
hin gerichtet stehen und auf einem fünften Pfahle ruhen, oder
ird etwas im Erdboden eingelassen; sind aber 2 Federn daran
lich, so wird es in dem Maße gelegt, daß selbe nach beiden

Seiten gekehrt sind. — Auch da ist es räthlich, jede der 2 Federn durch ein Pfählchen zu unterstützen.

Hierauf wird die am Eisen befindliche Kette unter dem Wasser hin an's Land gezogen, hier eine feste Leine daran geschleift, und diese etwa 5 — 6 Schritte weit vom Ufer an einem tüchtigen Pfahle so befestigt, daß, wenn sich die Otter fängt, sie mit dem Eisen ungehindert in die Tiefe des Wassers fortgehen kann und da ertrinken muß. Dann aber legt man in einer zwischen dem Ufer und dem Leinenpfahle aufgehackten Rinne Leine und Kette zusammen und bedeckt sie dem Boden gleich mit Sand oder Erde.

Zulezt wird der Sicherungshaken zurückgeschlagen.

In schilfigen Gewässern, nicht so in Flüßen und Bächen, die ein reines Ufer haben, wird die Flußotter noch leichter auf das Eisen gehen, wenn man einen Rohrstengel mit einem Blatte nimmt, diesen mit etwas Wenigem von einer der nachstehenden Wittrungen bestreicht und so an eine der hintersten Mücken befestigt, daß das Blatt dicht über dem Wasser steht.

In seichten Flüßen, Bächen oder Wassergräben kann ohne weitere Umstände das Eisen auf den Grund gelegt werden, doch muß man da ein sehr starkes wählen, damit die Otter es nicht ruinire, oder sich auskirre.

B. Auf dem Lande.

Dieses geschieht nur, wenn örtliche Verhältnisse nicht gestatten, es in's Wasser zu legen.

Hiezu bedient man sich folgender Wittrungen:

1) Man lasse 8 Loth reines Schweinefett in einem neuen, ganz reinen Tiegel zergehen, thue dann eine Hand voll Baldrianwurzel, 1 Gran Bibergeil und 3 Gran Kampfer, — alles gröblich zerstoßen, — hinzu, lasse es unter beständigem Rühren mit einem reinen, abgerändeten Hölzchen, so lange über Kohlen, oder besser noch in einem Bratofen rösten, bis es gelblich wird. Dann seihe man es durch ein feines, reines Leinwandläppchen in eine steinerne Büchse, binde diese gut zu und verwahre sie an einem kühlen Orte.

2) Man lasse das beim Sieden eines 4 — 5 Pfund wiegenden Karpfens abgeschöpfte Fett über Kohlen zergehen, thue 4 Gran (etwa so viel als ein 3 Erbsen großes Stück) Bibergeil, oder besser noch eben so viel von der frischen oder getrockneten klebrigen Substanz, welche man am Ende des Waiddarmes des Flußotter-Männchens, oder in der sackförmigen Falte der Nuß des Weibchens findet, hinzu und lasse alles unter gleichem Verfahren, wie bei vorstehender Wittrung, etwa 2 Minuten lang braten, thue es dann in eine Büchse und verwahre diese, gut zugebunden, an einem kühlen Orte.

3) Man rühre eine Hand voll Fischotterlosung, den Rogen eines einpfündigen Karpfens, 1 Quentchen gestoßener Baldrianwurzel und

Loth weißen Fischthran und verwahre die Mischung wie vorstehende
ittrung.

4) Man stoße Hechtenleber, Karpfengalle, Krebseier und Otterlo-
ng, alles zu gleichem Gewicht, in einem gut gereinigten Serpentin-
örser und verwittere damit das Tellereisen, die Kette und die Leine.

5) Man zerlasse 8 Loth frischen Schweinefettes oder ungesalzener
utter, wie bei Nr. 1., thue dann 4 Gran Bibergeil, 3 Gran weißen
mpfer, ¼ Hand voll gröblich zerschnittene Baldrianwurzel, 1½ Gran
etb, 1 Gran Moschus hinzu und lasse alles braten bis es gelblich
d, dann seihe man die Masse durch und verwahre sie, wie bereits
agt. —

Das vorher mit Wasser und feinem Flußsand rein abgeriebene,
n getrocknete Tellereisen wird, nachdem man sich Hände und Fuß-
len mit einer der vorstehenden Wittrungen leicht eingerieben hat,
den Fangplatz gebracht und da vor den Ausstieg gelegt, doch soll
Jäger beim Legen des Eisens, wie bei den dazu gehörigen Vor-
eiten nicht vor dem Ausstiege stehen, sondern hinter demselben und
r an diesem so nahe als möglich.

Als Vorarbeit schneidet man die ganze Form des Eisens in die
e so ein, daß, wenn nur eine Feder am Eisen befindlich ist, diese
h hinten zu, wenn es aber deren zwei hat, selbige auf beiden Seiten
aus gerichtet sind. Dann wird die Erde aus diesem Einschnitte
tief ganz rein herausgenommen, daß das aufgestellte (d. h. fängisch-
ichtete) Eisen, bei welchem der Sicherungshaken über den Bügel ge-
agen ist, und das mit jeder Feder und mit dem Kranze auf kleinen
chziegelstückchen unbeweglich fest ruhen muß, ½ Zoll tief unter der
e liegt. —

Hierauf streicht man von einer aus vorstehenden Wittrungen beliebig
wählenden etwa eine Quantität von der Größe einer kleinen Ha-
uß nach und nach auf ein ganz reines Läppchen und bereibt (ver-
tert) damit jeden Theil des Eisens, ingleichen Kette und Leine.

Ist nun das Eisen wieder in den Einschnitt gelegt, so bedeckt man
Wirbel, die Bügel und den Zwischenraum zwischen leztern und dem
er leicht mit trocknem Weidenlaub, überstreut dann den ganzen
ß, überall der Erde gleich, mit Erde oder Triebsand, legt die Kette
Leine so zusammen, daß sie sich nicht verschlingen können, und in
dazu ausgehackte Rinne, bedeckt diese mit Erde und bindet das
e der Leine an einen so eingeschlagenen Pfahl oder benachbarten
im, daß, wenn sich die Otter fängt, sie mit dem Eisen ins Wasser
en kann. — Endlich hebt man vorsichtig den Sicherungshaken mit
m Stäbchen vom Bügel und bedeckt auch diesen mit Erde.

Zulezt räumt man alles umherliegende Erdreich weg, und ver-
mit einem (besenartig zusammengebundenen) Strauch, hinter der
r des Eisens stehend, den ganzen Platz, wo gearbeitet ward, und
wärts gehend, den Weg, auf welchem man kam, etwa 15 Schritte

Uebrigens gebe man die Hoffnung nicht auf, die Flußotter zu fan-
gen, wenn sie auch 8 — 10 und mehrere Tage nicht ins Eisen geht.

Sind mehrere Ausstiege vorhanden, so hat man desto mehr Aus-
sicht, bald zu fangen, wenn man genug Tellereisen hat, um vor jeden
Ausstieg eines zu legen.

NB. An jedem Tage muß der Jäger den Fangplatz wenigstens ein
Mal besuchen und die Tritte, die er im Sande, oder im weichen Bo-
den des Ufers bis ans Eisen gemacht hat, mit dem oben erwähnten,
besenartigen Strauche verkehren, und zwar dabei rückwärts gehend.

III. Fangart. *)

Dieser geht das Ankirren vor, welches darinn besteht, daß

a. der Jäger vom Ausstiege an bis auf den zum Fangen bestimm-
ten Platz einen kleinen Bündel von Weidenruthen, der mit Teufels-
dreck bestrichen ist, schleppt, und dort liegen läßt, oder daß er

b. eine gewisse Quantität, allenfalls 3 — 4 Pfund sehr feinen,
ganz trocknen, von allem Schimmel- oder Kellergeruche freien Fluß-
sandes, 2 Gran Moschus —, (in Ermanglung dessen eben so viel
Steinmarder-Losung) und 1 ½ Gran Zibeth mit einander vermischt,
und dieses Gemenge mit den Händen recht tüchtig unter einander rührt,
dann davon soviel, als er mit 3 Fingern halten kann, vom Ausstieg
an bis zum Fangplatz, — alle 2 — 3 Schritte auf die Erde, aber
eine gute Hand voll auf der Stelle ausstreuet, wo das Eisen gelegt
werden soll.

NB. Die Stelle selbst, wo das mit Teufelsdreck verwitterte Wei-
denbündelchen hingelegt, so wie die allernächste Umgebung des Flecks,
welcher mit dem Moschus- und Zibethgemischten Flußsand bestreut
wird, muß wund gemacht werden, damit er sieht, ob sie die Otter an-
genommen hat.

Sobald der Jäger sieht — und dieses ist im wunden Boden leicht
zu erkennen — daß die Flußotter an die Kirrung gegangen und sich
auf einer oder der andern gewälzt hat, so darf er dem baldigen Fange
mit Zuversicht entgegen sehen, aber auch nicht säumen, das Eisen zu
legen.

Dabei bedarf es keines in die Erde zu machenden Einschnitts
und keiner Verwittrung des Eisens; es darf nur sorgfältig rein gemacht
und abgetrocknet seyn. Sobald es fängisch gerichtet und der Sicherungs-
haken über den Bügel geschlagen ist, nimmt der Jäger ad a das mit
dem Teufelsdreck verwitterte Weidenruthen-Bündelchen vom Platze,
legt auf dessen Platz das Eisen, daneben die zusammengemachte Kette
und Leine (von der leztern wird das Ende an einen eigens dazu
gepflöckten Pfahl befestigt) und bedeckt jenes ganz leicht, — jedoch

---

*) Ich habe diese Fangart deßwegen so genau und ausführlich be-
schrieben, weil sie sehr einfach und so verläßig ist, daß sie allen
übrigen Otter-Fangbetrieben weit vorgezogen werden darf.

nirgends das Eisen vorsieht — mit trocknem Laube, die Kette und
ie aber mit Erde oder Sand, oder Kies, je nachdem der Boden aus
m oder dem andern besteht. — Ist dieses geschehen, so bestreut er
Laub mit einer Hand voll schwacher, in der Mitte gespaltener,
– 6 Zoll langer Weidenruthen, die mit Teufelsdreck leicht verwit-
sind.

So wäre dieser Fangapparat fertig, wenn ihm nicht noch eine klei-
Zugabe werden solli, von der wir in allen Jagdschriften noch nichts
en.

Jeder Jäger nämlich, der mit Otterfang zu thun hat, und nach
gart II. sein verwittertes Tellereisen mit trocknem Weidenlaub be-
:, wird öfters den unangenehmen Fall gehabt haben, daß der Wind
Laubbedeckung fortführt und das Eisen ganz nackt da liegt.

Da kam ich auf den Einfall, dem der Heftigkeit wie auch dem
losen Spiele des Windes hinderlich zu begegnen und der so leicht
entführen lassenden Laubdecke einen festen Halt zu geben. Ich
uchte so Manches, aber jeder Versuch mißlang; endlich kam ich
den Einfall, von einem alten, unbrauchbaren, aber leichten Fisch-
ein Stück, gerade so groß, daß es über das fängisch gerichtete
ereisen 2 — 3 Zoll weit hinausreicht, über die Laubdecke und die
selber aufgestreuten verwitterten Weidenrüthchen auszubreiten, und
Saum des Netzes —, d. h. das über das Eisen hinausreichende
ende mit kleinen Heftelchen in den Boden zu befestigen, aber so
r, daß beim Zusammenschlagen der Bügel diese Heftelchen gleich-
emporfliegen, mithin dieses blitzschnelle Zusammenschlagen nicht im
besten hemmen.

Schon der erste Versuch gelang über alle Erwartung so herrlich,
ich an dieser meiner Erfindung auch nicht das geringste zu ver-
rn hatte, jezt aber auch nicht säume, allen meinen Freunden in
na die Anwendung dieser Netz-Ueberdecke bei jedem, wie immer
nen habenden Fangbetriebe mit dem Tellereisen, — wenn dieses
trocknem Laube bedeckt werden muß, aufs nachdrücklichste zu em-
len.

Wenn wir ad b, nämlich zur Ankirrung mit dem bezeichneten
nenge von Flußsand, Moschus und Zibeth kommen, so haben wir
r das Legen des Tellereisens nicht mehr zu sagen, als daß es eben
wie bei a. ohne Einschnitt und Verwittrung auf dem Platze, wo
eben bezeichnete Sandmischung aufgestreut geworden, fängisch ge-
tet, dann mit dieser Mischung das ganze Eisen so hoch bedeckt wird,
sie ungefähr 1 Zoll hoch darauf zu liegen kommt.

Kette und Leine werden wie bei a behandelt. —

Sehr oft hat mir der tückische Wind die ganze Sandbedeckung
Tellereisens mit sich fortgeführt und mir die neue Mühe und
lage gemacht, ein frisches Gemenge von Sand, Moschus und Zibeth
's Eisen zu bringen. Ich streute nun vom Ausstiege an mein
ndgemenge häufchenweise gerade nach einem Uferplätzchen hin, welches

im Ueberwinde lag, oder ich kirrte (mittelst dieses Aufstreuens) auf
eine von Weiden- oder Erlengesträuche dicht umbuschte Stelle hin und
machte dann diese oder jene, je nachdem die eine oder die andere vor-
handen und dazu geeignet war, zum Fangplatz.

Schließlich erinnere ich, daß bei dieser Fangart III. sowohl nach
a als nach b in Beziehung auf

1) Verwittern der Hände und Fußsohlen und

2) Stehen hinter dem Ausstieg beim Legen des Eisens,

3) Verkehren des ganzen Platzes, wo gearbeitet wurde, mit einem
besenartig gebundenen Zweig-Büschel, wie auch rückwärts gehend des
Weges, auf welchem man gekommen, und auf

4) das tägliche Besuchen des Fangplatzes ꝛc.

Alles genau beobachtet werden muß, wie bei der Fangart II. aus-
führlich vorgetragen worden ist.

Das Streifen der Flußotter, aber erst, wenn sie durchaus kalt
geworden, geschieht eben so wie das des Fuchses. Eben so auch das
Aufziehen, jedoch ist es gut für die Bälge der im Sommer ge-
schossenen Otter, nicht den Balgspanner, sondern ein recht harziges
Balgbrett von Kiefernholz zu gebrauchen, in den Balg aber, sobald
er abgetrocknet und umgewendet ist, auf der behaarten Seite Kampfer
zu streuen, zur Abhaltung der Motten, die besonders den Otterbälgen
sehr gefährlich sind.

Da das Flußotter-Wildpret bei gehöriger, etwas kostspie-
liger Appretirung für Viele unter die Leckerbissen gehört, so nimmt
man das Ausweiden und Zerlegen wie beim Hasen vor, doch darf das
Aufbrechen nicht vor, sondern erst nach dem Streifen und eben so wie
beim Hasen geschehen. Man kann die Flußotter auch eben so be-
handeln, wie man den Dachs zerwürgt, aufbricht und zerlegt.

II. Jagd auf die Sumpfotter.

Ueber diese sagt von Klein zu Zehlendorf bei Güstrow im Meck-
lenburgischen, eben so bündig als gegründet:

„Die üblichste Jagdart auf Sumpfotter ist die mit einem Hüh-
nerhund, (also die Suche) der aber sehr kurz gehalten werden muß,
damit die Sumpfotter nicht früher entschlüpft, (durchgeht) als der
Jäger herbeikommen kann.

Sobald der Hund vorstehet, wird er gleich abgerufen.

Hat die Otter ihr Lager an einem Orte gewählt, der rings mit
Eis umgeben ist, so läßt man dieses wo möglich von allen Seiten
zugleich einschlagen, verhindert sie unter dem Eise zu entkommen, und
sie wird herausgejagt und vom Hund ergriffen.

Sollte es ihr aber gelingen, in's offene Wasser zu entschlüpfen,
so muß man genau Acht geben, nach welcher Seite sie ihre Flucht
nimmt, um, sobald sie, was nach wenigen Minuten geschieht, das
Näschen aus dem Wasser streckt, nach ihr zu schießen.

Zum Fang der Sumpfotter wird viele Vorsicht erfordert. Man kann sich dazu der Flußotter-Netze bedienen.

Auch in großen und starkfedrigen Tellereisen und mit quer über schmale Bäche und über Wassergräben aufgestellten Schlagbäumen wird sie gefangen, doch am häufigsten zufällig geschossen und zwar vor Hühner- und Dachshunden, wenn diese sie aus Ufer-Höhlungen aufstöbern. —

Aufgang und Abschuß wie bei der Flußotter. —

Jagdarten und deren wahlverwandte Verrichtungen.

Alle diese hat die Sumpfotter mit der Flußotter gemein.

Ihr Wildpret ist viel zarter, saftreicher und aromatischer, als das der Flußotter.

Hasen-Jagd.

Aufgang zu Michaeli.
Abschuß mit dem Schlusse des Monats Januar.

Junge Hasen werden für Leckermäuler schon von Mitte Juni, oder mit Anfang des Monats Juli geschossen.

Der alte Jäger, dem um Hasenschmalz, um einen geldgültigen Balg und um kräftiges, saftvolles, aromatisches Hasenwildpret zu thun ist, schießt seinen ersten Hasen gegen Mitte November.

In vielen Gegenden, — besonders in Bayern — herrscht der Köhlerglaube, daß Garn oder Leinwandlappen, in den Schweiß eines Hasens getaucht, der am 1. Freitag des Monats März geschossen wurde, den sogenannten Rothlauf heilen, wenn der berothlaufene Körpertheil damit belegt wird.

„Selig sind, die da glauben.“

Jagdarten und deren wahlverwandte Verrichtungen.

Abgenicken. Abheben. Ankörnen. Anstehen. Aufnehmen. Aufziehen. Ausmachen. Aussetzen. Ausweiden. Ausziehen. Bugsiren. Einjagen. Einsprengen. Fang. Feldtreiben. Hasenkennen in der Sasse. Hetzjagd. Jagen mit Hunden. Jagen mit kleinem Zeug. Klapperjagd. Kesseltreiben. Nachsuchen. Parforcejagd. Schießen aufs Maizen. Schießen in der Sasse. Schränken. Suche. Treibjagd. Verlappen. Waldtreiben. Zerlegen. Zutreiben.

I. Schießjagd.

Anstehen. A. Aus freier Hand.

Dieser Jagdbetrieb, mit dem Aufgang der Hasenjagd beginnend und bis zu ihrem Schluß dauernd, enthält folgendes:

1) Schon 3 — 4 Wochen vor Aufgang der Hasenjagd stelle sich der Jäger gegen Abend und gegen Tagesanbruch da und dort am Waldsaume an, um auszuforschen, an welchen Stellen Hasen Abends auf die Weide und Morgens zu Holze rücken. Hat er 3 — 4 Abende und Morgen nach einander seine Beobachtungen gemacht und den Aus- und Einsteig der Hasen ausgemittelt, so darf er zur gehörigen Zeit des Anstehens auf Hasen diese Stelle zu seinem Anstand wählen; denn der Hase hält seinen Steig, so lange er in dessen Nähe Weide findet, oder auf diesem Platze nicht zu sehr beunruhigt wird.

2) Im Falle der Jäger verhindert ist, früher die Hasen zu beobachten, so wähle er, wenn die rechte Zeit dazu gekommen ist, seinen Anstand da, wo jene Weide ist, die der Hase am liebsten annimmt, bei Kohl- und Rübenfeldern.

3) Hat ein Gehölze kleine Hohl- oder sonst wenig begangene Wege, die aus den Dickichten sich nach dem Felde heraus ziehen, so ist das Anstehen in der Nähe der Ausmündung solcher Wege sehr zu empfehlen. —

4) Im September kann man Abends bei noch hellem Tage anstehen, Morgens eine gute halbe Stunde vor Sonnenaufgang; jedoch vom Oktober an, so lange kein Schnee gefallen, ist der Morgen-Anstand ungleich sicherer, als der zu Abend, da gewöhnlich viele Hasen erst bei hellem Morgenlichte zu Holze rücken.

5) Wer einen starken Hasenstand und dabei Lust hat, öfters an Einem Abend auf dem Anstande zu schießen, der verschiebe das Anstehen, bis Schnee gefallen und er dazu noch Mondlicht hat.

6) Die Erinnerung, daß man beim Morgen- wie beim Abendanstand guten Wind und einen Strauch, einen Baum, Erdwurf, Graben rc. zum bergenden Versteck haben muß, ist wohl überflüßig; aber

es darf nicht unerwähnt und unerläutert gelassen werden, was der Jäger zu thun hat, wenn er auf einem Saatfelde anstehen muß, das die Hasen besonders gerne, dabei zahlreich annehmen, das aber keinen Strauch oder sonstigen Versteck hat, mithin der Jäger ganz blosgegeben ist. In solchem Falle bleibt dem Jäger nichts übrig, wohlgemerkt, ich spreche vom Anstande zur Winterzeit, wenn genügend Schnee liegt, als daß er sich einen Erdsitz, (eine Grube, so tief, daß er mit der Brust an ihren Rand reicht) ausgräbt, und darin ansitzt, den Kopf mit einer weißen Zipfelmütze, die Kleidung mit einem ganz weißen Hemde bedeckt, und zwar so vorsichtig, daß er, vom Scheitel bis zum Sitz einer weißen Büste gleich ist. — Aber troz dieser schneefarbigen Vermummung werden die Hasen doch die ersten 3—4 Abende durch diese ungewohnte Erscheinung verpönt seyn. Um also damit die Zeit nicht zu verlieren, so stelle der Jäger für die ersten Abende einen Ersatzmann, wenn auch einen leblosen; d. h., er stecke in die Grube einen Pfahl und umwickele diesen mit weißen Lappen. Nimmt er am 4 — 5 Abend dessen Stelle ein, so wird er sehen, daß die Hasen nicht mehr geschüchtert sind.

---

2. Mit Verzug.

Es gibt geschlossene Feldreviere, welche von Gehölzen oder Feldbezirken ganz umringt sind, in denen die Koppeljagd ausgeübt wird. — Der Besitzer einer solchen, von Koppeljagd umgebenen Feldmarkung, hat größtentheils so viel mit gränznachbarlicher Habsucht und Anmaßung sich herumzubalgen, daß er zu eignem Nutzen und Vergnügen einen Jagdbetrieb — nämlich den Verzug machen (auch Verlappen genannt) ausübt, der den dicht anliegenden Nachbarn eben keine Rosen bringt.

Das Anstehen mit Verzug geschieht am besten a. im Winter bei ziemlich hohem Schnee, und b. in der lezten Zeit des Vollmondes. — Schon 8 — 14 Tage vor Ausübung dieses Anstehens werden in Mitte gedachter Feldmarkung Waizen- und Haberkörner, Möhren und Kohl, Heu, getrockneter Klee in kleinen Häufchen gestreut, um die Hasen aus den umschließenden Gehölzen zahlreich anzukörnen. — Nach dieser Zeit werden Abends zwischen 8 und 9 Uhr in möglichster Stille längs der Gränze 12 — 15 Schritte von derselben herumwärts und auf beiden Flügeln so weit als möglich hinaus, die Federlappen 1½ Fuß über der Erde gestellt, — und zwar auf die Art, wie nach der hier folgenden Beschreibung der Federlappen angegeben ist, — wobei ich nur zu bemerken habe, daß a. bei sehr gefrornem Boden zum Einstecken der Stäbchen mit dem Frostbohrer vorgearbeitet werden muß, dagegen bei allenfalls eingetretener feuchter Witterung die Leinen nicht zu straff angezogen werden dürfen. — Eine Stunde vor Anbruch des folgenden Morgens stellen sich die Schützen so geräuschlos als möglich längs der Gränze und besonders an den Flügeln vor den Lappen an, um da die in das Holz zurückrückenden Hasen zu empfangen, wobei

öfters auch Füchse oder anderes Wild vor das Rohr kommen. — Sehr zu empfehlen ist, daß sich die Schützen aus den angränzenden Gehölzen, die diese verlappte Feldmarkung umschließen, ganz sachte an ihre Stände schleichen.

Ist die Zeit des Anstehens vorüber, so daß man glauben kann, es rücke oder komme nichts mehr zu Holze, so sucht man die verlappte (im Verzug gelegene, die verzogene) Feldmarkung ab, wo man noch manchem Hasen aus der Sasse aufstoßen wird. Ist die Suche beendigt, so wird der Verzug gehoben und für etwa nöthige Abtrocknung und für gute Aufbewahrung der Federlappen gesorgt.

Federlappen sind 100 — 150 Ellen lange Schnüre von starkem, nur nicht sehr gedrehtem Bindfaden, woran man in der Entfernung einer Elle 2 Federn (zweifedrige Lappen) oder 3 Federn (dreifedrige Lappen) von 8 — 12 Zoll Länge knüpft.

Die Federlappen dienen dazu, um bei Treib- oder andern Jagden Rehwild, Füchse und Hasen, selbst Wölfe zu schrecken, damit sie nicht aus oder in den Distrikt, — sey dieser nun eine Waldstrecke oder ein Feld — laufen, den man mit Federlappen umzogen hat.

Wenn bei Treibjagden Mangel an Schützen ist, so wird jene Seite, die nicht besetzt werden kann, mit Federlappen umzogen; dieses geschieht auch öfters hinter der angelegten Treibwehre, um das Zurückgehen des Wildes zu verhindern.

Bechstein lehrt die Verfertigung der Federlappen. *)

a. Das zweifedrige Einschürzen.

Sämmtliche Federn —, schwächere Gänse-, Truthühner-, oder Enten-, Hühner-, Raubvögel-, oder andere ähnliche Flügelfedern — werden einige Stunden vor dem Gebrauche im warmen Wasser eingeweicht.

Alle zu einem Bunde erfoderlichen Federn werden erst zugerichtet, indem man an der Kielwurzel des dünnen Federhalbscheides, bis auf die Hälfte der Höhlung ein- und auf derselben fortschneidet, bis zur Spitze. Dann schneidet man die Kielknöpfe vom dickern Federhalbscheide gleichfalls ab, und steckt einen von jenen dünnern Kielen in einen, wo möglich, anders gefärbten von diesen dickern so, daß die Schäfte der beiden Fahnen gleiche Richtung haben, also beide auf einer und derselben Seite concav und convex stehen.

Hierauf nimmt man den Bindfaden, hängt ihn an einen festen Haken, schlägt ihn kreuzweise so herum, daß es eine Schleife gibt, schiebt die Federn bis zur Kielmitte hinein und zieht endlich den Knoten kräftig zu, wobei man mit der linken Hand die beiden Federn zugleich

---

*) So gründlich und faßlich Bechstein das Verfertigen der Federlappen hier lehrt, so ist doch immer der beste Unterricht darinn, der von Hand zu Hand geht. Da aber auch dieser öfters mangelt, so hat die Bechstein'sche Angabe des Verfahrens beim Verfertigen der Federlappen hier eine geeignete Stelle.

mit beugt, in der rechten Hand aber einen kleinen Knebel hält, um welchen der Bindfaden geschlagen ist, um fester zuknöpfen zu können.

So wird die Arbeit fortgesetzt, indem man in der Entfernung von 10 zu 10 Fuß immer wieder 2 in einander gesteckte Federn ebenmäßig mit den ersten einknötet.

Zuletzt wird an einem Ende der Leine ein daumensdicker, spannenlanger Heftel eingebunden, das andere Leinenende an der Feder-Haspel angeknüpft und auf dieser das ganze Bund aufgewunden.

---

b. Das dreifedrige Einschürzen.

Bei Verfertigung der dreifedrigen Lappen bleibt das Verfahren bis nach aufgelegtem Kreuzschlage dasselbe.

Dann steckt man 2 Federn zusammen von einer, die dritte von der entgegengesezten Seite durch die Knotenschleife 1 Zoll durch, knickt sämmtliche hervorragende Kielenden über den einfachen Leinentheil der Schleife um, schiebt sie unter dem unten doppelt liegenden durch, und zieht den Knoten, vermittelst des Knebels, möglichst fest zu.

Alles Folgende wird wie bei den zweifedrigen Lappen verrichtet.

Auch hier ist auf Verschiedenheit der Farben bei den in einem Knoten zu vereinigenden Federn zu sehen.

Jedes einzelne Bund Lappen, — zu 1 Bund Lappen sind 10, oben mit Mücken versehene, 4 Fuß lange Stellstäbe hinlänglich, — wird dann auf einer 2 Fuß langen Haspel, welche sich an dem daran befindlichen, mit einem Handgriff versehenen Stocke leicht drehen muß, aufgewickelt und mit dem andern Leinenende daran verschleift.

Ein etwas rüstiger Mann trägt 6 — 8 Bund, deren jedes 80 Doppelschritte hält.

Wenn nun das Verlappen vorgenommen werden soll, so wird die Leine des ersten Bundes auf dem Stellwege, welcher unter dem Winde liegt, ausgebunden, dann geht der Mann, welcher die Haspel hält, rasch, aber stille fort und läßt ablaufen. Ein anderer setzt die Stellstäbe ein, zieht die Leine an, hängt sie in die Mücken, knüpft das zweite Bund gleich so an das erste an, daß kein großer federleerer Zwischenraum entsteht, und so wird fortgefahren, bis der in Verzug kommende Distrikt ganz verlappt, mithin die Stellung vollendet ist.

Die Federlappen müßen frei, vom Holz abwärts stehen.

Das Uebrige ist bereits im Vorgegangenen gesagt worden.

---

5. Mit Nothlappen.

Wenigstens eine Stunde vor dem Abendanstand steckt man dicht im Holze die Nothlappen (M. s. diesen Art. bei Abthl. IV.) 15—20 Schritte von einander entfernt in die Erde, und läßt sie in möglich gerader Linie bis an das Ende des Gehölzes oder sonst an einen Punkt fortlaufen. Diese Auslaufspunkte, so wie der, wo mit dem Stecken

angefangen worden, besetzt man mit Schützen. Der Hase, durch die Rothlappen geschüchtert und nicht muthig genug, zwischen selben durch aus dem Holze zu rücken, hoppelt längs der Rothlappen fort und kommt so, auf einem oder dem andern Flügel, dem dort anstehenden Schützen. — Uebrigens hat dieses Anstehen mit Rothlappen seine ganz richtige Benennung, denn man übt es nur da aus, wo Roth, d. h. Mangel an Hasen ist.

---

4. Mit Körnung. Ankörnen.

Dieser Jagdbetrieb, der in einem Reviere mit gutem Hasenstand nicht genug zu empfehlen ist, geschieht auf folgende Art:

a. In einem, nicht zu weit von der Waldung gelegenen Brachacker oder Stoppelfelde bereitet man sich einen Erdsitz schon mit Aufgang der Hasenjagd. Nach diesem hin geht man vom Saume des zunächst angelegenen Gehölzes, wenigstens in jeder Woche einmal zu beliebiger Zeit und streuet auf dem Gange dahin von 20 zu 20 Schritten eine Handvoll Gemenge von sehr klein geschnittenen Möhren, Petersilienwurzeln, Kohl, darunter Haber- und Waizenkörner aus, bis dicht an den Erdsitz. Man wechselt jederzeit mit der zu nehmenden Richtung, so daß man in dieser Woche von Süden, in der folgenden von Norden her u. s. w. nach dem Erdsitze hin körnet. *)

b. Nach dem Erscheinen des ersten Schnees läßt man im Kreise um den Erdsitz her, 25 — 30 Schritte davon entfernt, in mäßig weiten Zwischenräumen Kohlblätter und Kohlstrünke, kleine Bündel von Heu, Klee oder Erbsenstroh, Rüben, wie auch Haber und Waizen, jedoch lezteres nur von der schlechtesten Sorte, häufchenweise aufwerfen. —

c. Das periodische Aufstreuen vom Holzsaume an nach dem Körnungsplatze hin darf nicht unterlassen, vielmehr muß es mit dem Fortschreiten des Winters und dem Wachsen der Kälte noch öfter vorgenommen, wie auch um den Erdsitz her die von den Hasen aufgezehrte Körnung jederzeit durch frische ersetzt werden.

d. Das Anstehen (vielmehr Ansitzen) auf der Körnung geschieht, sobald man sich überzeugt hat, daß sie von den Hasen tüchtig angenommen wird, zur gewöhnlichen Winterabend-Anstandzeit, jedoch nur bei Schnee und ganz vollem Mondlicht, an windstillen, wolkenlosen Abenden. —

e. Je kälter es ist, je mehr Schnee liegt, desto beutereicher ist dieses Anstehen. Daher zur Hauptsache gehört, sich so warm zu kleiden, daß man, ohne an der freien Bewegung im Schießen gehindert zu seyn, einige Stunden aushalten kann. Ist der Hasenstand stark, so versehe sich der Jäger mit 2 Doppelflinten, besonders aber mit genü-

---

*) Was beim Raubhaarwild die Schleppe, das ist beim Hasen die Körnung, d. h. das Anlocken auf einen gewissen Platz durch streckenweises Aufstreuen von beliebter Aesung.

gender Anzahl von Patronen, da die Kälte das Laden aus freier Hand ehr erschwert. —

f. Die Erfahrung lehrt, daß Hasen, wenn man schon frühzeitig, wie oben gesagt, bei Aufgang der Hasenjagd, nach dem Körnungsplatz hin zu streuen anfängt, mit Zunahme der Winterzeit, der Kälte und des Mangels an Aesung so vertraut, eigentlich so begierig auf die ich hier vorfindlichen Leckerbissen werden, daß, sind die ersten 2 — 3 Schüsse vorüber, schon wenige Zeit darnach dort und da die gefräßigsten heranbockeln, Kegel machen und, als wäre eine Meile weit von da geschossen worden, wieder an die Körnung mit aller Begierde gehen. Jedoch werden sie durch das Gewahren ihrer verendeten Kameraden eicht verprellt, daher unerläßlich ist, daß der Jäger nach jedem Schuße die erlegten Hasen zu sich in seinen Erdsitz nimmt.

g. Da der Erdsitz so eingerichtet seyn muß, daß man Seh- und Bewegungsraum nach allen Richtungen hin hat, so versteht sich ohnehin, daß man nach jener Seite zu ansitzt, woher man vollen Wind hat, überdieß aber auch auf solchem Ansitze manchen Hasen mit Seitenwind schießt. —

h. Am Morgen nach solchem Anstande sucht man die verschossenen Ladepfropfe sorgfältig auf, verwischt den Schweiß, wirft am Erdsitze und auf dem Hingange frische Körnung auf, unterläßt aber die Benützung dieses Anstandes einige Zeit, um die aus den nächsten Waldumgebungen anrückenden Hasen nicht zu sehr zu vergrämen, daher in größern Revieren mehrere solche Ansitze in beträchtlicher Entfernung von einander zu bereiten sind, um zur Schnee- und Mondlichtzeit damit wechseln zu können.

Zum Schluße des Jagdbetriebes: Anstehen, erlaube ich mir, dem angehenden Jäger und Jagdfreund bei jeder Art von Anstehen die Mitnahme eines Vorstehhundes zu empfehlen, der aber

a. gewohnt ist, zu den Füßen seines Herrn oder hinter diesem so lange unbeweglich zu liegen, bis man seiner bedarf; der

b. auf den Schweiß gearbeitet ist, so daß er ihn mit Sicherheit auf den Schweißfall eines angeschossenen Hasen setzen kann, und der

c. flüchtig, dabei im Apportiren ferm ist, aus weiter Ferne her den eingeholten Hasen hoch trägt und weder drückt, noch weniger anschneidet. —

Dem denkenden Jäger und Jagdfreund brauche ich wohl nicht zu sagen, worinn es vortheilhaft ist, einen mit so angeführten Tugenden begabten Vorstehhund auf dem Anstande bei sich zu haben. Jedoch kann ich nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß, mit Ausnahme des Anstehens auf der Körnung, wo der Vorstehhund im Erdsitze als vortreffliche Fußdecke seines Herrn liegt und also verborgen ist, auf jedem Anstande ein dunkelfarbiger Hund einem ganz weißen oder viel weißfleckigen bedeutend vorzuziehen ist.

Jagen mit Hunden.

„Alles Jagen mit Hunden ist der Ruin des Hasenstandes" — behaupten die meisten Jagdschriftsteller, und sie haben vollkommen Recht, wenn sie darunter ein solches Hasenjagen mit Hunden verstehen, welches

a. sehr oft, und

b. mit lange anhaltenden, dabei scharfen Hunden vorgenommen wird.

Der Jagdlaie kann sich nicht vorstellen, in welchen Verfall in sehr kurzer Zeit auch der beste Hasenstand geräth, wenn Vorstehendes geschieht. Die meisten Hasen, welche von flüchtigen Wildbodenhunden ein paar Stunden ununterbrochen herumgepeitscht werden, verschlagen so sehr, daß sie eingehen. Auch ist es vollkommen erwiesen, daß aus Revieren, wo häufig mit scharfen Hunden gehezt wird, die sonst ihrer Geburtstätte so treu-anhänglichen Hasen, doch wegen Beunruhigung und Gefahr auswechseln.

Aber ohne allen Nachtheil für den Hasenstand und ein herrliches Vergnügen für den Jagdbesitzer ist die Hasenjagd mit Hunden, wenn sie so betrieben wird, wie des Waidmanns neue Practica *) sie zu betreiben lehrt.

Der Verfasser sagt:

„Mir blutet mein waidmännisches Herz, wenn ich auf plattem Lande, in ebenen, schönbodigen Revieren, in herrlicher, mit schlanken Dickichten, fetten Wiesen, grasreichen Holzschlägen vermischten, von kräuterberandeten Quellen durchflossener Waldung Hunde jagen höre. Es ist gewöhnlich der Ruin des Wildstandes.

Aber ich bin keineswegs derjenige Pedant, der über alles Jagen mit Jagdhunden ein furchtbares Anathem hervordonnert; — im Gegentheil —, ich behaupte, daß die Jagd mit Hunden, gehörig betrieben, nicht nur sehr viel Vergnügen gewährt, sondern selbst auf plattem Lande in den herrlichsten Waldungen für den Wildstand nicht im mindesten nachtheilig wird.

Eigne Erfahrung während dreizehn Jahren in einem von mir begangenen Revier gesammelt, ist die Basis dieser Behauptung.

Man möge es mir nicht als Ruhmredigkeit anrechnen, wenn ich hier die Art angebe, wie ich mit Jagdhunden Hasen gejagt und welche Art von Jagdhunden ich dazu gebraucht habe. — Mein Hasenstand, wie auch mein Rehwildstand ward, ungeachtet dieses Jagens mit Hunden, von Jahr zu Jahr besser, und kein Jagdbesitzer, sey er ge-

---

*) Dieses Werk, (1838 zu Weimar in der Voigtschen Buchhandlung erschienen) darf um so mehr empfohlen werden, als es bei dem waidmännischen Publicum eine sehr günstige Aufnahme fand, und in der I. Abtheilung die Hochjagd eben so gründlich als umfassend behandelt.

rnter Jäger, oder blos Jagdfreund, wird es bereuen, wenn er thut, .e ich gethan.

Ich hatte mir eine Koppel Dachshunde, von der kleinen Art, ›er vorzüglich guter Race, vom Abnehmen her herangezogen, und ngeachtet eine eigentlich künstliche Abrichtung bei keiner Hundeart we= ger bewerkstelligt werden kann, als bei dem Dachshunde, sie doch nz nach meinem Plane und für meinen Zweck dressirt, nämlich dar= f, daß sie ein von ihnen aufgestochenes oder frisch aufgethan gewe= nes Wild, — war es Reh, Fuchs oder Hase — nicht weiter als s zum nächsten Schützen jagten; kamen sie aber jagend da aus dem rchzujagenden Bogen heraus, wo kein Schütze stand, sich vom näch= n Schützen abpfeifen ließen, in den nämlichen Bogen wieder zurück= rten und darin neuerdings suchten, bis sie wieder aufstachen, oder hts mehr darin fanden.

Nur von 4 — 5 Schützen begleitet, die auf den Hauptwechseln d Hauptriegeln angestellt wurden, schossen wir in manchem Bogen, in der Regel an die 20 Schützen und eine bedeutende Anzahl von eibern erfordert, vor diesen beiden Dächseln 4 — 5 Stücke verschie= nen Haarwildes.

Auf den ersten Laut, den Hans und Gretel, — so hießen sie — gaben, konnte der Jäger oder Jagdfreund, der sie schon öfters ja= gehört, mit Bestimmtheit sagen, welche Wildart sie aufgenommen ten. Rehwild zu jagen, liebten sie gar nicht; sie thaten einige läge, und dann war es vorbei; beim Aufstich eines Hasen, wie n Beischlagen ließen sie ein sehr fein klingendes, gleichförmig fort= endes Geläut hören; stachen sie aber einen Fuchs auf oder fielen eine ganz frische Fuchsspur an, dann gab es ein gellendes Jam= rgeschrei, ein Geheul, als würden sie aufs schmerzlichste abgestraft. leicht sie sich vom Hasen= oder Rehjagen abpfeifen ließen, so ging es bei der Fuchsjagd doch etwas schwierig. — Hatte der Fuchs im nlichen Bogen, wo er aufgethan und gejagt wurde, seinen Bau, so fte nur einer der Schützen, sobald er das jämmerliche Geheul hörte,) dem Bau zu laufen und sich dort gehörig verborgen anstellen, um s Schusses auf diesen Fuchs gewiß zu seyn, denn Hans und Gre= waren nicht scharf, vor ihnen ging kein Fuchs weit aus, sondern hte nur im nämlichen Bogen von Dickicht zu Dickicht, bis er, nach r halben, oft ganzen Stunde der Neckereien müde wurde und ein= n wollte, aber da dem lauernden Schützen vor das Rohr kam.

Da ich keine Profession aus dem Jagen mit Hunden machte, in= ich mir von Allerheiligen an bis Ende Februars nur in jeder che einmal, und da immer in einem andern Waldtheile dieses gnügen erlaubte, — da ich überdieß in jenen Waldpartien, wo meinen Haupt=Rehstand hatte, nie einen andern Hund lösen ließ, wenn es nöthig war, den Schweißhund, und eine Koppel nur in hölzern, Feldköpfen, in isolirt gelegener Waldung, wo ich Wechsel= hatte, gebrauchte, so schoß ich vor meinem wohlabgerichteten Paare

nicht nur manchen starken Bock und sehr viele Füchse, sondern auch eine hübsche Anzahl Hasen, ohne daß ich durch dieses Jagen mit Hunden meinen wirklich guten Hasenstand im mindesten herabkommen machte.

Nachdem Hans und Gretel als Canes emeriti ins Gnadenbrot gethan waren, traten an ihre Stelle zwei schon etwas bejahrte Versuchhunde, die des Feld- und Wasserdienstes ledig und zum Stöbern degradirt, eben so kurz anhielten, eben so gut sich abpfeifen ließen und dem Hasenstand eben so wenig Abbruch thaten, als ihre Vorgänger.

Diese Jagd mit Hunden nach meiner Art war mir größtentheils ein Nachmittagsvergnügen. Ich nahm höchstens nur fünf Schützen mit, selten meinen Jäger, der unterdessen das Revier begehen mußte, stellte sie auf den Hauptständen an, und ein alter, der Jagdgegend genau kundiger Treiber löste, sich dabei gehörig nach dem Winde richtend, auf gehöriger Stelle die Koppel und blieb da ruhig, bis dieser Bogen von den Hunden abgesucht und abgejagt war, da sie keine Aufmunterung durch Zupfeifen oder Zusprechen brauchten und da bei solcher Jagdart mit zwei so verläßigen Hunden das Umherschleichen und Animiren ihres Führers immer mehr verdirbt als nützt.

Wer aber die Hochgebirge, wer den Bayernschen und den Böhmerwald kennt, wer in diesen, wie in andern mit Schluchten, Felsenhängen, Gestrüppen, Brüchen und Sumpfstrecken reichlich ausgestatteten Waldungen, wo die zugangbaren Stände oft mehrere hundert Schritte von einander entfernt sind, nur eine einzige Jagd mitgemacht hat, der wird mir beistimmen, daß in solchem Terrain das Jagen mit Hunden auf Hasen nicht nur unerläßlich ist, sondern daß man in solchen Gegenden, des rauhen Bodens, der abmattenden Strecken, des oft auf mancher Stelle viele Fuß hohen Schnees, der unzugänglichen Brüche, der so schmalen Felsensteige wegen, nur hochläufige, kraftvolle, lange anhaltende, feine Witterung und Mühseligkeit scheuende Wildbodenhunde gebrauchen kann.

Es trifft sich sehr oft, daß in so eben beschriebenen Gegenden der Jäger ganz allein mit seinen Hunden auf Hasen zu jagen hat. — Für den angehenden Jäger, wie auch für den Jagdfreund, der für sich allein eine solche Jagd vornimmt, mögen folgende Regeln seyn:

1) Der Jäger (oder Jagdfreund) muß sich eine genaue Kenntniß des Terrains verschaffen, in welchem er allein eine Hasenjagd mit Hunden halten will, daher hat er sich mit den Flächen und Hängen, wo er Hasen am sichersten antreffen wird, mit den Wegen und Steigen, wo der Hase wechselt und Wiedergänge macht, bekannt zu machen. Dadurch lernt der Jäger, auch in einem Reviere, worin er noch nie gejagt, ungefähr beurtheilen, wo sich der Schütze am vortheilhaftesten anzustellen hat, um möglichst wahrscheinlich zu Schuße zu kommen.

Uebrigens versteht sich von selbst, daß es hiebei nicht nur auf den Umfang und die Lage der mit Hunden abzujagenden Waldstrecke, in-

ern auch auf die Jahreszeit, (Herbst, Spätherbst, Winter) und be=
ınders auf die Witterung ankommt.

2) Welch wesentlichen Einfluß die Witterung auf den Gang und
!rfolg des Jagens mit Hunden hat, weiß der erfahrne Jäger am besten
u beurtheilen; er weiß, daß große Wärme und Trockenheit dem Hunde
as Finden außerordentlich erschweren, dagegen an den sogenannten
rauen Tagen, die der Herbst so oft gibt, ein feuchter Boden, der
Norgenthau, der Reif die Arbeit des Suchens sehr erleichtern.

3) Wie das Jagen mit Hunden an warmen Tagen und bei ganz
rocknem Boden zu unterlassen ist, eben so geschehe dieses bei zu vie=
r Nässe, besonders in Laubholzstrecken, in Brüchen, in vielgrasigen
Baldtheilen, indem die Hunde gleich beim Anbeginn der Jagd die
'ase voll Wasser bekommen, und daher mit Schwierigkeit finden, über=
ies, wenn der Hase auf seiner Flucht auf Wegen, Sumpfplätzen, in
'ertiefungen ꝛc., wo sich das Wasser gesammelt hat und längere
trecken gleichsam eine Lache bilden, häufig verlieren und durch müh=
mes Aufsuchen der verlornen Spur, durch weites Bogenschlagen
ele Zeit unbenützt dahinbringen, und sich sehr abmatten.

4) Fodert die Jagd mit Hunden im Herbste einen grauen Tag,
ıen Morgenthau, einen Reif, einen feuchten, aber nicht zu nassen
oden, so geräth sie, im Winter am besten bei der Neue, während
: Ausübung dieser Jagdart bei starkem Wind, Schneegestöber, Glatt=
ıst, Glatteis und Schneeschurf ein ganz erfolgloses, wirklich wider=
niges Unternehmen seyn würde. Auch geschehe dieses Jagen nicht
:ich nach einem Regen, oder beim Schneeanhang.

5) Erst dann, wenn das Laub völlig abgefallen und dieses durch
hrere Regen auf dem Boden festgedrückt ist, eröffne man die Jagd
it Hunden.

6) Es gibt leider noch so viele Jagdbesitzer und Jäger, die an
n Vorurtheile kleben, daß man bei einer Hasenjagd mit Hunden
mer deren viele zu gleicher Zeit löse und suchen lasse, indem beson=
s in weitläufigen felsbergigen Waldstrecken, wenn da der Ha=
stand nicht stark ist, eine größere Anzahl von Hunden das Auffinden
Hasen sehr erleichtere und beschleunige. Je stärker die Meute
desto mehr Verwirrung herrscht unter den Hunden, desto häufiger
ımen sie einander die Jagd ab, überrollen sich aus Hitze, verlieren
r zu oft die Spur und matten sich gegenseitig aus heftigem Wett=
:r bis zum Verschlagen ab.

Eine aus 2, höchstens 3 Hunden bestehende Koppel, die aber recht
ammen gewöhnt ist, nützt am meisten.

7) Hat der Jäger eine bedeutende Anzahl von Jagdhunden, d. h.
ı Wildbodenhunden, so daß er sie nach ihrem Temperamente aus=
:iden kann, so verwende er die mehr hitzigen und raschen zur Ha=
jagd im Herbste, wenn noch kein Schnee liegt, dagegen die mehr
ıgsamen und bedächtigen im Winter beim Schnee. Es ist eine
rkwürdige, aber auf die uralteste Erfahrung gegründete Sache, daß

der etwas langsame, bedächtige Hund den Hasen auf dem Schnee weit sicherer und anhaltender jagt, als der flüchtige und hitzige.

8) Wenn beim Aufgang der Hasenjagd mit Hunden, diese nicht so eifrig suchen, nicht so leicht finden, nicht so sicher jagen, nicht so lange anhalten und nicht so eifrig beischlagen, als von ihnen mit Recht zu erwarten wäre, so darf sich darüber der Jäger keine Sorge machen. Vom Abschuß bis zum Aufgang der Hasenjagd mit Hunden sind 9—10 Monate vergangen, die der Wildbodenhund in träger Ruhe, in langwieriger Absonderung von aller waidmännischer Regsamkeit, gemlich abgestumpft am feinen Wittern, an der leidenschaftlichen Gierde nach dem Auffinden, nach dem Verfolgen des Wildes, wie ein Siebenschläfer zugebracht hat. Aber schon nach 2 — 3 Jagden ist der gleichsam aus einer Erstarrung aufthauende Waldmann, oder die in der Thätigkeit sich auffrischende Diana wieder so fleißig, rührig und sicher, als sie es in der jüngst vergangenen Jagdzeit waren.

9) Der Jäger zieht mit seinen gekoppelten Bracken gegen den Wind und löset sie da vor einem Dickicht, auf einem Holzschlage, an einem Bruche ꝛc., jederzeit am vortheilhaftesten in einem Waldtheile, wo er weiß, daß sie recht bald finden werden, denn je früher vom Lösen hinweg dieses geschieht, desto frischer, wohlgelaunter und fleißiger sind die Jagdhunde den ganzen Tag hindurch.

10) Sind die Jagdhunde gelöset, so animire sie der Jäger durch das bekannte waidmännische Zupfeisen, oder durch das Zusprechen mit Uh la la la, Uh la la la und ziehe, die gespannte Flinte im Arme, ihnen langsam nach, bis sie Laut geben.

11) Beim ersten Laut der Hunde schweigt der Jäger und eilt nach der Anjagd, wo er sich auf einem Wege, einem Steige, einem Geräume, einem Kreuzwege, je nachdem ein solcher Platz in der Nähe der Anjagd vorhanden ist, anstellt und hier wartet, bis die Hunde den Hasen zurückbringen.

12) Aus der Jagd selbst, d. h. aus ihrer Hin- und Herbewegung, aus deren sich mehrenden Entfernung oder Annäherung, aus dem mehr oder weniger sich gleichbleibenden Kreisen, oder Vor- und Rückgehen der Jagd erkennt der Jäger, ob die Hunde einen alten oder einen jungen Hasen jagen. Der Unterschied ist folgender:

Der alte Hase, besonders der Rammler *) geht, wenn er von den Hunden rege gemacht worden, anfangs gerade aus, macht dann auf einer kürzern oder weitern Strecke Wiedergänge und Absprünge und kehrt dann meistens recht flüchtig, auf die Anjagd zurück um sich da zu drücken. Bei dieser Rückkehr nimmt er am liebsten seine gewöhnlichen Steige, alte Fahrwege ꝛc. an. In dichten Gebüschen kommt er gewöhnlich den Weg entlang, und man sieht ihn, besonders wenn

*) Die Häsin macht den Wiedergang selbst in größeren Revieren gemeinhin auf einer kürzeren Tour, als der Rammler.

man diesen vor sich hat und sein Fortlaufen in gerader Richtung ist, schon von weitem ankommen. Hat aber die Waldstelle, wo die Anjagd geschah, viele freie geräumige Strecken, so macht der Hase bei erwähnter Rückkehr seine flüchtigen Gänge einige Mal quer über die Wege, Steige 2c.

Der junge Hase geht vor den Hunden nicht weit aus, er entfernt sich nicht weit von der Anjagd, macht in kurzen Zwischenräumen eine Menge von Wiedergängen und Absprüngen, drückt sich sehr oft und macht den Hunden, die sehr flüchtig und scharf sind, daher seine Spur gar oft überschießen, viel zu schaffen, bis sie ihn wieder neuerdings aufstechen, wobei sie jederzeit ein gellend klägliches Geschrei ausgeben, dessen öfter erfolgende Wiederholung dem Jäger das sicherste Zeichen ist, daß seine Hunde einen jungen Hasen jagen.

Den alten Hasen erwartet der Jäger in der Nähe der Anjagd; beim jungen hingegen lassen sich keine bestimmten Regeln für das Benehmen des Jägers geben; er muß die in einem ziemlich beschränkten Bezirke sich so vielmal abändernden Wendungen der Jagd beobachten und diese zeigen ihm an, wie er nach Umständen die Plätze, von welchen aus er den Hasen zu Schuß bekommen will, besetzen, oder sie wieder wechseln soll.

13) Der alte Hase wechselt fast nie aus, selbst das Plätzchen, wo er gesetzt worden und dessen nächste Umgebung vertauscht er äußerst selten mit einem andern Aufenthalte, sollte auch dieser nur einige Dutzend Ackerlängen davon entfernt seyn. Durch Menschen oder Thiere aus dem Lager, aus der Sasse aufgethan, kehrt er jederzeit und zwar nach Befinden der Umstände, zuweilen bald, zuweilen erst, nachdem er sich eine weite Strecke davon entfernt hat, welches der Fall ist, wenn er recht flüchtige Hunde hinter sich hat, wieder in seine Wohn- und Ruheplätze zurück.

Stechen nun die Hunde einen Hasen auf und die Jagd geht, ohne sich zu wenden, immer in einer geraden Richtung fort, endlich gar so weit vom Aufstich fort, daß der Jäger das Geläut seiner Hunde entweder gar nicht mehr oder nur in großer Entfernung, und ohne mehr geschehende Annäherung vernimmt, so ist dieses der sicherste Beweis, daß der flüchtig gewordene Hase nicht aus dem Bezirke ist, in welchem ihn die Hunde aufgestochen haben, sondern daß er dort seine Heimath hat, nach welcher hin er geflohen ist.

Daher darf der Jäger nicht mehr die Rückkehr dieses Fremdlings erwarten, sondern eilig der Jagd nachziehen und in dem Raume, worinn sie sich jezt bewegt und in der Nähe des Platzes, auf welchem die Jagd bereits ein paar Mal hin- und hergegangen ist, einen zweckmäßigen Stand sich wählen.

14) Hat der Jäger sich nun auf einer Stelle postirt, wo er aus waidmännischer Erfahrung, oder, -- aus dem Unterrichte erfahrner, sachkundiger Lehrer oder Kameraden — das frühere oder spätere, schußmäßige Ankommen des Hasen mit Zuversicht erwarten darf, so bleibe

er auf diesem Stande in aufmerksamer, ruhiger, schußfertiger Stellung und lasse sich nicht durch Hitze, oder den Wahn, einen bessern Stand zu gewinnen, dazu verleiten, jedesmal, so oft sich die schon mehr oder minder nahe Jagd wendet, seinen Platz zu verlassen, bald dorthin, bald dahin zu laufen, oder wohl gar der Jagd entgegen zu eilen. — Es ist meistens der Fall, daß man durch das Hin- und Herlaufen seine Gegenwart dem weit vor den Hunden kommenden, jezt ruhig und noch unbemerkt heranhoppelnden, aber den unruhigen Jäger vernehmenden Hasen verräth und ihn dadurch zum flüchtigen Umwerfen, zu neuer, verlängerter Flucht veranlaßt, wodurch die Hunde, wenn sie ohnehin schon abgemattet sind, meistens so erlegt werden, daß sie die Jagd nicht mehr aufnehmen, oder nicht mehr lange fortsetzen. — Auch trifft es sich gar zu oft, daß der Jäger, im Wahne, einen bessern Stand zu bekommen, den seinigen verläßt, und daß, wenn er diesen kaum verlassen hat —, der Hase da anlauft, wo er so eben gestanden ist.

Wie gesagt, hat der Jäger, sey er, — je nachdem die Umstände es erfordern — entweder gleich in der Nähe des Aufstiches an einem gehörigen Platze angestanden, oder der Jagd nachgezogen, so bleibe er auf dem einmal mit waidmännischer Umsicht gewählten Stand ruhig, aufmerksam und schußfertig stehen, bis ihm der Hase vor's Rohr kommt, oder die Hunde gänzlich abgefallen sind.

15) Der Jäger hüte sich vor dem Ueberjagen der Hunde. — Sie den größten Theil des Tages ununterbrochen die Hasen herumpeitschen lassen, ist der größte Ruin der Hunde, indem sie durch das Uebersetzen meistens schon nach ein paar Jahren an Lungenkrankheiten eingehen oder ganz steifbeinig werden.

Man jage mit Hunden nie länger, als von 8 oder 9 Uhr des Morgens an bis zur 2. oder 3. Nachmittagsstunde. Dabei lasse man sie nach jeder gemachten Jagd wenigstens eine gute halbe Stunde ausruhen, führe sie gegen Mittag, wenn sie einige Zeit ausgeruhet haben, an eine Quelle, einen Waldbach rc., um zu saufen und sich abzukühlen, und gebe ihnen dann etwas Brod, wie auch —, worauf ich aus vieljähriger Erfahrung sehr viel halte — den Aufbruch von einem Hasen, aber nie mehr, denn der Hund soll nur eine erfrischende, stärkende Labung dadurch eine kräftige Belebung zum neuen Arbeiten, aber nicht einen Vielfraß haben, der ihm den Wanst überfüllt und ihn statt jagdlustig träge macht.

Sicherer und weniger ermüdend ist die Hasenjagd mit Hunden, wenn zwei Jäger zusammen diese Jagdart ausüben. — Der eine stellt sich vor, mit dem besten Wind, und zwar an den Dickichten, oder in den bebuschten Hängen, oder an den mit Gestrüppe, mit Bodendickicht bewachsenen Kuppen der felsgemengten Bergrücken, oder in den niederbewaldeten Thälern und Schluchten auf den Hauptsteigen, auf den alten eingegangenen Fahrwegen, während der andere in weiter

ntfernung von seinem Kameraden nach diesem hin die Hunde löset,
durch Zusprechen und Zupfeifen zum Suchen anfeuert, aber beim
nschlagen in die Nähe des Aufstiches eilt und dort sich anstellt. —
r verläßt nicht eher seinen Stand, bis die nun einmal begonnene
agd durch Erlegung des Hasen oder durch den gänzlichen Abfall der
unde beendigt ist, der Vorstehende aber richtet sich so nach der Jagd,
e es die Umstände manchmal erfordern, nämlich er wirft sich vor,
er zieht der Jagd nach, oder stellt sich auf einem andern Platze an,
nachdem er sich aus dem Gange der Jagd selbst orientirt, welchen
teig, welchen Weg, welche Lichtung der Hase bei seinen Wiedergän-
n zum öftern annimmt.

Ueber die Hasenjagd mit Hunden in gebirgigen, waldigen Gegen-
n, die mit Felsenhängen, Heidestrecken, bewaldeten Schluchten und
hälern, mit Brüchen und Mooren vermischt sind, lassen sich im Gan-
n mehr allgemeine als spezielle Anleitungen geben. Das Nöthigste
von haben wir bereits gesagt, und bemerken nur noch, daß der an-
hende Jäger in der Beachtung der hier gegebenen Regeln viele Hülfe
den wird, wenn er für sich allein, oder in Gesellschaft eines Schützen
ie Hasenjagd mit Hunden im fraglichen Terrain vornimmt; aber
on bei den ersten 2—3 Jagden dieser Art wird er sich auch überzeu-
n, daß bei diesem Jagdbetriebe so viele und so verschiedenartige Fälle
rkommen, bei denen er aus sich selbst schöpfen muß, was er hier als
aidmann zu thun hat, da es rein unmöglich ist, alle einzelne Fälle
zugeben.

Jagen mit dem kleinen Zeuge.

Von dieser, seit vielen Decennien fast allgemein außer Anwen-
ng gekommenen Jagdart auf Hasen gibt der wackere Jester folgende
eschreibung:

„Es wird in der Nacht, wenn der Hase aus dem Holze zur Aesung
die Felder gerückt ist, ein Theil des an die Felder grenzenden Vor-
lzes, in welchem die Jagd den Morgen darauf erfolgen soll, mit
ner, dem Umfange des Distrikts angemessenen Anzahl Lappen derge-
alt bestellt oder verlappet, daß der mittlere Theil des aus mehreren
hen einander aufgestellten Bunden bestehenden Zeuges, einen verhält-
ßmäßigen Distrikt des Holzes in einem halben Bogen einfaßt, da-
gen die beiden Flügel des Zeuges auf eine gewisse Distanz in das
ld hinauslaufen. Gegen den Morgen vor Tagesanbruch wird der
rlappte Theil des Holzes nun noch mit Netzen eingestellt, und da-
rch ein Jagen formirt, welches jedoch vorne am Holze gegen das
eld offen gelassen wird.

In dem Jagen selbst wird an einem schicklichen Orte, — man
uß dazu einen freien, offenen Platz aussuchen — ein Schirm, eine
rt von Gezelt, das hier von Strauch gemacht wird — für die
chützen aufgesetzt, und wenn diese sich in denselben postirt haben,
ır Jagd geschritten.

Es werden nämlich, sobald es Tag ist, die an das
Holz grenzenden Felder und auf diesen befindlichen Gebüsche
eine verhältnißmäßige Anzahl Leute gegen das Jagen zu
getrieben, dann aber das Jagen da, wo es zum Eintreiben
sen, — nun der einzige Eingang — offen geblieben ist,
zugestellt, nun aber eine Kuppel Jagdhunde in das Jagen
solches durch Leute abgetrieben, um die darinn eingestellten
im Schirm befindlichen Schützen vor die Flinte zu bringen.

Noch muß ich bemerken, daß die Netze, da sie nicht zum
sondern blos zum Einstellen bestimmt sind, ohne Busen
straff und fest auseinander gespannt, bei den ins Feld
den Federlappen aber auch einige Leute angestellt werden
die Lappen zu bewegen und dadurch die Hasen nach dem
gelassenen Eingange hin zu schrecken.

Suche.

Diese richtet sich nach dem Wechsel der Zeit, mithin
Wechsel des Aufenthaltes des Hasen.

Vom Aufgang der Hasenjagd bis zum Abschuß hat der
nebst seinen Ortsverwandten — in jedem Monat eine andere
Schlaf- und Wohnstätte. — Wir finden ihn

a. den September hindurch, — mit dessen Eintritt die
jagd aufgeht, in Stoppelfeldern, auf Grummetwiesen, in
nen Feldhängen, in Wachholderstrecken, bei schönem, in
chern und Feldhecken bei schlechtem Wetter;

b. den Oktober hindurch in Rüben-, Kraut-, Kartoffel-
Kleefeldern, in frischgepflügten Aeckern, in Brachfeldern;

c. den November hindurch in Sturzäckern, trocknen,
strüppe und hohem Altgras bewachsenen Brüchen, in kaupigen
strecken, in den verkrüppelten Gebüschen der Oedplätze, an
bestrauchten, hohen Rainen, in Hohlkreppen,

d. den Dezember hindurch wie im November, auch sehr
auf Saatfeldern in tiefen Schneehosen, und den Herbst und
hindurch bei recht stürmischer Witterung in moorigen Wiesen
erlenen Blöcken;

e. den Januar hindurch im Vorschilfe ausgetrockneter Weiher,
all, wie im Dezember, wo er sich recht warm sassen kann,
von Norden her im Ueberwinde und freisonnig gegen Süden, —
sehr häufig in Felddüngerhaufen, in Schweinwühlen nahe an
und Obstgärten.

Die Suche nach Hasen beschränkt sich übrigens nicht blos
Absuchen der in den Feldmarkungen für den Aufenthalt des
geeigneten Oertlichkeiten, — die eigentliche Feldsuche, — sondern
auch in sich die Waldsuche, welche sich mit dem Abgehen der
dickichte, Holzschläge, niedrig bewachsenen Geräumten, Wald

bebuschten Lehden und Haidestrecken beschäftigt. — Diese nimmt der Jäger mit dem Vorstehhunde oder aus freier Hand vor und benimmt sich dabei eben so, wie bei der hier ausführlich angegebenen Feldsuche.

A. Mit dem Vorstehhund.

1) Recht heitere, windstille, sonnige Herbst= oder Wintertage eignen sich am besten zur Suche.

2) So lange Thau fällt, beginne die Suche nicht früher, als die Felder abgetrocknet sind, weil sonst der Vorstehhund, der, sucht er auch gehörig im Winde, doch streckenweis mit der Nase am Boden ist, — diese voll Wasser bekommt, und dadurch am seinen Geruche verliert.

3) Die Morgenstunden sind die besten und angenehmsten zur Hasensuche, die, sollte sie Nachmittags ausgeübt werden, sich vor der 4. Abendstunde ende, weil dieser die Hasen, auch in der günstigsten Zeit, nicht gerne halten.

4) Wir haben bereits an einigen Orten gesagt und den angehenden Jäger und Jagdfreund darauf aufmerksam gemacht, daß:

„je mehr das Mondlicht im Abnehmen ist, desto besser die Hasen aushalten, und — je mehr das Mondlicht im Aufnehmen ist, desto früher die Hasen aufstehen."

Aber selbst zur Zeit des abnehmenden Mondlichtes halten die Hasen nicht gerne, wenn eine Wetterveränderung im Anzuge ist. — Hat nun der Jäger bei einer Suche, wo er auf das Festliegen der Hasen bestimmt rechnen zu dürfen glaubt, schon beim ersten oder zweiten Hasen ersehen, daß diese in nicht mehr schußmäßiger Entfernung aufstehen, und findet er dieses Nichthalten eben sowol auf geschlossenen Partien, z. B. in Bodendickichten, in Kartoffelfeldern, in bebuschten Hohlkreppen, als er es im freien Felde gefunden, so stehe er an diesem Tage von fernerer Suche ab, überzeugt, daß der freundliche sonnige Morgen in einen stürmischen oder regnerischen Abend übergehen, oder recht bald der erste Schnee erscheinen werde.

5) Wenn der Jäger die Felder blos zu dem Zwecke absucht, um Hasen zu schießen, so lasse er nie mehr als einen Hund arbeiten; nur dann führe er einen zweiten, wenn dieser noch jung und des Jägers Absicht ist, den jungen durch die Vorarbeit und das belehrende Beispiel des fermen Aeltern früher zur Vollkommenheit zu bringen.

6) Der Jäger sucht immer gegen den Wind, oder, wo es nicht anders seyn kann, mit gutem Seitenwind.

7) Ob der Vorstehhund kurz suchen muß oder weit aus revieren darf, hängt nur von der größern oder geringern Fermheit, von dem Temperamente des Hundes ab, und das kann nur der Jäger bestimmen, der seinen Hund und dessen Eigenschaften kennt.

8) Sobald der Hund anzieht, warne ihn der Jäger vor aller Hitze durch ein öfters mit ganz vernehmbarer Stimme zugerufenes:

Tout beau! (Tu boh). Marquirt nun der Hund, daß er vor einem Hasen steht und will der Jäger den Hund nicht einspringen lassen, sondern vor ihm den Hasen in der Sasse schießen, sieht ihn aber nicht liegen, so kreise er, bis er den Hasen in der Sasse liegen sieht.

9) Ist der Hund auf des Jägers Gebot eingesprungen, der Hase aus der Sasse gefahren und der Jäger überzeugt, daß er ihn getroffen hat, so lasse er den Hund, der weder durch das Schießen noch durch das Herausfahren des Hasen zum Nachprellen gereizt werden darf, sondern fast unbeweglich bleiben muß, mit dem Zuruf: Apporte! dem Hasen nach, erwarte den Hund auf der nämlichen Stelle, nehme ihm den Hasen ab und belohne ihn durch Streicheln und belobende Worte.

10) Hat die Suche ein Paar Stunden gedauert, so lasse der Jäger den Hund sich gehörig abkühlen, führe ihn dann an ein Wasser und gebe ihm einige Krusten Hausbrod. Dadurch wird der Hund so erquickt, daß er noch 2 — 3 Stunden mit voller Kraft und Thätigkeit arbeitet. —

Wir haben im Vorstehenden von dem für sich allein die Feldsuche ausübenden Jäger gesprochen. Wird dieser Jagdbetrieb von mehreren Schützen zugleich, d. h. in einer eignen Gesellschaft vorgenommen, so gilt für diese alles oben Gesagte und wird nur noch beigefügt, daß

a. die Schützen, viele oder wenige, da, wo es das Terrain erlaubt, immer 60 — 70 Schritte von einander entfernt, in einer genau eingehaltenen Linie, also keiner vorprellend, keiner zurückbleibend, in langsamer Bewegung vorwärts rücken, daß

b. wenn die Schützenwehre zahlreich und mit mehreren Vorstehhunden versehen ist, von diesen nur 2, höchstens 3 zu arbeiten haben, und zwar in solcher Eintheilung, daß bei 3 Hunden der Eigenthümer des einen in der Mitte der Wehre, von den beiden andern aber an jedem Flügel einer gehe; während bei 2 Hunden der Herr des einen Hundes der Mittelmann des rechten, der des andern der Mittelmann des linken Flügels sey; daß,

c. sobald ein Hund steht, die ganze Schützenwehre stehen bleibt und nur derjenige der Schützen, der dem Hunde am nächsten ist, sich langsam nach diesem hin bewege und den Hasen entweder in der Sasse mittelst Kreisen, oder auf das Einspringen des Hundes beim Auffahren schieße; daß

d. die Suche nicht eher wieder fortgesetzt wird, bis jeder, der geschossen, seine Flinte geladen und daß

e. im Falle ein hitziger oder sonst nicht ganz zur gehörigen Ruhe dressirter Vorstehhund dem aufstehenden Hasen nachprellt, kein Schütze eher schieße, als bis es ohne Gefahr für den Hund geschehen kann.

B. Aus freier Hand.

Eine Feldsuche aus freier Hand, ist die ohne Vorstehhund und ge-
vöhnlich das waidmännische Geschäft eines einzelnen Jägers oder
Jagdfreundes. —

Sie kann, wie die Suche mit dem Vorstehhund, vom Aufgang
ter Niederjagd zu der oben empfohlenen Monden- und Tageszeit bis
um Hasen-Abschuß ausgeübt werden, doch am besten geschieht dieses,
venn die Feldarbeit auf Hasen mit dem Vorstehhunde aufgehört hat
ınd der Winter mit seiner deckenden Hülle herangezogen ist.

Die für den wahren Waldmann angenehmste Feldsuche aus freier
hand ist im Winter und zwar in den ersten 12 Stunden nach einer
Neue, wo die Hasen vorzüglich gut halten.

Es ist nicht ein waidmännisches Mährchen, sondern Thatsache,
aß der mit scharfem Blicke begabte und in folgendem Erkennen ge-
bte Jäger an sehr kalten heitern Morgen, am besten gleich nach dem
lufgehen der Sonne, bei hohem Schnee schon aus weiter Ferne die
Stelle bezeichnen kann, wo auf dem Felde ein Hase in der Sasse liegt.
Es ist nicht der Hase selbst, den der Jäger sieht, sondern es ist ein
ein-rauchartiger, dem geübten Auge auch in bedeutender Entfernung
ekannter Dunst, der von der Ausdünstung des Hasen erzeugt, aus
essen Sasse aufsteigt.

Hat der Jäger zu seiner Suche eine Neue, so umkreiset er die
eldmarkung, welche er absuchen will, um eine frische Spur aufzugehen.
hat er diese aufgegangen, so schreitet er gleich an das Ausmachen.

Wir wissen aus der Naturgeschichte des Hasen, daß dieser die
nerkwürdige Eigenheit hat, sein Ruhe- und Schlafplätzchen, (im
Walde sein Lager, auf dem Felde seine Sasse) vor Menschen und
Thieren zu verheimlichen. Ehe er sich da niederthut, macht er ge-
wöhnlich erst eine ganze Strecke fort in der Nähe seines Schlafplätz-
hens eine geradlinige Promenade, kehrt dann auf selber zurück, fügt
inen Wiedergängen ein Paar Absprünge bei, rennt dann nach einer
anz andern Richtung, aber gerade aus fort, macht einen Wiedergang,
ann noch 2 — 3 Absprünge, und endlich einen gewaltigen Satz in
ie alte Sasse hinein, oder auf die Stelle hin, wo er sich eine Neue
nachen will. —

Mit diesen Wiedergängen und Absprüngen bekannt, geht der Jä-
er auf der Hasen-Spur fort, ohne sich durch allenfalls andere über
iese kommende oder an ihr fortlaufende Hasenspuren irre machen zu
assen und verfolgt sie, bis zum ersten Absprung, schlägt von dieser
inweg einen Bogen, der ihn wieder auf die angegangene Spur führt,
erfolgt den Wiedergang, kreiset vom nächsten Absprunge wieder bis
: neuerdings die Spur hat, und so auf den lezten Absprung durch
iesen ganz in die Nähe des Hasen gelangt, den er nun in der Sasse,
der auf der Flucht aus selber niederschießt, wohlgemerkt, wenn er ihn
icht fehlt. —

Ich rathe dem Jäger, bei der Feldsuche sich immer in schußfertiger Bereitschaft zu halten, denn es trifft sich gar zu oft, — besonders auf Feldmarkungen, wo es brav Hasen gibt, daß zu den Seiten des die aufgenommene Spur verfolgenden Jägers dort und da ein Hase aufsteht, der von einer entgegengesetzten Richtung gekommen ist und sich gerade an einer Stelle gefasst hat, an welcher den Jäger das Ausmachen vorbeiführt.

Sehr viele Annehmlichkeiten hat die Winter-Feldsuche auf Hasen, und das Ausgehen eines Hasen bei der Neue gewährt ein wahrhaft köstliches Vergnügen, aber die Herbstfeldsuche — jene wie diese aus freier Hand, d. h. ohne Vorstehhund — ist auch nicht sparsam an Abwechslungen und Freuden.

Wir wissen, wo im September und Oktober, — diese 2 Monate lasse ich für die eigentliche Herbstsuche gelten — der Hase liegt; wir suchen ihn auf diesen Plätzen zur Zeit des abnehmenden Mondlichts an windstillen, sonnigen Morgen-, an heitern, warmen Nachmittagsstunden. — Der Vorstehhund ist nicht da, um uns durch sein Winden, Anziehen und Vorstehen zu sagen, daß wir uns gefaßt machen sollen, nach wenigen Augenblicken einen in der Sasse liegenden oder aus selber fahrenden Hasen zu sehen; wir müßen den Hasen ohne fremde Beihülfe finden und treffen.

Würde der Jäger eine Herbstsuche aus freier Hand zur Zeit machen, wo die Hasen schon außerhalb der Schußweite aufstehen, so dürfte er auf eine Heimkehr mit leerer Waidtasche rechnen; nicht viel besser möchte es ihm ergehen, wollte er die Felder nach Hasen in der Periode des letzten Viertels oder mit Neumonds Anfang absuchen, (wo nur der Hase zu Schusse käme, dem er gleichsam auf den Antritt) —, wenn er sich nicht das Hasenkennen in der Sasse vollkommen angeeignet hat. — Es gehört dazu ein sehr scharfes Auge und eine, — ich darf sagen — mehrjährige, bei jeder Gelegenheit eintretende Uebung.

Der angehende Jäger unterlasse nicht, gleich beim Eintritt in die waidmännische Schule nach dem Besitz dieser dem Jäger so nothwendigen und so wesentlichen Kunst zu streben. Hülfsmittel dazu sind:

1) sich von einem in dieser Sache vollkommen bewanderten Vorgesetzten oder Kameraden öfters einen Hasen in der Sasse oder im Lager zeigen zu lassen, aber nicht immer auf dem nämlichen Grund und Boden, z. B. in einem Saatfelde, — sondern auf verschiedenen Plätzen, als auf Sturzäckern, in neu gepflügten Feldern, an Rainen, in Brüchen, an Baumstämmen, in Hecken, unter Sträuchern, in Hohlkreppen, in Wiesen, auf Moorkaupen, in Lehden, auf Sandschollen u. s. w. —; und

2) diesen jederzeit mit der größten Aufmerksamkeit zu betrachten, um sich dessen Gestalt, Farbennüancen, Stellung rc. recht genau einzuprägen, wie auch

3) alle Merkmale möglichst aufzufassen, wodurch er in den Sturz- nd neugepflügten Aeckern zu erkennen ist, indem dort die Farbe des Bodens mit der des Hasen selbst eine solche Aehnlichkeit hat, daß nur n sehr geübtes Auge ihn erkennen kann.

In Revieren, wo die Feldjagd nicht von bedeutendem Umfange und darinn der Hasenstand gering ist, kann sich der angehende Jäger nit dem Hasenkennen in der Sasse nur dadurch ganz vertraut ma- hen, daß er einen recht natürlich ausgestopften Hasenbalg öfters in inen gewissen Feldbezirk tragen und ihm dort von einem Sachkundi- en die Stellung eines in der Sasse liegenden Hasen geben läßt; daß r dann diesen Feldbezirk absucht und sich alle Mühe gibt, den Hasen, em abwechselnd in einem Saat-, in einem Brachfeld, in einem Sturz- cker, unter einem Gesträuch, in einer Sandgrube u. s. w. die Lage eines ch drückenden Hasen gegeben werden muß, anfangs in der Nähe, ann aus größerer Entfernung zu erkennen. — Die fleißige Benützung ieses sehr einfachen aber vortrefflichen Hülfsmittels zur Erlernung es Hasenkennens in der Sasse macht nach und nach den Jäger dar- nn so fern, daß er nicht nur auf freiem Felde in unglaublicher Weite inen Hasen in der Sasse, sondern selbst im dichten Gebüsche liegen sieht.

Hat es der Jäger dahin gebracht, den Hasen in der Sasse zu ennen, oder trifft es sich, daß ein darinn noch Ungeübter einen Ha- en zufällig in einer Furche oder sonst im Freien liegen sieht, so muß r auch wissen, wie er sich zu benehmen hat, um, — es versteht sich, ur Zeit, wo die Hasen halten — demselben so nahe zu kommen, daß r dessen habhaft wird. — Wir kommen nun an das Schießen in der asse.

Zur Zeit, wo der Hase fest liegt, — und wir kennen bereits diese eit — kann man auf 4 — 6 Schritte, oft noch näher an ihm vor- eigehen, ohne daß er aufsteht. — Ich sage: Vorbeigehen; sage ber nicht: Stehen bleiben, und sey dieses auch noch weiter; denn avor hat der Hase eine besondere Furcht und macht sich gleich aus em Staube.

Erblickt nun der Jäger einen Hasen in der Sasse auf dem Felde, der im Lager unter einem Gesträuche, an einem Baumstamme, auf inem Erlenblocke ꝛc. — so scheine er gar nicht ihn zu bemerken, son- ern gehe seinen Weg eine ziemlich weite Strecke fort, fange dann an, nen Bogen zu schlagen, dabei nach und nach ohne auffallende Bewe- ung sich so schußfertig zu machen, — daß er nur anlegen, zielen und rücken darf, verengere diesen Bogen unter Singen, Pfeifen, Sprechen hne alles hinblicken, auf den Hasen allmählig bis zur gehörign Schuß- eite, lege an, ziele im Gehen und drücke im Augenblicke los, nachdem r nur so lange stille gestanden ist, als er brauchen kann, um den von bezielten Hasen ganz genau aufs Korn zu nehmen.

Liegt auch der Hase, sobald man ihn erblickt, bereits schußmäßig, daß es nicht nöthig wäre, einen Bogen zu schlagen, und sich ihm ittels Kreisen zu nähern, so verfahre der Jäger doch, wie ich eben

gesagt habe, nur braucht er nicht den Hasen in einem so weiten Bogen zu umgeben.

Daß es dem geübten Schützen mehr Spaß macht, den in der Sasse oder im Lager erblickten Hasen aufzustoßen und in voller Flucht niederzuschießen, wird wohl nicht bezweifelt werden; aber im waidmännischen Kalender stehen oft malitiöse Tage, an welchen man von früher Morgenstunde bis zum dämmernden Abend herumlauft, ohne etwas gefunden, oder gar oft auf erbärmliche Art gefehlt zu haben. Da ist man dann ganz froh, einen von seinem Schutzgeiste verlassenen Hasen aus der Sasse zu heben.

Bei der Feldsuche muß ich noch meine lieben jungen Grünröcke auf eine besondere Eigenheit des Hasen aufmerksam machen.

Diese besteht darinn, daß in der letzten Hälfte des Neumondes fast bis gegen Mitte des ersten Viertels die Hasen nicht vor, sondern hinter dem Absuchenden aufstehen. — Ehe sie dieses thun, heben sie den Kopf mit scharf aufgereckten Löffeln etwas in die Höhe, machen sich dann sachte auf, hoppeln einige Schritte fort und werden hierauf sehr flüchtig.

Sucht nun der Jäger zu dieser Zeit die Felder ab, so thue er dies nicht nach der Länge der Ackerbeete, sondern nach der Quere und sehe bald links bald rechts über die Achseln zurück. — Erblickt er nun ein paar aufgereckte Löffel, so säume er nicht, den oben angegebenen Bogen ohne Hinblicken auf den Hasen unter Pfeifen, Singen ꝛc. zu schlagen, aber ziemlich rasch, weil in dieser Zeit der Hase, hat er einmal den Kopf in der Höhe, nicht lange mehr hält.

Ein Hauptvortheil beim Absuchen eines bestellten oder unbestellten Ackers, eines Brachfeldes, eines Umrisses, einer brüchigen Strecke, eines ausgetrockneten Teiches u. s. w. ist, daß der Jäger bei dieser Suche lavirt, d. h., daß er das abzusuchende Terrain (versteht sich mit vollem Winde) eine Strecke lang gerade angeht, dann eine Strecke links, dann wieder gerade aus, dann rechts, dann wieder gerade aus seine Richtung nimmt, und so fortfährt, bis er vom Punkte des Ausgehens bis zum Ende des abzugehenden Raumes gekommen ist. — Der erfahrne Jäger wird die Vortheile, welche diese Art von Absuchen in Beziehung auf das Finden von Hasen gewährt, vollkommen zu würdigen wissen.

Schlüßlich rathe ich recht wohlmeinend:

a. beim zunehmenden Mondlicht, beim Glattfrost, Glatteis und Frost, wie auch beim Schneegestöber, bei stürmischer, bei regnerischer Witterung keine Feldsuche, weder mit dem Vorstehhund, noch aus freier Hand vorzunehmen, dagegen

b. am ersten schönen Morgen nach einem Schneegestöber, oder nach einem heftigen Wehen bei hochliegendem Schnee auf den Feldmarkungen die eingegangenen Fahrwege, die sandigen Hohlgassen, die bebuschten Hohlkreppen sehr fleißig abzusuchen, indem auf solchen

Plätzen die Hasen gar zu gerne im Ueberwinde oder auf der dem Wetterzuge entgegengesezten Seite in tiefer Sasse liegen.

Treibjagd. —

Wir wollen hören, was Döbel über diesen Jagdbetrieb im Allgemeinen sagt:

„Das Klopfjagen wird zwar von Einigen für ein Geringes geachtet und nur als mit weniger Geschicklichkeit auszuführen in Anspruch genommen, allein so geringschätzig diese Jagensart auch von Manchem angesehen wird, so wichtig, angenehm und kunstreich ist sie doch und erheischt, wenn Anlage wie Ausführung recht tüchtig sind und der Jagdherrschaft Genüge leisten sollen, eine nicht allenthalben anzutreffende Bestimmtheit, Fertigkeit, Uebung und Erfahrung, sowohl beim Anlegen der Leute (der Treibwehre) als auch im Treiben selbst, damit die Hauptperson beim Jagen hinreichend zu schießen bekomme und nicht etwa das Wild oder die Raubthiere auf den Flügeln durchbrechen."

„Ich will also kürzlich eine Anleitung dazu geben."

„Wenn nämlich ein Treibjagen gehalten werden soll, so gehen die Befehligenden nebst den Forstbedienten in die Forste und Gehölze, ziehen dieselben durch, besehen die Dickichte, deren Beschaffenheit und Lage, der gemäß es sich schicke, ein Treiben anzulegen, und stecken an den Orten, wo die Hauptperson der Jagd nebst den andern Schützen stehen soll, ein Zeichen von Stroh oder einen andern Wisch hin. Natürlich werden die besten Wechsel und Päße für jene Hauptperson besonders angemerkt. Am folgenden Tage wird nach dem Belieben des Herrn die Klopfjagd vorgenommen."

„Zweckmäßig ist es und der bei allem Waidwerk nöthigen Partheilosigkeit angemessen, daß die Schützen, natürlich mit Ausnahme des Jagdherrn, um ihre Stände loosen. Sobald dies geschehen oder auf andere Weise die Rangordnung bestimmt ist, wird von einem hierzu ernannten Forstbedienten, (der auch der Jagdgesellschaft ihre Schießstände anweiset) gerufen: Nr. 1 (diese kommt auf den rechten Flügel) und so fort, bis der Platz des Jagdherrn kommt, dem sein Stand mit dem ihm gebührenden Achtungszeichen angewiesen wird. Alsdann folgen die Nummern weiter, bis alle angestellt sind. Auf beiden Flügeln wie auch in der Mitte in dem Treiben ist ein Befehlender, wornach also drei Jagdbeamte das Treiben leiten. Den andern Jägern werden Nummern gegeben, denen gemäß sie sich auf beiden Flügeln zwischen den Treibleuten eintheilen und das Treiben in Ordnung halten müßen."

„Sobald alles bereit ist, auch der Jagdherr und die Gesellschaft auf ihren Ständen sind, so begibt sich der Forstbediente, welcher die Bestellung hat, auf den rechten Flügel und meldet dem dort Befehlenden, daß die Jagd geordnet ist. Hiernach gibt der führende Jäger auf dem rechten Flügel das Zeichen zum Antreten der Treiber mittelst

eines Signals, worauf ihm derselbe antwortet, auch in der Mitte das Signal wiederholt."

„Sofort geht das Treiben an, die verlornen Wehren auf den Flügeln rücken vor; das Treiben selbst geht auf die Schützenstände in gerader Linie fort."

„Sobald das Treiben bis auf die Mitte gelangt ist, halten die Treiber an und stellen wieder her. Mitlerweile rückt auch die verlorne Wehre nach der Schützenstellung zu und hinter den Schützen hin." —

„Dies Treiben mit der verlornen Wehr hat den Vortheil, daß das Wild in der Mitte zusammen gehalten wird und auf den Flügeln nicht ausbrechen kann, sondern vielmehr auf den Jagdherrn zu fliehen und diesem recht häufig zum Schuße kommen muß."

„Hiebei kann ich auch nicht übergehen, daß noch an einigen Orten nach beendigter Klopfjagd eine große Lust und Kurzweil daraus entsteht, daß denjenigen Schützen, die mit geschossen aber allzeit gefehlt und diesen Tag nichts erhalten haben, ein schwarzer Bart von Pulver gemacht und davon Keiner, als der Jagdherr allenfalls ausgenommen wird." —

„Herzog Eberhart Ludwig zu Wirtemberg-Stuttgart gab zu seiner Zeit besondere Gesetze, wornach jeder von den Schützen, der mitgeschossen, aber alle Mal gefehlt und nichts erhalten hatte, des Abends beim Jagdschmause an dem Katzentisch speisen mußte. Auf diesen Tisch wurde scherzweise ein ausgestopfter Hase gestellt, der eine hölzerne Flinte auf der Schulter trug. Es ward auch den Fehlern ein Strauß von Stroh in das Knopfloch gesteckt, den sie sowohl denselben Tag, als auch wenn sie wieder jagten, so lange tragen mußten, bis sie ein Wild erlegten. So viel der Fehler waren, so viel wurden von denen, die am meisten geschossen, Könige gemacht, welche jenen zu befehlen hatten; so mußten z. B. die Fehler ihren Königen bisweilen einen frischen Teller oder ein Glas Wein reichen oder auch sonst etwas holen und durften sich bei des Herzogs Ungnade nicht dawider setzen."

Wir theilen das Treibjagen ein in das

I. Waldtreiben, auch Klapperjagd, Klopfjagd, schlechtweg in verschiedenen Gegenden das Klopfen genannt und in das

II. Feldtreiben,*) welches wieder zerfällt in das

A. Zutreiben,

B. Kesseltreiben,

C. Einjagen.

I. Waldtreiben.

1) Beim abnehmenden Mondlicht liegt der Hase so fest, daß er aus dem Bodendickicht, aus niedrigen, tiefzweigigen Gesträuchen, ...

*) M. s. die Art. Einjagen, Kesseltreiben, Feldtreiben, Klapperjagd, Klopfjagd, Treiben, Waldtreiben und Zutreiben — in der Abthl. IV.

t denen er sich gelagert, fast mit dem Treibstocke aufgetrieben wer-
n muß, während er beim wachsenden Mondlicht schon an mehr denn
0 Schritte vor dem Treiber aufsteht. Daher soll nur in lezterer
:it auf Hasen getrieben werden.

2) Aber selbst da darf diese Jagdart nicht ausgeübt werden, wenn
chneeanhang oder das Laub noch nicht abgefallen, noch weniger wäh-
nd des Laubfalles, weil es da dem Hasen zu unruhig, für ihn zu
rgrämend ist, daher er zu dieser Zeit außerhalb der Waldung sich
fhält. Je mehr das Mondlicht im Zunehmen, je reiner die Luft,
frischer und heller der Tag, desto angenehmer und beutereicher ist
: Waldtreibjagd auf Hasen.

3) Auf den Holzfahrtwegen, welche ganz oder theilweise in die
ıstellung fallen, müßen einige Tage vor der Treibjagd die tief über-
ngenden, die Aussicht des Angestellten hindernden Aeste abgehauen
d von da fortgeschafft werden.

4) Der Windzug ist bei jeder Treibjagd, werde sie auf welche
ıar Wildart immerhin gehalten, für den ein solches Jagen dirigiren-
ı Jäger einer der wichtigsten Gegenstände seiner Beobachtung und
: hieraus hervorgehenden Anstalten. Wenn Oertlichkeit des durch-
treibenden Bogens oder andere Umstände nicht gestatten, daß die
uptschützenwehre den vollen Wind hat, so muß sie doch mit gutem
:itenwinde angelegt werden.

5) Man lasse alle an den Seiten sich begrenzenden Abtheilungen
er durchzutreibenden Waldung nach einander nehmen, und zwar so,
i sie, wenn es des Windes wegen geschehen kann, abwärts von den
aldtheilen genommen werden, worinn späterhin getrieben wird. Da-
ist vorzüglich darauf zu sehen, daß besonders auf den Flügeln,
die Treiber an einander stießen, und da, wo die Jagdleute sich
:egten, sowohl vor als auch während des Treibens die größte Ruhe
d Stille beobachtet werde.

6) Den Schützen, wie auch den Treibern ist am Abende vor dem
opfjagdtage genau die Haltstatt zu bezeichnen, auf welcher man um
se und diese Stunde, — welche auch angegeben werden muß — zu-
mmenkommt.

7) Man lade nie mehr Schützen, als man nöthig hat, doch im-
r deren 2 — 3 darüber ein, um jene Jagdgäste, die etwa zu er-
:inen verhindert wurden, ersetzen zu können. Uebrigens wird der
ger wohl thun, die Zahl seiner Schützen so zu berechnen, daß er für
Bögen, wo Rehwild und Füchse anzutreffen sind, einige Schützen
n Anstellen hinter den Treibern in Reserve hat, wegen des bekann-
Abstehlens der Rehböcke und Füchse.

8) Wird zu solcher Mondeszeit und an solchen Tagen geklopft, wie
bei 1 und 2 gesagt habe, so braucht man um die Hälfte von Trei-
n weniger, als wenn bei abnehmenden Mondlicht, bei Schneean-
ıg, vor dem Laubabfall, bei zu tief liegendem Schnee, bei lauwar-
m Wetter ein Treibjagen auf Hasen gehalten wird.

9) Je mehr das Mondlicht im Zunehmen, je frischer und heiterer der Tag, je reiner die Luft ist, desto früher und desto flüchtiger geht alles Haarwild vor den Treibern, daher an solchen Tagen, — wohlgemerkt wenn es nicht an Schützen mangelt — die Triebe viel größer genommen werden müßen, als sonst.

10) In Revieren, die eine auch nur mittelmäßige Wildbahn haben, findet man fast immer in den Bögen, die nach Hasen durchgetrieben werden, Rehwild und Füchse. Beides Haarwild geht in der Regel durch, wenn es Hörnertöne vernimmt, und wenn auch der Hase dadurch nicht so leicht flüchtig gemacht wird, wie jene, so empfiehlt sich doch mancher davon aus den nächstanliegenden Bögen, der ruhig geblieben und seinem Schicksale nicht entgangen wäre, hätte ihn nicht des Hornes weit schallendes Getöne zum Deserteur aus Angst gemacht.

11) Ist die Treibwehre auch nicht sehr zahlreich und werden auch nicht besonders große Bögen genommen, so wähle doch der Jäger aus den Treibleuten 3 Männer, die von jeher den Treibjagden beigewohnt, genaue Kenntniß der durchzutreibenden Waldstrecken und das gehörige Ansehen und Aeußere haben, die anderen Treiber in Ordnung und Zucht zu halten. — Einer dieser Obmänner nehme seinen Platz in der Mitte der Treibwehre, der andere gehe am rechten Flügel, der dritte am linken, nachdem der dirigirende Jäger das Angehen der Triebe u. s. w. gehörig beredet, auch den Treibern Gehorsam gegen die Obmänner und Aufmerksamkeit auf deren Führung des Treibens eingeprägt hat.

12) Auf der Haltstatt werden in Revieren, wo das Verlosen der Stände wohlweislich eingeführt ist, von den Schützen die Loose gezogen, hierauf selben die eingeführten Strafgesetze bekannt gemacht, z. B. das Erlegen eines weiblichen Rehwildes —, wenn nicht ausdrücklich gesagt wird, daß ein Altreh oder ein Schmalreh geschossen werden soll; — auch Kitzböcke zu schießen, ist in vielen Gegenden, wo auf Erhaltung eines guten Rehwildstandes ächt-waidmännisch gesehen wird, mit einer bedeutenden Geldstrafe belegt.

Als besonders zu beachtende Regeln gelten für den Schützen:

a. daß er bei allem Gehen auf der Jagd in Gesellschaft anderer immer die Mündung seines Gewehres nach oben führe, und die Versicherung erst beim Antritt seines Standes abnehme, aber beim Weggehen vom Stande gleich wieder anbringe;

b. daß er, auf dem Stande angekommen, diesen seinen beiden Nachbarn zur Rechten und Linken durch einen Wink bezeichne und sich gleich mit jenen Lücken, Wildsteigen, alten Fahrtwegen oder Blößen bekannt mache, welche er ohne die mindeste Gefährdung beschießen kann;

c. daß er vom Augenblicke an, wo sich die Treiber hören lassen, die größte Ruhe beobachte und sich bis zum erfolgten Abrufen vom Stande von diesem auch nicht einen Schritt entferne, sollten nicht besondere Fälle dieses erheischen; z. B., wenn er ein Wild niedergeschossen hat und ein dahin kommender Hund es anschneiden will, so

:r es sogleich abzunehmen, vorher aber davon seine Nachbarn durch irgend ein Zeichen zu verständigen hat, um jeder möglichen Gefahr vorzubeugen:

d. daß er nie auf die von den Schützen besetzte Linie, in den Trieb hinein aber dann nicht mehr schieße, wenn die Treiber bis an 100 Schritte heran sind, sondern das Wild an ihm vorüberlasse und nach 'ückwärts feuere;

e. daß er nicht früher, als das Zeichen dazu erfolgt ist, vom Stande abgehe, mit eingelegter Versicherung und nach oben stehender Gewehrmündung.

Sobald die Jägerei von der Haltstatt aufbricht, setzt sich der an- tellende Jäger an die Spitze der Schützen; diesen folgt der Obmann ,es rechten Treiberflügels, dann kommt der die Mitte der Treibwehre ührende Obmann, und den Schluß macht der Führer des linken Flü- gels. — Diese 3 Männer haben für Aufrechthaltung der möglichsten Stille und Ruhe ihrer Treibleute mit Strenge zu sorgen. — Die Träger der Federlappen-Haspel werden nach der Oertlichkeit ihrer Verwendung eingetheilt.

Auch diese Ruhe und Stille beobachtet der Schützenzug beim Hin- ehen nach den Ständen.

Der anstellende Jäger bezeichnet jedem Schützen den Ort, wo nach eendigtem Triebe die Jagdgesellschaft sich wieder versammelt.

Geschieht das Anstellen nach dem Loose, so wird in der Regel eim ersten Triebe mit Nr. 1 angefangen, dann aber bei jedem ›lgenden abgewechselt, so daß bald mit der lezten, bald mit der mitt- :rn Nr. 2c. der erste Stand besezt wird.

Bei genügender Anzahl von Schützen ist auf den Flügeln die Bildung von Haken und die Besetzung der Linie, von welcher aus die Treiber angegangen sind, wesentlich nützlich.

Trifft es sich, daß der durchzutreibende Bogen von Wiesen, 'eldern oder Lehden auf einer Seite besaumt ist, und wird diese Seite nicht verlappt, so werden die Schützen nicht auf der Blöße, son- ern dicht am Holze angestellt, mit der Fronte gegen das Holz, aber ait der Verbindlichkeit, die rechte und linke Seite immer mit schar- 'm Auge zu bestreichen, um den vom Schützen links oder rechts aus- rechenden Hasen, oder sonstiges Haarwild rasch auf's Korn nehmen u können und ihm zu sicherm Erfolge nachzufahren.

Auf das vom dirigirenden oder vom anstellenden Jäger ge- ebene Zeichen geht die Treibwehre an, deren Glieder darin zu un- :rrichten und zu zügeln sind, daß sie

1) nicht brüllen, nicht johlen, wie so häufig geschieht, sondern nur ait der Klapper oder mit dem Schlagen der Treibstöcke an Bäume, ,esträuche, auf den Boden 2c. Gelärme machen; daß sie

2) nicht vorlaufen, nicht zurückbleiben, sondern in möglichst lini- 'ter Richtung nach dem angewiesenen Zielpunkte fortschreiten;

5) daß sie, bei den Schützen angekommen, alsogleich sich stille verhalten und da stehen bleiben, bis sie ihr Treibodmann aufnimmt und auf den neuen Anlegplatz führt.

Nach beendigtem Triebe und geschehener Zusammenkunft auf dem Versammlungsplatz sagt jeder Schütze, der ein Wild angeschoßen hat, dieses genau, d. h. inwieferne er das Stück mehr oder minder gut angeschweißt hat, dem dirigirenden Jäger an, der nach den obwaltenden Umständen das Nachsuchen entweder gleich oder später verfügt. —

Hat der angeschoßene Hase oder Fuchs, oder Rehbock, einen der noch abzutreibenden Bögen angenommen, so wird den Treibern der Auftrag gegeben, beim Durchgehen dieses Bogens genau Acht zu haben, ob sie das angeschweißte Stück liegen oder sitzen sehen; im letzten Falle rufst der Treiber, der es sieht, so laut er kann: Halt an, halt an! Dieses Rufen ist für die Treibwehre ein Signal, zu halten, zugleich aber auch für den mit den Treibern gehenden Jäger eines zum schleunigsten Herbeikommen, um das wunde Stück schnell durch einen Schuß zu erlegen, oder, wenn es sich gerade nochmals aufgethan hat, den Hund auf dem Hauptschweißfalle zu lösen und es von ihm decken zu laßen. —

Ist aber das angeschoßene Haarwild, Hase, Fuchs oder Bock nach einer andern Richtung, oder gar nach der Jagdgrenze zu gegangen und findet das Nachsuchen auf der Stelle statt, so wird dieses so ausgeübt, wie wir bei der Rehwildjagd angegeben haben.

Uebrigens wird der Revierjäger sehr wohl thun, wenn er am Morgen nach der Treibjagd die Waldstrecke, worin selbe gehalten worden, mit einigen Gehülfen und dem Schweißhunde sehr fleißig absucht, denn mancher Hase gilt als gefehlt, der in ziemlicher Entfernung vom Anschusse weg, in der wildesten Flucht sich plötzlich überschlägt und auf der Stelle verendet, wie wir unzählige Beispiele haben.

Alles im Triebe geschoßene Haarwild wird auf dem Versammlungsplatze gestreckt, der Hase und der Fuchs geschränkt, der Rehbock geknebelt und dann gehörig verwahret, d. h. unter Aufsicht eines Treibers auf dieser Stelle gelassen, bis das im zweiten und dritten Triebe erlegte Wild dazu kommt, oder gleich an einen gewissen Platz getragen, gewöhnlich an den, wo man zur Mittagsstunde einige Zeit Ruhe hält, um sich mit Imbiß und Trunk zu erquicken. Wohlgemerkt, wenn man damit versehen ist, denn das gemüthliche Ersparungssystem hat bei den meisten Jagdbesitzern auch den Küchenwagen in ewigen Ruhestand versetzt. — Von da aus schafft man das Wild bis in die Gegend des letzten Triebes, um dort die gesammte Beute nach Stand und Würde zu sortiren und an ihren Bestimmungsort zu schaffen.

Das Meistel, was wir bei der Treibjagd auf Rehwild gesagt haben, gilt auch für die Klapperjagd auf Hasen, und es sollen hier nur

noch einige, auf vieljährige Erfahrung gegründete Worte über:
Anwendung von Jagdhunden beim Hasentreiben gesagt werden.

Viele sind dagegen, ohne gerade ihre Meinung mit gültigen Gründen zu unterstützen; Dietrich a. d. Winckell sagt: „Daß Stöber- oder Jagdhunde in einem regulären Treiben nicht gelößt werden dürfen, ist wohl jedem einigermaßen mit der Sache Vertrauten einleuchtend.“ — Das ist freilich etwas gar zu kurz und zu barsch abgesprochen; ich behaupte dagegen, „daß bei vielen Treibjagen das Lösen der Stöberhunde nothwendig ist.“

Wohlgemerkt, ich spreche bei diesem Jagdbetriebe von Stöberhunden, keineswegs aber von Jagdhunden, denn ein Stöberhund, wie er als Stöberer seyn soll — darf nicht mehr leisten, als daß er fleißig und ziemlich rasch sucht, leicht findet, und das aufgestöberte Haarwild nur eine mäßige Strecke weit jagt, z. B. bis an den Schützen hin, während der eigentliche Jagdhund, auch Bracke, auch Wildbodenhund genannt, viel flüchtiger ist, und den von ihm rege gemachten Hasen, Fuchs oder Rehbock wo möglich so lange verfolgt, bis er dieses Wild, wenn es ausgekommen ist, wieder in den Trieb zurück und zu Schuß bringt.

Die Oertlichkeit vieler Reviere in ihrer so häufigen Abwechslung ist der gültigste Bürge für die Richtigkeit meiner Behauptung: daß bei vielen Treibjagden auf Hasen der Stöberer unentbehrlich ist. Wir haben auf unserm sogenannten Plattlande so manches Revier, welches z. B. aus ⅔ flachen Feld- und Waldstrecken besteht, während ⅓ felsige, mit Gestrüpp bewachsene, mit Riedgras und Moos bekleidete Höhen sind, an deren südlichen Hängen die Hasen, die Füchse in schönen Herbst- und Wintertagen sich so gerne sonnen, aber für den Treiber unzugänglich sind, indem zu solchen Stellen nur Ziegensteige führen, die allein der Hund begehen kann. — Wir haben ferner in ganz ebenen Revieren und in schönbodigen Waldungen umfangreiche Dickichte, die so wild verwachsen, dann wieder Brüche und Moorstrecken, die selbst bei anhaltender Trockne so sumpfig und streckenweise von dornigen Sträuchern so umschlossen sind, daß durch jene kein Treiber fortkommen und in das Innere dieser, wo Hasen und Füchse, als in einem sichern Verstecke, sich so gerne aufhalten, kein menschlicher Fuß dringen kann. — Da ist der Stöberhund unentbehrlich, denn an solchen, für Menschen unzugänglichen Orten vertritt ein einziger Hund die ganze Treibwehre.

Auch die Anwendung von Windhunden findet beim Waldtreiben auf Hasen öfters statt, aber nicht in geschlossenen Waldungen, sondern in Gehölzen, die von einer umfangreichen Feldmarkung umgeben sind.

Am Saume des Waldes steht der Hetzer, nicht nach dem Holze, sondern nach dem Felde hin seine Aufmerksamkeit richtend. — Rennt der Hase aus dem Holze, und ist er so weit davon entfernt, daß er nicht so leicht umkehren kann, ohne vom Windhunde eingeholt zu

werden, so löset diesen der Hetzer und läßt ihn mit einem recht laut gerufenen: He ha! — He ha! schießen. *)

Hält man ein Treibjagen auf Hasen in einer Waldung, die, nahe an der Jagdgrenze, mehr oder minder von Feldern umschlossen ist, und auch einige, nach gedachter Grenze hin gelegene Feldköpfe hat, so ist das Einsprengen eine meistens sehr lohnreiche Vorarbeit, welche in der kleinen Mühe besteht, gleich nach Anbruch des zur Treibjagd bestimmten Tages auf der Jagdgrenze eine die durchzutreibende Waldung auf beiden Seiten so weit als möglich überflügelnde Treibwehre anzulegen —, (alle 60 -- 80 Schritte kommt ein Treiber zu stehen) — und diese in gerader Richtung nach benannter Waldung die Felder und Feldköpfe durchgehen zu lassen, jedoch nicht klappernd, nicht schreiend, sondern blos pfeifend, hustend, von Zeit zu Zeit in die Hände klatschend.

Sehr gut ist es, 100 — 150 Schritte hinter den Treibern einige Schützen nachrücken zu lassen, um die allenfalls zurückgehenden Hasen in Empfang zu nehmen.

Bei Treibjagden auf Hasen in Waldungen oder in einzelnen Gehölzen, die an der Jagdgrenze liegen — empfehle ich, die Holzseite nach der Grenze zu entweder zu verlappen, oder mit Hasengarnen zu umstellen.

(Das Verlappen haben wir unter Verzug machen, beim Ansitzen auf Hasen, und den Gebrauch der Hasengarne bei der Fangjagd kennen gelernt.)

Wird erwähnte Grenz-Holzseite umgarnet, so muß eine ganz geschlossene Stellung eingerichtet, d. h. die zum Umgarnen bestimmte Strecke ganz mit Garnen fangbar umstellt werden. — Jeden der beiden Flügel der Garne besetzt man mit einem Schützen.

Die ins Garn eingefallenen Hasen müßen gleich nach beendigtem Durchtreiben dieses Bogens ausgenommen und abgenickt werden.

II. Feldtreiben. A. Zutreiben.

1) Diese Jagdart werde ausgeübt im Spätherbst, wenn die Hasen auf dem Felde nicht mehr gut aushalten, am besten im Winter bei stark gefrornem und hoch beschneitem Boden.

2) Man wähle einen sonnigen, frischen Tag, an welchem bekanntlich die Hasen am liebsten im Freien liegen, aber nur zur Zeit, wenn das Mondlicht im Abnehmen ist, mithin ganz zu der dem Waldtreiben entgegengesetzten Mondlichtperiode.

---

*) Die durchgegangenen oder ausgebrochenen Hasen mit Windhunden zu hetzen, ist Geschmacksache. Mir behagt diese Hetzerei auf Hasen gar nicht, und möchte sie höchstens auf Füchse gelten lassen.

Ganz richtig und bewährt ist, was des gerechten und vollkommnen Waidmanns neue Practica (Weimar, bei Voigt) sowohl über diesen Gegenstand, als auch über die ganze Behandlung des Zutreibens auf dem Felde sagt:

So wie eine Treibjagd auf Hasen im Holze immer beim wachsenden Mondlicht gehalten werden soll, so treibe man auf den Feldern beim abnehmenden. Lassen die Hasen die Treibwehre auch ganz nahe an sich kommen, oder stehen sie auch erst hinter den Treibern auf, so entgehen doch die meisten ihrem Schicksale nicht, weil jederzeit, wenn es gerade nicht an Schützen mangelt, das Feld, welches abgetrieben werden soll, ganz umstellt wird, oder, bei dazu nicht genügender Schützenzahl, doch immer einige Schützen in gehöriger Entfernung von einander, 30 — 40 Schritte hinter der Treibwehre gehen. — Wird dagegen bei zunehmendem oder vollem Mondlichte ein Feldtreiben gehalten, so stehen die meisten — wo nicht alle — in den nahe umliegenden, ebenfalls der Reihe nach abzutreibenden Feldern liegenden Hasen schon in weiter Ferne auf, und zwar durch das Schießen, durch das Treibgelärme, durch das Freudengeschrei der Treiber beim Anblick der vor ihnen aus der Sasse so pfeilschnell herausfahrenden Hasen.

Nun die nothwendigsten Anweisungen für den anstellenden Jäger, für die Schützen und Treiber.

a. Der beim Zutreiben anstellende Jäger versehe sich mit so vielen Schützen, daß er den triebweise abzutreibenden Flächenraum ganz umstellen kann. Auch die mit Nackenwind anstehenden Schützen kommen da, wo es viele Hasen gibt, immer zu Schusse, indem dieses furchtsame Wild durch das viele Schießen, durch das unbändige Schreien der Treiber, — so in Angst und Verwirrung kommt, daß es nach allen Seiten ausbricht.

b. Er benutzt jedes an den Rändern der abzutreibenden Strecke vorfindliche Versteckmittel, nämlich Gesträuche, Hecken, Bäume, Gräben, Erdaufwürfe ꝛc., um da die Schützen, besonders die minder schußgeübten, anzustellen, indem der Hase auf solche verbergende Gegenstände hin nicht so flüchtig ist, als wenn er, von den Treibern in die Enge gebracht, einen ganz freistehenden Schützen anlaufen muß.

c. Hat er die hinlängliche Anzahl von Schützen, so stelle er einen von dem andern 40 — 50 Schritt weit an.

d. Indem ich das bogenförmige Anlegen der Treibwehre nicht geradezu verwerfe, habe ich doch immer von dem Anlegen der Treiber in gerader Linie günstigere Resultate gehabt.

e. Ist das abzutreibende Feld etwas schmal und überdieß der Boden stark gefroren, auch der Schnee nicht sehr hoch, so hüte sich der an einer der beiden Seiten angestellte Schütze, geradeaus zu schießen; er lasse den Hasen zwischen sich und seinem Nachbar durch, dann schieße er ihm nach, eben so

f. soll der in der Hauptfronte, (den heranziehenden Treibern gerade gegenüber) angestellte Schütze, wenn die Treiber ungefähr auf 200 Schritte ihm nahe sind, nicht mehr gegen selbe hin zu schießen, sondern den Hasen an sich vorüber durchpassiren lassen und ihm dann nachfeuern.

g. Dem die Treibwehre anlegenden Jäger empfehle ich besonders, die Treibwehre immer so auszudehnen, daß die Endtreiber an den beiden Flügeln (die Flügelmänner) dicht an der Schützenwehre der beiden Seitenflügel zu gehen haben, da die Erfahrung lehrt, daß gerade in dem Raume zwischen den Treibflügelleuten und zwischen der Seiten-Schützenwehre die meisten Hasen durchbrechen.

h. Wie bei dem Holz-Treibjagen, so soll auch beim Feldtreiben ein Jäger oder ein sachkundiger Treiber mit einem guten Schweißhunde in Reserve seyn, um auf die angeschweißten Hasen, die noch das nächste Gehölz zu erreichen vermögen, nachzusuchen.

i. So ein widriger Anblick mir es ist, beim Treiben im Holze einen Schützen mit einem Hühnerhund zu sehen, weil damit größtentheils waidmännischer Unfug getrieben wird, so nützlich finde ich es, wenn beim Treibjagen im Felde mehrere Schützen mit Vorstehhunden versehen sind, die im Verfolgen flüchtig, den gefaßten Hasen nicht drücken, nicht rupfen, nicht anschneiden, sondern ganz regelmäßig apportiren, überdieß auf dem Stande selbst, ungeachtet alles Schießens, und selbst, wenn ihnen die Hasen an der Nase vorbei rennen, ganz ruhig zu den Füßen ihres Herrn liegen, und nicht winseln oder aus Begierde gar heulen.

Es versteht sich ohnehin, daß kein Hühnerhund an einen angeschweißten Hasen in den Trieb hinein, sondern nur zum Apportiren jener gelös't wird, die schon angeschweißt durch die Schützen gehen oder durch das Nachschießen angeschweißt werden.

Vorstehender Anweisung zum Zutreiben bei der Feldtreibjagd fügen wir noch bei:

1) In Revieren, die sehr ausgebreitete Feldmarken und darin einen sehr guten Hasenstand haben, lasse man in jenen Feldern, wo es, zum verbergenden Anstand der Schützen an Bäumen, Gesträuchen, Hecken, Gräben, Steinhaufen, Erdaufwürfen mangelt, an den Plätzen, wo Schützen zu stehen kommen, einfache, aus 4 — 5 halbkreisförmig in die Erde gepfählten Tannen- oder Fichtenposchen bestehende, hinten ganz offene Schirme machen, die an der Fronte und nach beiden Seiten den Schützen vor dem anlaufenden Hasen verbergen, aber ihn nicht an dem freien Gebrauche seiner Flinte hindern.

Diese Schirme müßen gleich nach der Erndte angelegt werden, damit die Hasen hinlänglich Zeit haben, sich an selbe zu gewöhnen und sie für natürliche Gesträuche anzusehen.

Hätte der Jäger bei Anlegung der Schirme mit dem Eigensinn eines Feldbesitzers zu kämpfen, so begnügt er sich, statt der halbkreis-

'ðrmig in das Feld hineinlaufenden Schirme, noch einfachere Verstecke
'on 3 — 4 Tannen= oder Fichtenposchen auf die Art zu machen, daß
r auf den Stellen, wo ein Schütz zu stehen kommt, die Poschen neben-
'inander im Raine einpfählt, und hinter diesen grünen Wänden seine
Schützenwehre anlegt.

2) Es gibt Schützen, die so hitzig und so unvorsichtig schießen, daß
ie noch in den Trieb hinein feuern, wenn die Treiber ihnen schon
nehr als schußmäßig nahe sind. Dietrich a. d. Winckell schlägt vor:
„daß bei einem Feldtreiben die Treibobmänner, oder der das Treiben
irigirende Jäger eine kleine rothe Fahne senkrecht tragen, dieselbe aber
och halten soll, sobald er sich mit seiner Treibwehre den Schützen
uf eine Distanz von ungefähr 150 Schritten nähert, zum Zeichen,
on nun an nicht mehr in den Trieb hinein zu schießen, sondern die
Hasen zwischen sich und dem Nachbar durchzulassen, dann aber ihn
uf's Korn zu nehmen. Wer dagegen thut, soll 8 Gr. als Strafgeld
elegen."

Vollkommen einverstanden mit dem Warnungssignale, welches
urch das Emporhalten eines rothen oder sonstfarbigen Fähnchens ge-
eben wird, finde ich diese Geldstrafe viel zu unbedeutend, indem man-
)er Schütze sich nichts daraus machen wird, seiner Hitze oder seinem
eichtsinne diese Paar Groschen zu opfern, um nur darauf losknallen
u können, ganz unbekümmert, ob er einen Treiber beschädigt oder
icht. Meiner Ansicht nach soll ein solcher, wirklich gefährlicher Schütze
leich nach solch einem Schuße tüchtig abgekanzelt und von der Jagd
inweggewiesen, auch so lange nicht wieder dazu eingeladen werden,
is er sich als ein ruhiger, solider Schütze erprobt hat.

Zutreiben mit der Leine.

Hier besteht das ganze darin, daß 2 Treiber, so weit von einan-
er abstehend, als das Feld oder die Wiese, oder eine sonstige unbe-
uschte Fläche, welche abgetrieben werden sollen, während des Gehens
ine verhältnißmäßig starke und lange Leine über den Boden hin glei-
en lassen, wodurch die in diesem Raume liegenden Hasen, (wie auch
Rebhühner) aufgejagt werden, um den am entgegengesetzten Ende des
Feldes, der Wiese ꝛc. angestellten Schützen zu Schuße zu kommen.

Diese, nicht sehr bekannte, daher auch nicht sehr übliche Treibart
at allerdings sehr Vieles für sich und der vieljährige Gebrauch, den
h davon gemacht, berechtigt mich, sie zur Nachahmung zu empfehlen
nd zwar aus folgenden bewährten Gründen:

a. Der Jäger weiß — oder soll es wissen — daß die ganze Zeit
indurch, wo das Mondlicht im Zunehmen ist, die Hasen schon in be-
eutender Ferne vor dem die Felder absuchenden Schützen aufstehen,
ithin während dieser Periode eine Feldsuche in Beziehung auf Jagd-
eute, wo nicht ganz erfolglos, doch immer höchst ungewiß ist.

An der Stelle einer unsichern Suche nimmt man nun das Zu-
reiben mit der Leine vor.

b. Ein Feldtreiben mit dem oben beschriebenen A. Zutreiben erfordert eine sehr große Anzahl von Schützen und Treibern, wird auch gewöhnlich der damit verbundenen Umstände wegen auf einer und derselben Feldmarkung nur jährlich einmal gehalten.

Beim Zutreiben mit der Leine genügt es an 2 — 3 Schützen, die vorstehen und an 2 Männern, welche die Leine ziehen. Diese Jagdart ist so einfach, so kostenlos, so unschädlich für die Hasenwildbahn, daß sie vom Aufgang der Hasenjagd bis zum Abschuß auf der nämlichen Feldfläche 2 — 3 Mal vorgenommen werden kann.

c. Es ist allerdings richtig, daß bei diesem, nur für wenige Schützen gehaltenen Treiben viele Hasen ausbrechen, weil nicht, wie beim großen Zutreiben, die Seiten besetzt sind. Dagegen geht kein Hase, der durch die auf der Erde dahin laufende Treibleine aufgethan wird, über diese hinweg zurück; dadurch geschieht, daß so manche Hasen, die beim Zutreiben rückwärts gehen und dadurch auskommen, dagegen beim Treiben mit der Leine in gerader Richtung fliehen und so den Schützen anlaufen.

d. Es trifft sich oft, daß Gutsbesitzer Gäste bekommen, die gerne einer kleinen Jagd beiwohnen möchten, wobei sie ein Paar Hasen schießen könnten, ohne sich zu viel zu ermüden, oder auf dem Anstande, bei einem Waldtreiben, wie meistens geschieht, vom Zufalle abzuhängen. Auf der Stelle ist eine kleine Jagdpartbie geordnet. Zwei, dieses Jagdbetriebes kundige, über das abzutreibende Terrain verständigte Männer gehen, mit dem Bund Treibleine unterm Arm, an ihre Plätze, die Jagdgäste, vom Revierjäger geführt, ziehen nach den Höhen einer sanft abdachenden Feldmarkung, lassen sich da auf den ihnen angewiesenen Ständen recht bequem nieder, genießen den Ueberblick einer weit auslaufenden Fläche, belustigen sich an den oft so possirlichen Bewegungen und Gängen der durch die Treibleine aufgemachten Hasen, machen sich bei deren Annäherung schußfertig, und bringen bei diesem, von Feld zu Feld sich bewegenden Jagdbetriebe, — (besonders wo es viele Hasen gibt) einige Stunden im Genusse eines waidmännischen Vergnügens zu, das oft die brillanteste Jagdpartbie nicht gewährt.

Allen Jagdbesitzern, die ein solches Treiben mit der Leine noch nie gehalten, empfehle ich aufs dringendste, wenigstens eines zur Probe vorzunehmen, wobei ich mir nur noch den Rath erlaube:

1) erwähnten Jagdbetrieb nur zur Zeit des zunehmenden Mondlichtes auszuüben, weil da die Hasen fast immer gerade ausgehen, mithin den Schützen meistens anlaufen, und

2) in der Mitte zwischen den 2, die Leine ziehenden Männern einen dritten gehen zu lassen, dessen Geschäft ist, die sich allenfalls dort oder da verwickelnde oder sich sperrende Leine auszulösen, und von dem allenfalls an Rainen befindlichen Gestrüppe auszuheben.

B. Kesseltreiben.

1) Dieses soll nur gehalten werden, wenn eine genügende Anzahl on Schützen und Treibern vorhanden ist, um einen Flächenraum von edeutendem Umfange mit einmal abtreiben zu können, da bei kleinen :rieben das öftere Anlegen der Schützen und Treiber, das Klappern ieser, das öftere Schießen rc. die in der nähern Umgebung liegenden)asen aufstehen und durchgehen macht.

2) Wie beim Zutreiben, wähle man auch für diesen Jagdbetrieb inen recht sonnigen Spätherbst- oder Wintertag, wenn das Mond- cht im Abnehmen ist.

3) Das abzutreibende Feld wird mit Schützen und Treibern so mstellt, daß alle 50 — 60 Schritte ein Treiber mit einer Klapper ıd nach 2 — 3 Treibern ein Schütze zu stehen kommt.

4) Sobald die Schützen- und die Treibwehre angelegt sind, gibt r dirigirende Jäger mittels eines Pfiffes, oder des Rufes: Auf, ıf! das Zeichen zum Angehen, worauf sich die — möglichst kreisför- ig angelegte Schützen- und Treibwehre sehr langsam nach dem Mit- lpunkte des abzutreibenden Terrains bewegt.

5) Bei einem Kesseltreiben, wo der Hasenstand sehr stark ist und ı gleicher Zeit viele Schüsse fallen, wird, wenn dieses geschehen, vom rigirenden Jäger: Halt! gerufen, und dieser Ruf im ganzen Kreise iederholt, worauf alles stehen bleibt, jeder Schütze sein losgeschossenes ewehr ladet und dann auf das Kommando: „Vorwärts" — sich der ınze Kreis wieder in Bewegung setzt. Außerdem ladet jeder Schütze ı Gehen.

6) So lange das Treiben noch im Weiten steht, so wird den asen entgegen geschossen; sobald sich aber der Kreis so verengert, daß e gegenüber sich annähernden Schützen nicht mehr über 200 Schritt n einander entfernt sind, so darf Niemand mehr in das Treiben nein schießen, sondern warte, bis die Hasen durch den Kreis gegan- n und nun von rückwärts zu beschießen sind.

7) Kein Schütze löse seinen Vorstehhund auf einen im Kreise an- schweißten Hasen, sondern er lasse ihn nur demjenigen nach, der ickwärts des Kreises angeschossen worden.

8) Sehr nützlich ist das Schwingen des oben erwähnten Treib- hnchens vom dirigirenden Jäger im Augenblicke, wo der Kreis so ein geworden ist, daß es gefährlich ist, in selben hinein zu schießen. n Ermanglung des Fähnchens soll der dirigirende Jäger mit seinem die Gewehrmündung befestigten und hoch geschwungenen Sacktuch, er durch den sehr vernehmbaren, von den Schützen den ganzen Kreis ndurch sehr laut abgenommenen Ruf: „Rückwärts, rückwärts!" — s Zeichen geben, die Hasen nach rückwärts durchzulassen und ihnen chzuschießen.

9) Trifft es sich, daß eine sehr umfangreiche Feldmarkung auf ein- al abzutreiben, und daß an einem Ende derselben ein See, ein trom, ein breiter Fluß (aus einem Bache machen sich die Hasen

nichts, sondern durchschwimmen ihn ohne Säumniß) gelegen ist, so wird die abzutreibende Markung halbmondförmig umstellt und jedes Ende der Umstellung hat seinen Flügelführer. — Diese nebst den ihnen zunächst gehenden Schützen und Treibern müßen sich, während die übrigen nach dem Wasser vorrücken, immer mehr vorhalten, so daß sie zeitig genug auf beiden Seiten da ankommen, wo den Hasen von vorn zu der Ausgang versperrt ist.

C. Einjagen.

1) Eine sehr heitere, sternreiche, ziemlich kalte Winternacht, eine hohe Schneedecke und das volle Mondlicht sind die Haupterforderniße zu dieser Treibjagdart.

2) Der Jäger macht sich durch öfteres Abäugeln mit jenen Feldern bekannt, die zunächst an einer Waldung oder einem Gehölze gelegen, am häufigsten von den Hasen angenommen werden.

3) Schon in weiter Entfernung von dem Felde, auf welchem eingejagt werden soll, trennen sich die Schützen und Treiber und jede dieser beiden Parteien begibt sich in bogenförmiger, ziemlich weiter Umgebung auf ihren Platz.

4) Beim Gehen dahin haben sowohl Schützen als Treiber die größte Ruhe und Stille zu beobachten.

5) Am Saume des Gehölzes, welchem das abzutreibende Feld vorliegt, werden die Schützen so angestellt, daß keiner mehr als 30 – 35 Schritt, von seinem Nachbar entfernt zu stehen kommt, um leicht zusammen zu schießen, da alles Schießen bei Nacht, selbst bei der lichtesten Schneedecke und dem klarsten Vollmondlichte sehr trügerisch ist. Ob alle Schützen in Einer Linie angestellt, oder ob auch auf einer oder auf beiden Seiten Haken gebildet werden müßen, hängt von der Örtlichkeit der abzutreibenden Markung und ihrer Umgebung ab.

6) Sobald die Schützen angestellt sind, gibt der anstellende Jäger mittelst gellenden Pfiffes den Treibern das Zeichen zum Angehen.

7) Der Treibobmann oder der die Treiber anführende Jäger hat die Treibwehre so angelegt, daß sie gegen die Hauptlinie der Schützen Fronte macht und daß der Feldbezirk, auf welchem eingejagt werden soll, zwischen ihr und der Schützenwehre liegt. Alle 15 — 20 Schritte kommt ein Treiber zu stehen, entweder mit einer Klapper, oder einer Knallpeitsche versehen.

8) Nie lege man die Treibwehre dicht an dem abzutreibenden Felde, sondern wenigstens 4 — 500 Schritte rückwärts desselben an, um den Hasen, die eingejagt werden sollen, nicht vor dem Einjagen selbst zu nahe zu kommen und sie vor der Zeit rege zu machen.

9) Hat der Treibobmann, oder der führende Jäger das Zeichen zum Angehen vernommen, so rückt er mit seiner Treibwehre gegen die Hauptfrontlinie der Schützen vor.

Die Bewegung muß sehr langsam seyn, kein Gelärme, kein Vorlaufen, kein Rückbleiben darf statt finden. Der Treiber schreit nicht,

r läßt nur nach kleinen Pausen seine Klapper ertönen oder seine
Peitsche knallen.

10) Hinter der Treibwehre nicht zu ferne von ihr, rücken einige
Schützen nach.

11) Keiner schieße weiter, als höchstens 25 — 30 Schritt, da,
wie gesagt, das Nachtschießen sehr trügerisch ist. Eben deßwegen wird
Mancher glauben, einen Fehlschuß gethan zu haben, während er ge-
troffen hat (und gerade so umgekehrt). Daher

12) am andern Tage zu früher Morgenstunde das Nachsuchen ge-
hehen muß.

Halbwüchsige Hasen und Dreiläufer schießt man mit Hühner-
brot; vom Aufgang der Hasenjagd an, bedient man sich der gewöhn-
chen Hasenschrote; in gebirgigen Gegenden aber, wo man meistens
or den Hunden und fast immer auf eine die gewöhnliche Schußweite
berschreitende Entfernung schießen muß, empfehle ich, besonders in
arten Wintern, den Gebrauch der Fuchsschrote.

Ist der angeschossene Hase gefallen, aber noch nicht verendet, so
freit man ihn von seinen Leiden durch das Abgenicken, indem
an den Hasen an den beiden Hinterläufen in die Höhe hält und
m einen derben Schlag mit der flachen Hand — (aber nicht auf
lpelhafte Bauernart mit der Faust, wie Hartig angibt) hinter die
ffeln ins Genick gibt.

Will man den im Feuer verendeten, oder abgenickten Hasen einem
reiber zum Tragen auf dem Stocke ꝛc. übergeben, so muß vorher
s Schränken (auch Einheesen genannt) erfolgen, indem man zwischen
r dicken Flechse und dem Knochen des einen Hinterlaufes die Haut
rchschärft, und durch diese Oeffnung den andern Hinterlauf bis über
s Knie durchzieht.

II. Fangjagd.

In jenen Zeiten, wo das Feuergewehr noch sehr unvollkommen
d der Jäger des Schießens mit dieser Waffe ziemlich unkundig
r, war der Hasenfang ein gewöhnlicher Jagdbetrieb, der mit dem
cknetz, oder mit dem Fackeltreiben auf folgende Art ausgeübt
rde.

A. Fang mit dem Lucknetz.

Vor Tagesanbruch wurden die Lucknetze, — (auch Lückennetze,
uschnetze genannt) nahe vor ein Feldholz fängisch gestellt, dann zog
an in einiger Entfernung nach dem Felde hin eine mit kleinen
chellen behängte Leine über 5 — 6 Fuß hohe Stellstangen. — Ka-
en nun die Hasen in der Morgendämmerung vor die Lucknetze, um
das Holz zu rücken, so zogen die hier und da im Holze postirten

Jäger die Schellenleine scharf an, wodurch die Hasen, wenn sie die Schellen hinter sich hörten, schnell in das Garn fuhren und gefangen wurden.

B. Fang mit Fackeltreiben.

Wie dieser —, noch heut zu Tage in manchen Gegenden übliche Hasenfang, — (auch Fackeljagd, Nachtjagd genannt) betrieben wird, erklärt Jester:

„Es werden im Winter vor Mitternacht, und zwar in Nächten, wo der Mond nicht scheint, Netze, die jedoch zum Fangen eingerichtet, mithin busenartig aus einander gespannt seyn müßen, vor dem Holze dergestalt aufgestellt, daß die beiden Flügel in die Felder hinaus laufen, dann aber die Felder durch eine verhältnißmäßige Anzahl Leute, die alle mit brennenden Stroh = oder Pechfackeln versehen sind, unter lautem Geschrei und im vollen Laufen gegen die Netze zu getrieben, da dann die im Felde äsenden Hasen, wenn sie nach dem Holze fliehen, in den Netzen gefangen werden."

C. Fang mit dem Tyraß.

Ich empfehle keineswegs die Ausübung dieser Fangart des Hasen, denn er ist fast immer unsicher, da der Hase, selbst zur Zeit, wo er sehr fest liegt, — doch bei dem Geräusche, welches die nach dem Hunde hin mit dem Tyraß laufenden Jäger machen, sehr selten i[...] vor dem Hunde aushält, wie die Rebhühner thun, und da eine einzige Fangjagd mit Hasennetzen mehr Hasen liefert, als man mit dem mühevollen Tyrassiren in 2 — 3 Tagen bekommt.

Da ich aber in diesem Werke keine Jagdart, die ausgeübt werden kann, mit Stillschweigen übergehen will, so muß ich über den Hasenfang mit dem Tyraß hier vortragen:

1) daß dieser, — sobald der Hund vor einem Hasen steht, eben so behandelt wird, wie das Tyrassiren der Rebhühner,

2) daß der Hasen=Tyraß aber ungleich stärker, als der Hühner=Tyraß seyn muß, und

3) daß dieses Tyrassiren nur auf ganz ebenem Terrain, und zur Zeit, wo das Mondlicht sehr im Abnehmen ist, vollbracht werden kann.

Gegenwärtig werden nur noch die Hasen gefangen, wenn man deren zum Aussetzen bedarf, und zwar in den Hasennetzen.

Diese, gewöhnlich 150 Schritte lang und 5 Fuß hoch, stellen mit Busen 100 Schritte in die Länge und 3 ½ Fuß in die Höhe, und werden auf folgende Art verfertigt und gestellt, dann abgehoben, eingenommen und aufbewahret.

Mit 14 Maschen angefangen, deren jede von einem Knoten zum andern 3 Zoll hält, werden sie aus dünnem, guten Hanfbindfaden gestrickt. — Dann zieht man eine eben so starke — oder, wenn es um Leichtigkeit zu thun ist, eine etwas schwächere — Ober = und Unterleine ein, wie an den Wolfs = und Rehnetzen; — von diesen So[...]

nen müßen an jedem Wechsel 6 Ellen bei jeder übrig bleiben. An dem einen Ende derselben bindet man einen ähnlichen Haken, wie bei den Rehnetzen, zum Aufnehmen, an dem andern hingegen einen gleichen Heftel zur Befestigung ein.

Die zu einem Hasennetz gehörigen 10 Stellstäbe müßen von leichtem Holz und 4 ½ Fuß lang seyn, damit 6 Zoll von oben die Riemen für die Oberleine eingeschnitten werden können und 6 Zoll von dem Stabe in die Erde kommen.

Der Hasenfang selbst ist sehr einfach, und geschieht auf folgende Art:

In mondlichtloser Nacht werden am Saume einer Waldung, welcher Felder anliegen, die schon mehrere Nächte nach einander, — wie der Jäger durch das Abäugeln ersehen hat — von vielen Hasen angekommen worden, die Hasennetze in einer Linie fängisch aufgestellt, dann diese Felder, nach dem Holze hin, von einer zahlreichen Treibwehre unter vielem Gelärme und im schnellen Vorrücken abgetrieben. Das starke Gelärme und schleunige Gehen der Treiber ist hier nothwendig, um die Hasen recht geschüchtert und gerade aus recht flüchtig zu machen, damit sie nicht Zeit haben, allenfalls vor den Garnen zu stutzen und dann durchzubrechen.

Mit der Treibwehre zugleich an den Netzen angekommen, säumen die Jäger nicht, die Hasen auszunehmen und in die hinter der Treibwehre auf Wagen nachgebrachten Transportkästen zu setzen.

Der zum Transport lebender Hasen gehörige Behälter ist ein aus leichten Brettern gezimmerter 12 Fuß langer, 2 Fuß breiter, 1 Fuß hoher Kasten, der in 12 Fächer eingetheilt ist, um eben so viele Hasen hineinsetzen zu können. Jedes Fach ist mit einem durchlöcherten Schubthürchen versehen, und diesem gegenüber ist ein 6 Zoll langes und 2 Zoll hohes Luftloch angebracht. — An den Seiten sind Handhaben, um den Transportkasten tragen und auf dem Wagen anbinden zu können.

Die Fächer werden mit grober Leinwand und Heu oder Moos so ausgepolstert, daß der Hase weich darinn sitzen, aber durchaus sich nicht umdrehen oder bewegen kann.

Und nun fährt der Wagen mit den wohl, dabei bequem verwahrten Hasen dahin ab, wo das Aussetzen geschehen soll, worüber wir bei der Naturgeschichte des Hasen das Gehörige gesagt und hier nur noch anzufügen haben, daß, wenn der Transport nicht über 2 Tage währet, die Hasen nicht gefüttert zu werden brauchen; sollten sie aber länger auf dem Wege seyn müßen, so gibt man ihnen Kohlblätter, Rüben und etwas Haber.

Sobald die Hasen in den Transportkästen fortgebracht sind, beschäftigen sich die Jäger mit den Netzen und es wird nun das Abheben und Aufnehmen vorgenommen, wobei man am Ende des letzten Hasennetzes anfängt, sie gleich auf die Haken legt, zusammenbindet und nebst Zubehör auf den Wagen bringt.

Sind sie zu Hause angelangt, so werden sie auseinander geschla-
gen, an freier Luft aufgehangen, ausgetrocknet, und, wenn es nöthig
seyn sollte, gebieset, dann ordentlich zusammengenommen, und in das
Zeughaus gebracht; wo aber dieses nicht vorhanden ist, hängt oder
legt man sie an einem trocknen, luftigen Orte neben einander auf
Stangen.

III. Hetzjagd.

A. Bugsiren. —

Diese Jagdart, so wie die: B. Hasen-Parforcejagd gehören
nicht in das Bereich des ächten Waidmanns, der mit Leib und Seele
nur seiner Schieß- und Fangkunst lebt. Daher beschränken wir uns
in diesen, dem Jäger nach altem Schrot und Korn gewidmeten Blät-
tern auf wörtliche Ueberlieferung desjenigen, was hierüber Dietrich
a. d. Winckell in gedrängter Kürze gesagt hat:

A. Für sehr rüstige und beherzte Reiter hat das sogenannte Hasen-
Bugsiren vielen Reiz. Zu dem Ende begeben sich ihrer 2 oder mehrere,
die auf jeden Fall mit vortrefflichen Pferden versehen seyn müßen, auf
eine große, ganz freie Feldmarkung, theilen sich da in gleichen Ent-
fernungen aus und suchen so lange strichweise aus, bis ein Hase her-
ausfährt. Während einer von den Reitern ihm unabläßig folgt, suchen
sich die übrigen so vorzuwerfen, daß der Hase bei jeder veränderten
Richtung seines Laufs von einem coupirt werden kann.

Anfänglich muß der Hase nicht zu scharf angeritten, sondern un-
abläßig nur in der Entfernung beobachtet und am Ruhen verhindert
werden. Bemerkt man nach 5 — 8 Minuten, daß er Versuche macht,
sich zu drücken, dann lasse der Reiter, der ihm zunächst ist, rasch sein
Pferd hinanlaufen und verfolge ihn, von den übrigen Reitern durch
unausgesetztes Coupiren unterstützt, so lange, bis er, (der Hase) nicht
mehr fort kann. Will dieser nun nach einem tüchtigen Chok im Freien
sich drücken, so gestatte man ihm das und umreite ihn, während ei-
ner etwa 5 Minuten dauernden Pause, im Schritt. Bei wiederhol-
tem Versuche, ihn herauszujagen, wird man finden, daß er total ge-
schlagen hat und mit der Hand gegriffen werden kann.

Daß während der ganzen Jagd alles Mögliche angewendet wer-
den muß, ihn von solchen Orten abzuhalten, wo er sich dem Blicke
der Reiter entziehen könnte, versteht sich von selbst.

B. Beiläufig will ich erwähnen, daß man mit englischen oder
französischen Jagdhunden auch Hasen parforcejagen kann.

Nur Liebhaberei und ein tüchtig gespickter Beutel kann einen sol-
chen Aufwand um eines so geringen Gegenstandes willen einigermaßen
entschuldigen.

Der glückliche Ausgang dieser Jagd hängt übrigens davon ab, daß

1) nur wenige Hasen da, wo sie ausgeübt werden soll, vorhanden
d;

2) daß die Hunde gut eingejagt und folgsam sind, auch die Spur
 Hasen, auf welchen sie angelegt wurden, selbst dann nicht verlassen,
n ein anderer herausfährt;

3) daß das Terrain zur Parforcejagd geeignet ist;

(Auf keinen Fall würden sich Holzreviere dazu schicken, auch ist
 kein Beispiel bekannt, daß in solchen ein Versuch gemacht worden
, sondern immer hat man große Feldpläne oder höchstens Heidege-
den gewählt. In lezteren mußte man schon nicht selten mit unbe-
baren Schwierigkeiten kämpfen) und

4) müßen die Jäger tüchtige Pferde haben und brav reiten, denn
r von ihnen muß den angelegten Hasen unabläßig im Auge be-
en, weil er, zu Anfang der Jagd wenigstens von andern Hasen
t zu unterscheiden ist.

Uebrigens ist vieles von dem, was bei der Hirschparforcejagd statt
et, vorzüglich das, was die Behandlung der Hunde betrifft, auch
Parforcejagd auf Hasen anwendbar, der Gegenstand überhaupt aber
ering, um länger dabei zu verweilen.

C. Windhatz.*

Ein ganz ebenes, möglichst unbebuschtes und unbebautes, von Grä-
 Hecken, Sumpfplätzen, Schluchten ꝛc. ganz freies Terrain von
 ausgebreitetem Flächenraume, dann sichere, flüchtige Pferde und,
 die Grundbedingung ist, sehr flüchtige, ferme Windhunde sind
Hauptbestandtheile dieses, keineswegs den ächten Waidmann an-
enden, aber unter den Vergnügungen des jungen, lebensfrohen,
habenden Jagdbesitzers hochstehenden Jagdbetriebes, über welchen
nur das Allernöthigste sagen wollen, da er nur in wenigen Ge-
n ausgeübt wird, und über das Hasenhetzen mit Windhunden
 Mehrere eben so gründlich als erschöpfend geschrieben haben.

1) Das Hasenhetzen geht auf nach der Getreideerndte, am besten
Zeit, wo das Laub abzufallen anfängt, indem die während und
 nach der Erndte zu Holze gerückten Hasen nun wieder in's
 rücken und sich am liebsten in den Stoppelfeldern sassen, welche
igentliche Terrain für diesen Jagdbetrieb sind.

) Das Hetzen geschieht zu Pferd und kann eben so gut von einem
en Reiter als von mehreren zusammen ausgeübt werden.

) Die Vormittagsstunden sind die besten, wenn der Hund noch
ttert ist.

) Nie hetze man mit einem Hund gleich oder bald nach der Füt-
g. Will man am Nachmittage hetzen, so müßen die Windhunde
her Morgenstunde gefüttert und dann bis zum Abritt eingesperrt
n.

---

* M. s. bei Abthl. III. d. Art. Windhund.

5) Man hetze auf keinem Terrain wo die Hunde ein schlecht Geläuf haben.

6) Der Hetzer muß wissen, wo er die ganze Hetzzeit hindur keinen Hasen findet. Daher wird er sehr wohl thun, sich mit d Naturgeschichte des Hasen bekannt zu machen.

7) Hat eine Gesellschaft von Hetzern nur einen Strick Windhu (d. i. drei Hunde, die an ein und derselben Leine befestigt sind,) reite der Führer desselben in Mitte der Gesellschaft, besser gesagt, Mitte der abzusuchenden Strecke. Sind aber 2 Stricke vorhande so kommt der eine auf den rechten, der andere auf den linken Flü gel. — Zwischen beiden Flügeln vertheile sich die Gesellschaft, so d die Hunde von jedem Flügel den im Mittel aus der Sasse fahrend Hasen einholen können.

8) Bei größeren Hetzgesellschaften versehe man sich mit 3 Strick wovon einer in der Mitte, die beiden andern an den Flügeln plaz werden.

9) Nie lasse man die Windhunde frei neben dem Pferde her laufen od gar schwärmen. An der Leine laufen sie auf der rechten Seite des Pferd

10) Am Platze angekommen, von welchem aus die Suche an hen soll, nehmen die Reiter ihre gehörigen Distanzen ein, und jed Hetzer besetzt die — nach obiger Angabe ihm zukommende Stelle. Nun wird, in militärischer Richtung Schritt vor Schritt reitend d Suche begonnen, und zwar

a. zur Zeit, wo die Hasen fest liegen, mit dem Winde, und so, daß der Reiter den Wind im Nacken hat, dagegen

b. zur Zeit, wo die Hasen nicht gut halten, gegen den Wi d. h. so, daß der Reiter den Wind im Gesichte hat, endlich

c. auf die Art, daß, wenn Brachfelder, oder Umrisse oder gepflügte Aecker abgesucht werden, die Suche nicht der Länge, sond der Breite nach geschehe.

11) Der Hetzer, wie auch seine Gefährten müßen immer jed Auges das Terrain überschauen, ob sie keinen Hasen in der Sass blicken. Ist dieses der Fall, so gibt derjenige, der ihn gesehen, e gewisses, vorher schon verabredetes Zeichen, worauf derjenige He dem der Hase zunächst liegt, an diesen so nahe als möglich h reitet.

12) Fährt ein Hase aus der Sasse, so ruft derjenige, der zuerst gesehen: Hetz! — worauf der Strickführer, dem zunächst Hase aufgestanden ist, seinen Stick löset, mit dem Zurufe: ha! He ha! —

13) Nie löse man zu gleicher Zeit mehr als einen Strick, gönne dem, der bereits gefangen hat, eine Hetze hindurch Ruhe.

14) Dem hetzenden Stricke folge man anfangs im mäßigen Tr Sieht aber die Gesellschaft, daß der Hase nach einem allenfalls dieser Feldmarkung befindlichen Verstecke hin, z. B. nach einer mise, einem Feldhölzchen, einer bebuschten Hohlkreppe rc. die H

t, so muß der Reiter, welcher davon am wenigsten entfernt ist, iachsetzen, sich dem Hasen vorwerfen und das Möglichste thun, urch Geschrei oder Peitschenhiebe von dieser Richtung ab-, und r nach der freien Strecke hinzubringen.

Es versteht sich ohnehin, daß ihn die übrigen Reiter dabei mög- unterstützen.

5) Ist der Hase gefangen, so eile der Hetzer aufs schleunigste n Fangplatz, um das Reißen zu verhindern. Daher soll bei je- Strick ein Reiter seyn, indem auch der flüchtigste Reiter oft schnell genug zur Stelle gelangen kann, um den Windhunden, diese durch ein Versehen bei der Dressur sich das Reißen ange- haben, den Hasen abzunehmen.

6) Nach dem Fangen nehme der Hetzer unverzüglich die Hunde n Strick, damit sie nicht umherschwärmen, beim allenfallsigen den eines Hasen sich überhetzen, oder an ein Wasser kommen und selbes werfen, welches das Verschlagen zur Folge haben würde.

7) Mit einem und demselben Stricke hetze man am nämlichen nie mehr als 3 — 4 Hasen.

8) Mit dem Abschuß der Hasen schließt sich auch die Windhatz, erdieß vom Eintritt des Frostes und Schnees an nur an sol- Tagen gehalten werden soll, wenn die Hunde ein vollkommen gu- läuf haben.

---

as Hetzen mit Windhunden auf Feldmarkungen, wie sie sich bei gewöhnlicher Ausdehnung und mit gewöhnlichem, d. h. mit sehr glänzendem Hasenstand vorfinden —, ist für den wahren ein Gräuel, der ihm das eifrig waidmännische Herz umwendet. er die unübersehbaren Flächen in Polen, Lithauen, Ungarn rc. wer dort bei der Suche in jedem Morgen Landes 2 — 3 — 5 aufstehen sieht, wer dort Feldtreiben mitgemacht hat, bei welchen em Tage fast immer 1500 — 2000 Hasen geschossen, von den en mit Stöcken todt geworfen, von Windhunden gefangen wer- er allein kann sich einen klaren Begriff von dem Jagdvergnügen , welches eine Windhatz in jenen Ebenen und bei jenem Ha- de gewährt. — Zu einer gewöhnlichen Hasenhetze, die einer der n Großen hält, versammeln sich nie weniger, als 250 — 300 eunde, die wahrhaft fürstlich beritten sind, und unter ihren unden manchen Solofänger haben, den sein Besitzer nicht Dukaten verkaufen würde.

Ausweiden.

chdem der Hase auf den Rücken gestreckt und die Schlegel scharf nder gedrückt worden, macht man, etwa 2 Finger breit vom che entfernt, über das Schloß herein einen Querschnitt in den der, bis aufs Gescheide durchgehend, eine genügende Oeffnung

gibt, daß man den Balg über dem Bauche des Hasen so weit [illegible]
drücken kann, um einen etwa 6 Zoll langen Längsschnitt in die Ba[illegible]
haut machen zu können, ohne jedoch das Gescheide selbst zu verle[illegible]
Zwischen diesem und der Bedeckung desselben am Unterleibe fährt [illegible]
mit der flachen Hand bis an das Zwerchfell hinauf, drückt [illegible]
mit dem Zeige= und Mittelfinger zusammen, faßt dann mit [illegible]
wärts gekrümmter Hand das ganze Gescheide und zieht es [illegible]
heraus, ohne irgend einen Theil desselben zu verletzen, oder den [illegible]
darm abzureißen. — Dieser wird im Waidloche abgelöst, und [illegible]
ausgezogen.

Einige Jäger öffnen das Schloß da, wo es durch einen [illegible]
zusammengewachsen ist, mittelst des Zwirkmessers und lösen [illegible]
Waidarm am Waidloche ab. — Dieses taugt deswegen nicht, [illegible]
weil es beim Braten das Befestigen des Hasen an den Spieß [illegible]
schwert. Daher löse man den Waiddarm ab, ohne das Schl[illegible]
öffnen.

Nun wird das Geräusch herausgenommen, worauf man den [illegible]
ablaufen läßt, indem man den Hasen bei den Löffeln faßt und [illegible]
paar Augenblicke in der Schwebe hält, dann, dem Federl ge[illegible]
genüber, den Balg ein wenig durchschärft, durch diese kleine [illegible]
das Federl steckt, es straff anzieht, den Hasen wieder schränkt [illegible]
seinen Bestimmungsort bringt.

Am besten läßt sich der Hase ausweiden, ehe er verkühlt [illegible]
soll er, bei gelinder Witterung geschossen, wenigstens noch [illegible]
ben Tage ausgeweidet werden.

Es ist ein Kunstgriff der Wildprethändler, bei kalter [illegible]
die Hasen unausgeweidet zu kaufen und so, wenn sie deren eine [illegible]
Anzahl haben, aber der Abgang nicht bedeutend ist, mehrere [illegible]
oft 2 — 3 Wochen, — nämlich bei sich gleich bleibender [illegible]
Freien hängen zu lassen, um selbe dann kurz vor dem Verkau[illegible]
zuweiden und die Käufer durch den frischen Schweiß glauben [illegible]
chen, daß diese Hasen erst vor ganz kurzer Zeit seyen ge[illegible]
worden.

Das **Ausziehen** wird eben so behandelt wie beim Fuchs[illegible]
Streifen. (M. s. diesen Art. bei der Fuchsjagd.)

Nach dem Ausziehen kommt das Zerlegen.

Man löst die beiden Vorderläufe, dann die Rippen, endlich
Hals und Kopf ab. — Die Schlegel bleiben am Ziemer.

Das **Aufziehen** und Aufbewahren des Balges geschieht [illegible]
beim Flußotter gesagt worden.

Für die Köchin noch einige Bemerkungen: Man lasse

1) zu recht strenger Winterszeit den ausgeweideten aber [illegible]
ausgezogenen Hasen im Freien an einem, der Kälte und dem [illegible]
zuge ganz offenen Platze so lange, als die Kälte ununterbroch[illegible]
dauert, dann aber sollte man

) den zum Bratenwildpret zerlegten Hasen (also den Ziemer mit
Schlegeln) — ja nicht in Essig legen (wie es gewöhnlich, aber
fehlerhaft geschieht,) sondern besser ist, ihn mit einer gleichthei-
Mischung von Kochsalz und zerquetschten Wachholderbeeren auf
Seiten tüchtig einzureiben, damit zu bestreuen und so an einem
ühlen Orte 3 — 5 — 8 Tage aufzubewahren, wo er von den
= und Wachholderbeer-Anhängseln mittelst sorgfältigen Abtrock-
mit einem ganz reinen Leinwandtuche gereinigt, dann gespickt
gebraten wird.
Wird der Hase gespickt, so ist zu empfehlen, ihn von der Zie-
itze bis zu den Heßen mit sehr dünnen Schnitten von geräu-
m Speck zu umgeben, am Spieße zu braten, eine halbe Viertel-
: vor dem Abstreifen vom Spieße die mit feinem Bindfaden
gten Speckschnitten abzunehmen, den ganzen Hasenbraten mit
r Sahne dick zu bestreichen, und ihn, wenn diese eine braune
hat, auf die Schüssel zu bringen.

Angehende Jäger und Jagdfreunde müßen doch auch auf die Nach-
aufmerksam gemacht werden, welche dem Hasenstand die Aasjäger
Wilddiebe durch das

A. Schießen aufs Raizen und
B. Fangen in Schleifen

n.
A. Mit dem Worte Raizen, (auch Rätzen, Reitzen, Schmutzen)
bnet der Jäger das Nachahmen des klagenden Lautes eines ganz
n Hasen, welchen dieser ausgibt, wenn er sich in der Gewalt sei-
Feinde und keine Rettung sieht.
Dieses Nachahmen geschieht entweder auf einer, eigens dazu von
ldrehern verfertigten Hasenquäcke, oder auf dem Daumen, oder
er Hand und zwar auf der fleischigen Erhöhung zwischen Daumen
Zeigefinger.
(Aus keiner, wenn auch noch so ausführlichen und genauen Be-
bung kann der angehende Jäger den Gebrauch der Hasenquäcke,
des Schmutzens auf der Hand, sondern nur durch den Unterricht
recht sachkundigen Jägers und durch häufige Selbstübung er-
n.)
Der Rammler hat die besondere Eigenheit, daß er während der
melzeit mit der leidenschaftlichsten Hast dahin eilt, wo er ein
s Häschen schreien hört. Wilddiebe benützen nun diese, noch von
n unserer größten Naturforscher erklärte Eigenthümlichkeit des
mlers in der Art, daß sie sich während der, bei sehr günstiger
rung fast bis zur Mitte Septembers anhaltenden Rammelzeit
der gleich nach Tagesanbruch oder an schönen Abenden nahe bei
ı Gehölze anstellen und, die gespannte Flinte schußfertig gehalten,
verschiedenen Richtungen hin raizen. Sind Rammler in der
, die nicht gerade eine Häsin treiben, so kommen sie bald in

größter Flucht heran, und so gierig, und vor Leidenschaft so bl
daß sie dem Schmutzenden fast bis an die Füße laufen.

In Revieren, wo es Wilddiebe gibt, kann zur Rammelzeit
Revierjäger nicht genug wachsam seyn, um diesem Ruin seines H
standes mit aller Thätigkeit und Strenge zu begegnen.

B. Die Fangschleifen sind aus dünnem, geglühtem Eisen-
Messingdrath und werden von den Wilddieben auf den Hasenst
im Stangenholze, in den pfadeförmigen freien Windungen der B
dickichte, in den Lücken der Gartenzäune 2c. so angebracht, daß
durch aufgestreuten Kohl oder sonstige Lieblingsäsung dahin ge
Hase beim Fortrücken nach dieser Aesung mit der Nase am
Boden sich am Halse in der Schlinge (Drathschleife) fängt und
dem Bemühen, loszukommen, sich durch das Zusammenziehen der Sch
erwürgt.

Hat der Jäger sich überzeugt, daß von Wilddieben solche F
schleifen, — bekannt unter dem Namen Hasendräthe — gelegt
den, so muß er die Gartenzäune, besonders die der Weiler und
öden, die Hasensteige, die Bodendickichte fleißig absuchen, vorzü
aber auf die Drathleger selbst nächtlicher Weile, in der Abend-
Morgendämmerung lauern, um sie auf frischer That zu ert
und mit diesen, dem Hasenstand so gefährlichen Schuften nach Ge
zu verfahren.

In strengen Wintern, bei Mangel an Aesung, besonders zur
wo der Schnee mit einem Schurfe (dünner Eisrinde) belegt ist, wi
das Legen der Hasendräthe am eifrigsten, wie auch am erfolgreichsten
ben, weil da die hungrigen Hasen der oft auf einer stundenlangen St
her gestreuten Körnung am begierigsten nachrücken und so im Ve
gen der ersehnten Aesung in die auf den bezeichneten Stellen au
gerichteten Drathschleifen gerathen.

Daß auch mancher Fuchs in einem Hasendrath sich zufällig fä
ist eine bekannte Sache, aber er dreht durch kluge Wendungen
schneidet durch die Schärfe seines Gebisses den Drath ab. — E
viele Füchse geschossen oder im Eisen gefangen werden, — die noch
Schlinge am Halse tragen, die sich aber oft so tief im Nacken u
der Kehle eingeschnitten hat, daß an einigen Stellen das Fleisch
über gewachsen ist.

Kaninchen-Jagd.

In allen Gegenden, wo das Kaninchen nicht aus Liebhaberei
besondern Gründen gehegt, mithin nur vom Oktober an bis
Januars geschossen oder gefangen wird, gestattet man diesem V
ster der Saatfelder, Gärten, Baumschulen und Baumpflanzungen
sem unzügelbaren M i n e u r, keine Schonzeit, der außerordentl

ermehrung wegen, die diesem Wilde eigen ist, daher kein Auf-
ang und Abschuß. —

Jagdarten und deren wahlverwandte Verrichtungen.

**Abgenicken. Anstehen. Aufziehen. Ausräuchern.
usweiden. Ausziehen. Einjagen. Fang Hetzjagd.
chießen beim Frettiren. Schränken. Suche. Zerlegen.**

I. Schießjagd.

Anstehen.

Die wilden Kaninchen haben theils im Holze, theils im Freien
re Baue.

Das Anstehen vor einem dieser Baue ist ein sehr einfacher Jagd-
trieb, denn der Schütze hat Nichts zu beobachten, als zur Zeit, wenn
is Kaninchen auf die Weide rückt, sich mit gutem Winde, wohlver-
rgen und in gehöriger Schußweite vor dem Baue anzustellen, beim
rblicken des Kaninchens sich unbeweglich zu halten, (weil es dicht vor
er Einfahrt äußerst aufmerksam sichert und nicht nur beim Eräugen
es Anstehenden pfeilschnell einfährt, sondern auch durch rasches Stup-
en die übrigen Coloniеglieder vor dem Ausgehen warnt) und im
ugenblicke, wo es sich abwendet, Feuer zu geben.

Dessen ungeachtet ist das Anstehen vor einem Kaninchenbaue, sey
ieser im Holze oder im Freien, keineswegs zu empfehlen und zwar
us folgenden Ursachen:

1) Wird das vor dem Baue sichernde Kaninchen nicht so getrof-
en, daß es im Feuer stürzt und verendet, denn das Schießen, wenn
as Kaninchen vom Baue forthüpft, ist meistens sehr unsicher; weil
ie Baue im Holze gleich an der Einfahrt von dichtem jungen Holze,
n Freien fast immer mit Wachholder-Gesträuchen umwachsen sind,
 schleppt es sich, oder fällt meistens in die Röhre zurück, wo es dann
icht wieder zu bekommen ist, wenn nicht der glückliche Fall eintritt,
aß man es mit dem an eine lange Ruthe befestigten Krätzer heraus-
iehen kann;

2) Auf dem Anstand vor dem Baue schießt man an einem und
emselben Abend nur einmal, denn dieser Schuß macht alle übrigen
Baubewohner so geschüchtert, daß sie nicht vor tiefer Nacht auf die
Weide rücken; mithin lohnt sich nicht Mühe und Zeit, besonders wenn
er Bau vom Wohnorte des Jägers weit entlegen ist.

3) Das Kaninchen äuget vorzüglich scharf; man kann sich vor
hm nicht genug verbergen, daher wäre alles Anstehen vor einem Baue
m Freien ganz fruchtlos, würde man nicht Erdsitze mit Schießlöchern
der Schirme von frischen Aesten in schußmäßiger Entfernung vom

Baue errichten, welches sich auch nicht der Mühe lohnt, da auch nur ein einziger Schuß am nämlichen Anstande angebracht werden kann, und besonders deßwegen ist das Schießen vor den Bauen zu unterlassen, weil

4) dieses, wenn es einige Abende nach einander geschehen würde, hinlänglich wäre, eine ganze Colonie zum Auswechseln zu bewegen, indem das Kaninchen eben so scheu und furchtsam, als ruheliebend ist.

Statt des Anstehens vor dem Baue im Holze oder im Freien beschäftige sich der Jäger mit dem Anstehen vor der Weide.

Aus der Naturgeschichte des Kaninchens weiß der Jäger, daß es mit dem Erscheinen des Abendsterns den Bau verläßt, um nach der Weide zu rücken, daß diese nie sehr ferne vom Baue ist und daß die Kaninchen in der Morgendämmerung wieder zu Baue rücken.

Die beste Zeit zum Anstehen ist die Morgendämmerung. Da kann der Jäger 3 — 4 Schüße anbringen, weil die Kaninchen nicht zusammen, sondern einzeln, zu zweien, zu dreien nach dem Baue zurückkehren, wobei es sich oft trifft, daß auch zwei Stücke auf einen Schuß erlegt werden.

Der Abendstand taugt deßwegen Nichts, weil man nur einen Schuß anbringen kann, denn sobald dieser fällt, wagt sich kein Kaninchen mehr vor tiefer Nacht aus dem Baue. Wäre auch die ganze Flur mit Schnee bedeckt und würde auch das volle Mondlicht einen sichern Schuß gestatten, so möchte doch wohl kein Jäger die Geduld und das Vermögen zu solcher Ausdauer haben, daß er in einer Winternacht nach einem zur Zeit der Dämmerung angebrachten Schuß noch ein paar Stunden in aller Stille und Unbeweglichkeit harrt, bis die, durch den ersten Schuß so geschüchterten Kaninchen endlich nach der Weide sich hervorwagen, und er nun so glücklich seyn kann, einen zweiten Schuß anzubringen.

Ist der Kaninchenbau im Holze, so stehe der Jäger am Holzrande auf dem vom Baue nach der Weide sich zeigenden Steige an; denn die Kaninchen haben ihre Steige, wie die Hasen und halten sie auch so ein. — (Diesen Steig kundschaftet der Jäger im Herbste sehr leicht aus, wenn er einige Abende nach einander sich zur gehörigen Zeit am Holzrande, der in der Nähe des Kaninchenbaues ist, anstellt, und von da aus genau die Stelle beobachtet, wo die Kaninchen, theils einzeln theils mehrere zusammen, aus dem Holze hervorkommen.) Hat er, auf dem Steige stehend, Nackenwind, so nehme er seinen Stand zur Rechten oder Linken des Steiges in solch einer Entfernung davon, daß er dem, auf dem Steige nach dem Holze zu hoppelnden Kaninchen außer dem Winde, aber doch dem Steige nahe genug ist, um ihn beschießen zu können.

Der Holzrand bietet die brauchbarsten Verstecke, entweder einen Baum, hinter welchem der Jäger unbemerkt stehen oder einen Strauch, den er dazu benützen kann, wenn er ihn zu schicklicher Zeit, nämlich am Tage, um damit beim Anstand selbst kein Geräusch zu machen,

so ausgeästet hat, daß er zwar genug verborgen, aber am Spähen und am freien Gebrauche der Flinte nicht gehindert ist.

Beim Anstehen vor der Weide auf Kaninchen, die einen Bau im Freien bewohnen, der in der Regel keine Bäume in der Nähe, sondern fast immer nur eine mit niedrigem Strauchwerk, mit Wachholdergestrüppe ꝛc. bewachsene Umgebung hat, muß sich der Jäger einen künstlichen Versteck bereiten. Hat er die Weide, welche die Kaninchen annehmen, und ihren Steig dahin gehörig ausgekundschaftet, welches am leichtesten geschieht, wenn er sich ein paar Abende in der Nähe des Baues möglichst gut verbirgt und den Gang der Kaninchen belauert, — so errichtet er im Mittel zwischen Weide und Bau 2 dicht schließende Schirme, jeden auf einer andern Seite, so daß der Steig zwischen beiden Schirmen durchläuft, oder schußmäßig davon ist, der Jäger aber nach dem Windzuge diesen oder jenen Schirm wählen kann.

Da die Kaninchen nicht weit nach Aesung rücken, so schadet es gar nicht, wenn der Jäger dort und da Schirme anbringt, und zwar in der Mitte zwischen dem Baue und jenen Feldern, die mit Früchten bereits bestellt sind oder bestellt werden, die das Kaninchen vorzüglich liebt. — Jedoch müßen diese Schirme gleich nach der Getreideerndte errichtet werden, damit sich das so scheue und argwöhnische Kaninchen allmählig daran gewöhne.

Die Beseitigung alles Glänzenden an Kleidung, Gewehr und Waidtasche, das leiseste Schleichen zum Anstand hin, — wenigstens ½ Stunde vor Eintritt der Morgendämmerung, und zwar von einer der Weide ganz entgegen gesetzten Seite her, das ruhigste Verhalten die Zeit des Anstehens hindurch, die richtige Beobachtung des Windzuges bei der Wahl des Schirmes und Schießgewandtheit sind die Haupterfordernisse zu einem erfolgreichen Anstehen.

Suche.

Wir wissen, daß die Kaninchen selbst in ganz nacktem, d. h. von allem Gesträuche entblößtem Terrain Baue ausführen.

Da die in solchem Terrain angesiedelten Kaninchen den ganzen Tag im Baue liegen, und nur selten der Fall ist, daß sich einige an sehr schönen Tagen im hohen Grase einer dem Baue nahen Wiese, unter Getraideschwaden, im Haberfelde ꝛc. der nächsten Umgebung des Baues lagern, so ist hier keine Rede von einer Suche; diese aber oft sehr angenehm und beutereich in der Umgebung von Bauen, die entweder im Holze auf einer mit niedrigem Strauchwerk bewachsenen Lichtung, oder auf einer Wachholderstrecke ausgeführt sind, denn bei hellem, sonnigem, windstillem Wetter, selbst im Winter, lagern sich die Kaninchen, gewöhnlich von Morgens 9 Uhr bis zur 4. Nachmittagsstunde, unter den Gesträuchen und liegen da sehr fest.

Die Suche auf Kaninchen geschieht nicht aus freier Hand, sondern mit dem Vorstehhund, und ist eben so auszuüben, wie die Suche

auf Hasen mit dem Vorstehhund, im jungen Anflug, im zerstreut-bebuschten Feldterrain, auf Wachholderstrecken. ꝛc.

In seiner Stellung markirt der Vorstehhund gewöhnlich das Kaninchen, wie er beim Hasen zeichnet.

Treibjagd.

1) Diese wird nur da gehalten, wo die Kaninchenbaue im Holze, oder außerhalb dessen auf einem bebuschten und bestrauchten Terrain ausgeführt sind, und

2) nur an sehr schönen, sonnigen, windstillen Tagen, weil bei ganz günstigem Wetter die Kaninchen im Freien unter den Büschen und Gesträuchen liegen.

Auch beginne man damit nicht früher, als gegen Mittag zu, damit

3) der Jäger Zeit gewinne, nach 9 Uhr Morgens, wo gewöhnlich die Kaninchen den Bau verlassen und sich im Freien niederthun, die Röhren mit schon früher dazu bereitetem Reisig zu verstopfen.

4) Sowohl Wege, — die das Terrain durchschneiden, worinn die Baue sind, als auch die Steige, die zur Weide, und die von Bau zu Bau führen, werden mit Schützen besetzt.

5) Die Treiber müßen mit Klappern, aber auch mit Stöcken versehen seyn, denn dieser Jagdbetrieb erfodert nicht nur, daß die Treibwehre vieles Gelärme macht, sondern auch, daß sie mit dem Stock tüchtig an die Gesträuche schlagen, weil die Kaninchen, wenn sie ein paar Mal aufgethan worden, und das Feuer der Schützen passirt haben, ganz im Gegensatze zu ihrer sonstigen Scheue und hasenfüßigem Ausreißen sich so fest unter den Gesträuchen drücken, daß der Treiber einige Mal an selbes schlagen darf, bis das Kaninchen herausfährt.

6) Die Treibwehre bewege sich langsam, aber, wie schon gesagt, mit reger Handhabung der Klappern und Stöcke; auch muß sie einen und denselben Distrikt 2 — 3 Mal nach einander abtreiben, weil die Kaninchen, an den verstopften Röhren pfeilschnell umwerfen und sich unter den Gesträuchen des nämlichen Raumes wieder drücken, in welchem sie wenige Augenblicke vorher aufgejagt worden.

7) Es hat sich durch vielseitige Erfahrung bewährt, daß, wenn nach einem Treibjagen die verstopften Röhren nicht wieder gelüftet werden, die Kaninchen, selbst wenn diese Baue seit unvordenklichen Zeiten von Kaninchen-Colonieen bewohnt waren, lieber fortziehen und sich in einer andern, oft sehr entfernten Gegend ansiedeln, ehe sie in den alten Bauen wieder frische Röhren ausführen. Daher in Revieren, wo die Kaninchen, wenn auch nicht gehegt, doch auch nicht ausgerottet oder nicht zum Auswechseln veranlaßt werden, das Lüften der Röhren jederzeit gleich nach beendigter Treibjagd geschehen muß.

Schießen beim Frettiren.

M. s. dieses beim Frettiren.

Außer des Spätherbstes und Winters, wo man der Hasenschrote sich bedient, schießt man die Kaninchen mit Nr. 4, (Hühnerschrot).

Das Abgenicken und Schränken geschieht wie beim Hasen.

II. Fangjagd.

Ausräuchern.

Es ist ganz richtig, daß man mittelst des Ausräucherns eines Kaninchenbaues auch eine Kaninchen=Fangjagd machen kann, wenn man nämlich

a. alle Röhren, mit Ausnahme der Haupt= und 2 — 5 Seitenröhren aufs sorgfältigste verstopft, so daß kein Rauch nach außen durchdringen kann; dann

b. von allen Seiten her die Kaninchen mittelst zahlreicher Treiber in den Bau sprengt, hierauf

c. den Bau, wie beim Frettiren, mit busenreichen Hasen=Garnen umstellt, endlich

d. an den offen gelassenen Seitenröhren das Anfachen und Eintreiben eines Dampffeuers eben so behandelt, wie wir bei der Fuchsjagd unter dem Jagdbetriebe: Ausbrennen umfaßend und gründlich angegeben haben.

Der eingetriebene Rauch zieht sich durch den ganzen Bau bis in seine fernsten Theile. Das dadurch beängstigte Kaninchen fährt pfeilschnell aus, fällt in die Garne ein und ist die Beute der Jäger.

Aber das Ausräuchern hat die Folge, daß die Kaninchen diesen durchdämpften Bau nie wieder annehmen, sogar dadurch so geschüchtert werden, daß sie diesen Bau nie wieder annehmen, sich auch nicht in dessen Nähe einen neuen ausführen, sondern in ein fernes Revier auswechseln.

Wer in seinem Jagdbezirke Kaninchen hat und es von diesen gänzlich entleeren will, der besitzt im Ausräuchern derselben das verläßigste Mittel.

Einjagen.

1) Die Hauptrolle bei dieser eben so sichern als angenehmen Jagdart spielt die Kaninchenhaube.

Diese wird von recht starkem grauen Zwirn oder feinem Bindfaden gestrickt, und ihre Oeffnung ist so groß, wie der Umfang der Röhre eines Kaninchenbaues, die gewöhnlich 1 -- 1½ Fuß im Durchmesser hat.

Die Maschen messen von einem Knoten zum andern 1 Zoll, die Haube ist 1 Elle lang und wird rundlich zugestrickt.

Durch die Maschen an der Oeffnung der Haube wird eine dünne Leine gezogen, wodurch die Haube, sobald das Kaninchen hineinfährt, zugezogen wird. Diese Leine, (Zugleine) muß so lang seyn, daß sie an einen, über der Röhre eingeschlagenen Heftel gebunden werden kann.

An der Oeffnung der Haube werden kleinere Heftel an die Maschen gehängt.

2) Das Einjagen findet an Bauen statt, die im Holze oder auf einem freien, mit niedrigem Gesträuche parthienweise bewachsenem Terrain, wo die Kaninchen, wie schon oben gesagt, den größten Theil des Tages im Freien unter dem Gestrüppe zubringen, angelegt sind. Nach jenen Bauen zu, die auf nackten Strecken ausgeführt sind, kann nicht eingejagt werden, weil dort die Kaninchen, mit äußerst unbedeutender Ausnahme nicht im Freien sitzen, sondern immer im Baue stecken.

3) Zum Einjagen wird ein eben so heiterer, sonniger, windstiller Tag erfordert, wie zum Treibjagen, auch die nämliche Jahreszeit. *)

4) Am Morgen dieses Tages, zwischen 9 und 10 Uhr geht der Jäger, von Gehülfen begleitet, mit den nöthigen Kaninchenhauben an den Bau, und befestigt die Haube am Umfange der Röhre mit den an den Maschen hängenden Hesteln, (die nur so tief und so fest in den Boden eingedrückt werden dürfen, daß sie leicht herausgehen, wenn das Kaninchen in die Haube fährt) auf die Art, daß das Ende (der Zipfel) der Haube, dieses netzartigen Sackes in die Röhre hineinhängt.

Sind einige Baue in der Nähe beisammen und der Jäger hat nicht einen genügenden Vorrath von Kaninchenhauben, so werden damit nur die Hauptröhren verstellt, die übrigen Röhren aber mit Reisig verklüftet.

(Bei Mangel an Kaninchenhauben kann man sich der Hasennetze bedienen, nur müßen sie busenreicher als beim Hasenfang gestellt werden.)

5) Beim Hingehen auf die Baue und beim Einhängen der Kaninchenhauben muß soviel als möglich alles Geräusch vermieden werden.

6) Sind die Hauben fängisch gestellt, so wird nach den Bauen zu getrieben, eben so, wie oben bei der Treibjagd gesagt worden, nur müßen die Treiber rascher gehen. An den Bauen angekommen, nehmen die Jäger die in die Hauben eingefallenen Kaninchen schnell aus, nicken sie ab, stellen die Hauben wieder fängisch und lassen von Neuem treiben, um auch diejenigen Kaninchen einfallen zu machen, die durch ihre bereits im Netzsacke zappelnden, die Röhre versperrenden Kameraden am Einfahren verhindert, vor dem Baue umgeworfen und sich in den umgebenden Gesträuchen gedrückt haben.

Ich war im südlichen Tyrol, es mögen nun an 30 Jahre vorüber

---

*) Um Kaninchen in einem neu angelegten Kaninchen-Gehege auszusetzen, geschieht der Fang mittelst Einjagen im Frühling, und der Transport der Kaninchen dahin, wie der der Hasen.

seyn, bei solch einem Einjagen, auf einer umfangreichen Insel, worauf die sehr zahlreichen Kaninchenbaue mit eigens angelegten Akacien und Wachholdersträuchen, deren junge Rinde eine Lieblingsäsung des Kaninchens ist, in einem weiten, vielraumigen Kreise umgürtet waren. Eine Treibwehre von 150 Mann war in Bewegung, und 40 Jäger und Gehülfen hatten mit dem Ausnehmen der eingefallenen Kaninchen vollauf zu thun. Die Ausbeute von 5 Einjagd-Stunden bestand in 1384 Kaninchen.

Durch das Einjagen würde man in sehr wenig Zeit jede Kaninchenkolonie gänzlich ausrotten, läge nicht immer, selbst an so schönen Tagen, an welchen man alle Colonieglieder im Freien vermuthen sollte, eine Anzahl von Kaninchen im Baue, die, wenn auch alle übrigen, die im Freien sind, erlegt würden, bei ihrer so außerordentlichen Vermehrung hinlänglich sind, um nach kurzer Zeit eine neue zahlreiche Colonie ins Leben treten zu lassen.

Frettiren.

(M. s. die Naturgeschichte, Erziehung und Pflege des Frettchens in der Abth. III.)

Mit diesem Worte der Waidmanns-Sprache bezeichnet der Jäger: das Herausjagen des Kaninchens aus dem Baue durch das Frettchen.

1) Man frettirt von Mitte Oktober an bis gegen Ende Februars.

2) Man wähle zu diesem Jagdbetrieb einen trocknen, kalten, heitern Tag und die Morgenstunden.

3) Wird in Bauen frettirt, die im Holze oder im Freien auf einem mit Sträuchern und jungem Anflug bewachsenen Terrain ausgeführt sind, so wird die Umgebung dieser Baue, so weit das Gehölze oder die Sträucher sich erstrecken, gleich nach der 9. Morgenstunde abgetrieben, und zwar von einer verhältnißmäßig großen Treibwehre, die sehr langsam nach den Bauen hin sich fortbewegt, mit den Klappern vielen Lärm macht und zum Schlagen an das Niederholz und Strauchwerk die Treibstöcke rührig handhabt, um die Kaninchen in die Baue zu sprengen.

4) Zum **Frettiren** selbst werden erfordert:

1) so viele **Frettchen**, als Baue **frettirt** werden sollen; diese müßen, um nicht durch Hunger noch mehr als durch eigne Mordlust zum Würgen gereizt zu seyn, vor ihrer Arbeit gefüttert, aber nicht überfüttert werden, damit sie munter und rührig bleiben;

2) so viele Kaninchenhauben, als der Bau theils Haupt- theils häufig befahrene Röhren hat, und

3) so viele Hasengarne, als man nöthig hat, um den ganzen Bau in einer Entfernung von 12 — 15 Schritten von selbem umstellen zu können.

Die **Frettchen** werden in einem mit Werg, Moos oder feinen Strohmatten ausgefütterten Kasten an den **Frettirplatz** getragen.

Die Verfertigung der Kaninchenhauben haben wir bereits beim Jagdbetriebe: Einjagen der Kaninchen, die der Hasengarne beim Jagdbetriebe: Fangjagd auf Hasen in Netzen deutlich und genau angegeben.

5) Schon am Tage vor dem Frettiren macht man sich einen Vorrath von soviel Reisigbündel, als man zum Verstopfen der am wenigst befahrenen Röhren bedarf; diese Bündel werden hinten am Baue oder in dessen Nähe aufgeschichtet.

Ist nun die Umgebung des Baues gehörig abgetrieben worden, so verstopft der Jäger und seine Gehülfen mit den Reisigbündeln alle am wenigsten befahrenen Röhren, und belegt jede andere Röhre aber, mit Ausnahme einer Hauptröhre, mit der Kaninchenhaube, wobei die Heftel eben so locker eingesteckt werden, wie bei der Anwendung dieser Hauben zum Kaninchen-Einjagen, auch muß die Zugleine an einem über der Röhre tüchtig eingepflöckten Heftel befestigt, jede Haube aber so gerichtet werden, daß deren Oeffnung nach innen, d. h. nach der Röhre hinein, das Ende (der Zipfel) aber nach aussen kommt; — dann werden die Hasennetze in einem 12 — 15 Schritte vom Baue entfernten, dicht sich an einander schließenden Kreise um den ganzen Bau recht busenreich aufgestellt.

Nun nimmt der Jäger das Frettchen aus dem Kasten, läßt es in der bisher frei gebliebenen Hauptröhre (Hauptgeschleife) einfahren, und verrichtet selbe schleunigst, wie die übrigen Röhren, mit der Kaninchenhaube.

6) Ihren Todtfeind verwindend und fast zu gleicher Zeit schon gewahrend, fahren die aufs äußerste geschüchterten und angstvollen Kaninchen mit großem Getöse im Baue umher, aber gewöhnlich schon nach 10 — 12 Minuten aus selbem, und zwar in so heftiger Eile, daß sie die vorgerichtete Haube oft mehrere Schritte, oft so weit, als die Zugleine reicht, mit sich fortreißen; ja es geschiebt fast immer, daß, während die Jäger und ihre Gehülfen die in die Hauben eingefallenen Kaninchen ausnimmt, dort und da eins aus den nun unverstellten Röhren fährt, aber sich dadurch keiner erlangten Freiheit erfreuen darf, da sie gleich in die fängisch gestellten Hasennetze einfallen und sich darinn verwickeln.

7) Rasch und rührig nehmen die Jäger die Kaninchen aus, nicken sie ab und verstellen die Röhren neuerdings mit den Hauben.

8) Wenn das Frettchen in der Verfolgung eines Kaninchens auch früher aus dem Baue kommt, als dieser von seinen Bewohnern entleert ist, so kehrt es gleich wieder um, und fährt in seiner Arbeit fort. — Erscheint aber das Frettchen von selbst wieder, so darf der Jäger vermuthen, daß jetzt der Bau von den Kaninchen entvölkert und nur noch von sehr wenigen bewohnt sey. Nun säume er nicht, das Frettchen gleich aufzunehmen, damit es nicht wieder in den Bau zurückgehe, und dort auf einem warmen Kaninchenlager in Schlaf verfalle, der oft mehrere Stunden anhält.

9) Ueber das Habhaftwerden des Frettchens nach dem Ausjagen der Kaninchen, sagt Dietrich a. d. Winckell ganz richtig:

„Viele, die sich mit dem Frettiren abgeben, pflegen dem Frettchen ein ledernes Maulkörbchen umzuschnallen, oder ihm einen kleinen Knebel durch das Maul zu ziehen und eins wie das andere am Halse und Kopfe zu befestigen. — Allerdings wird dadurch das Würgen und das Einschlafen — welches (M. s. d. Naturgeschichte des Frettchens) unmittelbare Folge des Schweißsaugens ist, gewiß verhindert; aber desto mehr scheint die natürliche Trägheit dieses Thieres durch das Gefühl der Unmöglichkeit, seine instinctmäßige Mordsucht zu befriedigen, genährt zu werden, und oft rächt es sich dann durch langes Ausbleiben.“

„Besser ist's, ihm ein schmales Halsbändchen, an welchem ein paar ganz kleine Schellen befestigt sind, anzumachen. Durch den Klang derselben werden die Kaninchen aufmerksam und früh genug rege; und dennoch kann der Eifer des Frettchens nicht erkalten, weil es seine Kraft auf keine Weise beschränkt fühlt.“

„Beide angegebene Maaßregeln sind jedoch in Bauen, wo der Boden mit kleinem Gewürzel durchwachsen ist, deßhalb gefährlich, weil das Frettchen mit dem Halsbändchen oder Maulkörbchen an einer Wurzel hängen bleiben kann, und so im Baue umkommen (eingehen) muß, wenn, wie fast immer, das Ausgraben unmöglich wird.“

„Am sichersten und auf die unschädlichste Art wird dem Würgen, wozu besonders die Männchen geneigt sind, vorgebeugt, wenn man die eigentlichen Fänge mit einer Zange verbricht oder sie abfeilt. Daß dies mit Vorsicht geschehen müße und nicht wohl anders bewerkstelligt werden kann, als unter Anwendung eines dazu geeigneten Knebels, darf wohl kaum erwähnt werden.“

„Tritt indeß dennoch zuweilen der unangenehme Fall ein, daß ein Frettchen im Baue bleibt, so ist das einfachste Mittel, daß der, welcher es gewöhnlich füttert, so lange auf dem Baue bleibe, bis es freiwillig herauskommt und dann nehme er es augenblicklich in Verwahrung. Gut ist's auch, wenn bei einer solchen Gelegenheit die Netze nicht eher weggenommen werden, bis man das Frettchen wieder hat, damit es, vorzüglich im Holze, sich nicht unbemerkt fortschleichen könne.“

„Zuweilen sieht man es nicht gar weit hinten in der Röhre liegen. Ist es dann an das Heranpfeifen zum Futter oder an einen gewißen Nameuruf gewöhnt, so kommt es meistentheils heraus, wenn man ihm das bekannte Zeichen zur Annäherung gibt; außerdem binde man ein lebendes oder verendetes Kaninchen fest an das Ende einer Stange, welche bis an das schlafende Frettchen reicht. Beim Vorhalten dieses Leckerbißens erwacht es sogleich, fällt voller Begierde zu und verfängt sich so fest, daß es am Kaninchen hängend, herausgezogen werden kann.“

„Hat es seine Lagerstätte im Hintergrunde oder in der Kammer eines Baues genommen, und erlaubt die Tageszeit oder irgend ein anderer Umstand das Warten auf dem Baue nicht, so verstopfe man die Seitenröhren, (Fluchtröhren) mache am Ausgange, (Geschleife) jeder Hauptröhre ein Lager von Moos oder Heu und versetze sie vor demselben mit einem Steine oder auf andere Art. Wird nun in Zwischenräumen von 2 zu 2 Stunden der Bau wiederholt besucht, so findet man das Frett gewöhnlich schlafend auf einem Lager.“ Man hat indessen auch Beispiele, daß Frettchen 6 — 8 Tage in einem Baue geblieben sind, und sich während dieser Zeit vom Fleisch eines Kaninchens mögen genährt haben.

10) Ist ein Bau durch das Frettiren ganz von seinen Bewohnern entleert, oder will man in diesem Baue die Arbeit unterbrechen, und sie an einem neuen beginnen, so bringe man das Frettchen in den oben erwähnten Kasten und nehme für den nächsten Bau ein frisches vor.

11) Mit einem recht ausgeruhten, kräftigen, recht heiter gelaunten Frettchen kann man in wenigen Stunden einen auch noch so zahlreich bewohnten Kaninchenbau zur leeren Klause machen. Liegt es daher nicht im Plane des Jagdbesitzers, seine Kaninchenkolonie auszurotten, so müßen die Jäger, wenn sie nicht während des Frettirens das Frettchen aufnehmen können, von den in die Hauben eingefallenen Kaninchen eine gewiße Anzahl, jederzeit paarweise, oder 1 Männchen und 2 — 3 Weibchen, unabgenickt lassen und sobald das Frettchen endlich aus selbem gekommen und gut verwahrt ist, wieder im Baue aussetzen.

Eine sehr angenehme Unterhaltung und eine besondere Schießübung verschafft das Schießen beim Frettiren.

Dieses besteht darinn, daß

a. alle Röhren, bis auf die Hauptröhren mit Reisigbündeln verstopft, die Hauptröhre aber frei gelassen, d. h. nicht mit Kaninchenhauben versetzt, daß

b. der ganze Bau in einer Entfernung von 30 — 40 Schritten rings umher mit busenreich gestellten Hasennetzen umgeben ist, daß

c. die Schützen sich auf dem Baue postiren und jeder eine eigne Röhre zu beschießen, d. h. den aus der ihm angehörigen Röhre ausfahrenden Kaninchen nachzuschießen hat und daß

d. erst, nachdem die Schützen sich postirt und schußfertig gemacht haben, das Frettchen in eine der Hauptröhren gelassen wird.

Was dem Geschoße entrinnt, fängt sich in den Hasennetzen; aber, zur Vermeidung aller Gefahr, darf kein Kaninchen eher ausgenommen werden, bis der letzte Schuß gefallen ist.

Was über das Aufnehmen, Abtrocknen und Aufbewahren der Hasennetze schon oben bei der Fangjagd auf Hasen gesagt worden ist,

auch hier sowohl für die Hasennetze, als auch für die Kaninchenhauben.

III. Hetzjagd.

Zu diesem Jagdbetrieb werden sehr flüchtige Hühnerhunde oder flüchtige Pudel erfordert. Diesen ist aber der Blendling (M. s. Abth. III.) weit vorzuziehen, wenn er zum Apportiren abgerichtet Auch gehört dazu ein Dachshund oder sonst ein Jagdhund, der findet.

Die Hetzjagd auf Kaninchen, mit Blendlingen ausgeübt, hat für wahren Jäger kein Interesse, gewährt aber dem Neuling im Waidke vieles Vergnügen und wird auf folgende Art behandelt:

An schönen, heitern Herbst- oder Winter-Tagen, so gegen die ttagsstunde zu, werden alle Röhren desjenigen Baues, der im ien und von jungem Anflug, oder Wachholdergesträuchen oder son:m Buschwerk umgeben ist, auf irgend eine Art verstopft.

Hierauf geht der, die Hetzjagd Ausübende die Umgebung des ıes an, läßt den Dachs- oder sonstigen Jagdhund suchen und folgt mit dem Blendling, (in dessen Ermanglung mit dem Pudel dem Vorstehhund) an der Leine, wobei er, die Flinte in schußiger Haltung, in dem bestrauchten Terrain hin und hergeht durch ßen mit den Füßen an die Gesträuche und ein recht lautes , Br.! die Kaninchen aufjagt und auch, wenn er ein geübter ütze ist, bei dieser Gelegenheit manches ausfahrende Kaninchen erschießt.

So bemüht er sich, durch seinen Dachshund und durch eigne Thäeit so viele Kaninchen als möglich rege zu machen und nach dem ıe zu treiben.

Die Kaninchen, an den verstopften Röhren schnell umwerfend und :r den nächsten Gebüschen Schutz, und durch Hin- und Herrennen den Steigen, Lichtungen, alten Wegen ꝛc. Rettung suchend, wernun mit dem am Baue gelösten Blendling behetzt.

Vom Aufstiche an ist das Kaninchen bedeutend flüchtiger als der e und schwer vom Hunde zu decken, da es nicht gerade aus, nicht Bogen, sondern im Zickzacke rennt; aber es mangelt ihm die Kraft Ausdauer und bald ist es vom Blendling oder vom Hühnerhund eholt.

Je mehr Blößen das den Bau umgebende Terrain hat, und je treuter auf selbem die Gesträuche stehen, desto leichter und schneller :than ist die Hetze; aber viel länger und für den Hetzhund müheer und schwieriger wird sie auf einer geräumigen Strecke, die ein blossenes Bodendickicht oder eine Masse von Gestrüppen bedeckt, inı sich auf solchem Raume das Kaninchen zu oft drücken kann.

Das Kaninchen hat die Gewohnheit, auf einem zwischen Gesträu-
chen oder durch ein Dickicht laufendem Wege so lange fortzurennen,
bis dieser Weg auf ein freies Feld auslauft, wo es dann einen Ab-
sprung macht und sich unter dem nächsten Strauche drückt. Hat nun
ein Jagdbesitzer an seinem Kaninchenbaue ein, wie oben gesagt, recht
dicht verwachsenes, an freien Strecken dürftiges Terrain, so läßt er
durch selbes ein Geräumt machen, stellt sich mit seinem Blendling
an einem oder dem andern Ende an und behetzt von da aus die das
Geräumt annehmenden Kaninchen.

Ein und der nehmliche Vorstehhund, Pudel oder Blendling soll
nach einander nie mehr als 3 — 4 Hatzen machen; er muß dann
durch einen andern ersetzt, oder, — im Falle dieses nicht geschehen
kann, für heute die Hetzjagd beschlossen werden.

Nun muß ich darauf aufmerksam machen, daß Hühnerhunde, Pu-
del oder Blendlinge, die man zur Kaninchen-Hetze verwendet, nie am
Morgen vor der Hetze gefüttert werden dürfen, und daß, — will
man sie recht kräftig und ausdauernd haben — von der Zeit an, wo
die Hetzjagd aufgeht, bis zu deren Schluß — ihre tägliche Nahrung
eine Suppe sey, die auf folgende Art bereitet wird: Man nimmt von
einem frisch geschlachteten Schaf die Schlegelbeine, welche oberhalb des
Kniees mit den daran hängenden Flechsen abgehauen, in sehr kleine
Theile zerstückelt und dann mehrere Stunden gesotten werden. — Das
zur Suppe gehörige Brod wird aus einer gleichtheiligen Mischung
von Roggen- und Habermehl gebacken, in ganz ausgetrocknetem (ab-
backenem) Zustande in Würfel geschnitten und diese in der Art aber
auf einem mäßig warmen Ofen gedörrt. — Sind die Schafstücke
gehörig ausgesotten, so wird die dampfende Suppe in eine mit den
gedörrten Brodwürfeln gefüllte Schüssel durch einen Seiher passirt und
gut gesalzen, aber nicht eher den Hunden vorgesetzt, bis sie nur lau
lauwarm ist.

Hunde, die zur Kaninchenhetze verwendet werden, müssen ein
sehr kräftiges, dabei reichliches Futter bekommen, aber nie öfter ge-
füttert werden, als täglich einmal, und das zur bestimmten Stunde;
jedoch ist es für die Gesundheit dieser Hunde sehr ersprießlich, wenn
man ihnen ungefähr eine Stunde nach der Rückkehr von der Kanin-
chenhatz eine mäßige Portion frisch gemolkener Kuhmilch mit etwas von
obigem Dörrbrode gibt.

Das Ausweiden, Ausziehen und Zerlegen, so wie das Aufziehen
wird eben so wie beim Hasen behandelt.

Die Kaninchenjagd, — sowohl Schieß-, als Fang- und Hetzjagd
bietet so viele abwechselnde Waidmanns-Unterhaltungen dar, daß
mancher reiche Jagdbesitzer wohl wünschen möchte, in seinen Revieren
das Kaninchen als Standwild zu haben und zu erhalten.

Wer Geld, ein ausgebreitetes Revier und dieses unter einem mehr südlichen als nördlichem Himmelsstriche hat, dem ist es ein Leichtes, sich durch die Anlegung eines Kaninchengeheges (auch Kaninchenberg genannt) in Bälde das Vergnügen einer Kaninchenjagd zu verschaffen.

Eine etwas sandbodige, von Norden nach Süden sanft abdachende, an ein paar Hundert Jauchert enthaltende, von Sommer= und Winterfruchtfeldern, auch dort und da von Wiesen umschlossene, unbebuschte Anhöhe ist das vortrefflichste Terrain zur Anlage eines Kaninchen=Geheges.

In Mitte dieses Raumes wird der Kaninchenberg aufgeführt, — der kreisförmig gestaltet, aus aufgehäufter Erde besteht, die Schichte für Schichte mit breiten Holzschlegeln fest geschlagen werden muß; die Höhe des Berges muß 10 — 12 Fuß, dessen Durchmesser aber wenigstens 70 — 80 Fuß betragen.

Um den Einfall dieses Berges zu verhindern, wird er am Fuße mit einer 4 Fuß hohen und 1½ Fuß dicken Mauer umschlossen, auf welcher er gleichsam zu ruhen scheint.

Im ganzen Umfange der Mauer werden, dem Erdboden gleich und 1 Fuß von einander entfernt, kanalartige Oeffnungen angebracht, welche von außen wenigstens noch einmal so weit als nach der Seite des Erdhaufens zu seyn müßen, wo sie nur einen solchen Umfang haben dürfen, daß das Kaninchen ein= und auskriechen kann.

Diese Mauerlöcher sind künstliche Röhren, von deren Ende an das ausgesetzte Kaninchen nach dem Innern des Erdhaufens gräbt, um sich darin seine mit einander verbundenen Röhren und die nöthigen Kammern auszuführen.

Hat der Kaninchenberg die ihm bestimmte Höhe erreicht, so wird er mit Ziegeln, diese mit grobsteinigem Kiese bedeckt, und auf diesen Erde getragen und eingestampft, so daß diese dreischichtige Art Dach eine Dicke von 1½ — 2 Fuß hat.

So hat nun der Kaninchenberg, dessen Bestimmung ist, als künstlicher Bau den natürlichen zu ersetzen, seine Vollendung erreicht, und jezt muß —, wenn es nicht schon früher geschehen, auch dessen Umgebung in solchen Stand gesetzt werden, daß sie, mit dem künstlichen Baue im Einklange, ein Kaninchengehege bildet.

Der Rücken der Anhöhe wird mit einer zweizeiligen Reihe von jungen, schlanken Nadelholzbäumen in möglichst dichter Anschließung bepflanzt, welche Anpflanzung dem Gehege eine gute Schutzwehre gegen die Stürme und Kälte von Norden her gibt.

Das Terrain selbst, auf welchem das Kaninchenvolk seine Ruhe= und Tummelplätze hat, bekommt eine Bepflanzung von Nadel= und Laubholz=Anflug, Wachholdergestrüppe und jungen Akacien, und zwar gruppenweise, theils in kleineren, theils in größeren Parthieen, wobei nicht übersehen wird, daß der junge Anflug, wie man sagt, geköpft wird, damit die Tannen, Fichten, Buchen und Eichen nicht so in die

Höhe schießen und mehr strauch= als baumartig aufwachsen. Auch ist es sehr gut, die Akacien von Jahr zu Jahr unter dem Messer, mithin in mehr niedrigem Wuchse zu erhalten.

Bei der Bepflanzung des Terrains ist darauf zu sehen, daß dort und da eine geräumige Strecke ganz unbepflanzt bleibt, und daß, von jeder der vier Himmelsgegenden nach dem Kaninchenberge hin, in schnurgerader Richtung ein 10 — 12 Fuß breites Geräumt läuft, damit bei der Treib= wie auch bei der Hetzjagd, dort die Schützen und hier die Hunde einen freien Spielraum haben.

Je mehr von den dicht um das Gehege liegenden Feldern mit Klee, Winter=Oelsaat, Futterkräutern, Kohl, Rüben ꝛc. bestellt sind, desto besser und reichlicher ist die Aesung der Kaninchen, mithin desto stärker ihre Vermehrung, besonders wenn das Gehege durch des Jägers Wachsamkeit vom gefiederten, vom zwei= und vierbeinigen Raubgesindel frei gehalten wird.

Der Kaninchenberg selbst hat auf 35 — 40 Schritt um sich her einen von allem Gesträuche freien Raum, der aber auf verschiedenen nicht von einander zu entfernten Stellen von schirmartig gepflanzten Nadel= und Laubholzbäumen besaumt wird, die man hoch aufwachsen läßt und hinter deren Stämmen sich der Jäger auf dem Anstande, beim Treibjagen ꝛc. postirt.

Die beste Zeit zum Aussetzen der Kaninchen im Gehege ist das Frühjahr.

Eichhorn-Jagd.

Da **Döbel**, **Bechstein**, **Jester** und **Dietrich a. d. Winckell** das Eichhorn in ihre Jagdlehrbücher aufgenommen haben, so wollte auch ich es um so weniger unterlassen, als dieser kleine, immer bewegliche, dabei listige und verschlagene Waldbewohner ein Wildpret liefert, welches, gehörig bereitet; ein wahrer Leckerbißen, dabei sehr gesund und für Magenkranke, die nur leicht=verdauliche Speisen genießen dürfen, nicht genug zu empfehlen ist.

Von einer eigentlichen Jagd auf das Eichhorn kann keine Rede seyn; aber für diejenigen, welche sich ein Vergnügen daraus machen wollen, dem Eichhorne mit Geschoß und Fangapparat nachzustellen, möchte wohl keine bessere Anleitung dazu gegeben werden können, als welche **Dietrich a. d. Winckell** den Jüngern Diana's überliefert hat.

Gewöhnlich werden sie beim Herumschleichen im Holze nur gelegentlich, von angehenden Jagdliebhabern aber gemeiniglich zur Uebung mit Schrot Nr. 4. geschossen. Für letztere allein hier Folgendes: Kommt man dem Eichhörnchen unversehens auf den Hals, so fährt es, wie schon bei dessen Naturgeschichte gesagt worden, den gluchzenden

Schreckenslaut ausgebend, am nächsten Baume hinauf und drückt sich
uf einem Aste oder am Stamme. Steht kein anderer so nahe, daß
s überholzend, ihn zu erreichen vermag, so hält es oft mehrere Fehl-
chüsse aus, ohne sich zu bewegen, oder geht, wenn es kann, höher
inan. Will es sich fortbaumend retten, so lasse man es nur nicht
us den Augen, denn bald drückt es sich wieder.

Sogar ein gutes Blaserohr reicht hin, um es durch harte, allen-
alls vorher mit klarem Hammerschlag vermischte Thonkugeln zu er-
gen.

Keine andere Art des Fanges, sey es mit Schlingen oder Schlag-
äumen, verspricht einen sichern Erfolg, lohnt auch, bei uns wenig-
ens, der Mühe nicht.

Da dergleichen, obwohl stärkere, Schlingen und Schlagbäume beim
Wiesel- und Marderfange beschrieben worden sind, so kann alles dort
rwähnte auch hier unter gehörigen Modifikationen angewendet werden.

So muß z. B. der kleine Schlagbaum auf die Zwasel eines Bau-
es kommen, und an der Zunge des Stellhölzchens eine Nuß befestigt
erden.

Die Schlingen können sowohl auf der Erde, als vor den Ein-
nd Fluchtausgängen der Kobel, jedoch ohne diese zu beschädigen, ge-
ellt werden.

Im ersteren Falle muß man aber mit Nüssen, guten Kastanien
der Mandeln körnen, und zwar zu solchen Jahreszeiten, wo sie ähn-
che Aesungsmittel sonst nicht finden.

Biber-Jagd.

Der Biber durchlöchert durch Ausführung eines Baues so man-
en Damm; er schneidet, um sich Aesung zu verschaffen, Pappeln,
lsren, Weiden, Haseln rc., und macht sie am verderblichsten, je holz-
rmer die Gegend ist, worinn er sich angesiedelt hat.

Das ist der Schaden, welchen der Biber verursacht.

Von Apothekern und Materialisten wird das Bibergeil im hohen
reis gekauft; der Biberbalg, besonders der Winterbalg, ein schönes,
ortreffliches Pelzwerk, ist ein bedeutender Handelsartikel. — Die zar-
n, seidenartigen Haare geben feine Strümpfe, Tuch, Handschuhe;
e geben die theueren Kastorhüte; aus den Haaren werden in eignen
abriken Malerpinsel, aus den gegerbten Biberbälgen Kofferüberzüge,
Baidtaschen rc., verfertigt; die Knochen benützt zu den glänzendsten
unstarbeiten der Drechsler, die Zähne zum Glätten, zum Vergolden
r Buchbinder. — Aus dem Fette bereitet der polnische und russische
rzt die besten Heilmittel bei Nervenkrankheiten, Krämpfen und
liederreissen.

Das ist der Nutzen, den der Biber gewährt.

Aber nicht der Schaden, den der Biber zu Tage fördert, regt den Jäger zur Verfolgung dieser Wildart auf; die Gewinnsucht, gesteigert durch den hohen Werth, welchen die meisten Körpertheile des Bibers haben, treibt den Jäger mit all ihrer Macht an, alle Hülfsmittel, welche das Waidwerk darbietet, mit rastlosem Eifer ins Leben treten zu lassen, um ein Thier, das bei uns, wo es nicht in Gesellschaften zusammensteht, und nicht Burgen bauet, sondern isolirt lebt und den Schaden, welchen es unter den weichen Holzarten stiftet, durch den so vielfältigen Nutzen, der aus ihm hervorgeht, mit wenigstens dreißig Prozent überragt, bei jeder Gelegenheit und zu jeder Jahreszeit in seine Gewalt zu bekommen.

Würden die Jagdbesitzer, in deren Revieren Biber ihren Stand haben, den Grundsatz adoptiren, dem Biber Hege und Schonung zu geben, ohne jedoch eine solche Vermehrung zuzulassen, daß sie den Waldungen nachtheilig werden kann, so müßte die Biberjagd von der Begattungszeit an bis zur Absäugung der Jungen eingestellt seyn, mithin der

a. Aufgang im Monat Juni, der Abschuß mit Eintritt des Monats Januar festgesetzt, und

b. kein Biber vor seinem 2. Lebensjahre, wo er ausgewachsen und begattungsfähig ist, geschossen oder gefangen werden.

Die ältesten bekannten bayerischen Jagd-Verordnungen erwähnen des Bibers verschiedentlich:

Die unter Herzog Albrecht V., dem Großmüthigen, erschienene Jagd- (Gejaids-) Ordnung vom 16. Juli 1551, welche eigentlich eine Instruction für das herzogliche Jägeramt ist, untergiebt die damals bestehenden eigenen Biber- und Otternjäger, welche bis dahin unter dem herzoglichen Fischmeister gestanden hatten, dem herzoglichen Jägermeister, und nimmt verschiedene Aenderungen mit deren Bestellung vor. Man fand nämlich damals: „gerathen, diesen Jägern ihren Dienstsold oder Dienstgeld aufzusagen und mit ihnen oder andern tauglichen Subjekten von neuem in der Art zu unterhandeln, daß jeder ein ziemlich Dienstgeld, damit er seine Hunde erhalten mag" bekommen sollte, außerdem aber von jedem gelieferten Biber oder Otter auf Naturalbezüge angewiesen würde, die bei der Fischotter im Balg sammt einem Schilling Pfennige, bei einem gelieferten Biberschwanz und zwei Läufen in 15 Kreutzern und dem Balg bestehen sollten. „Dem Biber- und Otternjäger in Landshut," schreibt diese Instruction weiter vor, „giebt man kein Dienstgeld, sondern zahlt ihm vom Biber und der Otter wie obgemeldet" (vielleicht weil er leichter Biber in größerer Anzahl liefern konnte, als andere). Weiter kommt noch vor: „es will aber die Nothdurft vor unseres gnädigsten Fürsten und Herrn Fischereien wegen erfordern, daß die Jägermeister auf Anbegehren der Fischmeister und sonsten aus ihnen selbst von Amtswegen verfügen und darob seien, damit die Ottern so viel möglich aufgefangen werden

den." — Von einer gleichmäßigen Ausdehnung auf den Fang der für die Fischereien wohl schon damals für unschädlich erachteten Biber ist die Rede nicht.

Diese Jagdordnung von 1551 findet sich ausführlich abgedruckt in Meyers Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen in Bayern von 1814 (Jahrg. 2, wo das Angeführte, im 10. Heft S. 55, vorkommt). Der Herr Herausgeber wollte die in den spätern Publikationen derselben Jagdordnung von 1555, 1571, 1574, 1599, enthaltenen Abweichungen und Veränderungen in den spätern Heften nachfolgen lassen, er hat aber dieser Zusage nicht Folge gegeben.

Die bisher größtentheils noch gültige Jagd- oder Gejaidsordnung von 1616, (beigedruckt der Auflage des alten bayernschen Landrechts von 1616) ertheilt S. 784 folgende Vorschriften in Ansehung des Biberfanges:

„Den Biber mag man fangen von Michaelis bis Ostern *) mit fürgelegten Netzen, Garn, Selbstgeschoßen, Fallen und Schießen, und was für Biberschwänz und Füß in unserer fürstlichen Hofküchen gebracht werden, die würdet man noch, auch wie gebräuchig, und von Alters Herkommen, bezahlen."

Im Jahre 1685 den 13. März erschien ein besonderes Verbot des Biberfanges in der untern Isar, folgenden Inhalts:

„Demnach Wir Vorhabens sind, hinfüran zu ein oder anderer Zeit unsere Lust mit Fangung der Biber auf der Isar unterhalb Landshut hinab zu suchen, als ist Unser gnädigster Befehl anmit, daß kein Fischer, so von gedachtem Landshut hinab bis in die Donau auf besagter Isar zu fischen pflegt, sich bei schwerer und unausbleiblicher Leibesstrafe unterstehen soll, einige Biber zu fangen, darüber ihr nun gehörigen Orten die weitere Nachsicht zu verfügen, und darob zu halten wissen werdet, thun Wir Uns zu euch gnädigst versehen ꝛc." (Meyers Generalversammlung 3. Band, 326 S. München 1788.)

---

*) Baron Kreitmayer, Anmerkungen zum codex civilis Th. 2, S. 493. (München 1761 Fol.) limitirt diese Fangzeit auf den Zeitraum zwischen Michaelis bis zum 1. März. Noch geeigneter würde es mir scheinen, das Ende derselben mit Lichtmeß eintreten zu lassen, da mit dem geendeten strengen Froste die Ranzzeit beginnt, und die Geschlechter bekanntlich so schwer zu unterscheiden sind, weil von den Geschlechtstheilen beider kaum etwas äußerlich sichtbar ist, daher die vier Brustwarzen der Weibchen noch am verläßigsten hiezu dienen. Junge, noch nicht ausgewachsene Biber müßten zu allen Zeiten geschont werden. Es sind auch hieher schon öfter von Jägern oder Fischern erlegte Biber gebracht worden, die sich beim Aufbruch als trächtige Weibchen bewährt haben, welches ich weit entfernt bin, stets oder allein der habsüchtigen Begierde nach diesen Thieren zuschreiben zu wollen, indem es wohl auch aus den berührten Verhältnissen, und der nach der Jagdordnung erlaubten Erlegung bis Ostern hervorgehen kann.

Für den teutschen Jäger ist eine Kunde der verschiedenen Jagdarten, welche die Nordamerikaner auf den Biber ausüben, sehr interessant.

„Um die Biberjagd zu beginnen" — sagt Chateaubriand, „wartet der Nordamerikanische Jäger, bis Schnee gefallen ist, und ein Nordwest den Himmel wieder hell macht und trockene Kälte bringt. Mittlerweile aber beschäftigt man sich mit kleiner Zwischenjagd von Ottern, Füchsen und Zibetratten. Die Fallen, welche man diesen Thieren stellt, bestehen aus mehr oder minder großen, dicken Brettern. Man macht ein Loch in den Schnee und setzt die Bretter mit dem einen Ende auf die Erde, mit dem andern auf drei Holzstäbchen, welche in Gestalt der Ziffer 4 zusammengefügt sind. Die Lockspeise befindet sich an einem dieser Stäbchen, und wenn ein Thier sie erhaschen will, kommt es unter das Brett, bringt das Gerüste aus dem Gleichgewicht, das Brett fällt und das Thier wird erschlagen. Die Lockspeisen sind nach der Verschiedenheit der Thiere verschieden, für den Biber ein Stück Aspenholz, für den Fuchs oder Wolf ein Stück Fleisch, für die Zibetratte Nüsse oder trockenes Obst. Man errichtet die Fallen für die Wölfe am Ausgang eines Dickichts, und wo Fährten derselben sich zeigen; für die Füchse am Abhange von Hügeln in einiger Entfernung von ihren Bauen, für die Zibetratten in jungen Gehölzen, für die Biber und Otter in Wiesengräben und im Röhricht der Teiche. Am frühen Morgen sieht man nach den Fallen und verläßt deßhalb schon 2 Stunden vor Tagesanbruch die Hütte. Die Jäger bedienen sich zum Gehen auf dem Schnee besonderer Schneeschuhe, welche 18 Zoll lang und 8 breit, vorn oval, nach hinten zu spitzig, und aus einem am Feuer gekrümmten und gehärteten Birkenaste gemacht sind. Der Länge nach und quer laufen schmale Lederstreifen, welche noch durch Weidengerten verstärkt sind. Diese Schneeschuhe werden mit drei Riemen an den Füßen befestigt. Ohne diese sinnreichen Maschinen würde es ohnmöglich seyn, zur Winterszeit in diesem Klima einen Schritt zu thun, allein sie verletzen und ermüden anfänglich, weil man, um damit zu gehen, genöthigt ist, die Kniee einwärts und die Schienbeine auswärts zu beugen.

Sobald es nicht mehr schneit und sich die Sonne auf der Oberfläche des verhärteten Schnees spiegelt, wird die Biberjagd ausgerufen. Zuvörderst wird ein feierliches Gebet an den großen Biber (ihren Biberjagd-Götzen) gerichtet und ihm ein Opfer von Tabacksblättern dargebracht. Die Indianer versehen sich mit Keulen, um das Eis durchzuschlagen und mit einem Netze zum Fangen der Biber. So streng übrigens der Winter sein mag, so frieren doch gewiße kleine Teiche in Oberkanada nie zu, was entweder von der Menge warmer Quellen oder von der besondern Lage herrührt. Solche nie zufrierende Wasserbehälter sind oft von den Bibern selbst gebildet. Man bricht in den Damm, welcher den Biberteich schließt, ein weites Loch, wo-

durch das Wasser abläuft und die wundervolle Stadt (Biberburgen-Reihe) trocken gelegt wird. Die Jäger stehen auf dem Stamme, die Keule in der Hand; die Hunde hinter sich, lauern sie, während an den Wohnungen der Biber das Wasser immer mehr und mehr sinkt und dieß amphibische Volk hiedurch erschreckt, schleunig herbeieilt, die aus einer ihm unbekannten Ursache entstandene Bresche wieder zu schließen. Alle schwimmen um die Wette herbei, die einen prüfen die Beschaffenheit des Schadens, andere begeben sich ans Ufer, um Baumaterialien zu suchen und noch andere eilen nach den Landhäusern, um die dortigen Mitbürger zu benachrichtigen. Aber von allen Seiten sind die Unglücklichen umringt, auf dem Walle streckt man den eifrigen Arbeiter todt darnieder, den nach der Sommerwohnung Entfliehenden verfolgt der Jäger, bewirft ihn mit einem blindmachenden Pulver und die Jagdhunde erdroßeln ihn. Der Wald ertönt von dem Geschrei der Sieger, das Wasser läuft völlig ab und man schickt sich an, die Stadt zu bestürmen.

Die Art und Weise, wie man die Biber in den überfrornen Teichen fängt, ist eine ganz andere. Es befinden sich Löcher im Eise, zu welchen die in den krystallenen Gefängnißen eingeschlossenen Biber kommen, um Athem zu holen. Die Jäger verstopfen nun die Löcher mit Schilf, um den Bibern, die ihnen drohen, die Gefahr zu verbergen. Diese erscheinen daher an den Luftlöchern; die Bewegung des Wassers, die sie durch ihr Schwimmen verursachen, verräth sie, der Jäger taucht seinen Arm bei der Oeffnung ein, ergreift das Thier an einer Pfote *) und wirft es auf das Eis, wo es von einem Kreise mörderischer Hunde umschloßen ist. Man bindet es an einem Baume fest und noch halb lebend wird ihm die Haut abgezogen, damit sein Haar jenseits des Ozeans das Haupt eines Londners oder Parisers bedecke. —

Ist auf solche Art der Biberfang vollbracht, so kehrt man, Lobgesänge auf den großen Biber unter Begleitung der Trommeln und Chichikoues singend, zur Jagdhütte zurück. Es werden Pfähle in den Boden geschlagen und an jedem derselben zwei Biber an den Hinterfüßen aufgehängt. Auf den Befehl des Häuptlings wird den sämmtlichen Bibern gleichzeitig durch eben so viele Jäger der Bauch aufgeschnitten und das Fell abgezogen. Findet sich unter den Erlegten ein Weibchen, so entsteht eine große Bestürzung, die Tödtung der weiblichen Biber ist nicht nur ein religiöses Vergehen, sondern auch ein politisches, eine Ursache des Krieges zwischen den Indianer-Stämmen.

Gleichwohl haben Gewinnsucht, die leidenschaftliche Begierde nach

---

*) Das müßte wohl mit wahrer Blitzesschnelle geschehen, denn der Biber, im wilden Zustande kühn und oft wüthend in der Gegenwehr, beißt furchtbar um sich und zermalmt mit einem einzigen Bisse einen Handknochen.

geistigen Getränken, das Bedürfniß der Feuergewehre den Sieg über den Aberglauben und das bestehende Recht davongetragen; eine große Menge Biberweibchen sind in neuester Zeit erlegt worden und früher oder später wird dieß die gänzliche Ausrottung dieser Thierart zur Folge haben. Die Jagd endet mit einem aus Biberfleisch bestehenden Mahle. Ein Redner hält sogar den Erlegten eine Gedächtnißrede, wie wenn er nicht an ihrem Tode mitschuldig wäre, er lobt ihren Geist und ihre Einsicht."

Heppe sagt: „Der Biberstich ist eine Jagdlust und wird der von den Hunden aufgesuchte und in das Wasser getriebene Bieber mit dreizackigen Gabeln, deren Spitzen Widerhaken haben, unter dem hellen Wasser, da man ihn gern sieht, gestochen. Doch erfordert es ein stillstehendes Wasser zu dieser Jagd, und wo man bis auf den Grund sehen kann."

Im russischen Asien, in Nordamerika, da wo der Biber nicht einzeln und nicht so selten zu finden ist, wie bei uns, sondern viele Familien zu Colonieen zusammen gestanden sind, in jenen an Bibern reichen Ländern mag der Biberstich eine der auszuübenden Jagdarten seyn; bei uns aber ist er eine unbekannte Sache, in soferne von Ausübung dieses Jagdbetriebes die Sprache ist; daher soll hier über die Anwendung des Biberstichs nur das eine Stelle finden, was davon unser Altmeister Dietrich a. d. Winckell gesagt hat: In seichten klaren Wässern, an deren Ufern sich Burgen befinden, soll auch, wie man sagt, der sogenannte Biberstich ganz im Freien, ohne Netze ausführbar seyn, indem sich eigens darauf geübte Männer mit dreizackigen, eisernen, an den scharfen Spitzen mit Widerhaken versehenen, an hölzernen Stielen befestigten Gabeln bewaffnet, an die Ausgänge der Burgen schleichen, hier abwarten, bis die Hunde die darin befindlichen Biber rege machen und die heraus ins Wasser fahrenden anspießen. —

Ob man etwa an den Gabelstielen Leinen befestigt, um den Verwundeten, weil die an den Zinken befindlichen Widerhaken machen, daß er nicht loszukommen vermag, bis zur völligen Ermattung daran fortgehen zu lassen, kann ich nicht sagen, sollte aber meinen, daß dadurch der Fang erleichtert würde. Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß der Stich von vorn nie angebracht werden kann. Auf jeden Fall gehört zu dieser sonst sehr einfachen Jagd viele Gewandtheit und Geschicklichkeit.

Anstehen. Aufziehen. Ausmachen. Ausweiden. Ausziehen. Beschleichen. Biberstich. Fang. Suche. Zerlegen.

I. Schießjagd.

Anstehen.

Kein Haarwild, edles, wie unedles, hält seinen Wechsel, seinen Paß so genau, wie der Biber seinen Aus- und Einstieg.

Diesen muß der Jäger genau wissen, und dazu gelangt er durch das Ausmachen.

Wer nur einmal eine Biberspur in, wenn auch nicht ganz reinem Abdrucke gesehen hat, der wird sie immer und zwar leicht wieder erkennen aus dem merkwürdigen Unterschiede zwischen den Spuren der Vorder- und der Hinterläufe; denn diese drücken sich so ab, daß man den Abdruck der Latschen eines Schwanes oder einer Wildgans vor sich zu sehen glaubt, während die Spur der Vorderläufe für die eines mittelstarken Hundes angesprochen werden könnte, wenn nicht beim Biber die Zehen und Nägel in der Spur sich als weiter auseinander stehend und die Ballen als nicht so tief eingedrückt darstellen würden.

In jeder Bewegung spürt sich der Biber fast wie die Flußotter, doch stehen die Hinterläufe breiter aus einander; sie stehen überdieß mit der Spitze des Fußes sehr einwärts, und drücken ihre ganze Fußgestalt noch genauer, deutlicher und eingreifender ab, als die Hinterbranten der Flußotter sich abzeichnen.

Hat der Jäger den Ausstieg des Bibers im Winter durch die Neue, in den schneelosen Jahreszeiten durch das feinsandige schlammigzähe, oder weichbodige Erdreich, in welchem der Ausstieg geschieht, gehörig ausgekundschaftet, so geht er dahin auf den Anstand und verfährt bei diesem, an sich sehr verläßigem Jagdbetriebe:

NB. Eben so, wie beim Anstehen auf Flußotter in den Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10 und 11 enthalten ist.

Nachdrücklichst rathe ich, ja nicht eher abzudrücken,

NB. sey es beim Anstehen, beim Beschleichen, oder auf der Suche, als bis man den Biber mit solchem Abkommen hat, daß er auf dem Anschusse bleibt, oder wenigstens nicht mehr im Stande ist, das Wasser zu erreichen.

Dieses gilt für den auf dem Lande — nämlich beim Anstehen auf dem Ausstiege, beim Beschleichen auf irgend einer Zufluchtsstätte, bei der Suche im Sonnungslager zu beschießenden Biber. — Auf diesen drei Plätzen hat der Jäger — wenn nicht der unangenehme und störende Fall eintritt, daß ihn der Biber durch ein plötzliches Wenden des Windzuges oder sonst einen fatalen Zufall plötzlich verwindet, ver-

nimmt oder eräuget und schneller, als ihn der Jäger gehörig fassen kann, ins Wasser fällt, — den Vortheil, sein Abkommen so zu nehmen, daß ihm des Bibers Kopf, Stich, Blatt oder Rückgrath den besten Anschuß-Punkt darbietet.

Aber der schwimmende Biber macht das Bezielen und tödtliche Treffen sehr mißlich, denn nur die Nase ist es, welche sich als Zielpunkt über dem Wasser zeigt und welche so bezielt werden muß, daß 2 — 3 Finger breit hinter ihr, und da ungefähr 2 Finger breit unter dem Wasser der Schuß bricht. — Dadurch allein wird der Biber am Kopfe so angeschossen, daß er auf dem Anschuß bleibt.

Dieses Bezielen findet statt, wenn der Biber beim Schwimmen nach der Breite kommt, d. h. wenn er stromauf- oder stromabwärts in gerader oder schräger Richtung dahinschwimmt, mithin dem Jäger die rechte oder linke Seite darbietet.

Durchschwimmt aber der Biber das Gewässer in dessen Breite, mithin mit dem Vordertheil gerade auf den Jäger zu, so drückt dieser 3 Finger breit unter der Nase des Bibers ab, wodurch ein tödtlicher Hals- und Stichschuß erzeugt wird.

Wenn aber der Biber in gerader Richtung vom Jäger hinweg nach dem entgegengesetzten Ufer schwimmt, mithin das Hintertheil ihm zu wendet, oder wenn er — vom Jäger hinweg das Gewässer noch oben oder nach unten hin schräg durchschwimmt, so bleibt nichts übrig, als nach der Kenntniß des Körperbaues des Bibers und dessen Körperhaltung beim Schwimmen — (denn sie geht so tief unter dem Wasser fort, daß der Kopf um die ganze Länge des — übrigens kurzen Halses der Wasser-Oberfläche näher ist als der Körper, und daß nur die Nase über das Wasser hervorsteht) den Biber zu bezielen, und zwar:

a. im ersten Falle zwischen der Nase und dem Halse, welches einen Kopfschuß zur Folge hat, dagegen

b. im zweiten Falle gerade auf der Wasserstelle, wo der Jäger, die Länge des Bibers genau kennend, vollkommen überzeugt seyn darf, daß er hier genau den Körpertheil zwischen dem Blatt und der dritten Rippe beschießt. — Daß ein solcher Schrägschuß auf ein Wild, von welchem nichts als die Nase sichtbar ist, ein vorzüglich gutes Augenmaaß erfordert, und selbst bei diesem nicht unter die sichern gehört, liegt in der Natur der Sache.

Ist das Beschießen eines schwimmenden Bibers an sich schon mißlich, so vereint sich noch damit der Nachtheil, daß der Biber,

a. wenn er nicht gleich auf den Anschuß bleibt, gerade wie die Flußotter in Uferhöhlungen, unter ausgespülten Baumwurzeln, am Grunde des Uferschilfes ꝛc. sich steckt und da äußerst schwer zu finden ist; in dem Falle aber, daß er

b. im Feuer geblieben ist, wie ein Bleiklumpen in senkrechter Richtung untergeht und daß, wenn die Stelle seines Untergehens so tief ist, daß er mit einem Fischhaken aus dem Grunde herauf geholt

werden muß, dadurch häufig das kostbare Bibergeil verloren geht, weil es sich, wenn der Haken den Biber beim Hintertheile faßt und er so, mit dem Vordertheil nach unten hängend, emporgezogen wird, wo nicht ganz, doch größtentheils in die inneren Theile ergießt und nebst dem, daß es sich durch dieses Ausgießen gänzlich oder doch in bedeutender Quantität verloren hat, dem Wildprete und dem für Leckermäuler 2 — 3 Thaler geltenden Schwanze einen höchst widrigen, ungenießbar machenden Geruch beibringt.

Beschleichen.

Im Frühjahre bei starkem Eisgange, bei Eintritt großer Ueberschwemmung, beim Anschwellen der Ströme und Flüße, in Folge langwierigen Regens flüchtet sich der Biber aus seinem Baue, den er unter hohen, oben überhängenden Ufern oder unter hohlen, dicht an Gewässern stehenden Weiden, Erlen ꝛc. hat, auf Blöcke, Felsenvorsprünge, Kopfweiden, Erdaufwürfe, Ausschalungen an Mühlgerinnen ꝛc. drückt sich da fest und bleibt so lange, bis der Eisgang vorüber oder die Gewässer wieder in ihre Ufer zurückgetreten sind.

Hier ist er leicht zu beschleichen, mit gutem Winde und bei gehöriger Vorsicht. Wie man mehrere Fälle hat, so hält hier der Biber so gut aus, daß ihn selbst ein Fehlschuß nicht flüchtig macht.

Das sind aber nur einzelne, überdieß sehr seltene Fälle, daher wird der Jäger, wenn er einen durch Eisgang oder Ueberschwemmung aus dem Baue vertriebenen Biber beschleichen will und ihn auf einer der eben erwähnten Zufluchtsstätten erblickt, sehr wohl thun, wenn er das, was über das schnelle Beschießen eines zu Angesicht gekommenen Bibers bei dem Jagdbetriebe: Suche auf Biber unter Nr. 3 als eine auf Erfahrung gegründete Ansprache aufgeführt worden ist, wohl beachtet und in Ausübung bringt.

Auch beim Beschleichen soll ein flüchtiger, muthiger Vorstehhund dem Jäger unangeleimt auf der Ferse folgen, der den von seinem Hochsitze fallenden Biber, wenn er nicht verendet gestürzt ist, am Einfahren ins Wasser hindere, oder, wenn dieses durch die Lage des Ortes, auf welchem sich der Biber gedrückt hatte, nicht verhindert werden konnte, ihm ungesäumt in's Wasser folge, da ihn decke, und ans Ufer schleppe.

Wer einen, auf Flußotter dressirten Pudel hat, wird diesen bei solchen Fällen vorzüglich benützen können und auch dem fermsten Wasserhunde vorziehen, da die sogenannten Otter-Pudel ausgezeichnet gut auf Biber zu gebrauchen sind.

Suche mit dem Vorstehhund.

1) Die Naturgeschichte des Bibers sagt uns, daß er die Eigenheit hat, sich gar gerne im Wiederschein zu sonnen, und, im Falle seine Burg oder sein Bau eine zu schattige Lage hat, um an oder auf selbem dieses Vergnügen zu genießen, sich unweit seiner Wohnung im

Weiden = oder Erlengebüsche lagert, das nicht zu dicht verwachsen ist, um den Sonnenstrahlen den Zugang auf das Plätzchen hin, wo er mit Wohlbehagen ruhen will, zu verschließen; ja daß er, im Falle es ihm da an solchen, die Sonnenstrahlen zulassenden Gebüschen mangelt, so klug ist, vom schwächern Holze, welches er der Aesung wegen geschnitten hat, unter den vom Ufer über's Wasser hängenden Sträuchern ein Lager zu bereiten, auf dem er, mit dem Schwanze im Wasser, im Trocknen und zugleich von der die Lücken der Sträucher durchstrahlenden Sonne beschienen ist.

2) Die Stunden von 11 — 2 Uhr Mittags sind im Frühling, Herbst und Winter, die von 8 — 10 Morgens im Sommer die Zeit seines behaglichen Ruhens im Sonnenscheine, wo er sich oft einem so tiefen Schlafe überläßt, daß er, wie der Hase in seiner Sasse, — auf 20 — 25 Schritt in seinem sonnigen Lager geschossen wird.

3) Da der, seines Revieres und seiner Wildbahn kundige Jäger die Gewässer und die Uferstrecken, wo er Biberbaue hat —, mithin auch in ihrer Nähe die Weidenheger, Erlengebüsche ꝛc., kennt, in und an welchen sich die Biber zu sonnen pflegen, so sucht er diese an den bezeichneten Morgen = oder Mittagsstunden mit dem Vorstehhunde, welchen er sehr kurz hält, in größter Stille und Aufmerksamkeit gegen den vollen Wind ab, säumt aber nicht, sobald der Hund anzieht, sich so schußfertig zu machen, daß er, bei der ersten Erblickung des Bibers, diesen gleich auf's Korn nimmt, und, wenn er sich vollkommen auf seine Flinte in Beziehung auf Weitreichen und sehr guten Trieb verlassen kann — schon vor Erreichung der gewöhnlichen Schußweite Feuer gibt, in so ferne er ein solches Abkommen hat, daß er auf einen gleich tödtlichen Anschuß rechnen darf.

4) Daß zu solcher Suche ein Vorstehhund gehört, der sehr flüchtig, dabei scharf und kräftig genug ist, den tödtlich angeschossenen Biber auf dem Lande wie im Wasser zu würgen, auch aus diesem ihn an's Ufer zu schleppen, darf wohl nicht erinnert werden.

5) Sollte der Biber, mehr oder minder gut angeschweißt, noch das Wasser erreichen, und da — mit dem tödtlichen Anschusse untergehen, — mit schlechterem Anschusse aber fortschwimmen, — so hat der Jäger in beiden Fällen zu thun, was darüber beim Anstehen auf Flußotter unter Nr. 11 gelehrt worden ist.

Der Schießjagd auf Biber muß noch beigefügt werden, daß diese Wildart, — zu deren ganz sicherer und schneller Habhaftwerdung mittelst Geschoßes ein Stürzen im Feuer und gleich folgendes Verenden, oder wenigstens der Mangel an körperlichem Vermögen, noch, wenn auch nur eine ganz kurze Strecke, durchzugehen, erfordert wird, — einen Anschuß mit Nr. 0 erfordert.

Es ist bereits beim Anstehen auf Biber gesagt worden, daß beim Herausziehen des Bibers aus dem Wasser mittelst eines

Fischerhakens der ganze oder theilweise Verlust des Geils zu befürchten ist, wenn der Biber beim Hintertheil gefaßt und in die Höhe gebracht wird.

Der nämliche Nachtheil tritt ein, wenn ein geschoßener oder gefangener Biber so in der Hand oder in der Waidtasche nach Hause getragen würde, daß das Vordertheil nach unten käme. Es ist eine

NB. Hauptregel beim Heimschaffen des Bibers, ihn an den Vorderläufen in der Hand, oder auf einer Stange und mit abwärts hängendem Hintertheile auf den Platz zu bringen, wo er aufgebrochen und ausgezogen werden soll und selbst da ihn so zu strecken, daß er mit dem Kopfe und Vordertheile höher als mit dem Hintertheile zu liegen kommt.

Das weitere Verfahren, um zu verhüten, daß die so werthvolle harzige Materie, unter dem Namen Bibergeil bekannt, nicht ganz oder das meiste davon nach innern Theilen übergehe, ersehe man beim **Ausziehen.**

II. Fangjagd.

Fang im Netze.

A. im Wasser.

Da ich diese Jagdart noch nie ausgeübt, auch nie Gelegenheit gehabt habe, darüber mit einem Jäger mich zu besprechen, der den Biberfang auf diese Art praktisch betrieben hat, so bleibt mir nichts übrig, als hier dasjenige aufzunehmen, was darüber unsere besseren Jagdschriftsteller in ihren Werken zur Oeffentlichkeit gebracht haben.

Zum Biberfang im Netze sind Hunde unentbehrlich; sie müßen in Allem den Otterhunden gleichen und auf eben die Art abgerichtet werden.

Was beim Otterfang in Netzen über deren Beschaffenheit und Anwendung gesagt worden ist, gilt auch beim Biber; doch möchte es wohlgethan seyn, wenn man bei Netzen, die man zum Biberfang verwendet, noch stärkere Leinen zum Gemäsch nimmt, als beim Otternetz; auch lasse man am Ende (am spitzigen Auslaufe) des **Küttels** einen 2 — 3 Pfund schweren Stein und zunächst demselben einen eisernen Ring anbringen. Sobald das Netz gestellt, d. h. vorgezogen ist, wird an einem, am Ufer eingerahmten Pfahle eine dünne, hinlänglich lange Leine befestigt, hierauf bis zur Mitte des Küttels geführt und dort ringsum durch die Maschen, dann durch den vorher erwähnten eisernen Ring gezogen und wieder ans Land genommen.

Auf eben die Weise, wie beim Flußotterfang im Netze ersehen, wird dieser Biberfang in solchen Flüßen, Bächen und Teichausmündungen ausgeübt, welche nicht zu breit sind, um völlig von einem Ufer zum andern durchzustellen; dabei aber ergreift einer von den beim Netz

am Ufer angestellten Männern die vorher erwähnte Zugleine, um, sobald er am Rücken (an der Bewegung der Leine) fühlt, daß der Biber am Ende des Küttels ist, augenblicklich sie anzuziehen, damit der Küttelzipfel, in welchen der Biber eingefallen ist, sich umschlägt und der Netzsack sich zuzieht. Es möchte nicht gut seyn, Männer an die Küttel zu stellen, desto rascher aber muß der mit der Zugleine positirte Jäger oder Gehülfe, wenn er merkt, daß der Biber im Küttel ist, diesen an's Ufer reißen und desto schleuniger muß der Biber todtgeschlagen, oder erschossen, oder mit der Ottergabel (hier Bibergabel genannt) todtgestochen werden, da er sich sonst mit seinen äußerst scharfen Zähnen im Augenblicke durchschneiden würde.

Wo der Fluß, der Bach, die Teichausmündung zu breit wäre, um ganz durchstellen zu können, oder wenn man nicht zwei Wathen hätte, müßte man vor der ganzen Uferstrecke, in welcher sich die abzujagenden Burgen oder Baue befinden, das Netz vorziehen; sollte es auch da nicht zureichen, so bliebe nichts übrig, als vor den Burgen oder Bauen das Netz in einer bogenförmigen Stellung vorzuziehen, welches aber in möglichster Stille geschehen muß. Jedoch möchte, statt des bogenförmig-vorgezogenen Netzes das Vorhalten großer Hamen noch viel besser seyn, weil man mit solchen sich leichter von der Landseite an die Burg oder den Bau schleichen könnte, um mit dem Hamen, im Augenblicke, wo der Hund zum Ausjagen des Bibers eingefahren ist, die vom Biber bewohnte Uferhöhlung zu verrichten.

NB. Die Hunde dürfen nie eher gelößt werden, bis alles Fangzeug gänzlich in Ordnung ist.

B. Auf dem Lande.

„Wie nun der Biber,, — sagt Döbel in seiner: Neueröffneten Jäger-Practica —„ seine Burg gemeinschaftlich auf oder dichte an das Wasser bauet, also macht man zu dessen Fangung folgendes Netz:

Nämlich man stricket ein Netz auf die Art, wie ein Wachtelgarn, von dünnem Leinen, eines kleinen Fingers dicke. Das Ingarn muß so stark als wie das Rehgarn seyn. Deßen Höhe muß 3 Ellen hoch, die Spiegelmaschen 18 Zoll weit seyn, die Länge kann nach Gefallen gemacht werden.

Am dienlichsten und besten ist es, wenn die Länge 50 Schritte in sich hält und soll man derselben 3, 4 bis 6 allezeit im Vorrath haben, sonderlich an den Orten, wo es viel Biber giebt. Sie werden ordentlich an Stangen von vierthalb Ellen lang, gleich einem Stellnetze, eingebunden. Diese Netze nimmt man und stellet sie auf das Land an den Orten, wo er seinen Aus- und Eingang hat.

Wenn es nun gestellet ist, so gehet einer und suchet ihn mit dem Hunde auf und siehet, wo er schälet. Der andere aber muß an dem Orte des Netzes liegen bleiben und Achtung geben, wenn der Biber kömmt. Dieses kann er merken, wenn der Biber an die Netze und

Leine rücket, so lauft er zu und schlägt ihn todt. Denn wenn dem Biber Zeit gelassen wird, so schneidet er sich durch die Netze."

Ich glaube allerdings, daß diese Fangart auf dem Lande recht wohl auszuüben und erfolgreich seyn möchte, wenn es möglich wäre die Netze so geräuschlos zu stellen, daß nicht der äußerst fein vernehmende Biber, da er überdieß nie weit hinweg von seinem Ausstiege ins Land geht, das Arbeiten der Netzesteller zu Gehör bekommen und in möglichst schneller Flucht durchgehen würde.

Fang in der Reuse.

Der Biber liebt unter seiner verschiedenen Aesung, die gewöhnlich in der süßen, jungen Rinde weicher Holzarten besteht, vorzüglich die des Biberbaums (Magnolia glauca), der Amerikanischen Esche (Fraxinus americana), des Storarbaums (Liquidambar stiraciflua) und aller amerikanischen Holzarten, welche süßen Gummi enthalten.

Wer in seinem Jagdbezirke Biber hat, der darf auf einen sichern Fang rechnen, wenn er

a. in der Nähe der Biberwohnung zwei Reusen, — aber stärker als die gewöhnlichen Fischreusen, und von fichtenen Zweigen gemacht, nicht weit vom Ufer im Wasser befestigt, und zwar eine unterhalb, die andere oberhalb des Biberbaues, damit der Biber, der, weil er nicht fischt, mithin selten stromauf- oder stromabwärts geht, sondern, wenn er auf jenseitigem Ufer schneidet, den Strom, Fluß oder Bach fast immer in gerader Richtung durchschwimmt, die Reuse, je nachdem der Wind von der untern oder obern Seite des Gewässers weht, annimmt; — und wenn der Jäger

b. einen Bündel von Knospen und von junger Rinde der genannten amerikanischen Bäume, welche er zu diesem Behufe in seinem Garten cultivirt, in die Reuse legt.

Diesem anreizenden Leckerbissen kann der Biber nicht widerstehen; seine Naschhaftigkeit verführt ihn, seine sonstige Vorsicht und Scheue zu vergessen; er geht in die Reuse, um aus selber nicht wieder zu kehren.

Eine Hauptregel für diesen Fangbetrieb ist, jederzeit noch vor Tagesanbruch die Reuse zu begehen, denn der Biber trachtet am Morgen nach seinem Baue; er gewahret jezt was er während des leckern Schmauses nicht bedacht oder geahndet hat —, daß er sich in einem fremden, einschliessenden Raume befindet. — Gegen jede fesselnde Einschränkung ergrimmend, für die Freiheit alle Kräfte aufbietend, säumt er auch nicht, sich mit scharfem Zahne durchschneiden zu wollen; aber der wachsame Jäger eilt herbei, um ihn, sollte er sich schon so weit durchgeschnitten haben, daß kein Augenblick zu seiner Habhaftwerdung verloren gehen darf, mit einem schnellen Schusse zu erlegen, oder, wenn es gerade mit seiner Tödtung keine zu große Eile hat, in der Reuse ans Ufer zu ziehen und da, zur Schonung des Balges, durch einen einzigen derben Schlage auf die Nase, gegeben mit einem hartholzigen, schmalkantigen Knittel, verenden zu machen.

Fang im Tellereisen. —
(M. s. die Zeichnung bei Dachsfang.)

Das erste Erforderniß zu dieser Fangart ist ein vorzüglich gutes Eisen mit sehr starker Feder.

Das Tellereisen wird im Wasser und auf dem Lande gelegt.

Fang im Wasser.

Dicht vor dem Ausstiege, — (wie dieser ausgemacht wird, ersehen wir beim Anstehen auf Biber) am besten in und unter das Wasser, wird das sorgfältig rein gepuzte, aber nicht verwitterte Tellereisen, gerade so gelegt, fängisch gestellt und befestigt, wie man dieses beim Otterfang im Tellereisen im Wasser thut. (M. s. diesen Art.)

Fang auf dem Lande.

Diese Fangart wird in allen ihren Haupt- und Nebenverrichtungen, gerade so ausgeübt, wie bei der Flußotter die Fangart II. im Tellereisen auf dem Lande (M. s. diesen Art.) mit dem einzigen Unterschiede, daß es

a. mit Weiden- oder Aspenblätter (am besten mit den Knospen dieser Holzarten) tüchtig gerieben (verwittert) und daß es

b. an den Seiten und nach dem Lande zu mit sehr zarten Weiden- oder Aspen-Zweigen umstreuet, und damit ganz dünn, jedoch so, daß nirgends ein Eichentheil hervorschauen kann, bedeckt wird.

NB. Das Umstreuen und Bedecken muß täglich, frisch das Legen des Eisens und das Abschneiden der Zweige mit eben so, wie das Eisen, (durch Reibung von Weiden- oder Aspenblättern oder den Knospen) verwitterten Händen geschehen.

Alles übrige, wie bei vorerwähntem Otter-Wasserfang im Tellereisen.

Der Jäger hat seinen geschossenen oder gefangenen Biber in die Zwirkkammer gebracht und so gestreckt, daß er mit dem Hintertheile bedeutend tiefer als mit dem Vordertheile liegt. Jetzt wetzt er sein Zwirkmesser und schreitet an das Ausziehen.

Mit aller Vorsicht den werthvollen Balg behandelnd, schärft er ihn an den Schlegeln bis über die Geilensäckchen hin auf, unterbindet diese fest, und löst die Geilenbübel aus, wobei äußerst behutsam zu verfahren ist, damit sie nicht im geringsten verletzt werden.

Er schärft hierauf den Schwanz ab und betreibt und vollbringt das weitere Ausziehen, eben so, wie man einen Hasen auszieht, oder die Flußotter streift.

Das Biberwildpret gibt unter verschiedenartigen Bereitungen auch verschiedenartige köstliche Gerichte. Daher folgt dem Ausziehen das Ausweiden und diesem das Zerlegen, welche beide eben so wie beim Hasen behandelt werden.

Bei und nach dem Ausziehen des Biberbalges verfährt man genau nach der Anleitung, die dazu und zum Aufbewahren des Balges bei der Flußotterjagd gegeben worden ist.
